

Orte und Landschaften der Muße, Freizeit und Erholung

Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 35, 2018

Umschlagabbildung:

Badeszene im Wildbad, Titelblatt von *Hans Foltz*, um 1480

# Siedlungsforschung

Archäologie – Geschichte – Geographie 35, 2018

Die 43. Jahrestagung des Arbeitskreises für Historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V., fand vom 21.–24. September 2016 in Bad Wildbad unter dem Titel »*Orte und Landschaften der Muße, Freizeit und Erholung*« statt.

Orte und Landschaften der Muße,  
Freizeit und Erholung

Herausgegeben  
von

Volkmar Eidloth, Andreas Dix  
und Winfried Schenk

Arbeitskreis  
für Historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa  
ARKUM e.V.

Mit Beiträgen der Jahrestagung 2016 in Bad Wildbad

---

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2018

---

## HERAUSGEBER

Für den Themenschwerpunkt:

*Dipl.-Geogr. Volkmar Eidloth:* Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – Berliner Straße 12, D-73728 Esslingen am Neckar. E-Mail: volkmar.eidloth@rps.bwl.de

*Prof. Dr. Andreas Dix:* Professur für Historische Geographie, Geographisches Institut, Universität Bamberg – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg. E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de

Für die Zeitschrift Siedlungsforschung:

*Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

## REDAKTION

*Drs. Peter Burggraaff:* Arbeitskreis für Historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V., Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, E-Mail: peter.burggraaff@t-online.de

Mit Unterstützung von *Dr. Klaus-Dieter Kleefeld*

---

Für die Mitglieder des Arbeitskreises für Historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. ist der Bezugspreis im Jahresbeitrag enthalten (Anmeldungen an die Geschäftsstelle: Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn).

Der Nachdruck von Beiträgen ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch bei Quellenangabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vorbehalten. Der Bezug erfolgt unmittelbar bei der Geschäftsstelle (% Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71) oder über den Buchhandel.

---

Herstellung: Hartmann Satz + Druck / Mignon-Verlag, Winzerstr. 61, 53129 Bonn. E-Mail: peter.hartmann@mignon-verlag.de

Druck: Linsen Druckcenter GmbH, Siemensstraße 12–14, 47533 Kleve

ISSN: 0175–0046

# INHALT

## Orte und Landschaften der Muße, Freizeit und Erholung

*Volkmar Eidloth*

- Bäder und Bäderlandschaften in Mitteleuropa  
Skizzen zur raumzeitlichen Entwicklung eines Siedlungstyps  
bis zum Ersten Weltkrieg ..... 9  
Mit 4 Karten und 21 Abbildungen  
Summary

### Erholung und Heilung

*Andreas Thiel*

- Stätten der Erholung im römischen Südwestdeutschland ..... 49  
Mit 8 Abbildungen  
Summary

*Peter Rückert*

- Die Grafen von Württemberg im Wildbad. Erholung und Politik  
im spätmittelalterlichen Schwarzwald ..... 73  
Mit 6 Abbildungen  
Summary

*Andrea Schaer*

- Die Bäder von Baden in der Schweiz im Licht der aktuellen  
archäologischen und kulturgeschichtlichen Forschung ..... 91  
Mit 18 Abbildungen  
Summary

*Dietrich Denecke*

- Struktur und Entwicklung eines touristischen Wanderwegenetzes  
in deutschen Mittelgebirgen – Erschließung und Wandel  
der Infrastruktur von Erholungslandschaften ..... 125  
Mit 1 Tabelle  
Summary

---

## Sport und Vergnügungen

*Franz Irsigler*

- Fußball und Siedlungsentwicklung, das Geldspiel Tennis und  
die Kölner Sportheroen im Hoch- und Mittelalter ..... 161  
Mit 7 Abbildungen  
Summary

*Volkmar Eidloth und Hans Renes*

- Mailbahnen als städtebauliche und landschaftsplanerische Innovation  
im 17. Jahrhundert ..... 179  
Mit 15 Abbildungen  
Summary

*Gilbert Norden*

- Wien, eine urbane historische Sporttopographie ..... 201  
Mit 6 Abbildungen  
Summary

*Katrin Schulze*

- Pferderennen, Oktoberfest und Inline Skaten:  
Die Theresienwiese in München – ein traditioneller Ort  
städtischer Vergnügungen ..... 225  
Mit 18 Abbildungen  
Summary

## Muße und Inspiration

*Claus-Joachim Kind*

- Muße und Kunst der altsteinzeitlichen Jäger und Sammler  
auf der Schwäbischen Alb ..... 253  
Mit 13 Abbildungen  
Summary

*Folker Reichert*

- Zur freien Verfügung. Heiliglandpilger zwischen Pauschalismus  
und individueller Erfahrung ..... 271  
Mit 5 Abbildungen  
Summary

*Kilian Jost*

- Das domestizierte Hochgebirge –  
Alpenmotive im Landschaftsgarten ..... 285  
Mit 32 Abbildungen  
Summary

---

*Petra Martin*

- »[...] verbannt in die Landschaft« – Die Halbinsel HÖri im Bodensee  
als Künstlerort ..... 319  
Mit 18 Abbildungen  
Summary

## Kurzbeiträge

*Marcus Mogk*

- Rheinromantik – Rheinreisen – Rheinpanoramen.  
Bemerkungen zu Realität und Illusion. .... 343  
Mit 6 Abbildungen  
Summary

*Johannes Hofmeister*

- Die Fotografien des Naturschutzpioniers Dr. Hermann Reichling  
(1890–1948) als Zeugnisse des Landschaftswandels ..... 357  
Mit 5 Abbildungen  
Summary

*Klaus Fehn*

- Freizeit und Erholung inmitten von konkurrierenden Landschafts-  
nutzungsansprüchen am Beispiel der nördlichen Stadtrandzone  
von München im 20. Jahrhundert. Historisch-geographische Studien  
mit familienbiographischem Hintergrund ..... 369  
Mit 17 Abbildungen  
Summary

- Anschriften der Autoren, Herausgeber und  
Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises ..... 401

- Contents ..... 403



Volkmar Eidloth

## Bäder und Bäderlandschaften in Mitteleuropa

Skizzen zur raumzeitlichen Entwicklung eines Siedlungstyps  
bis zum Ersten Weltkrieg<sup>1</sup>

Mit 4 Karten und 21 Abbildungen

In der Kartenbeilage zur 10ten und zugleich Jubiläumsausgabe des *Bäder-Almanach* von 1907 sind an die 650 Bäder, Kurorte und Heilanstalten in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz verzeichnet, die durch ein engmaschiges Eisenbahnnetz untereinander verbunden sind. Die Karte dokumentiert und verortet damit historisches Geschehen: Das Baden im Meer ist en Vogue, die Sommerfrische in den Bergen beliebt, die »große Welt« reist ins Bad und in den internationalen Kurstädten wird »diplomatie thermale« betrieben. Gleichzeitig stirbt um 1900 noch jeder siebte Erwachsene in Europa an der Schwindsucht, wie die Tuberkulose damals genannt wird. Die Neurasthenie, die »reizbare Schwäche«, ist ein Krankheitsbild, das bei großen Kreisen der Bevölkerung auftritt. Die weite Verbreitung und hohe Dichte an Kur- und Badeorten in Mitteleuropa, wie sie die Karte zeigt, könnte folglich als ein zeittypisches Phänomen interpretiert werden. Tatsächlich ist sie aber auch das Ergebnis einer Jahrhunderte währenden Genese. Im Folgenden soll versucht werden, diese historische Entwicklung und ihre räumliche Ausdehnung in vier zeitlichen Querschnitten und drei thematischen Exkursen skizzenhaft und anhand einiger weniger Beispiele nachzuzeichnen.

### »Aquae« – Heilbäder in römischer Zeit

Funde weisen darauf hin, dass natürliche kalte oder warme Mineralquellen bereits in vor- und frühgeschichtlicher Zeit kultischen Zwecken dienten, unter Umständen aber auch schon zu Heilzwecken genutzt wurden. Keltische Quellfassungen aus Holz, mittels derer das Mineralwasser vom Grundwasser getrennt werden

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

sollte, sind an mehreren Orten nachgewiesen (vgl. *Budinská* 2006, S. 9–12; *Künzl* 2013, S. 117–118). Den Römern blieb es allerdings vorbehalten, an Heilquellen Bäder zu errichten und sie zu Kurorten auszubauen.<sup>2</sup> Man kann davon ausgehen, dass ihnen die meisten Mineral- und vor allem Thermalquellen in ihren Territorien bekannt waren. Viele werden sie auch genutzt haben, häufig mag es dabei allerdings bei einer Fassung der Quelle geblieben sein. Mit römischen Heilbädern und einer entsprechenden Infrastruktur darf man dagegen bei den mit »*Aquae*«, »*Aquas*« oder »*Ad aquas*« bezeichneten Orten rechnen (Karte 1).

Auf der berühmten spätantiken »*Tabula Peutingeriana*« sind die mit »*Aquae*« zusammengesetzten Ortsnamen häufig mit einer sogenannten Vignette gekennzeichnet. Diese kleinen perspektivischen Zeichnungen sollten vermutlich Reisenden, Händlern oder dem römischen Militär, die die Tabula benutzten, Auskunft über Unterkunftsmöglichkeiten sowie deren Größe und Ausstattung geben (*Weber* 1976, S. 14–16). Die Vignetten zu den »*Aquae*«-Orten zeigen jeweils ein Gebäuderechteck um ein offenes Wasserbecken mit einem mittigen Eingangportal an einer der beiden Schmalseiten. Insgesamt weist die Tabula 52 Siedlungsplätze mit diesem Motiv auf, davon liegen sieben in den gallischen Provinzen. Daneben enthält die Karte jedoch eine große Zahl weiterer Ortsnamenangaben »*Aquae*«, denen die entsprechende Kennzeichnung fehlt. Die Vignette darf deshalb nicht als Signatur für Badeorte interpretiert und die Tabula nicht als antikes »*Bäder-Itinerar*« (*Fürbeth* 2004, S. 32–34) verstanden werden.

Die Ortsnamenbezeichnung »*Aquae*« wurde gern mit einem Zusatz versehen, der die Art des Wassers (z.B. »*calidae*« für warme Quellen wie im Fall von Vichy), die Gottheit, der die Heilquelle geweiht war (wie z.B. bei »*Aquae Granni*«, dem heutigen Aachen), oder die geographische Lage näher bestimmte (z.B. bei »*Aquae Pannoniae*« oder »*Aquae Helveticae*«, wo ja noch heute die Stadtnamen Baden mit den Lokalbezeichnungen »*bei Wien*« bzw. »*im Aargau*« kombiniert werden). Bei einigen römischen Siedlungsplätzen, wie zum Beispiel Badenweiler oder Bad Gögging, lässt sich die Funktion als Heilbad archäologisch nachweisen, ohne dass die entsprechenden antiken Namen bekannt wären.

Im Fall von Bad Cannstatt fehlen uns zum Beispiel beide, der antike Name und der eindeutige archäologische Nachweis. Dass die Stuttgarter Mineralquellen von den Römern nicht genutzt worden sein sollen, erscheint allerdings unwahrscheinlich. Zum einen handelt es sich um das nach Budapest größte Mineralwasservorkommen Mitteleuropas (*Carlé* 1975, Bd. 1, S. 356) und zum anderen war Cannstatt kein unwichtiger Kastellort. Ohne Badeanlagen in Cannstatt hätte aber nach *Künzl* (2013, S. 140) »für das römische Militär Obergermaniens östlich des Schwarzwaldes kein einziges näher gelegenes Kurbad zur Verfügung gestanden; die nächsten wären Baden-Baden und Badenweiler im Westen jenseits des Schwarzwaldes sowie das ferne Bad Gögging in Bayern gewesen, und dieser Ort gehörte schon zur Provinz Rätien und der dortigen Armee«. Ein Heilbad zur Erholung und Therapie in erreichbarer Entfernung vorzufinden war jedoch für jede

---

2 Zu römischen Heilbädern vergleiche *Brödner* 1983, S. 163–179; *Künzl* 2013, S. 103–149.



Karte 1: Römische Heilbäder in Mitteleuropa  
Entwurf und Kartographie: V. Eidloth

römische Armeegruppe wichtig. Besucht wurden diese nicht nur von aktiven Offizieren und Mannschaften, sondern auch von deren Familienangehörigen und Veteranen.<sup>3</sup> So darf man sich z.B. »*Aquae Mattiacorum*«, das römische Wies-

<sup>3</sup> Zu den Heilbädern für römische Heeresangehörige *Wesch-Klein* 1998, S. 84–87.

baden während seines ganzen Bestehens als eine ausgedehnte vom Militär geprägte Kurstadt vorstellen (Thiel 2014, S. 303–304). Die Badeanlagen in Baden-Baden (»*Aquae Aureliae*«) dienten vor allem Offizieren und Mannschaften der VIII. Legion des nahe gelegenen »*Argentorate*« (Straßburg) zur Heilung und Entspannung (Mayer-Reppert u. Rabold 2008, S. 29).

Eine einheitliche Bauform lässt sich für die römischen Badeorte nicht erkennen. Große und aufwändige, mitunter – wie etwa in Wiesbaden – gleich mehrere Thermenkomplexe, zugehörige Dienstleistungsgebäude und Unterkünfte gehörten zweifellos zur baulichen Ausstattung. Gewöhnlich waren römische Heilbäder auch immer mit einem Heiligtum verbunden. Für das im letzten Viertel des 1. nachchristlichen Jahrhunderts gegründete Badenweiler sind ein klassischer Podiumstempel in beherrschender Lage sicher nachgewiesen und ein weiterer Umgangstempel vermutet worden. Heilquelle und Tempel waren wohl der »*Diana Abnoa*« geweiht, der ein *Marcus Sennius Fronto* mit einem großen Standbild in den Thermen für seine Genesung dankte. Unterhalb des Badegebäudes findet sich eine Art Ladenzeile mit Werkstätten, westlich zeichnet sich im Bodenradar eine Baustruktur ab, die vielleicht für Unterkünfte gedient haben könnte. Das übrige Siedlungsgebiet, das sich über mehrere künstlich geschaffene und durch Treppen verbundene Hangterrassen erstreckte, dürfte sich als vornehmes Wohngebiet mit privaten Anwesen inmitten großer Gärten präsentiert haben (Nuber 2002; Seitz 2005).

Im Unterschied zu vielen anderen römischen Bädern ist Badenweiler nicht mit Hilfe des Militärs errichtet und betrieben worden.<sup>4</sup> Seine Kurgäste kamen wohl aus den kleineren Siedlungen in der Rheinebene, dem Oberelsass und aus der nächst gelegenen Stadt, der »*Colonia Augusta Raurica*« (Augst bei Basel) (Seitz 2005, S. 367–368). Mit dem Rückzug der Römer verlor Badenweiler sein angestammtes Publikum. Die massiven Thermenbauten dürften jedoch noch im 7./8. Jahrhundert genutzt worden sein (Fingerlin 2002, S. 98). Von einem geregelten Badebetrieb und einer kurörtlichen Infrastruktur mit entsprechender Ausstattung wird man allerdings nicht mehr ausgehen dürfen. Wie andernorts gerieten in der Folgezeit auch in Badenweiler die römischen Bäder in Vergessenheit und verfielen. Das erste, 1408 erwähnte mittelalterliche Badhaus in Badenweiler stand an einer anderen Stelle als die antike Therme (Helm 1985, S. 13–14).

#### »Bäderbüchlein« und »Badenfahrten« in Spätmittelalter und Früher Neuzeit

Zu einem balneotherapeutischen Neubeginn kam es erst im 11./12. Jahrhundert über arabische Gelehrte, die Heilkunde und Ärzteswissen der Antike wieder zugänglich machten. Das führte zu einer Wiederbelebung römischer Badeorte aber auch zu Neugründungen. Im 15. Jahrhundert gewann zudem die Erkenntnis Raum, dass sich nicht nur durch den Gebrauch von Thermen, sondern auch von

---

<sup>4</sup> Siehe auch den Beitrag von *Andreas Thiel* in diesem Band.

Kohlensäuerlingen, Salz- und Schwefelquellen Heilerfolge erzielen lassen. Verbreitet wurden das wieder gewonnene balneologische Wissen und die Informationen über Heilquellen durch Bäderliteratur und Bäderführer, wie sie ab dem 15. Jahrhundert auch nördlich der Alpen in großer Zahl entstanden. Der erste derartige Text im deutschsprachigen Raum ist der um 1450 allerdings noch in Lateinisch verfasste »*Tractatus de balneis naturalibus*« des Züricher Chorherren und Juristen *Felix Hemmerli*, der sich damit in die Tradition italienischer balneologischer Schriften des 14. Jahrhunderts stellte (*Fürbeth* 2004).

Der Traktat bildete seinerseits die Vorlage für das um 1491 in Nürnberg erschienene »*Bäderbüchlein*« des *Hans Folz*, der ersten deutschsprachigen gedruckten Baderschrift überhaupt (*Fürbeth* 2004, S. 186). Der Nürnberger Bürger *Hans Folz* war Barbier, Wundarzt und ein bekannter Meistersinger. Sein »*Puchlein saget vns von allen paden die vō natur heiß sein*« ist in Reimpaarsprüchen verfasst, um eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Es muss tatsächlich sehr erfolgreich gewesen sein, wurde doch bereits 1495 in Brunn ein Plagiat der Schrift veröffentlicht, bei dessen angeblichem Verfasser, einem »*Mayster Clement von Gracz*«, es sich um einen fiktiven Autorennamen handelt.<sup>5</sup> Im 16. Jahrhundert nahm dann die Zahl überlokaler Bäderliteratur rasch zu.

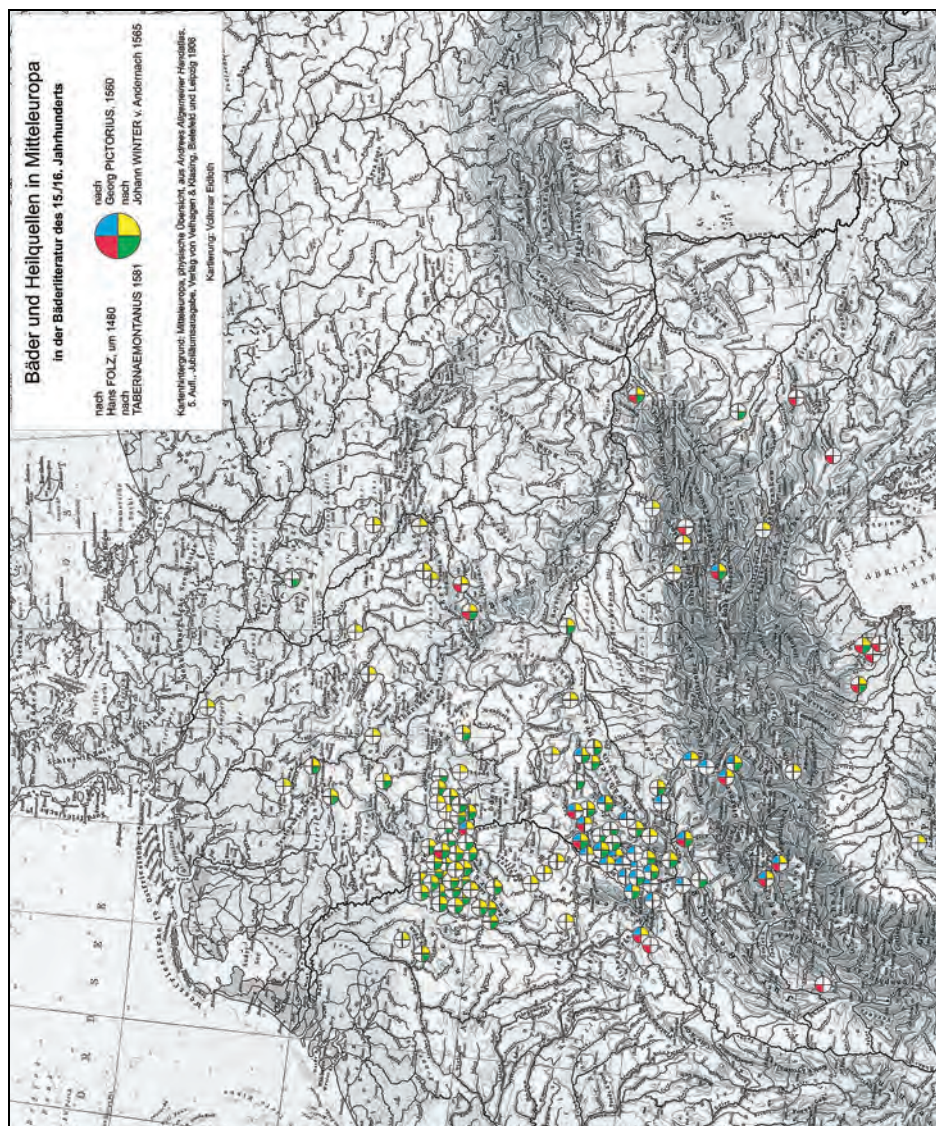
Zu deren bekanntesten zählt das 1560 in Frankfurt publizierte »*Badenfarbüchlein*« des aus Villingen stammenden, im elsässischen Ensisheim als Gerichtsarzt angestellten *Georg Pictorius*. Der »*Commentarius de Balneis & aquis medicatis in tres*« von *Johann Winter von Andernach*, der an der Pariser Sorbonne Medizin lehrte und zu den Leibärzten von König *Franz I. von Frankreich* zählte, wurde 1565 in Straßburg gedruckt (*Schulten* 1938).<sup>6</sup> *Jacobus Theodorus Tabernaemontanus* »*Neuw Wasserschatz*« von 1581 erfuhr bereits 1584 eine zweite Auflage. Jener *Jakob Theodor* aus Bergzabern war Apotheker in Weißenburg im Elsass bevor er an der Universität Heidelberg zum Doktor der Medizin promoviert wurde.

Eine Kartierung der in den balneologischen Druckschriften, die für diesen Beitrag zugänglich waren, genannten Orte zeigt eine gegenüber der römischen Zeit enorm angewachsene Zahl an Heilquellen und Bädern (Karte 2). Allerdings darf die Karte nicht als eine räumliche Darstellung des tatsächlichen Bestandes an Bade- und Kurorten im 15./16. Jahrhundert gelesen werden. Sie zeigt lediglich welche Quellen und Orte bekannt waren und von zeitgenössischen Autoren für die »*Badenfahrt*« empfohlen wurden. Mit dem Begriff wird seit dem 15. Jahrhundert ein »*neues Muster der Badepraxis und Badegeselligkeit*« (*Studt* 2001) beschrieben. Gemeint ist der Besuch auswärtiger Heilquellen, der das Baden in den städtischen Badstuben ergänzte und allmählich ablöste. Dass manche derartige

---

5 »*Dyss puchlein hat gemacht vnnnd erfarn Mayster Clement von Gracz von allen paden dye von natur hayss sint*«, Brunn 1495, als Faksimile hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Brunn 1928.

6 1571 erschien in Straßburg unter dem Titel »*Aller heilsamen Bäder vnd Brunnen / krafft / tugendt / vnd würckung so in Teutschlanden bekandt vnd erfahren*« eine Übersetzung ins Deutsche von *Gallus Etschenreuter*.



Karte 2: *Bäder und Heilquellen in Mitteleuropa in der Bäderliteratur des 15./16. Jahrhunderts*  
Entwurf und Kartographie: V. Eidloth

Reise »*mer vm lust dan vm gesunt*« unternommen wurde, hatte schon *Hans Folz* um 1491 (Z. 477) festgestellt.<sup>7</sup>

<sup>7</sup> Zu den »*Badenfahrten*« des 14. bis 16. Jahrhunderts in der Schweiz und im benachbarten Südwestdeutschland siehe auch *Kaufmann* 2009.



Abb. 1:  
 »Warmbadt zu  
 Unse. L. Frawen auf  
 dem Sandt«  
 Kupferstich von  
 Matthäus Merian 1650,  
 wikimedia commons

Dass in der Kartierung das räumliche Schwergewicht der Heilbäderverbreitung im deutschen Südwesten liegt, ist zum einen der in die römische Antike zurückreichenden Überlieferungstradition geschuldet, was insbesondere für *Hans Folz'* Bäderbuch gilt. Zum anderen schlagen zweifellos die regionale Herkunft und die beruflichen Wirkungsstätten der Verfasser der Schriften durch. Besonders deutlich wird das bei dem aus dem Schwarzwald kommenden und im Elsass tätigen *Georg Pictorius*. Östlich der ehemaligen römischen Reichsgrenze werden nur wenige Orte genannt. In der Mehrzahl sind das Salzquellen, denen *Johann Winter von Andernach* in seiner Abhandlung besondere Aufmerksamkeit schenkt. Nur drei Bäder werden in allen vier Werken genannt: Das sind Baden im Aargau und Baden-Baden, die beide römische Wurzeln haben, sowie das am Fuß der Hohen Tauern gelegene Wildbad Gastein. Das erklärt sich unter anderem dadurch, dass *Hans Folz* ja nur Thermalorte behandelt und die kalten Quellen, die Gesund- und Heilbrunnen, wie sie von der zeitgenössischen Literatur auch bezeichnet werden, unberücksichtigt lässt. 18 weitere Orte finden bei zumindest drei der ausgewerteten Autoren Erwähnung, sodass man ihnen eine überregionale Bekanntheit und Bedeutung schon im 16. Jahrhundert wohl unterstellen kann. Dazu gehört auch das Wildbad im Schwarzwald.<sup>8</sup>

Man darf in vielen Bädern zu dieser Zeit nicht mit großen baulichen Anlagen oder einer umfangreichen Kurinfrastruktur rechnen. Der Kupferstich aus *Matthäus Merians »Topographia Superioris Saxoniae«* zeigt für das Warmbad bei Wolkenstein im Erzgebirge 1650 lediglich den Brunnen, eine Wasserkunst zur Hebung des Thermalwassers aus der 10,5 Meter tief liegenden Quelle, ein einfaches Badhaus und eine Badherberge (*Günther u. Krüger* 2000, S. 23–28) (Abb. 1).

<sup>8</sup> Siehe auch den Beitrag von *Peter Rückert* in diesem Band.

Nur wenig stattlicher nimmt sich auch der erhaltene Baubestand anderer Bäder aus dieser Zeit aus wie beispielsweise der 1610 errichtete Fachwerkbau des Sauerbrunnens von Jebenhausen bei Göppingen (Schöck u. Wejwar 2009) (Abb. 2).

Gebadet wurde manchenorts zudem in offenen Becken wie Bildquellen und Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts zum Beispiel für Leukerbad, Bourbon l'Archaubault oder Plombières-les-Bains belegen.<sup>9</sup> Zwei Badebassins unter freiem Himmel gab es Mitte des 16. Jahrhunderts auch in Baden im Aargau. Dazu 21 Badgasthöfe und Badgasthäuser, deren Einrichtungen von 16 Quellen gespeist wurden (Hoegger 1976, S. 37–40 u. 302–327; Schaer 2015, S. 39–42), was die überregionale Bedeutung Badens in der Zeit auch substantziell belegt. Das dortige Bäderviertel lag an einer Limmatbiegung außer- bzw. unterhalb der Stadt und war mit einer eigenen Ummauerung versehen.<sup>10</sup>

In Karlsbad (Karlovy Vary) standen Mitte des 16. Jahrhunderts 40 Badhäuser und 200 Badräume an privaten Wohngebäuden zur Verfügung (Bořtková u. Bořtk 2004, S. 6). Röhren über den Fluss Tepl leiteten das Quellwasser in die einzelnen kleinen Badehäuschen, was den Hohmännischen Erben in Nürnberg noch 1733 eine Teilansicht in ihrem »Grundriß und Prospect des Welt-berühmten Carlsbad« wert war (Abb. 3). Baden-Baden konnte um 1500 mit zwölf Badehäuser mit 389 Badekästen aufwarten, die über die ganze Stadt verteilt und größtenteils noch bis ins 19. Jahrhundert in Gebrauch waren (Erhard 1982). Neun »Badwirthshäuser« sind jedenfalls noch im Stadtplan zu dem Führer von Johann Ludwig Klüber 1804 kenntlich gemacht (Abb. 4). Die älteste namentlich bekannte Badherberge war die »Zum Engel«, die 1393 bezeugt ist, die repräsentativste um 1500 das Gasthaus »Zum Ungemach«, das über eine eigene Quelle verfügte und mit 60 Badezubern ausgestattet war (Andermann 1995, S. 130; Coenen 2008, S. 138). Für den Bedarf



Abb. 2: Jebenhausener Sauerbrunnen 2016  
Foto: V. Eidloth

9 Zum Bad in Plombières notierte beispielsweise Michel de Montaigne im Tagebuch seiner »Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland von 1580 bis 1581«, dass die Plätze im Badbecken ähnlich »Pferdeboxen durch Querstangen abgeteilt« seien und den Badegästen darüber lediglich »Holzplatten zum Schutz vor Sonne und Regen« dienten (Montaigne 2014, S. 38).

10 Siehe auch den Beitrag von Andrea Schaer in diesem Band.



Abb. 3: »Grundriss und Prospect des Weltberühmten Carlsbad« (Ausschnitt)  
Kupferstich der Hohmann Erben Nürnberg 1733, Privatbesitz

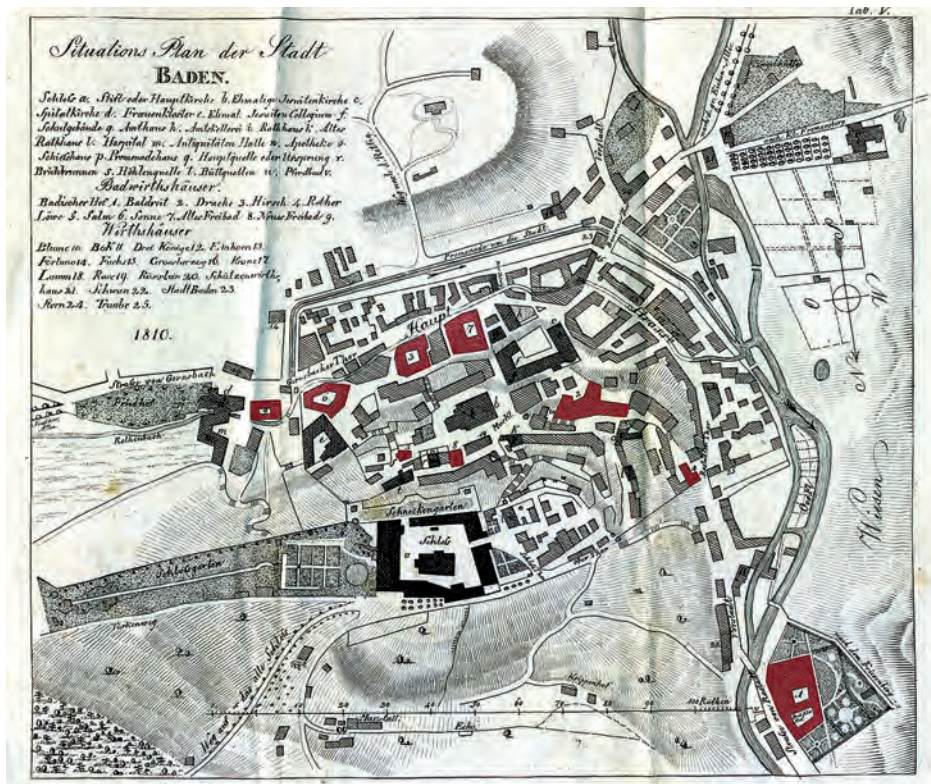


Abb. 4: »Situationsplan der Stadt Baden«  
Aus der »Beschreibung von Baden bei Rastatt und seiner Umgebung« von Johann Ludwig Klüber, Tübingen 1810, Archiv V. Eidloth;  
Hervorhebung der Badherbergen V. Eidloth

der markgräflichen Familie gab es zudem zwei fürstliche Badstuben (*Andermann* 1995, S. 131). Vor der Stadtmauer stand ein Armen- und Freibad mit zwei Becken. Das eine war – wie der Name schon sagt – für mittellose Badegäste bestimmt; das andere war für alle Baden-Badener Bürger frei zugänglich (*Andermann* 1995, S. 131; *Coenen* 2008, S. 136–137).<sup>11</sup>

#### Exkurs: Wildbäder

Die meisten der im späten Mittelalter neu erschlossenen Heilquellen lagen abseits von Siedlungen und an bisweilen schwer zugänglichen Orten. Für die an solchen entlegenen Plätzen gegründeten Bäder verwendete die Literatur des 15./16. Jahrhunderts häufig die Bezeichnung »Wildbäder«. An jene »so in die wildpad zihen wellen« richtet sich beispielsweise das »Bäderbüchlein« von *Hans Folz* (um 1491, Z. 6) und bei *Georg Pictorius* »Badenfarbüchlein« von 1560 taucht der Begriff gleich im Titel auf. Wie uneinheitlich der Ausdruck »Wildbad« in der historischen Bäderliteratur benutzt wurde, hat schon *Martin* (1906, S. 277) dargestellt.<sup>12</sup> In der deutschen Übersetzung des »Commentarius« *Johann Winter von Andernachs* findet sich die Definition: »mögend die selbigen wol wildbäder oder waldbäder genent werden / von des wegen / das solche bäder gemeincklich in den wildnussen oder wälden entspringen / oder wie mir weniger gefalt / das die wilden thier die selbigen erstlich erfunden haben« (*Etschenreuter* 1595, S. 149).

In der Tat waren es nicht immer nur wilde Tiere, die neue Quellen entdeckt haben, wie es Topos vieler Gründungslegenden von Bädern ist. Zur Entdeckung von Heilquellen hat beispielsweise auch der Bergbau beitragen. So wurden die Quellen des schon erwähnten Warmbads und des benachbarten Wiesenbads im sächsischen Erzgebirge im ausgehenden Mittelalter im Zuge von Bergbauaktivitäten gefunden (*Günther u. Krüger* 2000, S. 14; *Günther* 2001, S. 24). Im südlichen Schwarzwald entstanden im Verlauf des 15. Jahrhunderts zum Beispiel das Kibbad bei Freiburg, das Suggenbad und das Glotterbad sowie die Bäder in Prinzbach und Sulzburg aus Quellen in Erzgängen und aufgelassenen Bergwerksstollen (*Haasis-Berner* 2005). In jüngerer Zeit stellte der Bergbau allerdings eher eine Gefahr für die Bäder dar. Schon 1661 verbot deshalb der sächsische Kurfürst *Johann Georg II.* das Schürfen und Bergbauen in einem Umkreis von 300 Metern um die Warmbader Quelle (*Günther u. Krüger* 2000, S. 11). Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gab es zwischen der Preußischen Staatsbäderverwaltung und

11 An der Straße nach Rastatt gegenüber dem Kapuzinerkloster bestand außerdem ein Pferdebad. Zur Planung eines Neubaus wurde der markgräfliche Baudirektor *Friedrich Weinbrenner* Anfang des 19. Jahrhunderts eigens nach Wildbad geschickt (*Schumann* 2015, S. 46–47), wo ein erst 1825 aufgegebenes Pferdeheilbad seit 1668 belegt ist (*Föhl* 1988, S. 15).

12 Noch bis ins 19. Jahrhundert wurden mit »Wildbad« unabhängig von ihrer Lage »natürliche« heiße Quellen (insbesondere nur schwach mineralisierte Akratothermen) im Unterschied zu den kalten »Sauerbrunnen« oder »Säuerlingen« bezeichnet (*Flehsig* 1883, S. 14–17; *Bäderalmanach* 1907, S. 133–134).



Abb. 5: Wildbad Burgbernheim 2013  
Foto: V. Eidloth

dem Emser Blei- und Silberbergwerk wegen angeblicher Beeinträchtigungen der Heilquellen Streit (*Ortseifen* 1985, S. 13–19). Am 10. Februar 1879 kam es im böhmischen Teplitz (Teplice) nach einem Wassereinbruch in einem Kohlschacht zum vorübergehenden Versiegen der dortigen Quellen. Vor allem der damit verbundene Imageschaden, den die Bäderkonkurrenz ausnutzte, führte zu einem nachhaltigen Bruch in der Entwicklung der bekannten und mondänen Kurstadt (*Budinská* 2006, S. 125–127).

Die jüngere Geschichte der Wildbäder des Spätmittelalters, deren bekannteste Vertreter das Wildbad im Schwarzwald, das österreichische Gastein oder Bad Pfäfers in Graubünden waren, verlief ganz unterschiedlich. Einen überregionalen Ruf genoss zu seiner Zeit auch das Wildbad beim mittelfränkischen Burgbernheim. 1487 entstand ein erstes Badhaus, das später durch ein weiteres Gebäude ergänzt und nach Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg erneuert wurde. 1789 versuchte *Christian Friedrich Carl Alexander*, letzter Markgraf von Brandenburg-Ansbach und Bayreuth, dann das Wildbad zum Fürstenbad auszubauen, indem er auf einer Terrasse über dem Waldtal durch seinen Baumeister *Carl Christian Riedel* ein Badeschloss erstellen ließ (*Simon* 1980) (Abb. 5). Ähnliches lässt sich für das oberbayerische Wildbad Kreuth beobachten, das die Tegernseer Benediktiner seit dem 15. Jahrhundert unterhielten. 1817 in den Besitz von *Max I. Joseph von Bayern* gelangt, ließ dieser mit der Errichtung des so genannten Neuen Bades das alte Wildbad schrittweise zur Königlichen Sommer- und Baderesidenz ausbauen (*Wegner* 1987, S. 405).

In beiden Fällen blieb der Erfolg – gemessen am allgemeinen Bäderboom und dem Aufstieg anderer Kurorte im 18. und 19. Jahrhundert – bescheiden, sieht man



Abb. 6: Altes Bad Pfäfers 2011  
Foto: V. Eidloth

von den Besuchen gekrönter Häupter in Wildbad Kreuth einmal ab. Zurückzuführen ist das nicht zuletzt auf die abseitige Lage und die mangelnde Verkehrsanbindung. Zu Burgbernheim hieß es noch in den 1820er Jahren, es sei »*rücksichtlich der schlechten Wege sehr schwer das Wildbad zu erreichen*« (Vogel 1829, S. 69). Dem versuchte man beim Wildbad Pfäfers durch die Verlagerung der Badeinfrastruktur zu begegnen. Die nachweislich seit dem 14. Jahrhundert genutzten warmen Quellen von Pfäfers entspringen in der engen Taminaschlucht mit ihren überhängenden Felswänden, die nur mittels Strickleitern, Flaschenzügen und Seilkörben, später über schwindelerregende Stege zu erreichen war. Schon 1630 wurde das Thermalwasser mittels Röhren aus der Klamm heraus geleitet und an deren Anfang ein neues bequemes Badhaus errichtet, das Anfang des 18. Jahrhunderts durch einen Neubau ersetzt wurde (Anderes 1999, S. 15–27) (Abb. 6). 1840 verlängerte man die Thermalwasserleitung schließlich und baute das 1826 nur 811 Einwohner zählende Dorf Ragaz am Ausgang der Taminaschlucht zum Rheintal in den folgenden Jahrzehnten zum modernen Kurort mit neuem Badhaus, Kursaal und Palasthotel um (Rothenhäusler 1951, S. 276). Dessen Aufschwung gewährleistete zudem die 1858 eröffnete Bahnlinie zwischen Chur und dem Bodensee und der Anschluss an die Verbindung nach Zürich ein Jahr später.

1905 erreichte die Nord-Rampe der Tauernbahn – Teilstück der wichtigen Nord-Süd-Verbindung zwischen Salzburg und Villach bzw. Maribor – Bad Gastein; 1909 wurde die Gesamtstrecke eröffnet. Das am Talschluss des Gasteiner Tals unterhalb des Graukogels gelegene Wildbad mit seinem pittoresken Wasserfall genoss schon im 15. Jahrhundert europaweit einen hervorragenden Ruf, der sich bis ins 19. Jahrhundert hielt (Engelsberg 1994). Der bevorstehende Bahn-



Abb. 7: Bad Gastein 2015  
Foto: V. Eidloth

anschluss löste hier einen seines Gleichen suchenden Bauboom im Bereich des Beherbergungsgewerbes aus, der die Struktur und das Bild des Ortes radikal veränderte und in einzigartiger Weise prägte (Abb. 7). Allein im Zeitraum von 1871 bis 1905 vervielfachte sich die Zahl der Hotels und Kurhäuser von 24 mit 551 Betten auf 57 Betriebe, die 1531 Zimmer zur Verfügung stellten (Krisch 2009, S. 9). Für ein Anhalten dieses Aufschwungs sorgte in der Folgezeit die in den 1920er Jahren initiierte Entwicklung Bad Gasteins zu einem viel besuchten Wintersportort (Krisch 2013, S. 16–30).

Ein solcher Erfolg war dem um 1400 entdeckten städtischen Wildbad unterhalb Rothenburgs im Taubertal nicht beschieden. Zwar errichtete anstelle des in die Jahre gekommenen Bades 1894–1903 der Begründer der orthopädischen Heilanstalt Göggingen bei Augsburg und Stifter des dortigen Kurhaustheaters *Friedrich von Hessing* ein neues spektakuläres »Badeetablisement und Kurhotel« mit eigenem Theater und Arkadengang entlang der Tauber (Abb. 8). Mangels Rentabilität musste dessen Betrieb allerdings bereits 1917 wieder eingestellt werden (Heilmann 1999).<sup>13</sup> Nicht viel anders erging es dem ungarischen Arzt Dr. *Johann Graf Schreiber*, der am seit 1586 urkundlich nachgewiesenen Wildbad Innichen im Pustertal Mitte des 19. Jahrhunderts ein Kurhotel erbaute, das um 1910 zum 200-Betten-Grand-Hotel erweitert wurde (Waldner 2003, S. 148–149; Lechner 2007, S. 198–200). Im Ersten Weltkrieg teilweise zerstört verfällt es seitdem (Abb. 9).

---

13 Zum Hessing'schen Kurhaus in Göggingen Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege 1982.



Abb. 8: Wildbad Rothenburg ob der Tauber  
Ansichtskarte 1907, Archiv: V. Eidloth



Abb. 9: Wildbad Innichen 2012  
Foto: V. Eidloth

## Modebäder und Sommerresidenzen – Bäder im 17. und 18. Jahrhundert

Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollzog sich in der Entwicklung des Badewesens ein Wandel, der für die Geographie der europäischen Kurorte weitreichende Folgen hatte. Zwar war der therapeutische Gebrauch von Mineralquellen mittels Trinkens bereits in der Antike üblich. Und von Orten wie Spa, Vichy oder Karlsbad ist die innere Anwendung von Heilwässern schon aus dem frühen 16. Jahrhundert bekannt (Prignitz 1986 S. 77; Křížek 1990, S. 124). Nach dem Dreißigjährigen Krieg gewann die Trink- oder Brunnenkur jedoch immer mehr an Bedeutung und drängte die Badekur in den Hintergrund. Alte Bäder mit schwach mineralisierten Thermalquellen verloren dadurch an Bedeutung.

In den aufstrebenden Bädern wurden die Quellen nun mit Brunnenpavillons und Brunnentempeln überbaut. Für die »Brunnenrinker« pflanzte man Brunnenalleen, in denen sie »herumstreichen, und sich zerschütteln [konnten] um das Wasser wieder los zu werden, das sie gemeiniglich in zu großer Menge getrunken haben«, wie es »Der Arzt. Eine medicinische Wochenschrift«, die in den 1760er Jahren erschien, erklärt (Unzer 1769, S. 34). Später übernahmen zudem Trink- und Wandelhallen, die das Promenieren auch bei schlechtem Wetter erlaubten, die Aufgaben der früheren Brunnenalleen. Hölzerne Wandelgänge sind vereinzelt schon für das 18. Jahrhundert nachzuweisen wie beispielsweise jener in Bad Lauchstädt aus den Jahren 1785/1787 (Rüdiger 1992, S. 7–8). Dazu kamen Kurgärten,<sup>14</sup> Verkaufsboutiquen für Souvenirs und Luxusartikel, Gesellschaftshäuser und Theater. Damit wurde ein Bauprogramm entwickelt, das bis heute als kennzeichnend für Kurorte gilt und nach Rolf Bothe (1984, S. 13) den architektonischen Typus der Kurstadt begründete. Im niedersächsischen Pyrmont, dessen Hauptquelle, der »Hylliger Born«, schon seit dem 16. Jahrhundert berühmt war, gehörte beispielsweise die Errichtung eines Brunnenhauses und die Pflanzung der berühmten, auf den Trinkbrunnen ausgerichteten vierreihigen Lindenallee 1668/1670 zu den ersten Maßnahmen beim systematischen Ausbau des Bades durch die Grafen von Waldeck. Bis 1692 waren an der Brunnenstraße dazu zwölf neue Logierhäuser entstanden; bis Mitte des 18. Jahrhunderts vervollständigten zwei Ballhäuser, ein Komödienhaus und weitere Alleen das Ensemble (Schäfer-Schmidt 1984).

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts mehren sich außerdem die Beispiele für die gezielte Erschließung und Ausgestaltung der Umgebung der Bäder zur Kurlandschaft. Den Hintergrund bildet ein grundsätzlicher Wandel des Natur- und Landschaftsverständnisses. Das Phänomen steht aber auch im Zusammenhang mit einer sich erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wieder umkehrenden Entwicklung, die das Ansehen und damit den Auf- oder Abstieg eines Kur- oder Badeortes immer weniger von den zur Verfügung stehenden Kurmitteln abhängig machte als vom Angebot an Unterhaltungs- und Vergnügungseinrichtungen

---

14 Zur Rolle der Grünflächen in Bädern siehe Eidloth 1996; zum Typus des Kurgartens Kaspar 2016.

(Eßer u. Fuchs 2003; Eidloth 2010). So beklagte das in Weimar erscheinende Journal des Luxus und der Moden »Über den Luxus des Badreisens« in seiner Juli-Ausgabe 1789: »[...] zu unsrer Zeit werden sie [die Bäder] als Plaisirörter von den Meisten betrachtet und besucht; bey solchen ist also das Baadereisen bloßer Luxus. Der größte Theil der Brunnen- oder Badegäste trinkt kein Wasser und badet nicht; ihre Absicht ist lediglich, eine Lustreise zu machen, Fremde kennen zu lernen, zu tanzen, zu spielen, sich zu zerstreuen u.s.w.« (S. 320).



Abb. 10: »Prospect« des »mit Linden besetzten Platzes«. Aus der »Neue[n] Beschreibung Des berühmten Überkinger Sauer-Brunnens« von Johann Georg Haßfurth, Ulm 1750 (Privatbesitz)

Das bekannteste Bad in dieser Hinsicht war Spa in den Ardennen (Helin 1987). Verbreitet wurde dessen Ruf durch die 1734 anonym erschienene Schrift des Freiherrn und Reiseschriftstellers Karl Ludwig von Pöllnitz mit dem bezeichnenden Titel »Les amusemens des eux de Spa«. Das Buch war ein großer Erfolg, erschien in mehreren Auflagen und Sprachen und wurde von vielen Bäderführern im 18. Jahrhundert nachgeahmt, die alle auch die »Amusemens« im Titel führten.<sup>15</sup> Welchen Stellenwert die Divertissements auch in kleineren Bädern der Zeit besaßen, belegt eine Abbildung aus der 1750 veröffentlichten »Neuen Beschreibung« des Überkinger Sauerbrunnens von Johann Georg Haßfurth, die einen mit Linden bepflanzten Platz zeigt und dessen Eignung »zum Spazieren Gehen, Kegel Schieben, auch anderen Ergötzlichkeiten« rühmt (Abb. 10). Von diversen Kegel- und Wurfspielen, Schaukeln, Bogen- und Armbrustschießen, dem Karussell und anderen Belustigungen berichteten auch die fiktiven »Briefe eines Schweizers« über das zwischen 1777 und 1785 zum modernen Kurort ausgebaute Wilhelmsbad bei Hanau. Außerdem sei eine »so genannte Kolben- oder Maillebahn« (Gysenhard 1780, S. 39–41) geplant gewesen.<sup>16</sup>

Derart ausgestattet übernahmen Bäder wie Wilhelmsbad die Funktion fürstlicher Sommerresidenzen (Bott 2007) und wurden dank der dort gepflegten »Frey-

15 Eine deutsche Übersetzung erschien 1735. 1736 folgte – von Karl Ludwig von Pöllnitz selbst verfasst – und 1737 ins Deutsche übertragen »Zeit-Vertreib bey den Wassern von A[a]chen«. Weitere Berichte verschiedener Autoren erschienen über die »Amusemens des eaux« von Schwalbach, Wiesbaden und Schlangenbad (1738), Baden in der Schweiz, Schinzach und Pfäfers (1739), Baden bei Wien (1747) und Kleve (1748).

16 Die Mailbahn wurde offensichtlich nicht gebaut. Siehe dazu auch den Beitrag des Verfassers mit Hans Renes in diesem Band.



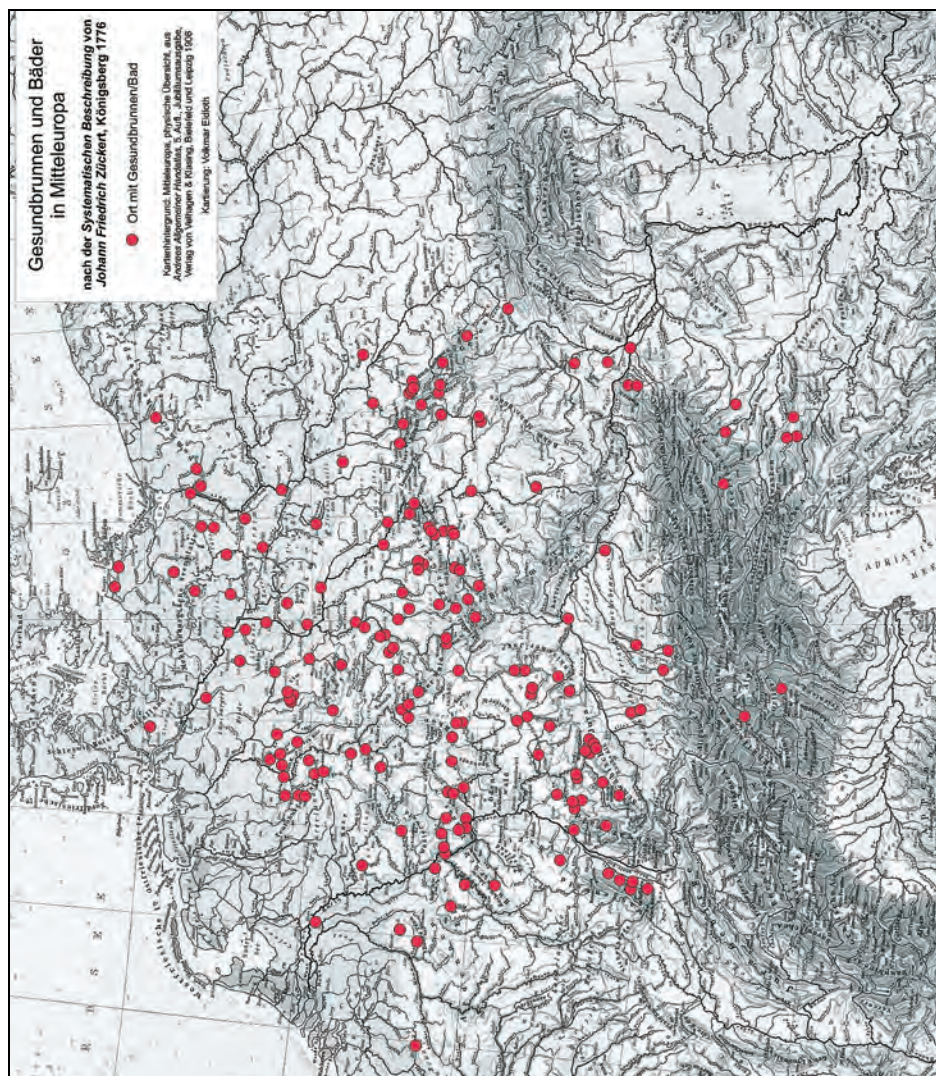
Abb. 11: Bad Lieberwoda (Lázně Libverda) 2013  
Foto: V. Eidloth

*müthigkeit*« und »*Zwanglosigkeit*« zum bevorzugten Treffpunkt des Adels und eines exklusiven Großbürgertums (Kuhnert 1984; Lotz-Heumann 2003, S. 25–28). Neben dem Repräsentationsbedürfnis spielten dabei sicherlich auch wirtschaftliche Erfolgserwartungen eine Rolle. Das führte dazu, dass letztlich jeder geistliche oder weltliche Landesherr bemüht war, alte Bäder zu modernisieren oder neue Kurorte zu gründen.

Im territorial vielgestaltigen Mitteleuropa ließ das zwangsläufig die Zahl und Verbreitung von Bädern ansteigen.

Neben den schon genannten Bädern seien hier aus der großen Fülle nur einige weniger bekannte Beispiele genannt: 1733 ließ sich Fürst *Josef Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen* in Imnau sein Bad errichten. Im Tal der Sinn baute der Fürstbischof von Fulda eine erst 1757 bei Brückenau entdeckte Stahlquelle planmäßig zum Bad aus. In den 1780er Jahren machte der – im Zusammenhang mit dem Burgbernhaimer Wildbad schon genannte – Markgraf *Christian Friedrich Carl Alexander von Ansbach-Bayreuth* aus dem »*Sichersreuther Bronnen*« im Fichtelgebirge das nach ihm benannte Alexandersbad. Im Isergebirge wurde Ende des 18. Jahrhunderts durch den in Friedland regierenden *Christian Philipp von Clam-Gallas* um die Quellen von Lieberwoda ein Kurort gebaut (Lázně Libverda) (Abb. 11).

Nicht immer führten diese Investitionen zum Erfolg (Bitz 1989, S. 213–232). Ab 1698 versuchte beispielsweise der Reichsgraf *Franz Anton von Sporck* mit der Einrichtung eines Bades im nordböhmischen Kukus seinen Aufstieg in den Reichsadel zu unterstreichen. Mit dem Tod des Grafen 1738 wurde allerdings nach wenigen Jahrzehnten der Badebetrieb bereits wieder aufgegeben und die Anlagen am Oberlauf der Elbe verfielen (Dorgerloh 2003, S. 118). Der von Erbprinz *Wilhelm I. von Hessen-Kassel* zum Wilhelmsbad ausgebaute »*Gute Brunnen*« bei Hanau erwies sich schon im späten 18. Jahrhundert als wenig heilkräftig. 1815 versiegte die Quelle ganz, sodass Heilwasser aus Bad Nauheim herangeholt werden musste. 1857 wurde der Kurbetrieb im Wilhelmsbad dann endgültig eingestellt (Bott 2007, S. 229–232). Dem 1725 bis 1728 neu errichteten Bad des Markgrafen *Carl Wilhelm von Baden-Durlach* in Langensteinbach war dagegen wohl mangels Komforts kein dauerhafter Erfolg beschieden. Seine Geschichte endete nach kurzer Blüte 1840; danach diente es noch sechs Jahre als Bleicherei, bevor die Gebäude auf Abbruch verkauft wurden (Hausenstein 1957, S. 277).



Karte 3: Gesundbrunnen und Bäder in Mitteleuropa nach der »Systematischen Beschreibung« von Johann Friedrich Zückert, Königsberg 1776  
Entwurf und Kartographie: V. Eidloth

Die seit dem 17. Jahrhundert sich häufenden Darstellungen und Lobpreisungen neu entdeckter, vorgeblicher Heilquellen und die zahlreichen Gründungen neuer Bäder führten zu einem umfangreichen und vielfältigen Bestand an Kurorten in Mitteleuropa bereits am Ende des 18. Jahrhunderts. Über 180 Orte mit Gesundbrunnen und Heilbädern enthält allein *Johann Friedrich Zückerts* 1776 in zweiter Auflage erschienene »Systematische Beschreibung« für Deutschland (Karte 3). Das ist nicht ganz die doppelte Anzahl gegenüber *Johann von Winters* und die dreifache gegenüber *Tabernaemontanus* Zusammenstellungen gegen

Ende des 16. Jahrhunderts, obwohl *Zücker* viele der regionalen Brunnen vor allem in der Eifel und im Schwarzwald keine Erwähnung mehr wert waren. Dafür kommen nun Standorte entlang der Gebirgszüge des Thüringer Waldes, des Erzgebirges und der Sudeten hinzu. Daneben zeichnet sich in der Kartierung allerdings auch die regionale Bindung des Berliners und an der Universität Frankfurt (Oder) promovierten *Zücker* ab.

#### Sole- und Seebäder, Luftkurorte und Kaltwasseranstalten – Vielfalt im 19. Jahrhundert

Die Verfeinerung naturwissenschaftlicher Mineralwasseranalysen und die Fortschritte in der Mineralogie und Geologie, die Voraussetzung für das Ansetzen von Bohrungen waren, führten schon Ende des 18. /Anfang des 19. Jahrhunderts sowohl zur gezielten Suche nach neuen wie zur Neubewertung bekannter Quellen. Letzteres gilt insbesondere für die Salzquellen, obwohl diese bereits in der balneologischen Literatur des 16. Jahrhunderts berücksichtigt worden waren. Bis ins 19. Jahrhundert stand an diesen Orten jedoch die gewerbliche Salzgewinnung in Salinen im Vordergrund. Das änderte sich erst, als 1803 der Schönebecker Salinenarzt *Johann Wilhelm Tolberg* in einer Schrift die Ähnlichkeit von Salzsole und Seewasser hervorhob und den therapeutischen Nutzen von Solebädern pries. Noch im selben Jahr eröffnete *Tolberg* in Elmen, dem späteren Bad Salzellen, ein Sole-Badehaus (*Walter* 2006, S. 221–225). Bis 1850 entstanden dann in rascher Folge in über 30 deutschen Orten mit Salzgewinnung Solebäder (*Walter* 2006, S. 26; *Müller* 1984, S.76, Karte 1). Ihr besonderes funktionales und bauliches Merkmal ist die Einbeziehung der Gradierwerke in die Kuranwendungen und -anlagen (*Walter* 2006, S. 11–16).

Auch der dem Kloster Tepl gehörige Gesundbrunnen im späteren Marienbad (Mariánské Lázně) war schon seit dem Mittelalter bekannt und im 16. Jahrhundert auf seine Qualitäten untersucht worden. Bei seinem ersten Besuch an der Quelle 1779 fand der Arzt *Johann Joseph Nehr* allerdings nichts vor »*ausser einer alten hölzernen, den Einsturz drohenden Hütte, in der zwei eiserne, zur Bereitung des im Kreuzbrunnen reichlich enthaltenen Glaubersalzes bestimmte Kessel auf einem Heerde eingemauert standen*« (Zitat nach *Danzer* 1842, S. 28). 1805 ließ *Nehr* an der Quelle für Kurgäste ein erstes massives Gebäude errichten. Als 1818 die offizielle Ernennung zum Bad erfolgte, waren 15 weitere dazu gekommen und bis 1823 stieg die Zahl der Häuser auf 42 (*Danzer* 1842, S. 63), um sich bis 1890 schließlich auf 359 zu erhöhen und bis 1921 nochmals auf 602 zu verdoppeln (*Zemann u. Zatloukal* 2014, S. 346) (Abb. 12).

Der kometenhafte Aufstieg Marienbads von der einfachen Heilquelle zum Weltbad weist gleichzeitig auf eine andere Entwicklung hin, die Einfluss auf die mitteleuropäische Bäderkarte hatte.<sup>17</sup> Parallel zur steigenden Zahl an Bädern

---

<sup>17</sup> Die folgenden Ausführungen wurden bereits an anderer Stelle referiert (*Eidloth* 2012, S. 20–21).

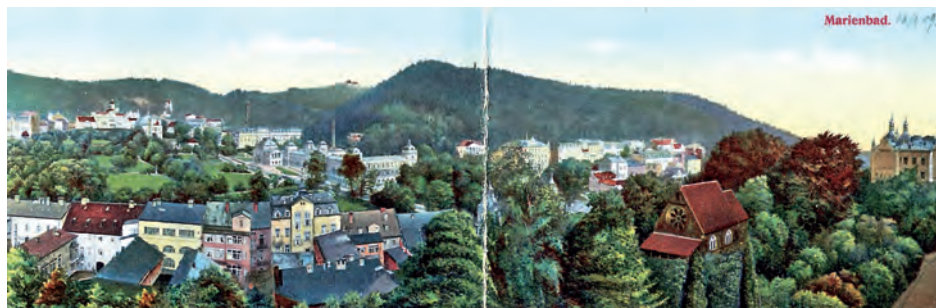


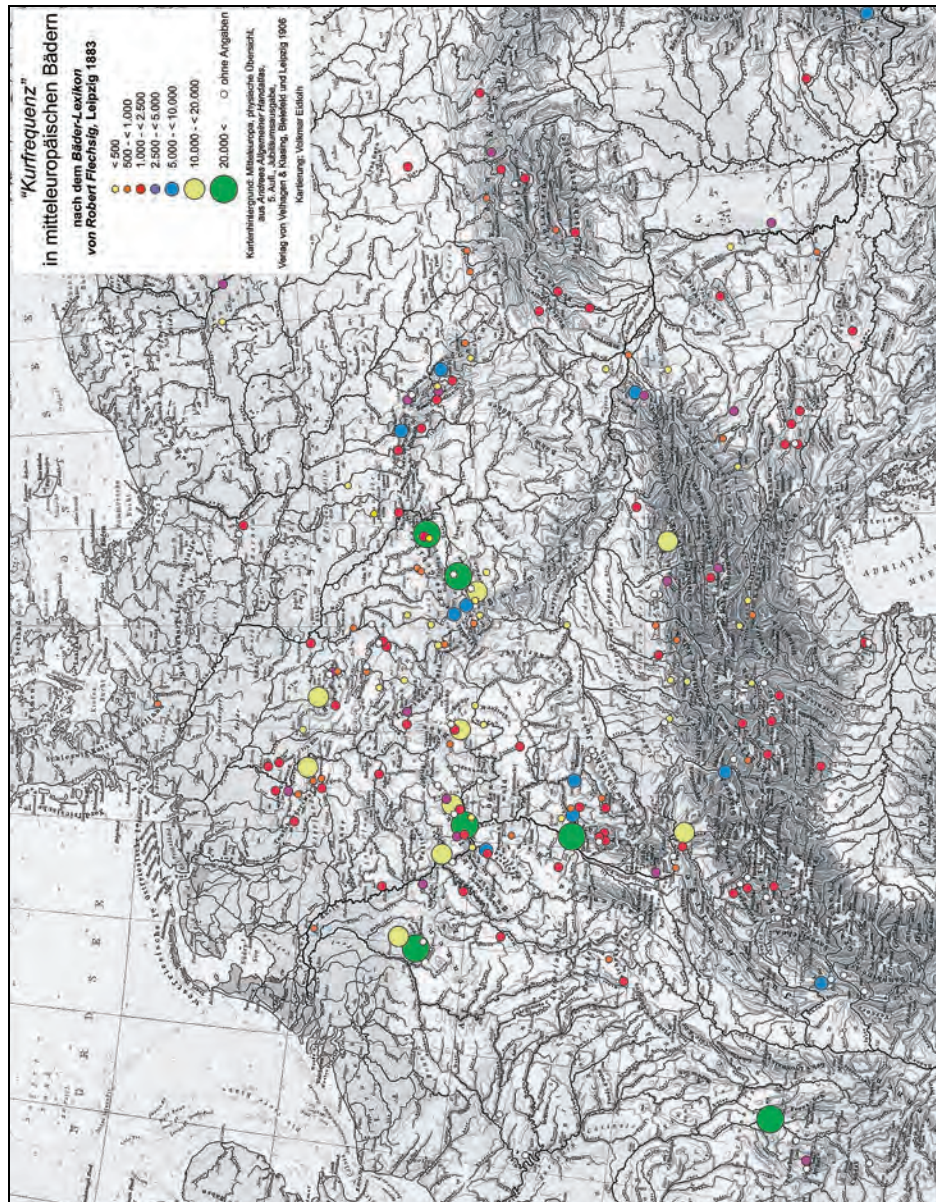
Abb. 12: Marienbad (Mariánské Lázně)  
Klapp-Ansichtskarte 1909, Archiv: V. Eidloth

kam es nämlich zu einer im Lauf des 19. Jahrhunderts immer deutlicheren Ausdifferenzierung zwischen einer Vielzahl von Kur- und Badeorten mit lediglich lokaler und regionaler Bedeutung gegenüber wenigen Kurstädten und Modebädern von internationalem Rang. Eine 1886 datierte »Karte der Kurorte und Heilquellen Ungarns« beispielsweise unterscheidet in der Legende zwischen »namhafteren«, »kleineren« sowie »unbedeutenden« Kurorten und »Quellen ohne Kurort« (Beilage zu Chyzer 1887). Bestätigen kann das auch ein Vergleich der »Kurfrequenzen« der einzelnen Kurorte, die das 1883 erschienene europäische »Bäder-Lexikon« von Robert Flechsig enthält, um »die Größe und das Treiben eines Kurorts beurteilen zu können« (S. VII), wie es im Vorwort heißt. Bei aller gebotenen Vorsicht gegenüber dieser zeigt sich doch eine signifikante Verteilung:<sup>18</sup> Von den über 160 mitteleuropäischen Bädern, zu denen Flechsig Zahlen bereithält, haben um 1880 lediglich 15 eine Kurfrequenz von über 10 000 Gästen pro Saison, was einen Anteil von weniger als zehn Prozent ausmacht. Dem stehen fast 80 Orte mit einer Besucherzahl zwischen 1 000 und 5 000 gegenüber. Mehr als ein Drittel aller Kurorte erreicht nicht einmal 1 000 Gäste.<sup>19</sup> Stellt man das Ergebnis kartographisch dar, ist ein besonderes räumliches Verteilungsmuster zu erkennen (Karte 4). So lassen sich Räume mit einer besonderen Dichte an Bädern identifizieren, bei denen sich meist viele kleinere und mittlere Kurorte um eine große Kurstadt scharen.

Neben dem nördlichen Schwarzwald und dem Taunus zeichnet sich eine solche differenzierte Bäderlandschaft in Westböhmen ab, wo sich auf engstem Raum Kur- und Badeorte unterschiedlichster Geschichte, Form, Funktion und Bedeu-

18 Es ist nicht immer ersichtlich, ob die Kurgäste einer Saison, die unterschiedlich lange dauern konnte, oder die eines Kalenderjahres erfasst sind. Nur vereinzelt wird zwischen Kurgästen und kurzfristigen Besuchern, sogenannten Passanten, unterschieden. Unklar bleibt auch, inwieweit die Zahlen weitere Mitreisende, Kinder oder Personal umfassen.

19 Zu einem ähnlichen Bild kommt Müller (1985, S. 62) für die 1902 bestehenden Mineralbäder auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik. Demnach erreichten nur neun von 113 Bädern (8%) über 11 000 Besucher, während 75 (zwei Drittel) weniger als 2 000, 41 Prozent sogar nur unter 500 Gäste zählten.



Karte 4: »Kurfrequenz« mitteleuropäischer Bäder nach dem »Bäder-Lexikon« von Robert Flechsig, Leipzig 1883  
 Entwurf und Kartographie: V. Eidlöth

zung drängen (Kisch 1879; Burachovič u. Wieser 2001). Im Zentrum stehen die beiden Weltbäder, die alte Bäderstadt Karlsbad und das junge Modebad Marienbad. Daneben finden sich das aus dem alten Egerer Brunnen hervorgegangene und vor allem als Moorbad bekannt gewordene Franzensbad (Františkovy Lázně)



Abb. 13: Mineralbrunnen »Il-sano« 2015  
Foto: V. Eidloth

und das erst 1906 in St. Joachimstal (Jáchymov) eröffnete Radium-Bad. Dazu kommen kleine herrschaftliche Bäder wie Bad Königswart (Lázně Kynžvart), Konstantinsbad (Konstantinovy Lázně) oder jenes in Klösterle an der Eger (Kláštrec nad Ohří). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden die Kurkomplexe von Gießhübl Sauerbrunn (Kysleka), Herkunftsort des berühmten Mattoni-Mineralwassers, und des diesem Beispiel nacheifernden Krondorfer Sauerbrunnen (Korunní). Von letzterem haben sich allerdings ebenso nur Reste erhalten wie von dem Kurhotel in Bad Sangerberg (Prameny). Anzutreffen sind in der Region aber auch zahlreiche kleine überwiegend von der örtlichen Bevölkerung genutzte Quellen und Brunnen, wie beispielsweise der Sauerbrunnen »Il-sano« südöstlich von Marienbad, dessen Quelle seit 1679 bekannt war und den man Ende des 19. Jahrhunderts vergeblich auszubauen versuchte (Janoška 2011, S. 72–74) (Abb. 13).

#### Exkurs: Bauernbäder

Verschiedene mitteleuropäische Regionen waren mehr oder weniger ausschließlich von solchen kleinen Heilbädern und Gesundbrunnen geprägt, die in zeitgenössischen Überblicksdarstellungen wie dem »Bäder-Lexikon« von Flechsig in der Regel allerdings fehlen. Fred Kaspar (1993, mit Karte S. 13) konnte das für Westfalen zeigen; 85 solcher Kleinstbäder hat Werner Vogt (2001, mit Karte S. 183) in Vorarlberg nachgewiesen und inventarisiert. Eine ähnliche Bädertopographie weist Tirol auf. Die dank Bergbau, Fernverkehr und Handel gute wirt-



Abb. 14: Bad Überwasser 2012  
Foto: V. Eidloth

schaftliche Lage hatte nördlich und südlich des Brenners schon früh ein reiches Sommerfrischen- und Bäderwesen entstehen lassen (Lorenz 1949, S. 276–288; Waldner 2003). 1893 registrierte *Josef Zehenter* dort 133 Bäder mit 149 Brunnen. Die meisten davon waren sogenannte Bauernbadl, spärlich ausgestattete, oft entlegene Bäder, die von der ländlichen Bevölkerung in der Umgebung und Bürgern der nächst gelegenen Städte genutzt wurden. Mitunter handelte es sich nur um eine zum Hof gehörige einfache Holzhütte mit einem Wannен- oder Schwitzbad. Wie die des schon 1423 genannten Bad Überwasser im Ultental reicht ihre Geschichte häufig bis in das Mittelalter zurück (Abb. 14). Der heutige Bau enthält im massiven Untergeschoß den Kesselraum – die Quelle entspringt rund 300 Meter entfernt – und acht Badezellen mit neun Wannен. In den zwei Stockwerken darüber befanden sich die Gästezimmer mit ca. 30 Betten (Oberthaler 1987, S. 153). Zum Bad Süß auf dem Ritten bei Bozen gehörte neben dem Badgasthaus eine Kapelle und eine Kegelbahn (Frass u. Riedl 1979, S. 51–52), waren doch Unterhaltungsangebote auch in den Bauernbädern wichtig.

Einzelne dieser kleinen Bäder hatten am Bäderboom des 19. Jahrhunderts Anteil und konnten durchaus auch prominente internationale Gäste beherbergen. Das schon 1418 erstmals erwähnte Mitterbad im Ultental wurde in den 1840er Jahren von Graf *Otto von Bismarck* besucht, die Kaiserin *Elisabeth von Österreich* weilte dort dreimal – 1871, 1889 und 1897 – und auch die Brüder *Thomas* und *Heinrich Mann* waren Gäste (Oberthaler 1987, S. 132–142). Das Bad Altprags rühmte sich als das »Kalte Gastein« (Abb. 15). Mitte des 16. Jahrhunderts bestand es aus einer Badehütte und Badherberge, Stall und einem Garten; Ende des 17. Jahrhunderts kam eine Kapelle dazu (Frass u. Riedl 1979, S. 83). 1850 war



Abb. 15: *Bad Alt Prags 2012*

Foto: V. Eidloth

das Bad in den Dolomiten mit 700 bis 800 Besuchern pro Jahr derart überlaufen, dass 1882 und 1893 durch Neubauten zusätzliche Bettenkapazität geschaffen werden musste (Lechner 2007, S. 196).

#### Exkurs: Sommerfrischen

Eng mit den »*Bauernbadln*« verbunden ist – wie oben angedeutet – das Phänomen der »Sommerfrische« (Waldner 2003). Nach *Andreas Mai* bezeichnete der Begriff üblicherweise »*sommerliche Aufenthalte von Stadtbewohnern auf dem Land, im Gebirge oder am Meer*« (2004, S. 8). Verbreitet wurde er ab den 1840er Jahren von Reiseschriftstellern in deren Berichten über Tirol. In »*Meyers Konversations-Lexikon*« von 1889 heißt es unter dem Stichwort »*Sommerfrische*« allerdings: »*die im Sommer zu benutzenden ›klimatischen Kurorte‹*«. <sup>20</sup>

Entstanden ist die Sommerfrische wohl in Südtirol auf dem Ritten, einer Hochfläche zwischen Etsch- und Eisacktal, die die Bozener aufsuchten, um dort »*ire refrigeria oder frischen [zu] halten*«, wie es in einer Quelle um 1648 heißt. <sup>21</sup> Schon für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist der Bau mehrerer sogenannter Frischhäuser, die oft ansitzartig gestaltet waren, durch Bozener Patrizier in Klobenstein belegt (Abb. 16). Dazu kamen weitere Bozener Bürger, die sich als

<sup>20</sup> Band 15, Seite 23.

<sup>21</sup> Zitat nach dem »*Deutschen Wörterbuch*« von *Jakob und Wilhelm Grimm*, Band 16, Spalte 1527.



Abb. 16: Sommerfrischhaus auf dem Ritten 2017  
Foto: P. Martin

Logiergäste in den Rittner Höfen einquartierten. Gegen Mitte des 17. Jahrhunderts entwickelte sich dann Oberbozen zum Zentrum der Sommerfrische auf dem Ritten (Heiss 1994, S. 83). Die Sommerfrische dauerte genau 72 Tage. Sie begann jeweils pünktlich am 29. Juni, dem Peter- und Paulstag, und endete an Mariä Geburt (8. September) (Waldner 2003, S. 40). Zu ihr gehörte neben allerlei Zeitvertreib durch Scheibenschießen, Kegeln, Kartenspielen oder Tanzgesellschaften auch der Besuch von »Bauernbadln«. In der »Gloriette« von 1801 im Garten des Menz'schen Anwesens konnte man Theateraufführungen und Konzerten beiwohnen. Ab 1907 erleichterte eine Zahnradbahn von Bozen nach Maria Himmelfahrt den alljährlichen Weg auf den Ritten.

Zum bekanntesten Beispiel für eine Sommerfrische entwickelte sich im 19. Jahrhundert allerdings der Semmering, ein auf 984 Metern Höhe gelegener Pass rund 80 Kilometer südwestlich von Wien. Die Eröffnung der Eisenbahnstrecke über den Semmering 1854 rückte »die Hochalpen in die [...] Umgebung von Wien« (Kos 1984, S. 100). In kürzester Zeit entstanden unzählige private Villen und Landhäuser (Buchinger 2006). Der Semmering begann damit die alte Kurstadt Baden bei Wien abzulösen, die noch im Biedermeier die bevorzugte Sommerfrische der Wiener Bürger und der k.u.k. Beamtschaft bildete (Ulsperger 2000). Mit dem 1882 errichteten, 1903 im großen Stil umgebauten »Südbahnhotel« und dem 1888 erbauten »Grand-Hotel Panhans«, entwickelte sich der Semmering gleichzeitig zum noblen Luftkurort, der 1909 auch prompt ein Kurhaus erhielt (Vasco-Juhász 2006, S. 141–326) (Abb. 17).

Grundsätzlich verbindet sich die Bezeichnung »Sommerfrische« demnach mit ganz unterschiedlichen Siedlungsformen: Bade- und Luftkurorten aber auch einfachen Dörfern und Kleinstädten bis hin zu einzelnen Gasthöfen. Beinahe schon



Abb. 17: Semmering 2015  
Foto: V. Eidloth

synonym lässt er sich zum Beispiel auch auf jene kleinen Bäder anwenden, die seit dem 18. Jahrhundert insbesondere im Umfeld von Residenzstädten wie Wien oder Dresden entstanden waren (Rigele 1994, S. 27–28; Rosseaux 2007, S. 211–224). Der Begriff »Sommerfrische« steht damit nicht für eine bestimmte Raumkategorie, sondern für ein historisches Stadt-Land-Verhältnis und eine (vorübergehende) spezifische Nutzung des Raums (Mai 2004, S. 16).

Ganz in diesem Sinn erweisen sich viele Sommerfrischen auch als Künstlerorte.<sup>22</sup> Berühmt sind *Gustav Klimts* Sommerfrischen am Attersee in den Jahren 1900 bis 1916 (Tretter u. Weinhäupl 2012). Der Semmering war beliebter Treffpunkt von Künstlern der Wiener Moderne von *Arthur Schnitzler* über *Stefan Zweig*, *Franz Werfel*, *Hugo von Hofmannsthal*, *Gustav Mahler* und *Arnold Schönberg* bis zu *Oskar Kokoschka*, *Peter Altenberg* und *Adolf Loos* (Kos 1984, S. 130–142; Vasco-Juhász 2006, S. 357–362). 1910 malte *Lovis Corinth* den Hamburger Unternehmer und Kunstsammler *Henry B. Simms* in der alljährlichen Sommerfrische im »Haus Wundereck« auf dem Ritten (Abb. 18). Seinen Aufenthalt dort vom April 1926 bis September 1927 und die Begegnungen mit der Oberbozener Sommerfrischgesellschaft hielt der Schriftsteller *Otto Flake* in seinem

<sup>22</sup> Siehe dazu auch den Beitrag von *Petra Martin* in diesem Band; zu Schriftstellern in der Sommerfrische Kos u. Krasny 1995.



Abb. 18: »Terrasse in Klobenstein«  
Gemälde von Lovis Corinth 1910, Hamburger Kunsthalle, wikimedia commons

»Sommerroman« fest (Delle Cave 2012, S. 151–153). Franz Kafka fuhr am 22. Juni 1920 »mit der elektrischen Bahn« von Meran, wo er seit April sein Tuberkuloseleiden zu lindern suchte, nach Klobenstein in die »reine fast kalte Luft nahe gegenüber den ersten Dolomitenketten«, wie er auf der Rückfahrt in einem Brief an Milena Jesenka notierte (Kafka 1983, S. 73–74).

Eine mitteleuropäische Bäderkarte des 19. Jahrhunderts wäre nicht vollständig ohne die Seebäder, die lagebedingt eigene Bäderlandschaften bilden<sup>23</sup> und auf die deshalb hier ebenfalls kurz eingegangen werden muss. Ihre Geschichte fängt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England mit der Einführung von Trink- und Badekuren mit Meerwasser im späteren Brighton durch den englischen Arzt Richard Russell an. Die deutsche Ostseeküste erreichte das Seebadewesen 1793 am »Heiligen Damm« bei Doberan in Mecklenburg, das in seiner ersten Saison bereits 300 Gäste zählte. Vier Jahre nach Heiligendamm eröffnete auf Norderney das erste Nordseebad (Corbin 1990, S. 319–357; Wördemann 1992). Mit Scheveningen entstand das früheste Seebad an der niederländischen Nordseeküste erst 1818 (Renes 2000, S. 125). Nach Tilitzki u. Glodzey (1984, S. 520)

<sup>23</sup> Vergleiche die Kartierung nach dem »Bäder-Lexikon« von Robert Flehsig (1883) in Eidloth 2012, S. 15.

hätten 1914 an der Ostseeküste 142 Seebäder bestanden, von denen zwei Drittel nach 1870 gegründet worden sein sollen. Allein in Preußen war deren Anzahl zwischen 1870 und 1910 jedenfalls von 58 auf 98 angestiegen (*Kolbe* 2009, S. 17).

Abschließend müssen im Rahmen dieses Beitrags noch zwei weitere Entwicklungen angesprochen werden, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die mitteleuropäische Bäderlandschaft nachhaltig veränderten. Das eine ist die »Erfindung« der Kaltwasserheilstätte,<sup>24</sup> das andere die Entstehung der heilklimatischen, insbesondere der Höhenkurorte. Beide wurden von Autodidakten begründet, beide nahmen ihren Ausgang in den Sudeten und beide machten das Entstehen von »Bädern« unabhängig von Thermal- und Mineralquellen, was zu einer geographisch weit gestreuten Verbreitung führte. Ein erstes einfaches Badhaus hatte der Landwirt *Vincenz Prießnitz* in Gräfenberg bei Freiwaldau (Jeseník) im Altvatergebirge schon in den 1820er Jahren errichtet. 1831 bekam er die behördliche Genehmigung der österreichischen Regierung, eine (Kaltwasser-) »Badeanstalt« zur Errichtung und zu führen (*Averbeck* 2012, S. 160–163), in der er seine Patienten mit zum Teil drastischen Therapien mit kaltem Wasser behandelte.<sup>25</sup> Dafür nutzte er die zahlreichen Quellen mit Gebirgswasser, die um Gräfenberg entspringen. 1895 erschien dazu im Verlag von *Betty Titze* in Freiwaldau eine eigene »Wegekarte des Quellengebietes von Freiwaldau u. Gräfenberg«.<sup>26</sup> Nicht zuletzt durch den bayerischen Pfarrer *Sebastian Kneipp* wurde die Kaltwasserkur in der zweiten Jahrhunderthälfte ungemein populär und es entstanden allerorten in Mitteleuropa Wasserheilstätten; 83 listet der *Bäder-Almanach* von 1907 (S. 432–457) auf.

Unweit von Gräfenberg übernahm 1854 der junge Arzt *Hermann Brehmer* in Görbersdorf (Sokolowsko) im südlichen Waldenburger Bergland eine von einer Patientin »Prießnitz« gegründete Kaltwasserheilstätte und begann damit, an Tuberkulose Erkrankte mit einer Freilufttherapie zu behandeln (*Averbeck* 2012, S. 439–463). 1862 wurde ein neues Kurhaus errichtet und 1875–1878 nach Plänen des hannoveranischen Architekten *Edwin Oppler* zur Lungenheilstätte erweitert. 1872 betrug die Zahl der Kurgäste bereits 396 davon 310 »Lungenkranke« (*Deutsch* 1873, S. 48). Weitere Sanatorien anderer Ärzte folgten – dazu Hotels, Pensionen und Villen – und machten aus der kleinen Webersiedlung einen mondänen Kurort (Abb. 19). Um 1900 verfügte der 1 000 Einwohner große Ort über 1 100 Gästebetten; für die zahlreichen russischen Besucher wurde 1901 eine eigene Kapelle gebaut (*Marsch* 2009, S. 80).

Fast zeitgleich entdeckte der deutsche Arzt *Alexander Spengler* in Davos, wo er eine Anstellung als »Landschaftsarzt« gefunden hatte, die therapeutische Wirkung des Hochgebirgsklimas und eröffnete gemeinsam mit *Willem Jan Hols-*

24 Zur Kaltwasserkur und Kaltwasserheilstätten umfassend *Averbeck* 2012.

25 Die Prießnitz'sche Kaltwasser-Heilstätte in Gräfenberg wurde mehrfach erweitert und erhielt 1908–1910 einen monumentalen Sanatoriumsbau durch den Wiener Architekten *Leopold Bauer*.

26 Abgedruckt in *Growka* 2017, vorderer Vorsatz.



Abb. 19: Görbersdorf (Sokolowsko)  
Ansichtskarte 1910, Archiv: V. Eidloth

boer, dessen Frau er behandelte, 1868 ein erstes Kurhaus für Lungenkranke.<sup>27</sup> Die Höhenkur löste insbesondere in der Schweiz einen regelrechten Boom aus (Ritzmann 2010). 1883 gab es dort nach dem europäischen »Bäder-Lexikon« von Flechsig rund 40 heilklimatische Kurorte; nimmt man jüngere regionale Darstellungen hinzu (zum Beispiel *Gsell-Fels* 1902), steigt die Zahl auf ein Vielfaches. Zusammen mit den auch nicht wenigen Heilbädern machten sie die Schweiz zu einem einzigen großen »Krafraum und Sanatorium« (Graf u. Wolff 2010). Der aufkommende Wintersport verhalf den alpinen Luftkurorten zudem zu ganzjähriger Attraktivität (Flückiger-Seiler 1997, S. 126–128). Davos verzeichnete schon Mitte der 1870er Jahre im Winter mehr Gäste als im Sommer. Eine große Gruppe stellten dabei die Engländer, die neben dem Heilklima das Angebot an sportlichen Betätigungsmöglichkeiten schätzten (Ferdmann 1990, S. 150–168).

Vom Aufkommen der Höhen- und Luftkur profitierten aber auch die europäischen Mittelgebirge. 1876 plante Peter Dettweiler, ehemaliger Assistenzarzt Brehmers in Görbersdorf, eine Lungenheilanstalt in St. Blasien im Schwarzwald zu eröffnen, übernahm dann aber die ärztliche Leitung des im Jahr zuvor gegründeten Sanatoriums Falkenstein im Taunus (Averbeck 2012, S. 479, Anm. 892). In St. Blasien errichtete 1881 derweilen der in Davos ausgebildete Lungenarzt Paul Haufe ein erstes kleines Sanatorium, das 1900 bis 1908 durch einen Neubau er-

<sup>27</sup> Zur Entwicklung von Davos zum Luftkurort Ferdmann 1990.



Abb. 20: »Liegekur im Tannenhochwald«  
Aus »Sanatorium St. Blasien. Heilanstalt für Lungenkranke«, Freiburg im Breisgau  
1914, Archiv: V. Eidloth

setzt wurde (*Sanatorium St. Blasien* 1914, S. 3–4). Zum therapeutischen Programm gehörte selbstverständlich die von *Brehmer* und *Dettweiler* in Görbersdorf entwickelte Liegekur (Abb. 20). Sie bestimmte den Bautypus des Sanatoriums<sup>28</sup> und der Bautypus Sanatorium bestimmte zusammen mit Hotels ab dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts das Bild der Luftkurorte, als welche nun auch Ortschaften firmierten, die bis dahin keine Kurvergangenheit vorweisen konnten, wie neben vielen anderen das Beispiel Freudenstadt demonstriert (*Heidebrecht* 1999). 1887 ließ der Badearzt *Ernst August Willrich* von Bad Berka auf der so genannten Harth im Freien 14 nach drei Seiten offene, so genannte Waldliegehütten aufstellen, um die reine Waldluft zur Behandlung von Tuberkulose zu nutzen (*Häfner* 1996, S. 24). 1898 entstand im Harthwald mit Unterstützung der Großherzoglichen Familie in Weimar schließlich die »*Sophienheilstätte für Schwindsüchtige*«. 1904 kam das über dem Ilmtal gelegene Sanatorium in die Obhut der Landesversicherungsanstalt Thüringen, die in den Jahren 1911/1912 einen großzügigen Erweiterungsbau anfügte (Abb. 21).

Ein anderes Beispiel dafür, dass die neuen heilklimatischen Kurorte nicht nur in Konkurrenz zu den auf Heilquellen gestützten alten Badeorten standen, sondern diese ergänzen und deren therapeutisches Angebot bereichern konnten, bie-

<sup>28</sup> *Peter Dettweiler* gilt auch als Erfinder des bekannten »*Davoser Liegestuhls*« (*Averbeck* 2012, S. 480, Forts. Anm. 892).



Abb. 21: *Sophienheilstätte Bad Berka 2011*  
Foto: V. Eidloth

tet der Nordschwarzwald. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts eröffneten hier in großer Zahl so genannte Höhenkurhäuser im Umkreis der alten Kurstädte. Vor allem auf den Höhenzügen südlich von Baden-Baden drängten sich bald die Kurhotels (Kafka u. Schlund 2007, S. 136–216), wurden sie doch ab 1892 schon von einem Pferdeomnibus angefahren. Dieser brachte auch die ersten Wintersportler und der Schwarzwald entwickelte sich zu einer Wiege des Skisports in Deutschland (Kafka u. Schlund 2007, S. 238–254; Stober 2004, S. 249–260). In seinem Buch »Der Schwarzwald und seine Kurorte« empfahl der Nervenarzt Anton Frey die »Luftkurorte um Baden-Baden« 1891 aber vor allem Menschen, »die in Folge von geistiger oder körperlicher Ueberanstrengung, tiefen Gemüthsbewegungen, nach überstandenen schweren Krankheiten in ihrem Nervensysteme nothgelitten, – die an Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, hochgradiger Aufregung leiden und bei Ruhe meist schnell ihre Heilung finden« (S. 246).

Damit wären wir thematisch wieder an einem Ausgangspunkt unserer Überlegungen angelangt. Eine Antwort auf die Frage, wie es mit den mitteleuropäischen Bädern und Bäderlandschaften im Verlauf des 20. Jahrhundert weiterging, muss eine andere Darstellung geben.

## Zusammenfassung

Bäder sind ein besonderer Siedlungstyp, der um 1900 in Mitteleuropa weit verbreitet und Ergebnis einer langen historischen Entwicklung war. Heilbäder, die in der Regel den Ortsnamen »*Aquae*« trugen, waren schon in römischer Zeit in den Provinzen nördlich der Alpen zu finden. Die meisten von ihnen dienten dem römischen Militär zur Heilung und Erholung. Mit dem Rückzug der Römer kam die Bäderkultur in Mitteleuropa weitgehend zum Erliegen. Einen neuen Aufschwung nahm sie ab dem 15. Jahrhundert durch eine reiche balneologische Literatur mit der Beschreibung von Heilquellen und Empfehlungen für sogenannte Badenfahrten. Ziel dieser Bäderreisen waren nicht zuletzt die abseits bestehender Siedlungen gelegenen »*Wildbäder*«. Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewann die Trinkkur an Bedeutung und es entwickelte sich das bis ins 20. Jahrhundert typische Bauprogramm für Badeorte. Gleichzeitig gewann die Unterhaltungsfunktion und -ausstattung in den Bädern Vorrang gegenüber der therapeutischen. Viele Territorialherren ließen Bäder, die auch als Sommerresidenzen dienten, modernisieren oder neu errichten. Im 19. Jahrhundert setzte sich die quantitative Zunahme der Badeorte fort, wobei einzelne Bäder zu großen internationalen Kurstädten aufstiegen. Diese bildeten oft das Zentrum von Bäderlandschaften, in denen sich Badeorte unterschiedlicher Größe und Bedeutung drängten. Die Masse der Badeorte in Mitteleuropa um 1900 stellten kleinere, oft ländliche Bäder. Verschiedene Bäderlandschaften in Mitteleuropa wurden überwiegend von sogenannten »*Bauernbädern*« geprägt. Eng verbunden damit ist das Phänomen der »*Sommerfrische*«, mit dem im 19. Jahrhundert der ländliche Sommeraufenthalt von Städtern bezeichnet wurde, ohne dass damit eine spezifische Siedlungsform verbunden gewesen wäre. In der zweiten Jahrhunderthälfte bereicherten schließlich insbesondere heilklimatische Kurorte, die nicht mehr an Thermal- oder Mineralquellen gebunden waren, die mitteleuropäische Bäderkarte.

## Summary

### Spas and landscapes of Spa resorts in Central Europe until the Great War

Spas are a particular type of settlement, wide-spread in Central Europe around 1900 and the result of a long historical evolution. Health spas, which, as a rule, took the toponym »*aquae*«, were already to be found in the provinces north of the Alps during the Roman period, most of them serving as health and recreation resorts for the Roman soldiers. The Romans' withdrawal largely brought the spa culture in Central Europe to a standstill. Only the 15<sup>th</sup> century saw a new resurgence of the spa culture, triggered by a rich balneologic literature describing mineral springs and recommending so-called "*Badenfahrten*" (trips to spa resorts). The final destinations of these trips often were wild spas "*Wildbäder*", situated far away from existing settlements. From the second half of the 17<sup>th</sup> century drinking cures became more and more important and the typical construction programme specifically for spas was developed, which was still dominant in the 20<sup>th</sup> century.

Simultaneously, the spas focussed more on recreation and entertainment than on therapy. Many territorial lords had spas, which also served as their summer residences, modernised or even rebuilt. In the 19<sup>th</sup> century the number of spas continued to increase, with some spas rising to internationally renowned spa towns. Those often became the centre of landscapes of spa resorts, around which spas of various size and importance clustered. The majority of spas in Central Europe around 1900 are rather small spas, which were mostly found in the countryside. Various landscapes of spa resorts in Central Europe were mainly shaped by “*Bauernbäder*” (peasant spas). Closely connected with them was the phenomenon of the so-called “*Sommerfrische*” (summer retreat), which, in the 19<sup>th</sup> century, designated the townsfolk’s summer stay in the countryside, without relating it to one specific form of settlement. In the second half of the century especially climatic health resorts, no longer tied to thermal or mineral springs, enriched the map of Central European spas.

#### Quellen und Literatur

- Anderes, Bernhard (1999):* Altes Bad Pfäfers. Ein Führer. – Mels.
- Andermann, Kurt (1995):* Geschichte der Stadt Baden-Baden bis 1806. – In: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg [Hrsg.]: Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg. Der Stadtkreis Baden-Baden. Sigmaringen, S. 104–138.
- Averbeck, Hubertus (2012):* Von der Kaltwasserkur bis zur physikalischen Therapie. Betrachtungen zu Personen und zur Zeit der wichtigsten Entwicklungen im 19. Jahrhundert. – Bremen.
- Bäder-Almanach (1907):* Mitteilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und den angrenzenden Gebieten für Aerzte und Heilbedürftige. 10. (Jubiläums-) Ausgabe. – Berlin.
- Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege [Hrsg.] (1982):* Das Kurhaustheater in Augsburg-Göggingen. – München (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, 14).
- Bitz, Matthias (1989):* Badewesen in Südwestdeutschland 1550 bis 1840. Zum Wandel von Gesellschaft und Architektur. – Idstein (Wissenschaftliche Schriften; Reihe 9 Geschichtswissenschaftliche Beiträge, 108).
- Boříková, Jana u. Bořík, Otakar (2004):* Hospice, špitály a nemocnice v Karlových Varech. – Dobříchovice.
- Bothe, Rolf [Hrsg.] (1984):* Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung. – Berlin.
- Bott, Gerhard (2007):* Heilübung und Amusement. Das Wilhelmsbad des Erbprinzen. – Hanau (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 27,3; Schriften zur hessischen Kulturgeschichte).
- Brödner, Erika (1983):* Die römischen Thermen und das antike Badewesen. Eine kulturhistorische Betrachtung. – Darmstadt.
- Buchinger, Günther (2006):* Villenarchitektur am Semmering. – Wien, Köln u. Weimar (Semmering Architektur, 2).
- Budinská, Jitka (2006):* Überblick der Entwicklung des Bäder- und Kurwesens. Geschichte des Bäder- und Kurwesens in Teplitz. – In: Regionalmuseum in Teplice [Hrsg.]

- Kapitel aus der Geschichte des Bäderwesens. Teplice (Monographische Studien des RMT, 39), S. 5–145.
- Burachovič, Stanislav u. Wieser, Stanislav (2001)*: Encyklopedie lázní a léčivých pramenů v Čechách, na Moravě a ve Slezsku. – Praha.
- Carlé, Walter (1975)*: Die Mineral- und Thermalwässer von Mitteleuropa. Geologie, Chemismus, Genese. 2 Bde. – Stuttgart (Bücher der Zeitschrift Naturwissenschaftliche Rundschau).
- Chyzer, Kornell (1887)*: Die namhafteren Kurorte und Heilquellen Ungarns und seiner Nebenländer. – Stuttgart.
- Coenen, Ulrich (2008)*: Von Aquae bis Baden-Baden. Die Baugeschichte der Stadt und ihr Beitrag zur Entwicklung der Kurarchitektur. – Aachen.
- Corbin, Alain (1990)*: Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste 1750–1840. – Berlin.
- Danzer, Adalbert Ed. (1842)*: Geschichte von Marienbad. – Prag.
- Delle Cave, Ferruccio (2012)*: Südtirol. Ein literarischer Reiseführer. 2. Aufl. – Bozen.
- Deutsch, Carl (1873)*: Schlesiens Heilquellen und Kurorte. Zugleich ein Führer durch das Schlesische Gebirge. Nach Mittheilungen des I. Schlesischen Bädertages. – Breslau.
- Dorgerloh, Anette (2003)*: Franz Anton Graf von Sporck und sein Kucus-Bad in Böhmen. – In: Eßer, Raingard u. Thomas Fuchs [Hrsg.]: Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen. Berlin (Aufklärung und Europa, 11), S. 113–128.
- Eidloth, Volkmar (1996)*: Zur geschichtlichen Bedeutung von Grünflächen für Kurorte. – In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 25, S. 57–66.
- Eidloth, Volkmar (2010)*: Europäische Kur- und Badestädte des 19. Jahrhunderts. Ein konsumorientierter Stadttyp. – In: Siedlungsforschung. Archäologie, Geschichte, Geographie 28, S. 157–182.
- Eidloth, Volkmar (2012)*: Kleine historische Geographie europäischer Kurstädte und Badeorte im 19. Jahrhundert. – In: Eidloth, Volkmar [Hrsg.]: Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts / European Health Resorts and Fashionable Spas of the 19<sup>th</sup> Century / Stations thermales et villes d'eaux européennes à la mode au 19<sup>e</sup> siècle. Internationale Fachtagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart und der Stadt Baden-Baden. Baden-Baden, 25–27. November 2010. Stuttgart (Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft, 24 / ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees, 52), S. 15–39.
- Engelsberger, Ulrike (1994)*: Wildbad Gastein. – In: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Kommission III (Kultur) / Comunità di lavoro regioni alpine, Commissione III (Cultura) [Hrsg.]: Die Alpen als Heilungs- und Erholungsraum / Le Alpi Luogo di Cura e Riposo. Historikertagung in Meran / Convegno Storico a Merano. 19.–21. X. 1988. Bozen / Bolzano (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer / Collana della Comunità di lavoro regioni alpine), S. 157–175.
- Erhard, Robert (1982)*: Die Gasthäuser und Hotels der Stadt Baden-Baden. I. Teil. – Baden-Baden (Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, 18).
- Eßer, Raingard u. Fuchs, Thomas [Hrsg.] (2003)*: Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen. – Berlin (Aufklärung und Europa, 11).
- Etschenreuter, Gallus (1571)*: Aller heilsamen Bäder vnd Brunnen / krafft / tugendt / vnd würckung so in Teutschlanden bekandt vnd erfahren. – Straßburg.
- Ferdmann, J[ules] (1990)*: Der Aufstieg von Davos. Nach den Quellen dargestellt. 2. Aufl. – Davos.

- Fingerlin, Gerhard (2002):* Badenweiler und seine Thermen in nachrömischer Zeit. – In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg [Hrsg.]: Das römische Badenweiler. Stuttgart (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, 22), S. 94–101.
- Flechsig, Robert (1883):* Bäder-Lexikon. Darstellung aller bekannten Bäder, Quellen, Wasserheilstätten und klimatischen Kurorte Europas und des nördlichen Afrikas in medizinischer, topographischer, ökonomischer und finanzieller Beziehung. Für Ärzte und Kurbedürftige. – Leipzig.
- Flückiger-Seiler, Roland (1997):* Zur Geschichte des Tourismus in der Schweiz. – In: Denkmalpflege und Tourismus. Interdisziplinäre Tagung in Davos 16.–18. IX. 1992. Bozen (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft der Alpenländer), S. 73–142.
- Föhl, Thomas Eckhard (1988):* Wildbad. Die Chronik einer Kurstadt als Baugeschichte. – Neuenbürg.
- Folz, Hans (ca. 1491):* Dises puchlein saget vns von allen paden die vō natur heiß sein. – Nürnberg [Faksimile hrsg. u. komm. von Paul Heitz. – Straßburg 1896].
- Frass, Hermann u. Riedl, Franz H. (1979):* Heilbäder und Heilwässer in Südtirol. – Bozen.
- Frey, Anton [Hrsg.] (1891):* Der Schwarzwald und seine Kurorte. – Baden-Baden.
- Fürbeth, Frank (2004):* Heilquellen in der deutschen Wissensliteratur des Spätmittelalters. Zur Genese und Funktion eines Paradigmas der Wissensvermittlung am Beispiel des »Tractatus de balneis naturalibus« von Felix Hemmerli und seiner Rezeption. Mit einer Edition des Textes und seiner frühneuhochdeutschen Übersetzung. – Wiesbaden (Wissensliteratur im Mittelalter, 42).
- Graf, Felix u. Wolff, Eberhard [Hrsg.] (2010):* Zauberberge. Die Schweiz als Krafraum und Sanatorium. – Baden.
- Growka, Květoslav (2017):* Priessnitzkovy léčebné lázně Jeseník v proměnách staletí. – Štýty.
- Gsell-Fels, Th[eodor] (1902):* Die Bäder und Klimatischen Kurort der Schweiz. 4. Aufl. – Zürich.
- Günther, Britta (2001):* Thermalbad Wiesenbad. Die Gesundheitsquelle im Erzgebirge. – Grünhainichen.
- Günther, Britta u. Krüger, Nina (2000):* Warmbad. Die wärmste und älteste Heilquelle Sachsens. – Marienberg.
- [Gysenhard, Adolph] (1780):* Briefe eines Schweizers über das Wilhelmsbad bey Hanau. – Hanau u. Offenbach.
- Haasis-Berner, Andreas (2005):* Heilbäder im Südschwarzwald. Beobachtungen zur weiteren Nutzung untergegangener Bergbaureviere. – In: Ingenhaeff, Wolfgang u. Johann Bair [Hrsg.]: Bergvolk und Medizin. »Aus der Natur kommen Krankheit und Heilung« (Paracelsus). Schwazer Silber. 3. Internationales Bergbausymposium Schwaz 2004. Tagungsband. Innsbruck, S. 131–140.
- Häfner, Ludwig (1996):* Bad Berka. Eine kleine Stadt im Dienste der Gesundheit. – [Bad Berka] (Bad Berka und seine Ortsteile, Blätter zur Zeitgeschichte, 4/2).
- Haßfurth, Johann Georg (1750):* Neue Beschreibung Des berühmten Überkinger Sauer-Brun[n]ens. Worinn Desselbigen eigentliche Beschaffenheit, wahrer Ursprung, mineralischer Gehalt, sonderbare Kräfte und Würckungen, Nebst Deutlichen Unterricht, Wie selbiger mit Nutzen zu gebrauchen, enthalten. – Ulm.
- Hausenstein, Albert (1957):* Langensteinbach, ein »mondänes« Bad in der guten alten Zeit. – In: Badische Heimat 37, S. 273–278.
- Heidebrecht, Maria (1999):* Freudenstadt – »Eine Perle des Schwarzwalds«. Vom Landstädtchen zum Luftkurort. – In: Stadtarchiv Freudenstadt [Hrsg.]: Planstadt – Kurstadt – Freudenstadt. Chronik einer Tourismusstadt. 1599–1999. Karlsruhe, S. 256–270.

- Heilmann, Lore (1999)*: Das Wildbad Rothenburg. Ein Beitrag zu Bau- und Kunstgeschichte eines Kurbades um 1900. – Erlangen.
- Heiss, Hans (1994)*: Sommerfrischwesen in Südtirol. – In: Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Kommission III (Kultur) / Comunità di lavoro regioni alpine, Commissione III (Cultura) [Hrsg.]: Die Alpen als Heilungs- und Erholungsraum / Le Alpi Luogo di Cura e Riposo. Historikertagung in Meran / Convegno Storico a Merano. 19. – 21. X. 1988. Bozen / Bolzano (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer / Collana della Comunità di lavoro regioni alpine), S. 79–89.
- Helm, Johannes (1985)*: Historische Notizen zur Entwicklung des Thermalkurortes Badenweiler. – In: Helm, Johannes, Kurt Sauer u. Helmut Hille: Die Thermen von Badenweiler aus historischer, geologischer und ärztlicher Sicht. Müllheim/Baden, S. 7–70.
- Helin, Etienne (1987)*: Aux origines du tourisme contemporain. Les amusements de Spa. – In: Histoire d’eaux. Stations thermales et balnéaires en Belgique XVI<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles. Bruxelles, S. 70–89.
- Hoegger, Peter (1976)*: Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau. Bd. VI: Der Bezirk Baden. I. Baden, Ennetbaden und die oberen Reusstalgemeinden. – Basel (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, 63).
- Janoška, Martin (2011)*: Minerální prameny v Čechách, na Moravě a ve Slezsku. – Praha.
- Kafka, Ernst u. Schlund, Wolfgang (2007)*: Die Schwarzwaldhochstraße. Geschichte und Geschichten. – Freiamt.
- Kafka, Franz (1983)*: Briefe an Milena. Erweiterte und neu geordnete Ausgabe. Herausgegeben von Jürgen Born und Michael Müller. – Frankfurt a.M.
- Kaspar, Fred (1993)*: Brunnenkur und Sommerlust. Gesundbrunnen und Kleinbäder in Westfalen. – Bielefeld.
- Kaspar, Fred (2016)*: Der Kurgarten. Ein historischer Überblick. Von Spielwiese und Allee zu Kurgarten und Kurpark / The Kurgarten. A short overview. Playing field and avenue to kurgarten and kurpark. – Petersberg (Sonderpublikationen des Stadtarchiv Bad Kissingen, 9).
- Kaufmann, Pius (2009)*: Gesellschaft im Bad. Die Entwicklung der Badefahrten und der »Naturheilbäder« im Gebiet der Schweiz und im angrenzenden südwestdeutschen Raum (1300–1610). – Zürich.
- Kisch, Heinrich E. (1879)*: Die Heilquellen und Curorte Böhmens in historischer, topographischer, physikalisch-chemischer und medicinischer Hinsicht. – Wien (Braumüller’s Bade-Bibliothek, 93).
- Klüber, Joh[ann] Ludw[ig] (1810)*: Beschreibung von Baden bei Rastatt und seiner Umgebung. 2 Bde. – Tübingen.
- Kolbe, Wiebke (2009)*: Deutsche Ostseebäder um 1900. Bäderregionen von Nordschleswig bis zur Kurischen Nehrung im Vergleich. – In: Kurilo, Olga [Hrsg.]: Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert. München (Colloquia Baltica, 18), S. 15–31.
- Kos, Wolfgang (1984)*: Über den Semmering. Kulturgeschichte einer künstlichen Landschaft. – Wien.
- Kos, Wolfgang u. Krasny, Elke [Hrsg.] (1995)*: Schreibtisch mit Aussicht. Österreichische Schriftsteller in der Sommerfrische. – Wien.
- Krisch, Laurenz (2009)*: Die Geschichte des Grand Hotel de l’Europe in Bad Gastein. – Bad Gastein (Schriftenreihe des Gasteiner Museums).
- Krisch, Laurenz (2013)*: Ernst Dosenberger. Akad. Maler und Skipionier in Gastein. – Bad Gastein (Schriftenreihe des Gasteiner Museums).
- Křížek, Vladimír (1990)*: Kulturgeschichte des Heilbades. – Stuttgart, Berlin u. Köln.

- Kuhnert, Reinhold P. (1984):* Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert. – Göttingen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 77).
- Künzl, Ernst (2013):* Die Thermen der Römer. – Stuttgart.
- Lorenz, Reinhold (1949):* Bäderkultur und Kulturgeschichte. Forschungen über den Sozialcharakter der österreichischen Heilquellenorte. – In: Archiv für österreichische Geschichte 117, S. 197–306.
- Lotz-Heumann, Ute (2003):* Kurorte im Reich des 18. Jahrhunderts – ein Typus urbanen Lebens und Laboratorium der bürgerlichen Gesellschaft. Eine Problemskizze. – In: Eßer, Raingard u. Thomas Fuchs [Hrsg.]: Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen. Berlin (Aufklärung und Europa, 11), S. 15–35.
- Mai, Andreas (2004):* Touristische Räume im 19. Jahrhundert. Zur Entstehung und Ausbreitung von Sommerfrischen. – In: WerkstattGeschichte 36, S. 7–23.
- Marsch, Angelika (2009):* Kur- und Badeorte Schlesiens – einst und jetzt / Śląskie kurorty i zdroje – dawniej i dziś. – Würzburg.
- Martin, Alfred (1906):* Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Nebst einem Beitrage zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde. – Jena.
- Mayer-Reppert, Petra u. Rabold, Britta (2008):* Die Römischen »Soldatenbäder« in Baden-Baden (Aquae Aureliae). – Stuttgart (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, 25).
- Montaigne, Michel de (2014):* Tagebuch der Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland von 1580 bis 1581. Übersetzt und mit einem Essay versehen von Hans Stilett. – Berlin (Die Andere Bibliothek).
- Müller, Renate (1984):* Die natürlichen Standortvoraussetzungen von Heilbädern. Ihre wirtschaftliche, medizinische und gesellschaftliche Bewertung. – In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 28, S. 73–90.
- Müller, Renate (1985):* Aspekte der Siedlungsentwicklung von Heilbädern. Beispiele aus dem mitteleuropäischen Raum. – In: Studien zur Regionalen Wirtschaftsgeographie. Joseph Matznetter zur Emeritierung gewidmet. Frankfurt a.M. (Frankfurter Wirtschafts- und Sozialgeographische Schriften, 47), S. 59–87.
- Nuber, Hans Ulrich (2002):* Das römische Badenweiler. – In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg [Hrsg.]: Das römische Badenweiler. Stuttgart (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, 22), S. 21–31.
- Oberthaler, Gottfried (1987):* Das Ultental und seine Bäder. Eine Historie in Wort und Bild. – Bozen.
- Ortseifen, Peter Wilhelm (1985):* Über den Emser Gangzug. Geolog. Voraussetzungen. Bergbau und Thermen. – Bad Ems (Bad Emser Hefte, 37).
- Pictorius, Georgius (1560):* Badenfahrbüchlein. Gantz kurtzer bericht von allerhand einfachten / vnd acht vnd dreissig compornierter mineralischen teutschen landes wildbädern [...]. – Frankfurt [kommentierter, übersetzter und bebildeter Nachdruck. – Freiburg, Basel u. Wien 1980].
- [Pöllnitz, Karl Ludwig von] (1734):* Amusemens Des Eaux De Spa. Ouvrage utile à ceux qui vont boire ces Eaux Minérales sur les Lieux. Enrichi De Tailles-Douces. – Amsterdam.
- Prignitz, Horst (1986):* Wasserkur und Badelust. Eine Badereise in die Vergangenheit. – Leipzig.
- Renes, Hans (2000):* Tourismus – Rettung oder Bedrohung der Kulturlandschaft. Bemerkungen am Beispiel der niederländischen Nordseeküste. – In: Egli, Hans-Rudolf [Hrsg.]: Kulturlandschaft und Tourismus. Referate der 7. Tagung der Arbeitsgruppe für

- »Angewandte Historische Geographie« vom 5.–7. März 1998 in Bern. Bern (Geographica Bernensia, G 63), S. 123–136.
- Rigele, Brigitte (1994)*: Landaufenthalte im Wien der Biedermeierzeit. – In: Rosner, Willibald [Hrsg.]: Sommerfrische. Aspekte eines Phänomens. Die Vorträge des 13. Symposions des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde. Reichenau an der Rax, 5. bis 8. Juli 1993. Wien (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde, 20), S. 11–28.
- Ritzmann, Iris (2010)*: Heilsame Höhenluft? Die Höhenkliniken als Wallfahrtsorte. – In: Graf, Felix u. Eberhard Wolff [Hrsg.]: Zauberberge. Die Schweiz als Krafraum und Sanatorium. Baden, S. 61–64.
- Rosseaux, Ulrich (2007)*: Freiräume. Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694–1830. – Köln, Weimar u. Wien (Norm und Struktur, 27).
- Rothenhäusler, Erwin (1951)*: Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen. Bd. I: Der Bezirk Sargans. – Basel (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, 25).
- Rüdiger, Birthe (1992)*: Einführung. – In: Hentze, Reinhard u. Birthe Rüdiger: Bad Lauchstädt. Kuranlagen und Goethe-Theater. Halle, S. 5–23.
- Sanatorium St. Blasien [Hrsg.] (1914): Sanatorium St. Blasien. Heilanstalt für Lungenkranke in St. Blasien im südlichen badischen Schwarzwald. 800 Meter ü.d.M. – Freiburg im Breisgau.
- Schaer, Andrea (2015)*: Die Bäder: 2000 Jahre europäische Badekultur. – In: Furter Fabian et al. [Hrsg.]: Stadtgeschichte Baden. Hier und jetzt. Baden, S. 9–91.
- Schäfer-Schmidt, Ilona (1984)*: Die Entwicklung der Kuranlagen in Bad Pyrmont. – In: Bothe, Rolf [Hrsg.]: Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung. Berlin, S. 425–456.
- Schöck, Gustav u. Wejwar, Monica (2009)*: Der einstige »Sauerbrunnen« Göppingen-Jebenhausen. – In: Schwäbischer Heimatkalender 120, S. 92.
- Schulten, Maximilian (1938)*: Der »Kommentar über Bäder uns Heilwässer« von Johann Winther von Andernach. Straßburg 1565. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. – Emsdetten.
- Schumann, Ulrich Maximilian (2015)*: Promenade der Klassik. Friedrich Weinbrenner in Baden-Baden. – Bad Saulgau.
- Seitz, Gabriele (2005)*: Badenweiler. Ein römisches Heil- und Kurbad. – In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg [Hrsg.]: Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Esslingen am Neckar, S. 363–368.
- Simon, Petra (1980)*: Wildbad bei Burgbernheim. – In: Nerdinger, Winfried [Hrsg.]: Klassizismus in Bayern, Schwaben und Franken. Architekturzeichnungen 1775–1825. Ausstellung der Architektursammlung der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums in Verbindung mit dem Zentralinstitut für Kunstgeschichte und dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv vom 8. Mai bis 27. Juli 1980. München (Ausstellungskataloge der Architektursammlung der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums, 3), S. 385–386.
- Stober, Karin (2004)*: Historische Sportstätten in Baden-Württemberg. – Schorndorf (Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V., Kulturgeschichtliche Schriftenreihe, 9).
- Studt, Birgit (2001)*: Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badepraxis und Badegeselligkeit im deutschen Spätmittelalter. – In: Matheus, Michael [Hrsg.]: Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit. Stuttgart (Mainzer Vorträge, 5), S. 33–52.

- Thiel, Andreas (2014):* Urbanität zwischen Nordsee und Alpen. – In: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart / Rheinisches Landesmuseum Trier [Hrsg.]: Ein Traum von Rom. Stadtleben im römischen Deutschland. Darmstadt, S. 286–315.
- Tilitzki, Christian u. Glodzey, Bärbel (1984):* Die deutschen Ostseebäder. – In: Bothe, Rolf [Hrsg.]: Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung. Berlin, S. 513–536.
- Tretter, Sandra u. Weinhäupl, Peter (2012):* Gustav Klimt. Sommerfrische am Attersee 1900–1916. – Wien.
- Über den Luxus des Badreisens (1789). – In: *Journal des Luxus und der Moden* 4, S. 318–324.
- Ulsperger, Elisabeth (2000):* Baden – eine Kurstadt nahe der Residenz. – In: Urbanitsch, Peter u. Hannes Stekl [Hrsg.]: Kleinstadtbürgertum in der Habsburgermonarchie 1862–1914. Wien, Köln u. Weimar (Bürgertum in der Habsburgermonarchie, 9), S. 79–135.
- Unzer, Johann Georg (1769):* Der Arzt. Eine medicinische Wochenschrift. Erster Band. – Hamburg, Lüneburg u. Leipzig.
- Vasco-Juhász, Désirée (2006):* Die Südbahn. Ihre Kurorte und Hotels. – Wien, Köln u. Weimar (Semmering Architektur, 1).
- Vogel, August (1829):* Die Mineralquellen des Königreichs Bayern. Aus Auftrag des königl. Staatsministeriums des Inneren nach ihren quantitativen Bestandtheilen chemisch untersucht. – München.
- Vogt, Werner (2001):* Alte Vorarlberger Heilbäder. Eine Reise durch die Vorarlberger Bäderlandschaft. – Feldkirch.
- Waldner, Annegret (2003):* Tiroler Wildbäder, Sommerfrischorte und Bauernbadl. Bade- und Sommerfrischwesen im Spannungsfeld kultureller Wandlungsprozesse von der frühen Neuzeit bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. – Frankfurt a.M. et al. (Beiträge zur europäischen Ethnologie und Folklore – Reihe A, Texte und Untersuchungen, 6).
- Walter, Hans-Hennig (2006):* Der salzige Jungbrunnen. Geschichte der deutschen Soleheilbäder. – Freiberg (Sachsen).
- Weber, Ekkehard (1976):* Tabula Peutingeriana, Codex Vindobonensis 324. Kommentar. – Graz.
- Wegner, Ewald (1987):* Bäder in Bayern. – In: Nerdinger, Winfried [Hrsg.]: Romantik und Restauration. Architektur zur Zeit Ludwigs I. 1825–1848. Ausstellung der Architektursammlung der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums in Verbindung mit dem Zentralinstitut für Kunstgeschichte. München (Ausstellungskataloge der Architektursammlung der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums, 6), S. 404–407.
- Wesch-Klein, Gabriele (1998):* Soziale Aspekte des römischen Heerwesens in der Kaiserzeit. – Stuttgart (Heidelberger althistorische Beiträge und epigraphische Studien, 28).
- Wördemann, Wilfried (1992):* »... was nie genug empfohlen werden kann«. Zu den Anfängen des Seebädertourismus. – In: Bengen, Etta u. Wilfried Wördemann: Badeleben. Zur Geschichte der Seebäder in Friesland. Oldenburg, S. 13–37.
- Zehenter, Josef (1893):* Die Mineralquellen Tirols mit vorzüglicher Berücksichtigung ihrer chemischen Zusammensetzung auf Grund der vorhandenen Daten. – In: *Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg*, Folge 3, Heft 37, S. 1–141.
- Zeman, Lubomír u. Zatloukal, Pavel (2014):* Slavné lázně Čech, Moravy a Slezska. – Praha.
- Zückert, Johann Friedrich (1776):* Systematische Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands. – 2. Aufl. Königsberg.



Andreas Thiel

## Stätten der Erholung im römerzeitlichen Südwestdeutschland<sup>1</sup>

Mit 8 Abbildungen

Das Privatleben der Menschen in den Provinzen des einstigen Römischen Reiches ist weniger durch literarische Quellen als durch Erkenntnisse archäologischer Ausgrabungen bekannt. Sie sollen in dieser Darstellung auch im Vordergrund stehen. Dort, wo uns die antiken Schriftsteller Einblick auf den Alltag ihrer Zeitgenossen geben, beschränken sich diese Schilderungen größtenteils auf die senatorische Eliten, der sie selbst angehörten. Der häufig märchenhafte Reichtum weniger Familien aus der Oberschicht erlaubte einen Lebensstil, der sicherlich nicht als repräsentativ für die Masse der Bevölkerung gelten darf. Ergänzend erscheint eine Nutzung literarischer Quellen jedoch unter der Annahme erlaubt, dass die Oberschicht lange Zeit das Vorbild war, an dem sich soziale und politische Aufsteiger, die sogenannten *homines novi*, in allen Teilen der römischen Welt orientierten.<sup>2</sup> Dies färbte wiederum auf andere gesellschaftliche Schichten ab. Der Lebensstil der italischen Eliten sowie deren Statussymbole beeinflussten so auch die Menschen in den Provinzen, die bald selbst Senatoren und sogar Kaiser nach Rom schickten. Daher dürfen wir annehmen, dass sich stadtrömische Vorstellungen für Muße sowie solcher Orte, wo diese zu finden ist, zumindest teilweise auch in indigenen Gesellschaften abseits von Rom ausbreiteten. Die literarisch am weitaus besten bezeugten Mußeorte, der sich ab der frühen Kaiserzeit reichsweit bildenden Oberschicht stellen dabei sicherlich die berühmten Luxusvillen dar, die uns in den Werken zahlreicher Autoren begegnen. Auf dieses Leitbild entspannter und gepflegter Freizeitgestaltung auf dem Lande soll am Ende eingegangen werden.

Gelebte Entspannung bzw. Freizeit waren jedoch in der Antike allen Schichten der Bevölkerung bekannt und nicht allein auf vom wirtschaftlichen Wohlstand abhängig. So dürfen wir wohl davon ausgehen, dass jedermann versuchte, im Alltag oder wenigstens bei besonderen Gelegenheiten Muße (*otium*) zu finden. Dies wird bereits in der lateinischen Sprache deutlich, die Geschäftswelt und Arbeit als Verneinung von Muße benennt: »*neg-otium*«. Beschreibungen von Orten der

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

2 Vgl. zur Bedeutung der Begriffe »*Oberschicht*« und »*homo novus*« für die römische Kaiserzeit etwa Crawford, Michael H.: *Nobiles*. – In: Der Neue Pauly. Band 8, 2000, Sp. 967–971.

Zerstreuung und Unterhaltung für die breite Bevölkerung führen uns in den öffentlichen Raum, dem der erste Teil dieser Darstellung gelten soll.

Ergänzend zur historischen Überlieferung gelingt es der Archäologie oftmals, solche Bodenzeugnisse zum Sprechen zu bringen, die uns den Alltag der damals lebenden Menschen eröffnen. Orte der Muße sind darunter gerade für die römische Kaiserzeit erstaunlich zahlreich. Erwartungsgemäß und im Einklang mit den Schriftquellen finden sich diese vor allem im Kontext städtischer Zentren des Reiches. Der in Urbino lehrende Professor für Archäologie *Sergio Rinaldi Tufi* zählt in seinem populären Kurzführer »*Pompei, La vita quotidiana*« eine Vielzahl öffentlicher Gebäude auf, die den Einwohnern der weltbekannten Landstadt am Golf von Neapel für ihre Freizeitaktivitäten vor 2 000 Jahren zur Verfügung standen.<sup>3</sup> Seine Liste in dem Kapitel »*otium und negotium: Zerstreuung und Arbeit*« beginnt mit den zahlreichen Schenken und Garküchen (*cauponae* und *thermopolia*), nennt selbstverständlich Theater und Arenen sowie Sportstätten (*palaestrae*) und endet mit den Thermen und auch Bordellen. Wir dürfen davon ausgehen, dass es diese Mußeorte in jeder größeren Stadt sowohl in Italien wie in den Provinzen gegeben hat, auch wenn die jeweilige archäologische Überlieferung nicht überall eine vergleichbare Aufzählung geben kann. Zu diesen öffentlichen Mußeorten lässt nun die Archäologie noch eine interessante Ergänzung zu, deren Überlieferung aus der antiken Literatur allein so nicht gelingt. Es handelt sich um kleinere oder mittelgroße Spezialsiedlungen, die oftmals wohl ausschließlich allein der körperlichen wie geistigen Gesundung dienten. In der Regel Kurbäder, was sich in der Bezeichnung »*Aquae [...]*«<sup>4</sup> im Ortsnamen ausdrückt, lässt sich hier eine oftmals sehr enge Verzahnungen mit Tempeln oder anderen Einrichtungen für den (Heil-)Kult beobachten.

#### Öffentliche Muße-Orte der Römischen Kaiserzeit

Mit Blick auf Theater, Odeon oder Circus wird man der Klassischen Antike ihren Beitrag für die Entwicklung spezifischer Bauformen zur Massenunterhaltung sicher nicht abstreiten. Die Vielfalt der uns anhand literarischer wie architektonischer Überlieferung zur Verfügung stehenden Quellen erlaubt hier ausführliche Studien.<sup>5</sup> Unter den erhaltenen Großbauten stehen oftmals gerade die Ruinen dieser öffentlichen Vergnügungsstätten als Sinnbild für die Römerzeit. Gleichzeitig sträubt man sich jedoch eher, Ereignisse wie die unbestreitbar spektakulären Wagenrennen oder Gladiatorenaufführungen mit den Begriffen »*Muße*« bzw. »*Erholung*« zu verbinden. Aus heutiger Sicht dürfte es schwer bis unmöglich sein, alle privaten, sozialen und gesellschaftlichen Beweggründe für den Besuch dieser Veranstaltungsorte zu erkennen. Das Spektrum reicht hier von den Ursprüngen

3 Tufi 2006, S. 100–113.

4 Eigentlich »*Die Wasser von [...]*«- hier besser mit »*Bad [...]*« zu übersetzen.

5 Für Amphitheater und Arenen: *Hönle u. Henze 1981*; für Theater: *Gogräfe 2013*; für Bäder: *Brödner 1983*.

des römischen Theaters in szenischen Darstellungen während der Leichenfeiern zum Gedenken an die Taten des Verstorbenen bis hin zur Instrumentalisierung durch die Politik wie dem Ausrichten möglichst prächtiger Spiele als Element eines Wahlkampfes oder dem auch von den Zeitgenossen bereits kritisch bemerkten Ruhigstellen der Bürger durch »*panem et circenses*«.

Nicht zuletzt durch eine stark von Hollywood geprägte Vermittlung dieses auf öffentliche Wirkung zielenden Aspektes antiker Freizeitkultur gerät man in Versuchung, in kaiserzeitlichen Metropolen Anklänge moderner Vergnügungsparks zu erkennen. Von Brot und den Spielen für die Massen führt die Vorstellung über Aktivitäten und Vorlieben »*des Römers*« in seiner Freizeit hin zu einer vermeintlich (spät-)römischen Dekadenz und weniger einer auch für den antiken Menschen angestrebten Entspannung, körperlicher Ertüchtigung oder allgemein sinngefüllten Mußezeit. Inwieweit dieses Zerrbild der historischen Wirklichkeit entspricht, muss hier nicht vertieft werden.<sup>6</sup> Gelegentlich erlaubt die literarische Überlieferung einen ausschnitthaften Einblick in das tatsächliche Freizeitangebot. Bekannt sind so etwa die vielen (stadt-)römischen Feiertage, mit denen selbstverständlich auch verschiedenste weltliche oder kultische »*Feierlichkeiten*« verbunden waren. Wie heute auch beging diese jedoch stets nur ein Teil der Bevölkerung. Weiter führt bereits die Tatsache, dass in der Stadt Rom zur Zeit des Augustus drei von vier Tagen des offiziellen Schauspielkalenders nicht etwa für Gladiatorenspiele oder Wagenrennen, sondern für Theatervorführungen reserviert waren. Innerhalb der darstellenden Kunst wiederum genossen bis mindestens in das fortgeschrittene 1. Jahrhundert n. Chr. hinein weniger derbe oder gar verruchte Theaterstücke Ansehen beim Publikum, sondern vielmehr solistischer Darbietungen von Pantomimen. War der römische Bürger Liebhaber virtuoser Solotänze oder ergötze man sich dramatisch inszenierten Darstellungen? In jedem Fall muss man sich in öffentlichen Spielstätten ein zeitlich getrenntes Nebeneinander sowohl der lauten Clownerien eines *mimus*, als auch des Ausdruckstanzes eines *pantomimus* vorstellen.

Wie der Blick auf die Theater zeigen sollte, verlangen alle oben genannten Baulichkeiten klassischer Sport- wie Vergnügungstätten eine Differenzierung nach dem Motto: »*nicht nur [...], sondern auch [...]*«: Ein und dieselbe Thermenanlage kann sowohl für intensives sportliches Training mit Unterstützung eines professionellen Trainers genutzt werden, als auch für profanes Badevergnügen einschließlich kulinarischer, auch alkoholischer, Genüsse. Und auch jemand, der sich gerade noch an dem blutigen Ende einer öffentlichen Hinrichtung ergötzt hat, mag unmittelbar anschließend bereits Gefallen an den besänftigenden Klängen einer in der Arena aufgebauten akustischen Wasserorgel (*hydraulis*) gefunden haben.<sup>7</sup> Wir können sicher gar nicht modern genug denken, wenn wir unterstellen, dass sich die große Attraktivität, die etwa das Kolosseum in Rom aber auch dessen zahlreichen großen und kleinen Ableger in den Provinzen ausübten,

6 Vgl. hier und auch zum Folgenden *Höhnle u. Henze (1981)* S. 74–88.

7 Zum archäologischen Nachweis in den Provinzen vgl. etwa *Jakob, F.; Leuthard, M.; Vouite, A.C. u. Hochuli-Gysel, A.: Die römische Orgel aus Avenches/Aventicum. – Avenches 2000.*

gerade in deren abwechslungsreichen Darbietungen »für Jedermann« gründete, die auf dem Programm standen. Eine Beweisführung im wissenschaftlichen Sinne in welchem Umfang es sich jeweils um Orte der Muße handelte, ist für das gewählte Thema freilich nicht möglich. Wir bleiben auf eher schlaglichtartige Einblicke angewiesen, die sich nur schwer auf die Lebenswirklichkeit der Menschen in den ersten Jahrhunderten n.Chr. projizieren lassen.

### Leben im römerzeitlichen Südwestdeutschland

Nach diesen generellen Bemerkungen soll zunächst eine Annäherung an den Lebensalltag der Menschen erfolgen, die zwischen dem ersten und dem dritten Jahrhundert im römischen Südwestdeutschland lebten. Dies gelingt wiederum am ehesten, wenn wir uns eine möglichst facettenreiche Gesellschaft vorstellen. Eine Gesellschaft, die zwar enorme ethnische, religiöse und soziale Unterschiede aufwies, aber durchaus als »geeint« bezeichnet werden kann.<sup>8</sup> Wie in zahlreichen anderen Provinzen versuchte man auch an Rhein und Donau, durch eine möglichst rasche und vollständige Anpassung Römer zu werden. Hatte sich nicht der römische »way of life« allen anderen Kulturen als überlegen gezeigt? Als Bürger des römischen Reiches, aber oftmals auch schon als Peregriner genoss der Einzelne sehr häufig mehr persönliche und materielle Vorteile, als es die traditionellen Stammesgesellschaften zuvor bieten konnten.<sup>9</sup> Gefahren für Leib und Leben durch äußere Feinde waren weitgehend gebannt, es herrschten Rechtssicherheit, freie Berufswahl und Freizügigkeit. Der Staat ließ dem Einzelnen insbesondere in nahezu allen wirtschaftlichen Aktivitäten und religiösen Ansichten sein privates »Streben nach Glück«.

Das heutige Südwestdeutschland kam erst vergleichsweise spät in den Jahrzehnten nach der Zeitenwende mit dem Ausgreifen Roms über die Alpen und den Feldzügen des Kaisers *Augustus* unter römische Herrschaft.<sup>10</sup> Während die Germanenkriege zwischen Rhein und Elbe und nicht zuletzt die Schlacht im Teutoburger Wald die Aufmerksamkeit des Publikums fesselten, gestaltete sich die etappenweise durchgeführte Besetzung Süddeutschlands ruhiger. Ein Grund dafür dürfte darin zu suchen sein, dass die römischen Legionen hier keine Schlachten führen mussten. Die Landstriche südlich des Mains bis zum Alpenfuß waren damals weitestgehend siedlungsleer. Eine einheimische Bevölkerung in nennenswerter Zahl lässt sich lediglich links des Rheins und dann erst wieder im heutigen Österreich und der Schweiz nachweisen. Südhessen, Baden-Württemberg und weite Teile Bayerns waren hingegen nahezu unbewohnt. Archäologische Hinweise darauf, dass hier unmittelbar vor Ankunft der ersten Römer Menschen lebten, fehlen. Offenbar waren die einst hier lebenden Kelten mehrere Generatio-

---

8 Einen Überblick gibt etwa: *Carroll* 2003, S. 143–171; ausführlich zum Prozess der Romanisierung *Woolf, Greg*: *Becoming Roman. The origins of provincial civilisation in Gaul.* – Cambridge 1998.

9 Vgl. etwa *Eck, Werner*: *Rechtsstellung der Provinzbewohner.* – In: *Fischer* 2001, S. 51–53.

10 Vgl. z.B. *Kemkes* 2006.



Abb. 1: Südwestdeutschland zur Römerzeit  
 Nach *Imperium Romanum* 2005, Abb. 31 (H. Fischer)

nen bevor es zur Eingliederung Südwestdeutschlands in das Römische Reich kam, unter dem Druck der in Mitteldeutschland lebenden Germanenverbände abgewandert. Erst die starke römische Militärpräsenz schuf die Voraussetzungen, dass sich hier wieder Menschen niederließen. Zu den Neusiedlern gehörten Keltinnen aus Gallien oder den Zentralalpen ebenso wie romfreundliche Germanen. Schon früh kamen aber auch Einwanderer aus anderen Reichsteilen hinzu, etwa Mandatsträger der Provinzverwaltung, Händler und ebenso Veteranen aus dem italischen Kernland, so dass wir uns insgesamt eine ethnisch und religiös gemischte Bevölkerung vorstellen können.<sup>11</sup> Die kaiserliche Verwaltung war nun

<sup>11</sup> Reuter 2005.

bestrebt, die Bewohner der Provinzen rasch in das Verwaltungssystem des Reiches einzufügen und wo immer möglich, deren Lebens- und Wirtschaftsweise den Erfordernissen des Staates anzupassen. Aus diesem Grunde plante und förderte Rom in den Grenzprovinzen die Gründung städtischer Siedlungen nach dem rund um das Mittelmeer bereits seit Jahrhunderten bewährten Muster.<sup>12</sup> In den geschlossenen Siedlungen unterschiedlicher Größe und Rechtsstellung lebten Handwerker oder Gewerbetreibende sowie auch Angehörigen der Verwaltung und des Militärs. Bauerndörfer kennen wir nicht, da die Landwirtschaft von verstreut liegenden Einzelgehöften aus betrieben wurde.

Nach heutigem Verständnis »*ruhig*« dürfte das Leben in Südwestdeutschland der ersten Jahrhunderte nach Christus nicht gewesen sein. Auch wenn die Gesamtzahl der Bewohner stets gering blieb, gehörte die Bevölkerung speziell der Provinzen an Rhein und Donau sicherlich zu den strebsamsten und damit aktivsten des Reiches. Die offene Gesellschaft dieser im Aufbau befindlichen Provinz bot dem freien Unternehmertum reiche Chancen. Neben Sicherheit schuf die römische Militärpräsenz auch enorme wirtschaftliche Anreize für Neusiedler. Schon durch den Bau von Straßen, Kastellen und der für die Versorgung der Garnisonen notwendigen Infrastruktur floss viel Geld ins Land. Hinzu kam der Sold zehntausender hier dauerhaft stationierter Soldaten. Unternehmungslustige Landwirte, Händler und auch Handwerker konnten gleichermaßen ihr Glück machen.

#### Otium in den Städten der Provinz

Mit der Okkupation entstanden Städte, Dörfer und ländliche Anwesen in der Regel als Neugründungen auf der grünen Wiese. Rücksichten auf lokale Traditionen waren nicht erforderlich. Im Unterschied zu vielen anderen Teilen des Reiches geht nahezu keine römische Stadt in Deutschland unmittelbar auf eine einheimische Vorgängersiedlung zurück. Obwohl der jeweilige Forschungsstand im Einzelnen sehr unterschiedlich ist, lässt sich die nachfolgend grob skizzierte Darstellung wohl zumindest auf das Dutzend bekannter Landstädte im römerzeitlichen Südwestdeutschland, Bad Cannstatt, Bad Wimpfen, Frankfurt, Heidelberg, Dieburg, Ladenburg, Pforzheim, Riegel, Rottweil, Rottenburg, Speyer und Worms übertragen.

Es sieht so aus, dass Vertretern der bürgerlichen Gesellschaft, den politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern, im römischen Südwestdeutschland innerhalb der städtischen Siedlungen dieselben Einrichtungen zur Entspannung zur Verfügung standen, wie wir sie aus Pompeij kennen. In kürzester Zeit entstanden hier aus ehemaligen Garnisonen prosperierende Marktflecken, die aufgrund ihrer guten Standortfaktoren zu Städten anwuchsen. Mit Auflösen des Militärlagers, das oft den Kern einer solchen Ansiedlung gebildet hatte, stand dann sogar ein zentraler Platz zur Verfügung, um hier die öffentlichen Bauten zu errichten, wie sie eine Zivilstadt benötigte. Nach diesem Muster hat sich beispielsweise

---

<sup>12</sup> Kortüm 2005.



Abb. 2: Sitzstufe aus Buntsandstein für *Martialin(ius) Ma[---]Bürger der Stadt Ladenburg / Lopodunum »Vic(anis) Lop(odunensibus)« aus dem Theater (CIL XIII 6421)*  
Friederike Harl, Ubi-erat-lupa

Ladenburg, das antike *Lopodunum*, nordwestlich von Heidelberg innerhalb kürzester Zeit nach seiner Gründung zu einer wohlhabenden Landstadt entwickelt, die auf die bemerkenswerten Ausmaße von insgesamt rund 45 Hektar anwuchs und damit zur größten römischen Stadt in Baden-Württemberg wurde.<sup>13</sup> Kaiser *Trajan* verlieh dem Platz im Jahr 106 n.Chr. Stadtrechte. *Lopodunum* war als *Municipium* Hauptort einer *Civitas*, einer regionalen Gebietskörperschaft vergleichbar mit einem großen Landkreis. Offenbar unmittelbar nach der Verleihung der Stadtrechte begann ein umfangreiches Bauprogramm. In guter Tradition entstand als wirtschaftliches und politisches Zentrum der Region auf einer Fläche von insgesamt 130 m x 84 m ein ausgedehntes Forum und direkt daran anschließend eine große Halle in Form einer *basilica*, in welcher sich die Bürgerschaft zu Versammlungen traf, in der Recht gesprochen wurde und in der der Stadtrat zusammenkam. Nach mediterranem Vorbild besaß Ladenburg auch ein szenisches Theater mit etwa 5 000 Sitzplätzen, wenigstens zwei öffentliche Thermen und verschiedene Heiligtümer. Gut vergleichbar ist der archäologisch nachgewiesene Bestand öffentlicher Großbauten beispielsweise auch für Augst (AG), Frankfurt-Heddernheim oder Rottenburg. Man darf annehmen, dass für Errichtung und Unterhalt dieser aufwendigen Bauten im Wesentlichen die Einwohner einer Stadt selbst aufkamen.<sup>14</sup> In bester römischer Tradition verewigten sich so in Ladenburg beispielsweise die Stifter und Förderer des Theaters mit ihren Namen in den Steinquadern des Zuschauerraumes.<sup>15</sup>

13 *Rabold, Britta*: Topographie des römischen Ladenburg. Aufstieg vom Truppenstandort zur Metropole. – In: *Imperium Romanum* 2005, S. 177–180; *Sommer, C. Sebastian*: Vom Kastell zur Stadt. *Lopodunum* und die *Civitas Ulpia Sueborum Nicrensium*. – In: *Probst, Hansjörg* [Hrsg.]: *Ladenburg. Aus 1900 Jahren Stadtgeschichte*. Ubstadt-Weiher 1998, S. 81–201; zuletzt *Kortüm, Klaus*: *Lopodunum – ein vicus strebt nach oben*. – In: *Landesmuseum Württemberg/Rheinisches Landesmuseum Trier: Ein Traum von Rom. Stadtleben im römischen Deutschland*. Stuttgart u. Trier 2014, S. 242–255.

14 *Lohbüschler, Thomas*: *Theater, Amphitheater und Stadien*. – In: *Fischer* 2001, S. 79–82.

15 *Wiegels, Rainer*: *Lopodunum II. Inschriften und Kulturdenkmäler aus dem römischen Ladenburg am Neckar*. – In: *Forschungen und Berichte Vor- u. Frühgeschichte Baden-Württemberg*, 59. Stuttgart 2000, S. 63–70.

Auch die Aufführungen in den Spielstätten wurden von Mäzenen finanziert, die zumeist aus den Reihen des Stadtrates stammten. Durch diese freiwilligen Zuwendungen an das Gemeinwesen sicherte man sich die für eine Wiederwahl in ein politisches Amt notwendigen Stimmen. Schon ein Theaterbesuch dürfte viel stärker als heute noch ein gesellschaftliches Ereignis gewesen sein. Auch wenn das politische Tagesgeschäft in den hiesigen Provinzen des Römischen Reiches bei weitem nicht die Dimensionen einer Großstadt im Zentrum des Römischen Reiches erreichte, müssen wir daher mit Blick auf das hier zu behandelnde Thema feststellen, dass auch eine römische Provinzstadt per se kein Ort der Muße gewesen ist. Als Rückzugsorte zur Muße und Erholung standen dem Einzelnen im öffentlichen Bereich kaum Alternativen zur Verfügung. Ausnahmen bildeten hier solche Plätze, die der körperlichen und geistigen Gesundheit gewidmet waren. Es handelt sich dabei um die Kurorte.

#### Quellheiligtümer/Heilbäder

Die deutlichsten Anklänge an das heute bekannte Bild für Otium-Orte in der Provinz finden wir im Bereich der für die Antike so charakteristischen Heilkulte. Große und kleine Kurbäder sind in der Römerzeit sowohl aus den Provinzen wie aus dem italischen Kernland des Reiches bekannt.<sup>16</sup> In den zahlreichen belegten Kur- und Badeorte finden sich regelhaft Quellen bzw. daraus gespeiste Badeanlagen mit Tempelbauten kombiniert. In einer Zeit in der Alles in der Natur be-seelt war, verdankte man den Heilerfolg ausschließlich dem Wirken und den Willen der am jeweiligen Kurort wirkenden Gottheit. Pflichtvoraussetzung für die Gesundung waren daher neben medizinische Anwendungen wohl ebenso auch religiöse Handlungen.

Die charakteristischen architektonischen Elemente eines römerzeitlichen Kurortes sind in den vereinzelt bekannten gewordenen ländlichen Kleinsiedlungen am besten erkennbar. In Gestalt kleiner Streuhofsiedlung einzelstehender Gebäude, finden wir hier Kultbauten, Bäder und Wohnhäuser. Letztere werden als Unterkünfte für Priester und Mitarbeiter der Einrichtungen selbst, aber auch als regelrechte Herbergsbauten gedeutet. Ausgehend von der Häufigkeit vergleichbarer Anlagen, scheint die Verehrung heiliger Quellen in Verbindung mit kleineren (ländlichen) Heiligtümern beispielsweise bei den Treverern besonders intensiv gewesen zu sein. Als Modell soll hier das vergleichsweise gut bekannte sogenannte Pilgerheiligtum bei Hochscheid im Hunsrück dienen.

Vom ausgehenden 1. bis weit ins 3. Jahrhundert n.Chr. bestand hier ein gal-lisch-römisches Quellheiligtum in Verbindung mit einer Pilgerstätte.<sup>17</sup> Neben dem keltischen Heilgott *Grannus*, der mit *Apollo Medicus* nach römischer Auf-fassung gleichzusetzen ist, wurde in Hochscheid auch die keltische Heilgöttin *Sirona* verehrt. Das Götterpaar ist auch aus anderen Regionen vor allem im kel-

16 Brödner 1983, S. 163–179; Heinz 1983, S. 157–176; Manderscheid 1988.

17 Weisgerber, Gerd: Das Pilgerheiligtum des Apollo und der Sirona von Hochscheid im Huns-rück. – Bonn 1975.

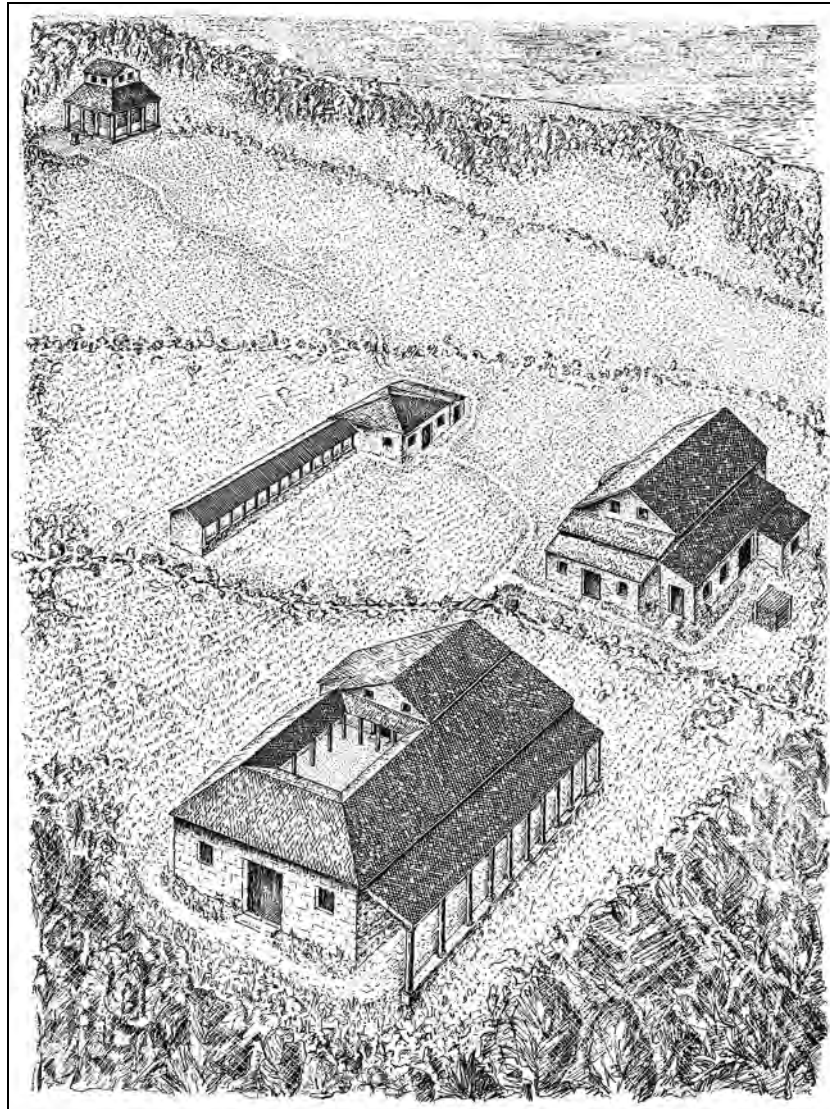


Abb. 3: *Hochscheid, Kr. Bernkastel-Wittlich: zeichnerische Rekonstruktion des Pilgerheiligtums für Apoll und Sirona*  
Nach Weisgerber 1975, Tafel 1 (V. Wentzke)

tisch geprägten Nordwesten des Römischen Reiches bekannt und wurde offenbar bei den unterschiedlichsten körperlichen Gebrechen mit dem Wunsch nach Heilung angerufen.<sup>18</sup> Im Idarwald bei Hochscheid erhob sich über der Quellfassung

<sup>18</sup> *Euskirchen, Marion*: Grannus. – In: *Der neue Pauly (DNP)*, Band 4. Stuttgart 1998, Sp. 1206f.; *Sirona*. Ebd. Band 11. Stuttgart 2001, Sp. 596.

ein kleiner Umgangstempel einheimischer Bauart. Die Weihung von Tonstatuetten innerhalb des Gebäudes bezeugt religiöse Zeremonien, gleichzeitig wurde das Wasser hier offenbar auch direkt aus der Quelle geschöpft und getrunken. Hangabwärts lagen eine offene Säulenhalle, ein größerer Herbergsbau (*hospitalia*) sowie ein benachbartes Badegebäude, dessen Raumabfolge dem, der größeren Heilbäder dieser Epoche entsprach. Es ist anzunehmen, dass die Badebecken über Leitungen aus der Heilquelle gespeist wurden. Das kalte Wasser wurde innerhalb des Gebäudes mittels der bekannten römischen Hypokaust-Heizungen erwärmt, sodass man sich darin längere Zeit aufhalten konnte. Insgesamt sind in Hochscheid die wesentlichen Bestandteile eines Kurbades vorhanden, wie sie gleich noch vorzustellen sind. Eine zugehörige Siedlung, die mit dem Platz in Verbindung zu bringen ist, ist nicht bekannt. Es ist anzunehmen, dass allein der Ursprungsort des Gesundheitsfördernden Wassers die Pilger auf der Suche nach Heilung hierherführte und die Anwendungen einen längeren Aufenthalt in diesem Kurzentrum erforderten. Grundriss und Größe der Unterkünfte machen dabei deutlich, dass wir es mit öffentlichen Einrichtungen zu tun haben. Ein privates Quellheiligtum, etwa als Teil eines nahe gelegenen Gutshofes, ist hingegen auszuschließen. Auf den ersten Blick meint man bereits hier Parallelen zu dem Betrieb der großen Bäderstädte (der Neuzeit) zu erkennen. Der von solchen heilkräftigen Plätzen mit einer eher bescheidenen Infrastruktur zu den Zentren antiken Kurbetriebes fließend gewesen sein.<sup>19</sup> Mangels geeigneter schriftlicher Belege, die uns insbesondere Auskunft geben über Art und Umfang der religiösen Zeremonien am Ort, muss jedoch offen bleiben, wie sich der Aufenthalt eines antiken Pilgers(?) in Hochscheid oder der Tagesablauf eines antiken Kurgastes generell gestaltete.

Diese Einschränkungen gelten demzufolge auch bei der Betrachtung größerer Ansiedlungen, in denen wir römerzeitliche Heilbäder erkennen wollen. Ihre Ansprache als Kurorte erfolgt in erster Linie bereits durch den antiken Namen der Ansiedlung, ergänzt durch den Nachweis spezieller Baulichkeiten, die einem Kurbetrieb anzeigen. Hier ist insbesondere die Ausführung der jeweiligen Badeanlagen selbst zu nennen, da sich die Architektur römischer Heilbäder von der reiner Hygienebäder unterscheidet.<sup>20</sup> Wir können in Südwestdeutschland drei Städte nachweisen, deren Thermen nicht (nur) zur Körperpflege gedient haben: Baden-Baden (*Aquae Aureliae?*), Wiesbaden (*Aquae Matthiacorum*) und Badenweiler, dessen antiker Namen nicht überliefert ist. Bei allen drei Ansiedlungen handelte es sich um vergleichsweise kleine Städte, in nicht allzu großer Entfernung zu zivilen bzw. militärischen Zentren (Straßburg/Argentorate, Mainz/Mogontiacum bzw. Augst/Augusta Raurica). Als weiterer Beleg für den Kurbetrieb sind Weihungen ortsfremder Personen zu nennen, die sich in den Städte zur Genesung aufhielten.

---

19 Auch in der antiken Kurstadt Aachen sowie Lauingen-Faimungen an der Donau wurden vermutlich das Götterpaar *Apoll* und *Sirona* verehrt.

20 Horn, Heinz Günther: Bäder und Thermen. – In: Fischer 2001, S. 82–85.

Anhand dieser Belege werden speziell Wiesbaden und Baden-Baden als Sanatorien der beiden am Oberrhein stationierten Legionen gedeutet. Zum einen entstammte nach Aussage der epigraphischen Quellen ein Gutteil des Publikums dem Militär. Zum anderen war auch ein wesentlicher Teil der für den Kurbetrieb benötigten Baulichkeiten vom Militär errichtet worden. Die *Aquae Mattiacorum* waren während ihres gesamten Bestehens Kurstadt. Der römische Historiker Plinius der Ältere, der während seiner Dienstzeit wohl selbst Wiesbaden besucht hat, erwähnt noch vor dem Jahr 77 n. Chr. die dortigen heißen Quellen.<sup>21</sup> Hier gewonnener gelbroter Sinter (pumex) diente selbst in Italien als kosmetisches Mittel aus dem ein bekanntes Haarfärbemittel hergestellt wurde.<sup>22</sup> Entsprechend des Umfeldes in einer der bevölkerungsreichsten Regionen der Provinz, der Seltenheit heißer Quellen sowie ihrer offenkundigen überregionalen Bekanntheit in der römischen Kaiserzeit darf man sich in Wiesbaden einen ausgedehnten Bäderbetrieb vorstellen, dem die wenigen archäologischen Zeugnisse allein sicher nicht gerecht werden. So sind Größe, Einwohnerzahl und Rechtsstellung der antiken Ansiedlung noch unbekannt. Politisches und wohl auch religiöses Zentrum der am Südfuß des Taunus gelegenen Gebietskörperschaft war jedoch wohl das ca. 35 km westlich gelegene Frankfurt-Heddernheim (Nida), wo sich entsprechende öffentliche Verwaltungs- und Kultbauten fanden. Bei fast allen römerzeitlichen Gebäuden, die in Wiesbaden bislang näher bestimmt werden können, handelt es sich hingegen um Badeanlagen. So sind im Bereich der heutigen Innenstadt bislang allein drei Thermenkomplexe nachzuweisen.<sup>23</sup> Von ihnen ist die westlich des so genannten »Kochbrunnens« gelegene am besten erforscht. Nach Ausweis der verwendeten Ziegelstempel wurden diese Thermen von den im Mainz stationierten Legionen errichtet und bestanden ab den 80 n. Chr. Ihre Nutzung endete offenbar erst im 4. Jahrhundert nach mehr als 200 Jahren Betrieb. Freigelegt wurden vier größere Wasserbecken aber auch Baderäume für Einzelpersonen mit jeweils kleinen Wannen, wie sie für antike Heilbäder charakteristisch scheinen. Ein größeres Gebäude südöstlich davon wird als Herberge gedeutet. Ein weiteres Bad lag an der »Adlerquelle«. Hier fand man bei Ausgrabungen u. a. einen Rundbau mit 14 m Durchmesser, bei dem es sich um ein großes Schwitzbad (*laconicum*) gehandelt haben dürfte. Schließlich lassen Inschriften und der Fund von Wasserleitungsrohren aus Blei in der Schützenhofstraße die Rekonstruktion eines dritten Badekomplexes zu. Die Baubefunde passen ebenfalls nicht zu einem einfachen Militärbad, weshalb auch hier ein Kur- oder Heilbad anzunehmen ist, das ebenfalls schon in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts in Betrieb war. Die nachweislich durch das Militär errichteten Thermenanlagen Wiesbadens waren Heilbäder für Soldaten aus dem gesamten Mainzer Kommandobereich. So fanden sich Grabsteine für Angehörige von Militäreinheiten, die anderswo in Obergermanien stationiert waren. Aber auch Zivilisten nutzten die heilkräftigen

---

21 *Plinius*, *naturalis historia* 31, 20

22 *Martial* 14,2: *pilae Mattiacae* und *Plinius nat. hist.* 31, 20.

23 *Czysz* 1994; *Thiel* 2014, S. 301–304.

Quellen für Kuraufenthalte: Die Gattin des Mainzer Legionslegaten weihte der *Diana Mattiaca* eine Statue zum Dank für Heilung ihrer Tochter.<sup>24</sup>

Das in römischer Zeit bebaute Areal Baden-Badens erstreckte sich über eine Distanz von rund 800 m rechts der Oos und entlang eines in sie mündenden Bachlaufes fast ebenso weit nach Osten.<sup>25</sup> Für eine Besiedlung geeignete Flächen waren durch die Topographie stark beschränkt. Zusätzlich zu den Schwierigkeiten der Hanglagen erschwerten offenbar die feuchten Niederungen eine Bebauung. Zumindest in der Frühzeit der Besiedlung musste der Baugrund südlich des Bäderbezirks stellenweise durch hölzerne Unterkonstruktionen trockengelegt werden, bevor Bauten errichtet werden konnten. Detaillierte Angaben zur Entwicklung der in späterer Zeit vermutlich *Aquae Aureliae* genannten römischen Ansiedlung sind nicht möglich.<sup>26</sup> Nach derzeitigem Forschungsstand scheint der Ort um 100 n. Chr. eine erste Blüte erlebt zu haben. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts förderte Kaiser Caracalla die stadtartige Ansiedlung noch einmal durch Ausbau- und Verschönerungsmaßnahmen der Bäder. Die Ansiedlung wurde Vorort des Verwaltungsbezirks der *Civitas Aurelia Aquensis*, sodass wir hier entsprechende Verwaltungsbauten wie Forum und Curia erwarten können. Niedergang und Ende kamen bereits mit den Krisen in der Mitte des 3. Jahrhunderts.

*Aquae Aureliae* lag abseits der in Mitte der 70er Jahre des 1. Jahrhunderts gebauten römischen Fernstraße auf der rechten Rheinseite und war mit dieser lediglich über eine Stichstraße verbunden. Die während der gesamten römischen Epoche festzustellende militärische Präsenz gründete daher nicht auf strategischem Interesse, sondern beruhte auf der Nutzung der heilkräftigen Thermalquellen durch Angehörige des obergermanischen Heeres, wie zahlreiche Inschriftenfunde belegen. Insbesondere für die Straßburger Truppen bot sich ein Besuch der nur 50 km von ihrem Stationierungsort entfernten heißen Quellen an. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts kam bei Ausgrabungen in verschiedenen Teilen des Stadtgebiets Weihedenkmale zu Tage. Ein Großteil von ihnen wurde zum Dank für die Heilung von Krankheit oder Gebrechen gestiftet, ohne dass sich innerhalb des belegten göttlichen Kanons von *Apoll*, *Diana* (-*Abnoba*?), *Kybele*, *Merkur*, *Minerva*, eines – zusammen mit Nymphen verehrten einheimischen(?) Pendanten zu *Mars* und der kaum bekannten keltischen Heil(?)göttinnen *Visuna* und *Einobeia* eine besonders verehrte Hauptgottheit zu erkennen gäbe. Der Standort eines Weihebezirks und zugehöriger Kultbauten dürfte im Bereich der Quellaustritte am Schlossberg zu suchen sein. Vermutlich bestand hier ein gewolltes Nebeneinander aus Heiligtümern und Heilthermen. Ein Quellheiligtum eventuell in Form eines Umgangstempels in gallo-römischer Bauart bestand hangaufwärts der Bäder. Unterhalb wurden allein 18 Weihesteine, massive Grundmauern sowie Architekturteile, darunter großformatige Säulentrommeln, gefunden, die auf repräsentative Baulichkeiten verweisen. Umfangreiche Steinbauten in exponierter Lage auf dem »*Rettig*« u. a. mit heizbaren (Speise-)Räumen zeigen eine gehobene Wohnnutzung

---

24 CIL 13, 7565.

25 Coenen 2008.

26 Zum Forschungsstand zuletzt: Reppert u. Rabold (2008).

an. Möglicherweise bestanden hier Unterkünfte für Soldaten, die sich zur Genesung in Baden-Baden aufhielten.

Der Mittelpunkt des antiken Bäderbezirks lag im Bereich des heutigen Friedrichs-Bades. Hier auf dem Hang des Schossberges mit seinen Quellaustritten musste zunächst der Baugrund durch die Anlage von Terrassen vorbereitet werden. Eine Inschrift Kaiser *Caracallas* erwähnt 213 n.Chr. in der Formulierung »[...] *remotis saxi balineum perfecit* [...]« anschaulich die aufgrund des schwierigen Terrains verursachten Mühen.<sup>27</sup> Gleichzeitig verrät sie uns, den Einsatz öffentlicher Gelder für den Ausbau der *Aquae Aurelienses*, möglicherweise auch die Anwesenheit des Kaisers selbst.

Als echte Therme im Sinne eines Heilbades sind die »*Kaiserbäder*« im Bereich des heutigen Marktplatzes anzusprechen. Hier wurden insgesamt vier in einer Achse gelegene Wasserbecken mit einer Ausdehnung von bis zu 130 m<sup>2</sup> angetroffen, die das 70 Grad heiße Quellwasser aufnahmen. Es könnte sich dabei wie in Badenweiler (s.u.) um ein symmetrisch angelegtes Doppelbad gehandelt haben, mit getrennten Bereichen für Männer und Frauen. Bei den Ausgrabungen 1846 sprach man jedoch die beiden unmittelbar am Austritt des Thermalwassers aus dem Fels gelegenen Becken als Abkühlbecken des für den unmittelbaren Gebrauch zu heißen Quellwassers an. Von den weiteren Räumen der zweifellos sehr viel umfangreicheren Thermenanlage ist lediglich ein südlich anschließendes Schwitzbad (*sudatorium*) bekannt. Wand- und Bodenverkleidungen bestanden aus grünlichem Granit sowie aus dem 120 km Rheinabwärts am Rand des Odenwaldes gewonnenen Auerbacher Marmor. Auf Letztgenannten dürfte sich auch die Formulierung »[...] *abacis marmoreis exornavit*.« in der erwähnten Caracalla-Inschrift beziehen. Ein weiteres Badegebäude war jenseits der modernen Überbauung 80 m westlich auf einer tiefer gelegenen Hangterrasse und leicht gedreht zu der Bauachse der Kaiserbäder feststellbar. Die heute so genannten »*Soldatenbäder*« unterschieden sich von den Thermen durch ihre kompakte Bauweise. Dem 60 m x 50 m großen, in Partien bis 1,8 m Höhe hervorragend erhalten Bau war im Westen ein 18 m langes Schwimmbecken unter freiem Himmel (*natatio*) beigefügt, ansonsten dürfte es sich hierbei anders als bei den Thermen tatsächlich eher um ein Hygienebad zur Körperreinigung (*balineum*) gehandelt haben. Aus dem Areal des möglicherweise bis zu einem Hektar großen Bäderbezirks verliefen unterirdische Abwasserkanäle hangabwärts durch die hier gelegene zivile Siedlung.

Trotz umfangreicher und hochwertiger antiker Bausubstanz fehlen aus Badenweiler bislang jegliche Hinweise auf Baumaßnahmen an denen das römische Militär beteiligt war. Nach heutigem Forschungsstand gingen Gründung und späterer Ausbau der durchaus kleinstädtisch geprägte Kur- und Bäderstadt allein auf private Initiativen und Finanzmitteln zurück. Damit nimmt Badenweiler eine Sonderrolle in den Provinzen ein.<sup>28</sup> Auch wenn bislang nur ein Bruchteil des

---

<sup>27</sup> Reppert u. Rabold 2008, S. 29; Thiel 2014, S. 290–292.

<sup>28</sup> Seitz 2014, S. 247.

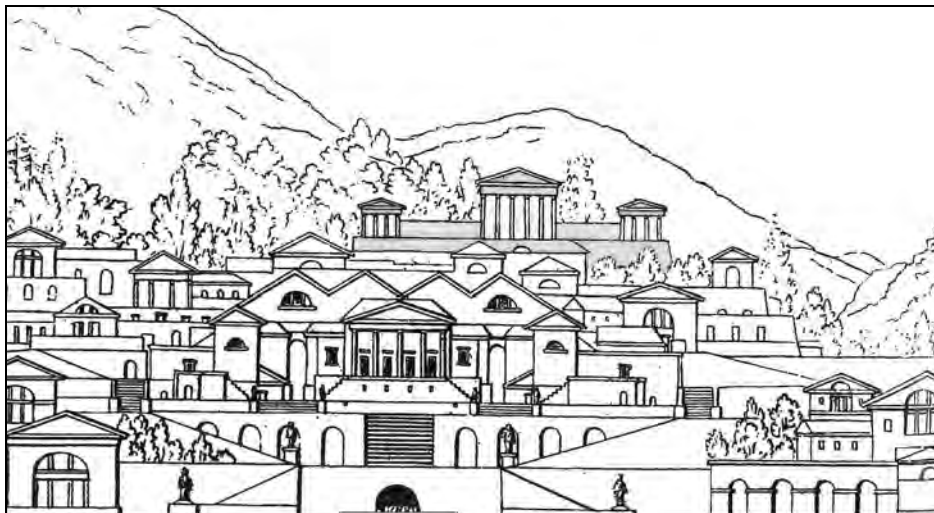


Abb. 4: »Badenweiler wie es zur Zeit der Römer ausgesehen haben mag«. Lithographie von Friedrich Weinbrenner 1822  
Nach Imperium Romanum (2005) Abb. 489

durch den heutigen Ort überlagerten römerzeitlichen Siedlungsareals ausgegraben worden ist, lässt sich das Stadtbild zumindest in groben Zügen rekonstruieren. So entwickelte sich der Ort unterhalb eines heute und sicherlich bereits in der Antike an einem steilen Hang gelegenen Quellaustritts, was zur Anlage gestaffelt übereinander liegender Bauniveaus führte. »Die Bebauung auf den Flächen mehrerer künstlich geschaffener Hangterrassen verbanden ostwestlich orientierte Straßenzüge. Die durch Treppen zu überwindende Höhendifferenz von 40 m verlieh dem Ort den Charakter italischer Hangstädte.«<sup>29</sup> Eine Vorstellung von der beschaulichen Lage des antiken Ortes in der Landschaft am südlichen Schwarzwaldrand zu Fuß des Blauen gibt bereits der Prospekt aus der Hand des Markgräflich-Badischen Oberbaudirektor *Friedrich Weinbrenner* aus dem Jahr 1822. Sein Rekonstruktionsentwurf hat mit leichten Änderung und Ergänzungen durch neuere Untersuchungen durchaus bis heute Bestand. Dabei bildet der kompakte und eingliedrige Baukörper der Thermenanlage das Zentrum der Kurstadt, wird jedoch deutlich von einem Tempel überragt.

Die Ruinen der römischen Bäder sind seit ihrer zufälligen Entdeckung im ausgehenden 18. Jahrhundert unter einem eigens errichteten Schutzbau konserviert und der Öffentlichkeit zugänglich. Bislang für zeitgleiche Heilbäder ohne gesicherte Parallele zeigt der annähernd 100 m lange, kompakte Baukörper eine

<sup>29</sup> Seitz 2005, S. 363. Allgemein zur antiken Ansiedlung s. Das römische Badenweiler. – Stuttgart 2002 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 22).



Abb. 5: *Badenweiler. Zeichnerische Rekonstruktion der Stadtansicht in römischer Zeit. Im Zentrum die Heilthermen überragt von dem Tempel in klassizisierender Bauweise*  
Nach Nuber 2002, Abb. 6 (M. Schaub)

streng symmetrische, spiegelbildliche Raumaufteilung.<sup>30</sup> Die Tatsache, dass jeder Raum doppelt vorhanden war, dürfte darin begründet sein, dass die Anlagen so Frauen und Männern gleichzeitig offenstanden. Andernorts musste man die in der Antike übliche Trennung der Geschlechter durch unterschiedliche Besuchszeiten umsetzen. Der Zugang zu den Bädern erfolgte durch Portiken-gesäumte Höfe im Osten und Westen, die auch als Sportstätten gedeutet werden. Das Zentrum der Bäder bilden je zwei große ungeheizte Becken an der Südseite, durch die ständig das heute lediglich 26,4 Grad warme Thermalwasser strömte. Im Nordtrakt erkennt man Hygienebäder und evtl. Ruheräume. Wenigstens in diesem Bereich muss es Anlagen gegeben haben, um das nur mäßig warme Wasser auf dauerhaft angenehmere Badetemperaturen zu bringen. Unmittelbar westlich der freigelegten Thermenruine deuten archäologische Untersuchungen die Existenz weiterer Einrichtungen für den Kurbetrieb bzw. sogar medizinische Fachanwendungen an. Darunter dürften sich Unterkünfte für Besucher befunden haben. Westlich weisen Baureste zumindest eines Peristylhauses auf ein gehobenes Wohnquartier. Als Kurgäste in Badenweiler kann man sich Bewohner der zahlreichen kleinen Siedlungen der Rheintalebene, des Oberelsass und der Nordschweiz vorstellen. So sind es von der am Rheinknie gelegenen großen römischen Koloniestadt Augusta Raurica/Augst bis nach Badenweiler lediglich rund 40 km.

<sup>30</sup> Eine ausführliche Beschreibung der Baureste und Überlegungen zum Badebetrieb bei Filgis (2002).

Wie vergleichbare antike Kurstädte auch muss man sich Badenweiler gleichzeitig als ein kultisches Zentrum vorstellen. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts gelang beim Bau der neoromanischen Pauluskirche der Nachweis eines großen Tempels am höchsten Punkt der Stadt. Ab 1994 konnte die Universität Freiburg an diesem zentralen Punkt der Ansiedlung oberhalb der Thermen Nachuntersuchungen durchführen, die nähere Hinweise auf dessen Lage und Bauform erbrachten.<sup>31</sup> Der Tempel wurde in klassisierender Bauweise errichtet, d.h. aus einer Mischung eines Umgangstempels gallischer Prägung mit klassisch-italischen Bauformen. »Kultbauten dieser Art gelten als wahrnehmbare Monumentalisierung einheimischer Heiligtümer bzw. der darin praktizierten Riten.«<sup>32</sup> Bauweise, Größe und seine hochwertige Ausstattung lassen auf eine überregionale Bedeutung des Kultbaus schließen. Seine die Thermen überragende Schaufassade ruhte auf einem wenigstens 4 m hohen Sockel, war allerdings nicht talseitig, sondern zur Heilquelle hin ausgerichtet. Geweiht war der Tempel wohl der antiken Personifikation des Schwarzwaldes, der Diana Abnoba. Nach ihr könnte der antike Kurort Aquae Abnoae geheißen haben, aber auch andere Ortsnamen werden diskutiert.

Interessanterweise besaß Badenweiler neben Kultanlagen und Thermen noch ein drittes wirtschaftliches Standbein. So ungewöhnlich es scheint, muss man sich die antike Ansiedlung auch als Bergbaustadt vorstellen.<sup>33</sup> Die große Thermenanlage steht in einer Abraumhalde aus tauben Gesteinsbrocken. Dicht unterhalb weisen Baureste, zu denen u.a. auch Ofenlagen gehören, auf ausgedehnte Werkstätten. Möglicherweise befanden sich hier auch Mahlwerke, die mit der Kraft des aus den Thermen abfließenden Brauchwassers angetrieben wurden. Offensichtlich hat man in zentraler Lage innerhalb der Ansiedlung vor und auch während des Bestehens der Kurbetriebe gleichzeitig auch silberhaltige Erze aufbereitet, die in einem Quarzriff oberhalb Badenweilers anstehen. Der Bergbau schuf damit wohl erst die finanziellen Möglichkeiten für den Ausbau des in vielerlei Hinsicht eher ungewöhnlichen antiken Kurortes. »Wenn die Erbauer und Betreiber der Kuranlagen von Badenweiler ausschließlich reiche Privatiers waren, zeigt sich darin der hohe Grad an Romanisierung, [...]«<sup>34</sup>

### Otium im Privaten

Den literarischen Schilderungen des Alltags in Rom oder den anderen Metropolen der Antike können wir entnehmen, wie beeinträchtigend Stadtbewohner etwa den Lärm des Straßenverkehrs, Baustellen, Handwerksbetriebe oder sonstige Geschäftsaktivitäten empfanden.<sup>35</sup> Neben solchen auch heute vertrauten

<sup>31</sup> Seitz 2002.

<sup>32</sup> Ebd. S. 42.

<sup>33</sup> Vgl. zu diesem Aspekt Fingerlin (2001), S. 3–7.

<sup>34</sup> Seitz 2014, S. 247.

<sup>35</sup> Vgl. hierzu etwa die Belege bei Weber, Karl-Wilhelm: *Alltag im Alten Rom*, Band 1: *Das Leben in der Stadt*. – Düsseldorf u. Zürich 2005.

Klagen über Widrigkeiten des Stadtlebens, müssen wir uns gleichzeitig weitere Belastungen vor Augen führen, die wir auch auf die Provinzen übertragen können. Den Alltag des Bürgertums, ungleich mehr noch das Leben der Familien aus dem Ritter- oder Senatorenstand prägte eine Vielzahl politischer, geschäftlicher und sozialer Verpflichtungen. Zu den privaten Geschäften kamen zunächst die Präsenz in der Lokalpolitik, d.h. die Sorge für seine *Clientes*, sowie das Bekleiden von Ämtern in der regionalen Selbstverwaltung. Hinzu hatten Mandatsträger nicht unerhebliche finanzielle Verpflichtungen, um ihre politische Karriere zu fördern. Dies lässt sich zu einem gewissen Grad auch auf einen Teil der führenden Gesellschaft in den Provinzen übertragen. Bemerkenswert ist etwa, wie schnell gerade die Menschen der im Aufbau befindlichen Provinzen zu materiellem Wohlstand kamen: Stifter der großen öffentlichen Bauten, beispielsweise in Ladenburg, dürften ja die Nachkommen der allenfalls zwei Generationen zuvor erst angesiedelten Neubürger gewesen sein. Aus archäologischer Sicht zeichnet sich daher auch in den Provinzen eine Gruppe sehr erfolgreicher Jung-Unternehmer ab, in deren Händen die wirtschaftliche aber auch die zumindest lokalpolitische Macht lag. Die Möglichkeit bzw. Notwendigkeit, Erträge aus Privatgeschäften für politisch geprägte Aktivitäten einzusetzen, trug insgesamt sicherlich zur weiteren Dynamisierung dieser zahlenmäßig eher kleinen gesellschaftlichen Schicht bei. Ohne, dass dies hier weiter ausgeführt werden soll, wird erkennbar, dass gerade für Angehörige der Oberschicht in vielen Teilen des Reiches der Alltag weitgehend aus *neg-otia* bestand – zumindest an den Orten, an denen geschäftlichen Verpflichtungen nachzukommen war.

Während der römischen Kaiserzeit gehörte zur Pflege eines standesgemäßen Lebensstils jedoch stets auch der Aufenthalt auf dem Land, bevorzugt natürlich auf eigenen Besitzungen. Einen wenigstens saisonalen Rückzug auf das Land (*rus*) begriff man dabei nicht allein als »*Auszeit*« von der Hektik des Alltags sondern auch als Rückkehr zu dem natürlichen Leben der Vorfahren. Das Phänomen des *rusticarii*, des »*Sich-auf-dem-Lande-Aufhaltens*«, begegnet uns in den schriftlichen Quellen in geradezu überwältigender Fülle und wurde bzw. wird in der einschlägigen Forschung bereits ausgiebig kommentiert.<sup>36</sup> Übereinstimmend findet sich unter den antiken Zeitgenossen ein Lob des Landlebens (*laudes vitae rusticae*), wie es uns neben den sogenannten »*Agrarschriftstellern*« Varro oder Columella auch Cato und Cicero und selbst Satiriker wie Horaz mehrfach überliefern. Stellvertretend für die Nachfahren von Romulus und Remus, die von einem Hirten großgezogen wurden, teilt uns Horaz beispielsweise im bekannten zweiten Buch seiner Satiren »*des Dichters höchsten Wunsch*« mit: »*O mein geliebtes Land, wann darf ich Dich wieder sehen? Und wann darf ich wieder hoffen, bald mit guter Lektüre, bald in stiller Muße und mit ungestörtem Schlaf, die Beschwernisse des Lebens zu vergessen!*«<sup>37</sup> Zu den gepriesenen Annehmlichkeiten des Süßen Landlebens gehörten dabei nicht allein Müßiggang, sondern durchaus auch Aktivitäten, wie die Jagd, Fischerei, Spaziergänge oder die Ausfahrt mit dem Wagen.

<sup>36</sup> Zu den Schriftquellen etwa Weber (2000) mit weiterer Literatur.

<sup>37</sup> Horaz, Satiren II 6, S. 60–62.

Örtlichkeit dieser Muße auf dem Lande waren stets die großzügigen Landhäuser des römischen Adels, deren archäologische Zeugnisse in zahlreichen Studien untersucht wurden.<sup>38</sup> Es ist nun das Verdienst neuerer Forschungen, diese Otium-Villen der stadtrömischen Oberschicht auch in der archäologischen Überlieferung aus den Provinzen herausarbeiten zu können. Das Phänomen einer repräsentativen Villen-Architektur, wie wir es von einigen Beispielen im römerzeitlichen Südwestdeutschland kennen, dürfte damit das ursprünglich klassisch geprägte Lebensideal der stadtrömischen Oberschicht widerspiegeln.<sup>39</sup> Dessen Nachahmung in der Provinz erklärt sich aus der Orientierung der einheimischen Bevölkerung am Vorbild der römischen Gesellschaft.

Im italischen Kernland entstanden abseits der Städte bereits vor der Zeitenwende große Gutshöfe in Einzellage ohne einen für landwirtschaftliche Betriebe erforderlichen Wirtschaftsteil. Architektur, Ausstattung vor allem aber ihre Positionierung in der Landschaft weisen diese palastartig ausgebauten Anlagen als Wohnsitze der Oberschicht aus, wie sie uns in den Schriftquellen vorgestellt werden. Entsprechende reine Palastvillen in den Nordwestprovinzen des Reiches bleiben rar, häufiger sind solche Landgüter, in denen eine Zweiteilung in eine *pars rustica* und eine *pars urbana* bestand.<sup>40</sup> Im Ersteren finden wir Unterkünfte der Bediensteten und den eigentlichen landwirtschaftlichen Betriebsteil. Der oft baulich getrennte »Herrentrakt« besitzt hingegen ein repräsentativ gestaltetes architektonisches Erscheinungsbild, zu dessen luxuriöser Ausstattung Bäder, Zierbrunnen, Mosaiken, Wandmalereien, beheizte Winterwohntrakte, Speiseräume, Wandelgänge und Innenhöfe gehören, die von Ziergärten oder regelrechten Parks umgeben waren. Anders als die zeitgenössischen Stadthäuser und gut vergleichbar mit den Palastanlagen aus Italien öffneten sich diese Villen nach außen, sodass der Blick in die Landschaft möglich wurde, sich die Gesamtanlage gleichzeitig aber auch selbst dem Betrachter präsentierte.

Deutlich erkennbar werden diese einzelnen Elemente einer *villa urbana* nach klassischem Vorbild innerhalb Baden-Württembergs lediglich in Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Hier entwickelte sich ausgehend von einer bescheidenen Gutsanlage eine schließlich 3 000 m<sup>2</sup> große Axialhofvilla. Sie besitzt nicht allein die meisten oben aufgezählten einzelnen Gestaltungselemente, sondern folgt nicht zuletzt durch ihre streng symmetrische Gebäudeanordnung dem Prinzip italischer Palastvillen einer besonderen Situierung in der Landschaft.

Sicherlich wird man der Ausgräberin zustimmen dürfen, die davon ausgeht, dass die *pars urbana* dieser Villa in weiten Teilen der Muße der ansässigen Familie und deren Gästen diente.<sup>41</sup> Auch in anderen Villenanlagen Südwestdeutschlands

---

38 Etwa McKay, Alexander: Römische Häuser, Villen und Paläste. – Luzern 1980; Marzano, Annalisa: Roman villas in central Italy: a social and economic history. – Leiden 2007; Tombrägel, Martin: Die republikanischen Otiumvillen von Tivoli. Palilia, 25. – Wiesbaden 2012.

39 Ausführlich hierzu: Heising 2014.

40 Brödner 1989, S. 61 u. 215–221.

41 Seitz 2014, S. 258. Zur Villa s.a. Nuber, Hans-Ulrich: Heitersheim, eine villa urbana. – In: Imperium Romanum 2005, S. 278–281.



Abb. 6: Heitersheim, Modellausschnitt des Hauptgebäudes von Heitersheim  
 Provinzialrömische Archäologie Universität Freiburg



Abb. 7: Rohrdorf, Kr. Calw. Zeichnerische Rekonstruktion der »Göttergalerie« einer Villa  
 aus den Jahrzehnten um 200 n.Chr.  
 R. Gäffgen, E. Künzl u. M. Seitz

finden sich immer wieder Bauelemente, die sich durch den Wunsch erklären lassen, mit Ihrer Hilfe vor Ort gefundene Muße zu vertiefen. So besaß etwa die Villa von Rohrdorf in einem separaten Teil des Hofareals eine 1 200 m<sup>2</sup> große, vermutlich zum Hauptgebäude hin offene »Galerie«, in der 12 oder 13 lebensgroße Steinskulpturen antiker Götter aufgereiht standen. Auch wenn der Aufstellung der Statuenserie ursprünglich ein konkreter, möglicherweise auch politisch motivierter Anlass zu Grunde gelegen hat, bildete die Galerie fortan ein täglich erlebbares außergewöhnliches Kunstwerk für die Bewohner des kleinen Landgutes.<sup>42</sup>

<sup>42</sup> Trumm, Jürgen: Eine römische Göttergalerie auf dem Land? – In: Imperium Romanum 2005, S. 286–289; Künzl, Ernst: Die Zwölfgötter von Rohrdorf. Ein Heiligtum im Saltus Sumelocennensis von Marcus Aurelius bis Caracalla. – In: Fundberichte Baden-Württemberg 31, 2010, S. 449–560, sieht in der Aufstellung der Statuen eher einen politischen Hintergrund.



Abb. 8: Hechingen-Stein. Teilrekonstruktion des Hauptgebäudes der Villa.  
Im Hintergrund der Hohenzollern  
WFG Zollernalbkreis (R. Beck)

Eine Villa nahe Güglingen im Zaberngäu besaß ein 88 m<sup>2</sup> großes Wasserbecken dessen aufwendig gearbeiteter Figureschmuck die Heldentaten des *Odysseus* darstellt, wie sie *Homer* in der *Ilias* beschrieben hatte. Am deutlichsten spricht jedoch die Lage vieler Gutshöfe für deren Doppelfunktion als Wirtschaftsbetrieb und Wohlfühlort. Die heute zu einem Gutteil wieder aufgebaute Villa von Hechingen-Stein im Zollernalbkreis soll dies verdeutlichen:<sup>43</sup> die Gutsanlage liegt an einem Südhang mit Blick auf den rund 8 km entfernten Hohenzollern. Sie besaß innerhalb des ummauerten Hofareals ein eigenes Badegebäude und einen separaten Kultbezirk, die meisten Wirtschaftsbauten lagen im rückwärtigen Teil der Anlage. Das Haupthaus war von der Talseite aus über eine große Freitreppe zugänglich, die in eine offene Säulenhalle führte. Zwei turmartige Eckkrisalite begrenzten die Schauffassade.

In Anlehnung an einen der Villenbriefe des *Plinius* schreibt *Alexander Heising* von »Schönblicklage« in der einerseits die einzelnen Gebäude so in die Landschaft hinein komponiert waren, dass sich vielfältige, wechselnde Ausblicke und Sichtachsen ergaben und die Landschaft selbst sich wie ein in ausnehmender Schönheit gemaltes Bild darbot.<sup>44</sup> Mit Blick auf die archäologisch bezeugte

43 Schmidt-Lawrenz, Stefan: Hechingen-Stein: stolzer Großbetrieb mit allem Drum und Dran. – In: Rupp u. Birley 2012, S. 169–172.

44 *Plinius* epistulae V. 6.13; Heising 2014, S. 220.

Architektur zahlreicher Villen in Südwestdeutschland und den angrenzenden Teilen der Provinz Obergermanien, finden sich zahlreiche Parallelen zu den italienischen Otium-Villen. Heising sieht in einem von ihm näher untersuchten Komplex, der Villa von Jonzac, Dep. Charente-Maritime, »*Räume und Raumeinheiten, die Muße begünstigten oder zumindest ihre Inszenierung im Rahmen der Selbstdarstellung provinzieller Eliten ermöglichen*«<sup>45</sup>

### Zusammenfassung

Aus der Antike und insbesondere der römischen Kaiserzeit ist eine Fülle an Spezialbauten bekannt, die als Stätten der Freizeitgestaltung angesprochen werden können. Hierzu zählen Theater und Rennbahnen ebenso wie Sportstätten, Bäder und Heilhermen. Über diese informieren literarische wie archäologische Quellen. Im Original oder in Form ihrer modernen Nachfahren sind uns diese Bauten bis heute vertraut. Obwohl im Einzelnen Fragen offenbleiben müssen, so dürfen wir doch annehmen, dass diese Stätten der Erholung in der Antike im Wesentlichen die selbe Funktion erfüllten wie heute. Unterschiede zu ihren heutigen Pendanten zeichnen sich am ehesten bei römischen Kur- bzw. Badeorten ab, spielte bei diesen in der Antike doch offenbar der Heilkult eine ebenso wichtige Rolle wie die medizinischen Aspekte.

Diese aus nahezu allen Provinzen des Römischen Reiches bekannten öffentlichen Stätten der Erholung sind im heutigen Südwestdeutschland gut belegbar. Dank neuerer Forschungen lassen sich ergänzend nun auch private Luxusvillen, als Orte der Muße auf dem Lande, wie sie im klassischen Italien belegt sind, in den römischen Nordwestprovinzen nachweisen.

### Summary

#### Places of recreation in the Roman South Western Germany

From antiquity, in particular the age of the Roman Empire, a wealth of special buildings is known, which can be addressed as recreational sites. These include theatres and racecourses as well as sports facilities, bath-buildings and spas. They are well recorded both in literature as well as in archaeological sources. The originals or their modern descendants are still familiar to us today. Although there are still questions in detail, we may assume that these places of leisure in antiquity have essentially fulfilled the same function as they do today. Differences to their modern counterparts are most likely to be found in the Roman spas and spa-resorts, as in ancient times healing cult played an equally important role as just medical aspects.

---

<sup>45</sup> Heising 2014, S. 237.

These public places of recreation, well-known from nearly all provinces of the Roman Empire, are well verifiable in today's southwestern Germany. Thanks to recent research private luxury villas, as places of leisure in the countryside like in classical Italy, can now be found even in Rom's north-western provinces.

## Literatur

- Brödner, Erika (1983):* Die römischen Thermen und das antike Badewesen. Eine kulturhistorische Betrachtung. – Darmstadt.
- Brödner, Erika (1989):* Wohnen in der Antike. – Darmstadt.
- Carroll, Maureen (2003):* Römer, Kelten und Germanen. Leben in den germanischen Provinzen Roms. – Stuttgart.
- CIL: Corpus inscriptionum latinarum. Consilio et auctoritate Academiae Litterarum Regiae Borussicae editum. 17 Bände in zahlreichen Teilbänden. – Berlin 1862ff.
- Coenen, Ulrich (2008):* Von Aquae bis Baden-Baden – Die Baugeschichte der Stadt und ihr Beitrag zur Entwicklung der Kurarchitektur. – Mainz u. Aachen.
- Czysz, Walter (1994):* Wiesbaden in der Römerzeit. – Stuttgart.
- Filgis, Meinrad Nick (2002):* Römische Badruine Badenweiler. – In: Das römische Badenweiler. Stuttgart (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, 22), S. 44–69.
- Filgis, Meinrad Nick (2009):* Vor 225 Jahren entdeckt, unter Stahl und Glas präsentiert. Die römischen Heilquellen von Badenweiler. – In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 38, Heft 3, S. 134–139.
- Fingerlin, Gerhard (2001):* Badenweiler. Umland und Ort in römischer Zeit. Auf dem Weg in eine Kurstadt – vor 18 Jahrhunderten. – In: »Schlösser in Baden-Württemberg« zu: Badenweiler. Römische Badruine mit neuem Schutzdach. Sonderheft Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, 3; vgl. a. erweiterter Nachdruck in: Das Markgräflerland 2/2002, S. 54–72.
- Fischer, Thomas (2001):* Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie. – Stuttgart.
- Gogräfe, Rüdiger (2013):* Theater im Römischen Reich. Bühne für Schauspieler, die Feiern des Imperiums und die Sponsoren des Reiches. – Mainz.
- Hasebrink, Burkhard u. Riedl, Peter Philipp [Hrsg.] (2014):* Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen. – Berlin (Linguae & Literae, Bd. 35).
- Heinz, Werner (1983):* Römische Thermen: Badeluxus und Badewesen im Römischen Reich. – Zürich u. München.
- Heising, Alexander (2014):* Otium in den Provinzen? Archäologische Nachweismöglichkeiten potentieller Mußeräume in der gallorömischen Villenkultur. – In: Hasebrink, Burkhard u. Riedl, Peter Philipp [Hrsg.]: Muße im kulturellen Wandel. Berlin, S. 219–237.
- Hönle, Augusta u. Henze, Anton (1981):* Römische Amphitheater und Stadien. Gladiatorenkämpfe und Circusspiele. – Zürich u. Freiburg.
- Imperium Romanum (2005):* Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Begleitband zur Ausstellung des Landes Baden-Württemberg im Kunstgebäude Stuttgart 1. Oktober 2005 bis 8. Januar 2006 herausgegeben vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg. – Stuttgart.

- Kemkes, Martin (2005)*: Vom Rhein an den Limes und wieder zurück. Die Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands. – In: *Imperium Romanum* (2005), S. 44–55.
- Kortüm, Klaus (2005)*: Städte und kleinstädtische Siedlungen. Zivile Strukturen im Hinterland des Limes. – In: *Imperium Romanum*, S. 154–164.
- Mayer-Reppert, Petra u. Rabold, Britta (2008)*: Die römischen »Soldatenbäder« in Baden-Baden (Aqua Aureliae). – In: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg [Hrsg.]: Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 25. Stuttgart.
- Manderscheid, Hubertus (1988)*: Bibliographie zum römischen Badewesen unter besonderer Berücksichtigung der öffentlichen Thermen. – München u. Berlin.
- Nuber, Hans-Ulrich (2002)*: Das römische Badenweiler. – In: *Das römische Badenweiler*. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 22, S. 21–31.
- Reuter, Marcus (2005)*: Fremde kommen ins Land. Mobilität und ethnische Vielfalt im römischen Südwestdeutschland. – In: *Imperium Romanum*, S. 97–103.
- Rupp, Vera u. Birley, Heide (2012)*: Landleben im römischen Deutschland. – Stuttgart.
- Schallmayer, Egon (1989)*: Aqua – das römische Baden-Baden. – Stuttgart.
- Seitz, Gabriele (2002)*: Römischer Podiumstempel in Badenweiler. – In: Wamser, Ludwig u. Steidl, Bernd [Hrsg.]: Neue Forschungen zur römischen Besiedlung zwischen Oberrhein und Enns. Remshalden-Grumbach (Schriften der Archäologischen Staatssammlung, 3), S. 157–166.
- Seitz, Gabriele (2005)*: Badenweiler. Ein römisches Heil- und Kurbad. – In: *Imperium Romanum*, S. 363–368.
- Seitz, Gabriele (2014)*: Otium am Oberrhein? Ein Plädoyer. – In: Hasebrink, Burkhard u. Riedl, Peter Philipp [Hrsg.]: Muße im kulturellen Wandel. Berlin, S. 238–259.
- Sommer, C. Sebastian (1992)*: Die städtischen Siedlungen im rechtsrheinischen Obergermanien. – Köln u. Bonn (Xantener Berichte, 2).
- Thiel, Andreas (2008)*: Die Römer in Deutschland. – Stuttgart.
- Thiel, Andreas (2014)*: Urbanität zwischen Nordsee und Alpen. – In: Landesmuseum Württemberg/Rheinisches Landesmuseum Trier: Ein Traum von Rom. Stadtleben im römischen Deutschland. Stuttgart u. Trier.
- Tufi, Sergio Rinaldi (2006)*: Alltagsleben in Pompeji. – Berlin.
- Weeber, Karl-Wilhelm (2000)*: Alltag im Alten Rom: Das Landleben. – Düsseldorf u. Zürich.
- Weisgerber, Gerd (1975)*: Das Pilgerheiligtum des Apollo und der Sirona von Hochscheid im Hunsrück. – Bonn.



Peter Rückert

## Die Grafen von Württemberg im Wildbad

### Erholung und Politik im spätmittelalterlichen Schwarzwald<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen

#### 1 Einführung

Als Landschaft der Muße, Freizeit und Erholung darf der Schwarzwald historische Bedeutung beanspruchen.<sup>2</sup> Inwieweit diese Bedeutung auch für das Mittelalter gelten kann, ist allerdings schon angesichts des anderen Umgangs der Zeitgenossen mit Natur und Umwelt zumindest fragwürdig. Muße, Freizeit und Erholung finden in den mittelalterlichen Schriftzeugnissen und archäologischen Befunden nur sporadisch statt, sind dann aber meist an besondere Orte gebunden. Diese dezidierten Orte der Muße und Erholung stellen – jedenfalls im mittelalterlichen Schwarzwald – fast prototypisch Bäder dar, genauer gesagt: Wildbäder, die aus natürlichen warmen Quellen gespeist werden. Bekanntlich gab es daneben die sogenannten »Sauerbrunnen«, eigentlich kalte Thermalquellen, sowie die öffentlichen Badestuben in vielen Städten. Als eigenes siedlungsgenetisches »Format«, als »Siedlungstyp«, besitzen die Wildbäder allerdings spezielle Bedeutung, die es freilich noch genauer zu definieren gilt.

Die herausragende Funktion der Wildbäder wird schon für die mittelalterliche Gesellschaft deutlich: Hierhin zog man sich zur Erholung und Heilung zurück; die gesundheitsfördernde Wirkung der warmen Bäder war jedenfalls seit dem späteren Mittelalter weit bekannt, wenn auch die ersten medizinischen Schriften dazu erst im ausgehenden 15. Jahrhundert erscheinen sollten.<sup>3</sup> Dort werden gleich auch diese Wildbäder im Schwarzwald dezidiert angesprochen und beschrieben, es entsteht bald eine regelrechte Badeliteratur: Niederbaden, Zellerbad und das Wildbad nennt etwa der berühmte Paracelsus in seiner Schrift »*Von den natürlichen Bädern*« aus dem Jahr 1526; gemeint sind die heutigen Orte Baden-Baden, Bad Liebenzell und Bad Wildbad (*Paracelsus* 1526).

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde. Eine gekürzte Fassung (ohne Belege und wissenschaftlichen Apparat) wurde unter demselben Titel publiziert in: *Das Wildbad im Schwarzwald*, 2017 (s. Literaturverzeichnis).

2 Einschlägig dazu ist zuletzt der Sammelband von *Lorenz* 2001.

3 Einen grundlegenden Überblick bietet *Mehring* 1914.

Mit diesen Orten wollen wir uns nun kurz beschäftigen, um die spätmittelalterliche Bäderlandschaft im nördlichen Schwarzwald grob zu konturieren, bevor der zeitgenössische Badebetrieb am Beispiel des Wildbads näher vorgestellt werden soll. Dies kann allerdings nur gelingen, indem der herrschaftliche Aspekt in die kulturhistorischen Überlegungen einbezogen wird: Zunächst sind die historischen Nachrichten damals noch an die Schriftlichkeit der Herrschaft gebunden und dokumentieren damit meist auch deren Aufenthalte vor Ort.

Zum anderen werden in den zeitgenössischen Urkunden vor allem rechtsrelevante bzw. politisch bedeutende Vorgänge schriftlich fixiert, die ihre kulturhistorischen Kontexte nur im Ausnahmefall fassen lassen. Doch liegt gerade für Wildbad ein solcher prominenter Ausnahmefall vor, der als »Überfall im Wildbad« sogar literaturhistorische Bedeutung erlangt hat und zunächst kurz im Mittelpunkt unserer Überlegungen stehen soll.<sup>4</sup> Einige neu aufgefundene und kontextualisierte Briefe und Rechnungen kommen hinzu, so dass sich eine Symbiose von Politik und Erholung ergibt, die gerade die Grafen von Württemberg im Wildbad vorstellen lässt. Mit ihnen nähern wir uns den historischen Kontexten von Muße und Erholung im spätmittelalterlichen Schwarzwald, um schließlich die besondere Bedeutung dieser Wildbäder als Orte der Muße für die spätmittelalterliche Gesellschaft zumindest beispielhaft zu erfassen.

## 2 Die Wildbäder im Nordschwarzwald

Die moderne Bäderlandschaft im Nordschwarzwald hat sich erst in der Neuzeit entwickelt. Im Mittelalter hat hier zunächst nur das alte Baden, römisch *Aquae*, als traditioneller Badeort zu gelten, hervorgegangen aus der römischen *Civitas Aquensis*, welche die warmen Thermalquellen bereits mit mehreren, dort eingerichteten Bädern umschloss. Nach diesem Ort nannten sich dann ab dem 12. Jahrhundert die Markgrafen von Baden, die darüber ihre namengebende Burg Hohenbaden einrichteten und von dort aus ihre Territorialherrschaft am Oberrhein und im Nordschwarzwald aufbauten.<sup>5</sup>

Die Markgrafen von Baden und ihre Verwandten und Lehensleute, vor allem die Grafen von Eberstein, beteiligten sich gerade im 12. und 13. Jahrhundert intensiv an der Erschließung des unwegsamen und dicht bewaldeten Mittelgebirges (Rückert 1996). Als einer ihrer Zentralorte erscheint hier bald Liebenzell, wo dann um 1400 auch ein Badebetrieb greifbar wird – ein zweiter Badeort neben dem alten Baden, gelegen im tiefen Schwarzwald. Schon bald war dieses Liebenzell befestigt worden und erscheint jedenfalls ab dem späteren 14. Jahrhundert als Stadt der Markgrafen in den Quellen.

---

4 Vgl. dazu zuletzt Finke 2017.

5 Vgl. den einschlägigen Überblick zur Geschichte der Markgrafen von Baden bei Schwarzmair 2005.

In unmittelbarer Nachbarschaft bemühten sich damals die Grafen von Württemberg, ihre territorialen Expansionen von Osten her in den Schwarzwald voranzutreiben. Mit der Übernahme der Stadt Calw und ihrer Umgebung von den Pfalzgrafen von Tübingen bis 1345 tritt auch ein neues »Wildbad« ins Licht der Geschichte, das mit der heutigen Stadt Bad Wildbad zu identifizieren ist.<sup>6</sup>

Die noch immer anhaltende Diskussion, ob dieses frühe, württembergische Wildbad und damit auch der Ort des berühmten »Überfalls im Wildbad« nicht eher mit dem benachbarten Bad Teinach zu identifizieren sei, ist anhand siedlungsgenetischer Indizien eindeutig zu beantworten: Nur das heutige Wildbad kann hier gemeint sein; in Bad Teinach bestand noch im späten 15. Jahrhundert nur eine Mühle, der Rest war »*maylandt*«, Grasland an der Teinach. Erst 1472 erhält ein Calwer Bürger die Möglichkeit, hier ein Bad und eine Wirtschaft einzurichten und zu betreiben (*Mehring* 1914, S. 79, 106).

Damit konzentriert sich die Bäderlandschaft des späten Mittelalters im Schwarzwald auf die beiden markgräflichen Bäder in Baden-Baden und Liebenzell und das württembergische Wildbad, mit ihrem Angebot zur Erholung und Heilung, das zunächst für die jeweiligen Herrschaften galt, welche die Bäder entsprechend einrichteten und die nötige Infrastruktur für den Badebetrieb schafften. Wir kommen darauf zurück.

### 3 Die Anfänge des württembergischen Wildbads

Betrachten wir zunächst die Geschichte des württembergischen Wildbads genauer: Von der Nutzung der natürlichen Thermalquellen, die hier entlang der Enz ans Tageslicht treten, legt ein Thermalwasserschacht ältestes Zeugnis ab, der in ein künstlich geschaffenes Badebecken auslief. Dieser sogenannte »*Urquell*« am linken Ufer der Enz, der nach dendrochronologischen Befunden ins mittlere 12. Jahrhundert zu datieren ist, war erst 1904/1905 entdeckt worden und wurde leider schon bald wieder zugeschüttet (*Greiner* 1965; *Föhl* 1988).

Man darf also wohl davon ausgehen, dass die Heilwirkungen der warmen Quellen im Wildbad seit dieser Zeit bekannt waren und den Grafen von Württemberg zusätzlichen Anreiz für den Erwerb der Herrschaft Calw boten, wozu sie gehörten. Jedenfalls nahmen die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg, als sie den Tübinger Pfalzgrafen ihre Burg Zavelstein im Jahr 1345 pfandweise überließen, das zugehörige »*Wiltbade*« explizit davon aus und behielten es ihrer eigenen Verfügung vor: *ane das Wiltbade, das hant si in behabet*, heißt es in der Urkunde, die Wildbad erstmals schriftlich nennt.<sup>7</sup>

---

6 Vgl. zum historischen Kontext *Mertens* 1995 und zuletzt *Rückert* 2005 (mit weiterer Literatur).

7 Vgl. Hauptstaatsarchiv Stuttgart (künftig: HStAS) A 602 Nr. 7722; Druck: *Schmid* 1853, Nr. 131, S. 145.

Und schon wenige Jahre später wird dieses Wildbad Schauplatz einer dramatischen Gewalttat, modern formuliert: eines politischen Attentats, dessen Tragweite und Folgen die politische Situation im deutschen Südwesten noch über Jahre dominieren sollte. Was war passiert? Zahlreiche zeitgenössische Urkunden und spätere Chroniken vermitteln differenzierte Informationen, die mit dem neuesten Forschungsstand folgendermaßen zusammenzufassen sind: Während eines Aufenthalts im Wildbad, den Graf Eberhard II. von Württemberg und sein Sohn Ulrich mit ihren Frauen, Kindern und Dienern im Frühjahr 1367 unternahmen, wurde ein Überfall ausgeübt, dem sie nur mit knapper Not entkamen. Obschon der genaue Ablauf dieses »Überfalls im Wildbad« nicht mehr im Einzelnen rekonstruierbar ist: die Täter und ihre prominenten Hintermänner sind mittlerweile gut bekannt. Angeführt von Graf Wolf von Eberstein, einem Lehensmann der Pfalzgrafen bei Rhein und der Markgrafen von Baden, sowie dem »Gleißenden Wolf« von Wunnenstein, einem fehdeerprobten Ritter aus dem Neckarland, versuchte eine ansehnliche Truppe von jedenfalls etwa 20 namentlich bekannten Rittern – allesamt Vasallen der Pfalzgrafen bzw. der Markgrafen von Baden – sich der Württemberger zu bemächtigen (*Finke* 2016, S. 288).

Mittlerweile liegen auch die politischen Motive für die Tat deutlich vor Augen: Die territorialpolitischen Auseinandersetzungen zwischen dem mächtigen Pfälzer Kurfürsten Ruprecht I. und dem Markgrafen Rudolf VI. auf der einen Seite, dem ambitionierten Württemberger, der von Kaiser Karl IV. gerade wohlwollend unterstützt wurde, auf der anderen, lösten diese Gewalttat aus. Dazu mögen persönliche Aversionen der Grafen von Eberstein und des Gleißenden Wolfs von Wunnenstein gekommen sein, die aus deren zunehmender persönlichen Abhängigkeit von dem resoluten Württemberger resultierten.<sup>8</sup>

Wie zuletzt Konrad Finke ausführlicher dargelegt hat, wurde der Überraschungsangriff wohl von der nahen Burg Straubenhardt aus durchgeführt, deren Herren ebenfalls daran beteiligt waren (*Finke* 2017). Das Attentat misslang, wie gesagt; wie spätere Chronisten wissen wollen, weil die Grafen rechtzeitig gewarnt wurden und in ihre nahe Burg Zavelstein flüchten konnten. Hätte der Überfall Erfolg gehabt, wären dem Haus Württemberg jedenfalls harte Konsequenzen erwachsen; hohe Lösegeldforderungen allemal, aber auch der versuchte Mord an Eberhard II. wurde von den Zeitgenossen kolportiert. Wie weit auch immer die Absichten des Überfallkommandos gesteckt waren: der Angriff auf einen mächtigen Fürsten und seine Familie in dieser wehrlosen Situation war ein ungeheurer Affront und widersprach auch allen Konfliktregeln der Zeit (*Rückert* 2016).

Entsprechend drastisch erfolgt nun die Reaktion der Württemberger: Schon kurz nach ihrer Rettung wird die Sache vor dem Kaiser geklagt, der sofort eindeutig für die Grafen Partei ergreift. Der Landfrieden wird aufgeboten, und den Württembergern werden Truppen zur Verfügung gestellt (*Stälin* 1856, S. 301f.).

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu ausführlicher *Frauenknecht u. Rückert* 2016, sowie *Ehmer* 1991, S. 100ff.

Wolf von Eberstein und seine Helfer müssen ihre Bündnisse mit dem Pfalzgrafen und dem Markgrafen auflösen, gegen die Grafen von Eberstein wird schließlich (1370) die Reichsacht verhängt, die zum Verlust ihrer Herrschaft führen sollte. Die spontanen Racheaktionen der Württemberger, welche mit den aufgebottenen Truppen die Burg Straubenhardt einnahmen und dann auch zerstörten sowie die Burg Neueberstein vergeblich belagerten, ergänzen diesen Eindruck eines aufsehenerregenden Vorfalles, dessen Bestrafung für das Prestige und die Ehre der



Abb. 1: Majestätssiegel Kaiser Karls IV. an einer Urkunde für Graf Eberhard II. von Württemberg von 1370  
Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Württembergers und des Reichs von eminenter repräsentativer Bedeutung war.

Mit den mutmaßlichen mächtigen Drahtziehern im Hintergrund, dem Pfalzgrafen und dem Markgrafen, sollten vom Kaiser herbeigeführte Schlichtungen den Ausgleich schaffen. Sie durften jedenfalls ihre Handlanger nicht weiter beschützen und diesen auch keinen Unterschlupf gewähren, *weder hausen noch heimen*, wie es in einem feierlichen Entscheid Kaiser Karls von 1370 heißt (Abb. 1).<sup>9</sup>

Die wenige Jahre später gestifteten Glasfenster in der Kirche von Tiefenbronn bei Pforzheim zeugen noch von dem gemeinsamen Ausgleich ihrer gegenseitigen Gewalttaten. Sie zeigen Graf Eberhard II. von Württemberg und Markgraf Rudolf VI. von Baden in ihrer Gemeinschaftsstiftung vereint (Abb. 2). Diese Sühnegründung wurde auch von den im Wildbad beteiligten Herren von Stein als Ortsherren von Tiefenbronn unterstützt (*Frauenknecht u. Rückert* 2016, S. 126). Die Herren von Stein und auch die übrigen Attentäter von Wildbad sollten noch lange als sogenannte »Wildbader« gesellschaftlich diskreditiert sein. Der Bedeutung und dem Bekanntheitsgrad des Wildbads als Ort des ungeheuerlichen Überfalls kam die öffentliche Aufmerksamkeit freilich zugute. Seine Geschichte erhält jetzt ihre eigenen Konturen, Wildbad machte öffentliche Karriere!

<sup>9</sup> HStAS H 51 U 767; dazu *Stälin* 1856, S. 303.



Abb. 2: Graf Eberhard II. auf einer Glasscheibe in der Pfarrkirche Tiefenbronn, um 1370  
Vorlage: Corpus Virearum Medie Aeni

Das Wildbad wird hier als ein Ort sichtbar, der offenbar eine herrschaftliche Gästeschar aufnehmen und gediegen unterbringen konnte: Mit Eberhard II., seiner Frau Elisabeth, seinem Sohn Ulrich und dessen Frau Elisabeth, immerhin Tochter Kaiser Ludwigs des Bayern, und auch ihrem kleinen, vielleicht fünfjährigen Sohn Eberhard III., war offenbar die komplette fürstliche Familie ins Bad gezogen, und ihre persönliche Dienerschaft mit ihnen. Wir haben leider keine konkrete Vorstellung von der örtlichen Ausstattung, aber besonders befestigt bzw. wehrhaft dürften die Anlagen nicht gewesen sein, sonst hätte man sich hier wohl auch gegen die Ritterschar verteidigen können.

Wie auch immer: Es waren sicher Erholung und Muße, welche die gräfliche Familie gemeinsam ins Wildbad zogen und dieses gleichzeitig ein geschickter Ort für ihre Feinde, sich der Württemberger zu bemächtigen. Auch wird man davon ausgehen dürfen, dass man damals im Frühjahr 1367 nicht zum ersten Mal gemeinsam Erholung bei den heißen Quellen im tiefen Schwarzwald suchte und die mehrtägige Reise von Stuttgart aus unternahm.

#### 4 Die Grafen von Württemberg und ihre Gäste im Wildbad

Weitere Informationen zur Ausstattung Wildbads und seinen Gästen erhalten wir dann erst einige Jahre nach dem dramatischen Überfall: Zwei Urkunden von 1376 dokumentieren das Gesuch des Abtes Gottfried von Kloster Hirsau an den Bischof von Speyer, dem Kaplan in Wildbad eigenständige Taufen und Beerdigungen zu erlauben.<sup>10</sup> Auch sollte er Legate, Zehnten und Almosen empfangen dürfen, kurz gesagt: Pfarrrechte wahrnehmen können, die ihm der Hirsauer Abt gemeinsam mit den zuständigen Pfarrern gerne abtreten wollte. Begründet wird dieses Gesuch bemerkenswerterweise nicht nur mit dem beschwerlichen Weg von der Mutterkirche in Liebenzell zur Kaplanei, sondern auch durch den starken Besuch des Bades. Es heißt hier, dass »*Leute aus verschiedenen Gegenden der Welt bei diesen Thermen zusammenströmen, um die Gesundheit ihrer Körper zu stärken, sich vor Krankheit zu schützen und ihr Wohlergehen wiederzuerlangen*« (*Quia de diversis mundi partibus gentes ad terras quos vulgariter locutio vocat daz Wyltbad confluentes pro sanitate corporum humaniorum et pro infirmitatibus vicandis ac sanitatibus recuperandis*).

Wie glaubwürdig diese vollmundige Formulierung in Speyer auch aufgenommen wurde, dem Gesuch wurde durch den zuständigen Domvikar in Speyer entsprochen und die Wildbader Kaplanei mit weiteren Rechten ausgestattet, die vor allem ihre wirtschaftliche Situation verbessern konnten. Der Ort wird hier als »*Thermen, die in der Volkssprache das Wildbad genannt werden*«, bezeichnet – von einer Siedlung ist also weiter keine Rede. Doch bestand in Wildbad jedenfalls im späteren 14. Jahrhundert die angesprochene Kapelle, die der Muttergottes geweiht war, und auch der Kaplan Berthold Ruster von Hechingen tritt hier als erster Wildbader Einwohner namentlich entgegen (HStAS A 491 U 857). Außerdem ist von Leuten die Rede, die bereits seit Längerem in Wildbad wie in den Nachbarorten ihren ständigen Wohnsitz hatten (Abb. 3).<sup>11</sup>

Wir haben Wildbad als kleinen Weiler mit einer Kapelle vor Augen, der die heißen Quellen umschloss und jedenfalls bereits auch zahlreiche Gäste aufnahm und als Heilbad weit bekannt war. Die Grafen von Württemberg waren freilich die prominentesten, wobei von einer Exklusivität des Bads allerdings keine Rede sein kann. Schon bald finden wir mit dem Edelknecht Hans von Lustnau auch einen weiteren, namentlich bekannten ritterlichen Gast, der hier im Jahr 1386 offenbar zur Erholung weilte und gleichzeitig seine Geschäfte erledigte (HStAS A 602 Nr. 14614).

Als erster »Dauergast« im Wildbad ist Graf Eberhard III. von Württemberg († 1417) anzusprechen, der sich zwischen 1414 und 1416 gleich vier Mal hier aufhielt; sicher auch um neben seinen dokumentierten Geschäften Erholung und Genesung zu finden (*Florian* 2006, S. 18). Auffälligerweise sind diese häufigen Aufenthalte des Grafen auf die genannten Jahre beschränkt. Davor hat er sich

<sup>10</sup> Die im Folgenden genannten Urkunden finden sich unter HStAS A 481 U 856–858.

<sup>11</sup> Dazu ausführlicher *Greiner* 1965, S. 18.



Abb. 3: Karte des württembergischen Oberamts Herrenalbmarschen mit Wildbad und Umgebung, 1782 (Ausschnitt)  
Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

offenbar von Wildbad ferngehalten – vielleicht wegen der Erinnerung an den schrecklichen Überfall, den er als Kind 1367 hier miterlebt hatte? Jedenfalls sollten Graf Eberhard III. dann auch gesundheitliche Gründe zum Besuch des Sauerbrunnens (*Swalbrunnen*) nach Göppingen führen, wo er in Begleitung seines Leibarztes im Jahr 1417 überraschend verstarb (*Florian 2006, S. 18*).

Bald wird deutlich, wie Wildbad in der Zwischenzeit befestigt worden war: 1424 befinden sich Verkaufsstände der Krämer bereits vor dem Unteren Tor. Sie gehörten der gräflichen Herrschaft, welche den fortifikatorischen und wirtschaftlichen Ausbau Wildbads weiter vorantrieb (*Greiner 1965, S. 18*). Daneben gab es auch zahlreiche »Metzelbänke«, Verkaufsstände der Metzger, die auf einen starken Besuch im Bad schließen lassen, der entsprechende Versorgung erforderte. Wildbad funktionierte jetzt bereits als bekannter Markt mit einem breiten Versorgungsangebot für seine Gäste. Entsprechend war auch die geistliche Versorgung mittlerweile etabliert und die benannte Kapelle zur Pfarrkirche erhoben worden. Der Neubau der Marienkirche sollte in den nächsten Jahren entstehen und der gewachsenen Bevölkerung wie Gästezahl genügend Platz bieten (*Föhl 1988*).

Ein außergewöhnliches Zeugnis dokumentiert auch das Badeleben in der damaligen Zeit: die Ausgabenrechnung für die Badereise der Anna von Weinsberg ins Wildbad, die vom 15. September bis 1. Oktober 1436 geführt wurde.<sup>12</sup> Anna, geborene Gräfin von Henneberg, war seit 1434 mit dem bedeutenden Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg verheiratet und zur Erholung vom schwäbischen Weinsberg aus ins Wildbad gereist. In ihrem 15 Personen umfassenden Gefolge befanden sich auch ein Koch, ein Kellner, mehrere Pferde- und Wagenknechte und eine Anzahl von Kammerjungfrauen sowie ein Schreiber. Dieser war für die Reiseorganisation verantwortlich und kümmerte sich auch um den Geleitschutz bei den Grafen von Württemberg (*Schulte* 1981, S. 33). Zur Reisegesellschaft gehörte auch ein Zwerg mit Namen *Conrade halp gewassen*. Für ihn wurden in Wildbad ein neues Hemd und ein paar Schuhe gekauft; die Versorgung funktionierte hier also bereits auch für Sondergrößen. Hingegen wurde der Wein in einem eigenen Weinwagen mitgeführt, der allerdings den steilen Anstieg aus dem Enztal kaum bewältigen konnte und für einige Tage noch bei Calmbach liegen blieb (*Schulte* 1981, S. 35). Konsumiert wurden während der Badediät vor allem Fisch, Wild und Geflügel, Eier und Obst, darunter Birnen, Äpfel, Nüsse, Trauben und sogar Pfirsiche. Auch teure Gewürze wie Ingwer, Pfeffer und Safran konnten in Wildbad für die herrschaftliche Tafel eingekauft werden (*Schulte* 1981, S. 36).

Offensichtlich hat Anna von Weinsberg die Badekur gut getan, denn zehn Jahre später sollte sie abermals ins Wildbad im Schwarzwald reisen (*Schulte* 1981, S. 37). Sie bringt ihrem alten Mann noch zwei Söhne zur Welt und scheint bald darauf verstorben zu sein. Wildbad galt inzwischen, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, auch förmlich als Stadt: Als die Grafschaft Württemberg 1442 zwischen den beiden Brüdern Ludwig und Ulrich geteilt wurde, bildete diese Stadt Wildbad den Mittelpunkt eines eigenen kleinen Amtes (*Mertens* 1995).

Damit tritt auch gleich die politische Bedeutung des Wildbads entgegen, wo das Angebot zur Erholung und Heilung in den Thermalquellen jetzt besonders für diplomatische Einladungen und Verhandlungen genutzt werden konnte, zumal die Stadtmauern nun die gewünschte Sicherheit boten. Als im Sommer 1457 aufgrund der politischen Spannungen zwischen Graf Ulrich von Württemberg und Markgraf Karl von Baden ein Krieg unmittelbar vor der Tür stand, trafen sich die Markgrafen Karl und sein Bruder Bernhard mit Graf Ulrich sowie Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, der als Schiedsrichter fungieren sollte, am 6. Juli 1457 im Wildbad, um einen Frieden auszuhandeln. Eingeladen hatte Gräfin Mechthild von der Pfalz mit ihrem Sohn Ludwig, die ihr Wildbad als geeigneten Ort für diese brisanten Friedensverhandlungen anboten, zumal sie persönlich sehr an einem friedfertigen Ausgleich interessiert waren (HStAS A 602

---

12 Die Rechnung hat sich unter den Weinsbergischen Rechnungsbüchern im Hohenloher Zentralarchiv in Neuenstein erhalten und trägt die Signatur HZAN P 33, 1. Vgl. dazu ausführlicher *Schulte* 1981. Ich danke Herrn Prof. Dr. *Franz Irsigler*, Trier, sehr für den Hinweis auf diese außergewöhnliche Quelle.

Nr. 4717). Mit diesen »Wildbader Gesprächen« konnte der drohende Krieg auch tatsächlich vermieden werden; für das Haus Württemberg ein nachhaltiger diplomatischer Erfolg.

Neben solchen politischen Anlässen finden wir die Grafenfamilie jetzt auch selbst wieder häufiger auf Erholung im Wildbad. Vor allem die genannte Mechthild von der Pfalz, jung verwitwete Gräfin von Württemberg-Urach und nachmalige Erzherzogin von Österreich, sowie ihr Sohn Eberhard haben ihr Wildbad sehr gerne besucht. Mechthild kam auch gerne in namhafter Begleitung hierher, nicht nur mit ihren Hofdamen: So begleitete sie damals ihre Freundin Margarethe, kurz: Gret von Parsberg, auch lud sie den berühmten Dichter und Humanisten Nikolaus von Wyle zu sich ins Wildbad ein (*Stälin* 1856, S. 758, 764).

Als Mechthild 1468 im Kurbad weilte, schickte ihr der Dichter seine Übersetzung von Aeneas Silvius Piccolominis Traum über »das ryche der künigen frow gelück« (*Ferlein* 1987, S. 63). Diesen Text hatte von Wyle der Erzherzogin bereits Jahre zuvor im Wildbad vorgetragen, und sie wollte nun auch, dass andere Badegäste ihn vernehmen konnten. Dem Wunsch seiner Herrin kam der Dichter nun mit diesem Geschenk »zum glücklichen Bad« gerne nach. Mechthild hielt also nicht nur anregenden Hof in ihrer damaligen Residenz in Rottenburg, sondern auch im Wildbad, ließ hier neue Literatur vortragen und Texte weitergeben. Sie besuchte Wildbad offenbar auch in der Folgezeit immer wieder, wie etwa die Rechnungen der Stadt Herrenberg ausweisen, die Mechthild bei ihrer Durchreise mit Weinpräsenten bedachte.<sup>13</sup> Dadurch wird deutlich: Die Kurzweil, die Unterhaltung und der persönliche Austausch der Herrschaften fanden damals in Wildbad ihren Platz; die geistige Erholung kam zur körperlichen, und die Abgeschiedenheit wie Bequemlichkeit des Ortes zeichnete ihn dafür aus.

Mechthilds Sohn, Graf Eberhard von Württemberg, hielt sich etwa im Mai 1460 für längere Zeit hier auf und pflegte dabei natürlich auch den direkten Kontakt zu seinen örtlichen Verwaltern, wie dem Schultheißen Jörg Mohr. Nach einem verheerenden Stadtbrand, der Wildbad vier Jahre später weitgehend zerstörte, unterstützte Eberhard den Wiederaufbau sehr: Er erließ den Einwohnern nicht nur für 10 Jahre ihre Steuern, sondern ließ die Einwohner mit Brot und Wein versorgen und die Räumungsarbeiten mit auswärtigen Helfern und Fuhrwerken aus dem ganzen Umkreis unterstützen.<sup>14</sup> Zudem stiftete er den Kalk für die Wiedererrichtung der Stadtmauer. Seine Hauptsorge aber galt dem Bad: »Item min gnediger herr will auch das bad onverziehen uff siner gnaden kosten und schaden bawen lassen, damit die im wiltpad dest fürderlicher wider zu nutz komen mögen«, heißt es in der Liste der herrschaftlichen Vergünstigungen – das Bad als zentraler Wirtschaftsfaktor des Ortes soll auf Kosten des Herrn unverzüglich wiederhergestellt werden!

---

13 Vgl. Stadtarchiv Herrenberg BMR 1472/73. Mein Dank gilt *Julia Helming*, Tübingen, für ihren Hinweis auf diese Quelle.

14 Vgl. HStAS A 602 Nr. 14576; dazu *Greiner* 1965, S. 20f.

Denn weiterhin war das Wildbad natürlich auch für die diplomatischen Geschäfte seiner Herrschaft wichtig, und entsprechend großzügig hatte Graf Eberhard auch in den Wiederaufbau des Ortes investiert. Dazu noch ein prominentes Beispiel: Um den allgemeinen Frieden in deutschen Landen zu erhalten, der damals durch die Spannungen zwischen der Kurpfalz und Kaiser Friedrich III. akut bedroht war, verhandelten im Sommer 1473 Herzog Ludwig von Bayern, die Bischöfe von Speyer, Worms und Eichstätt sowie die württembergischen Grafen Eberhard im Bart, Ulrich V. und dessen Sohn Eberhard der Jüngere im Wildbad mit Pfalzgraf Friedrich, um diesen mit dem Kaiser auszusöhnen (*Stälin* 1856, S. 371). Man kann sich kaum vorstellen, welchen Rummel diese acht bedeutenden Fürsten mit ihrer Entourage im kleinen Wildbad veranstalteten – noch einmal hohe Politik, die hier auf Einladung des württembergischen Grafen Eberhard ihren angenehmen Platz und diplomatischen Erfolg finden konnte.

Machen wir von hier aus einen Seitenblick auf das benachbarte markgräfliche Bad in Liebenzell, dessen Betrieb damals freilich auch in vollem Schwung war: Dorthin begibt sich jetzt Margarethe von Savoyen, schillernde Gemahlin Graf Ulrichs V. von Württemberg, gemeinsam mit ihrer Schwiegertochter Elisabeth zur Badekur (*Rückert* 2015, S. 44ff.). Die weltläufige Gräfin, geborene Herzogin von Savoyen, deren Badefreuden sie auch in anderen bekannten Bädern, wie in Baden-Baden, beglückten, ist hier ebenso an Erholung und Gesundheit wie an guter Unterhaltung mit anregenden Partnern interessiert. Gerne lädt sie ihre Gäste ins Bad und korrespondiert von hier aus, wie ein Brief ihres Arztes Heinrich Steinhöwel, eines berühmten Ulmer Literaten, ausführt. Steinhöwel entschuldigt sich im Mai 1474, dass er nicht, wie angekündigt, zur Gräfin *in das zellerbad* kommen konnte, da er durch *das zipperlin* verhindert wurde (*Rückert* 2015, S. 46). Gleichsam als Entschädigung schickt er 22 seiner 24 Pomeranzen, die er gerade aus Como erhalten hatte und einige Limonen, die Margarethe mit ihrer Schwiegertochter teilen sollte, *als ein schenkin zu geluklichem badt [...]*.<sup>15</sup> Auch will der Arzt gerne wissen, *wie das bad an uwern genaden gewirkt hette*, damit er sich bei ihrer weiteren Behandlung danach richten könne. Margarethe nahm dieses exquisite Geschenk der Südfrüchte sicher gerne an, ließ sich im Wildbad kulinarisch verwöhnen und wird dem charmanten Arzt auch über ihren Badeerfolg berichtet haben.

Die Frage, warum die feine württembergische Gräfin das Zellerbad dem doch mindestens ebenso exquisiten Wildbad vorzog, ist schnell beantwortet: Margarethe weilte offenbar auf Einladung ihrer Freundin, der Markgräfin Katharina von Baden, in diesem markgräflichen Bad, und schon wenig später werden wir sie dann mit ihrer Schwiegertochter auch im Wildbad wiederfinden. Herrschaftliche Einladungen ins Bad erscheinen für die neue mittelalterliche Kulturgeschichte mit ihrem Fokus auf Kommunikation und Ritualen, auf Geben und Schenken, als noch kaum ausgeschöpfter Fundus, der hier sicher Anregungen erhalten kann.

---

<sup>15</sup> Vgl. dazu den Briefwechsel der Margarethe von Savoyen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter A 602 Nr. 260.

Führen wir diese Gedanken weiter aus und kehren zurück ins Wildbad, das sich damals eines regen Besuchs seiner Herrschaft erfreute. Die Grafen von Württemberg erlaubten auch schon einmal ihrem Personal, sich hier zu erholen. Im April 1475 gönnte Barbara Gonzaga, die junge Gemahlin Graf Eberhards, ihrem italienischen Sekretär Konrad von Hertenstein mit seiner Frau gemeinsam ins Wildbad zu reisen. Von hier aus berichtet Hertenstein der Mutter der Gräfin nach Mantua vom Gesundheitszustand ihrer schwangeren Tochter und anderen politischen Neuigkeiten (*Barbara Gonzaga* 2013, Nr. 136, S. 244ff.).

Als die Hertensteins dann Anfang Mai wieder an den Uracher Hof zurückgekehrt waren, schreibt er der Markgräfin nach Mantua »[...] *Mein weib und ich sein wider aus dem Wilpad kumen. Ich wil aln fleis haben, ain jungen erben zu erobern [...]*«. Hertenstein will sich nach der Kur also bemühen, einen Erben zu bekommen, oder klarer ausgedrückt: er ist jetzt, nach der Erholung im Wildbad, guter Hoffnung auf baldigen Nachwuchs, wozu eine Badereise bekanntlich sehr dienlich sein konnte.

Ein letztes Beispiel soll den herrschaftlichen Badebetrieb in Aktion zeigen und weit außer Landes führen: Herzog Wilhelm von Sachsen begibt sich am 14. Mai 1476 gemeinsam mit seiner Reisegruppe, darunter der berühmte Arzt Doktor Hildbrand, seiner notdorfft halben von Weimar aus ins Wildbad, wie er seinem Neffen Kurfürst Ernst von Sachsen nach Dresden schreibt (Abb. 4). Er reist am nächsten Tag über Saalfeld, weiter über den Thüringer Wald, durch Franken und Schwaben und kommt glücklich nach zwei Wochen am 28. Mai im Wildbad an. Hier wird er bereits vor der Stadt von Gräfin Margarethe von Württemberg, ihrer Schwiegertochter Gräfin Elisabeth sowie ihrer Stieftochter Margarethe, Nonne im Kloster Liebenau bei Worms, aufs Freundlichste empfangen. Herzog Wilhelm lässt weiter berichten, wie er bereits am Folgetag »*ins bad gesessen, die cyt die gemeldt von Werttemberg mit irin jungfrauwin und frauwen auch inngangen und neben uwer libe in underscheyd gebatt und sich fruntlich irköset, und also beß uff den pfingstabend alle tage bey acht adder 9 stunden vor unde nach mittage gebat und megelich hulff uwer libes sollichs bades irfunden hett [...]*« (Steinhausen 1899, Nr. 227, S. 159).

Die Gastfreundschaft der württembergischen Gräfinnen begleitete den fürstlichen Gast also bis ins Bad, wo sie mit ihren Hofdamen mit und neben diesem badeten und sich freundlich unterhielten, täglich 8 bis 9 Stunden am Vor- und am Nachmittag – und die Heilkraft des Bades zeigte wiederum die gewünschte Wirkung. Als dann zu Pfingsten Elisabeths Gatte, der junge Graf Eberhard, von Stuttgart aus dazu stieß, lud der Gast aus Sachsen die Württemberger zum Essen ein, anschließend tanzte man und genoss das Badeleben gemeinsam.



Abb. 4:  
Herzog Wilhelm von  
Sachsen. Gemälde von  
Antoni Boys, um 1579/87  
Vorlage: Kunsthistorisches  
Museum Wien

Der Uracher Graf, Eberhard im Bart, als eigentlicher Hausherr im Wildbad, hatte seinen adligen Rat Hans Speth geschickt, der den Sachsenherzog gleichsam als »Bodygard« vor Ort persönlich betreuen sollte. Der mehrwöchige Aufenthalt Herzog Wilhelms von Sachsen im Wildbad lief jedenfalls wünschenswert erholungssam ab, seine Gesundheit wurde durch *die froliche ergetzlichkeyt, die zu gesuntheit fast dynt*, sehr gefördert und gestärkt, wie der Dresdner Vetter Ernst anschließend zufrieden bemerkt (*Steinhausen* 1899, Nr. 227, S. 160).

## 5 Die Wildbader Thermen im 15. Jahrhundert

Mit diesen persönlichen Geschichten ist der Badebetrieb in Wildbad in seiner räumlichen Reichweite und seinen unterschiedlichen Facetten, den herrschaftlichen und den gesellschaftlichen, den diplomatischen und kulinarischen, lebensnah angesprochen. Werfen wir daran anschließend noch einen Blick ins Wildbad selbst; was sollte die Gäste hier eigentlich erwarten bzw. worauf gründete Wildbads Ruf als international bekanntes Heilbad?

Schon im Jahr 1468 beschreibt Felix Hemmerlin, dessen »*Tractatus perutilis de balneis naturalibus et termalibus*« am Beginn der Badeliteratur in Deutschland steht,<sup>16</sup> das Wildbad als rundes Bassin, in welches die heißen Quellen einströmen, gleich einem runden See. Neben diesem Bad über der Hauptquelle, dem späteren Herrenbad, gab es im späten 15. Jahrhundert jedenfalls noch ein Bad in der Herberge zum Pflug, das spätere Fürstenbad und das Armenbad im Flöschlin (*Mehring* 1914, S. 14) (Abb. 5). Hier wurden damals bereits die Badegäste streng ständisch getrennt – zunächst also nicht nach Geschlecht, wie wir bereits hörten.

Die Organisation und Aufsicht über den Badebetrieb nahmen die herrschaftlichen Vertreter vor Ort, der Vogt bzw. der Schultheiß, wahr. Waren die Grafen selbst in Wildbad zu Besuch, so waren sie sicher im Herrschaftshaus, dem späteren Amtshaus untergebracht. Die württembergische Herrschaft verfügte, wie gehört, über die Bäder und Quellen, die örtlichen Herbergen waren allerdings in Privathand vergeben. Das Badegeld wurde von den Wirten eingesammelt, aber natürlich mit dem Schultheißen abgerechnet. Seit 1471 sind auch ständige Badeärzte im Wildbad nachgewiesen (*Mehring* 1914, S. 86). Eine erste Badeordnung soll um 1500 entstanden sein, welche im Übrigen die ständische Sitzordnung im Thermalbecken auch für die Folgezeit festschrieb (*Mehring* 1914, S. 165).

Bald darauf, im November 1506, kam es abermals zu einem verheerenden Brand in Wildbad, und wiederum konnte der Neuaufbau von Stadt und Bad zügig angegangen werden.<sup>17</sup> Inzwischen war der Ruf des Wildbads als Ort der Heilung und Erholung jedenfalls so geläufig, dass der Nürnberger Hans Foltz in seinem gedruckten Überblick über die Heilbäder rühmen konnte:

---

<sup>16</sup> Vgl. *Hemmerlin* 1468; dazu wiederum der Überblick bei *Mehring* 1914.

<sup>17</sup> Vgl. dazu den zeitgenössischen Eintrag im Gebetbuch des Abts von Bebenhausen, Johannes von Fridingen (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart Cod. Brev. 161, fol. 10 v.).



Abb. 5: Wildbad  
 Kupferstich, Lorenz Braun zugewiesen, um 1667

»Ein pad pey kalb gelegen nho,  
 Genannt im schwartzwald das wilpad,  
 Ist mancherlei prechen nit schad.  
 Do vint man auch alles das wol,  
 was man zur noturft haben sol.  
 Man trinkt das bad und sitzt darin.  
 Es sterckt die fünf auswendig sin.  
 Zu junk, zu allt und pettris leut  
 das pad mit seinem trank erfreut [...«]<sup>18</sup>

Überblickt man die zeitgenössische Überlieferung, so drängt sich der Eindruck auf, dass – wenn man im späten Mittelalter vom »Wildbad« im deutschen Südwesten sprach – nur dieses Wildbad im Schwarzwald gemeint sein kann – trotz der anderen prominenten Bäder in Baden-Baden, Baden im Aargau oder Zellerbad!

<sup>18</sup> Foltz, um 1480; zitiert nach Schulte 1981, S. 30.

## 6 Fazit

Es ist ein professionalisierter Kurbetrieb, der bereits im ausgehenden Mittelalter im Wildbad zu finden war; an diesem außergewöhnlichen Ort, der seine Entstehung einer heißen Quelle verdankte und innerhalb von 100 Jahren zu einem Herrschafts- und Verwaltungszentrum im nördlichen Schwarzwald geworden war. Vor allem aber waren und sind es die Heilung, Erholung und Muße, welche die Gäste unterschiedlichen Standes von jeher in Wildbad suchten und fanden.

Dass zunächst die Politik für die Bedeutung des Wildbads eine wesentliche Rolle spielte, ist deutlich geworden. Seine frühe Prominenz hatte der Ort der Präsenz seiner Herrschaft zu verdanken, den Grafen von Württemberg, für die das Wildbad eigentlich als Ort des Schreckens über lange Zeit belastet war. Wildbads Ausbau zur befestigten Stadt hat wesentlich für seinen Aufschwung gesorgt, der das Bad bald nicht nur als Wirtschafts- und Verwaltungszentrum, sondern auch als Ort diplomatischer Spitzengespräche auswies. Politik und Erholung ließen sich im spätmittelalterlichen Württemberg kaum besser verknüpfen als hier, wo die Herren (und Damen) gemeinsam im Bad saßen und einen freundlichen Ausgleich suchten – die Verhandlungserfolge sprechen für sich (Abb. 6).

Wenn wir damit die eingangs aufgeworfenen Gedanken vom speziellen siedlungsgenetischen »Format« der Wildbäder wieder aufgreifen wollen, so finden wir hier unseren Prototyp: Eine warme Quelle bietet den Siedlungsansatz, ihre organisierte Nutzung als Heilbad den Anlass für Ausbau und Sicherung. Der professionalisierte Kurbetrieb gewinnt damit schließlich auch ein besonderes politisches Profil als gediegener Ort für diplomatische Verhandlungen im späten Mittelalter und darüber hinaus. Diese historische Tradition und Bedeutung macht aus dem Wildbad im Schwarzwald auch heute noch etwas Besonderes.



Abb. 6: Badeszene im Wildbad  
Titelblatt von Hans Foltz,  
um 1480

## Summary

The counts of Württemberg in Wildbad. Recreation and politics in the late medieval Black Forest

Wildbad is a professionalized health spa resort, which already existed at the end of the Middle Ages; this extraordinary place originated from a warm water spring. Wildbad developed within a period of 100 years to a territorial and administrative centre in the northern Black Forest. In Wildbad guests of various social positions were looking for cures, recovery and leisure and found all of it in this unique place.

Politics played the essential role in Wildbad's rise to significance. Its early fame was due to its sovereignty's physical presence, the counts of Württemberg. For a long time, they used to consider Wildbad as a haunted place. The development of Wildbad to a fortified town ensured its economic recovery, which identified the Bath not only as an economic and administrative centre but also as a place of diplomatic summits. Politics and recovery were nowhere better combined than here in late medieval Württemberg, where gentlemen (and ladies) publically got together in the bathing areas to relax in friendly atmosphere from the negotiations. The successes of these negotiations are well documented and speak for themselves.

Picking up on the train of thoughts of the previously posed thesis (the special genetic settlement "*format*" of the "*wild*" bathing resorts) we find here our prototype: a warm spring offers the beginning of settlement. The organised use as a bathing resort is the reason for its development and protection. The professionally run health spa business gains a special profile as a commonly accepted place for diplomatic negotiations in the late Middle Ages and beyond. Today Wildbad in the Black Forest with its historic tradition and significance is still something very special.

## Quellen und Literatur

- Barbara Gonzaga (2013): Die Briefe / Le Lettere (1455–1508)*, bearb. von *Christina Antenhofer, Axel Behne, Daniela Ferrari, Jürgen Herold* und *Peter Rückert*, Übersetzung von *Valentina Nucera*. – Stuttgart.
- Kreisgeschichtsverein Calw e.V. [Hrsg.] (2017): *Das Wildbad im Schwarzwald*. – Bad Wildbad.
- Ehmer, Hermann (1991): Der Gleißende Wolf von Wunnenstein. Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adelligen*. – Sigmaringen.
- Ferlein, Sabine (1987): Mechthild von der Pfalz als Literaturmäzenin*. – In: Scholz, Günter [Hrsg.]: *Fürstliche Witwen auf Schloß Böblingen*. Böblingen, S. 57–55.
- Finke, Konrad (2016): Das Attentat auf Graf Eberhard II. von Württemberg. Der »Überfall im Wildbad« 1367*. – In: *Schwäbische Heimat* 2016/3, S. 286–294.

- Finke, Konrad (2017):* Der »Überfall im Wildbad« 1367. – In: Kreisgeschichtsverein Calw e.V. [Hrsg.]: Das Wildbad im Schwarzwald. Bad Wildbad, S. 19–24.
- Florian, Christoph (2006):* Graf Eberhard der Milde von Württemberg (1392–1417). Frieden und Bündnisse als Mittel der Politik. – Ostfildern (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 6).
- Föhl, Thomas E. (1998):* Wildbad. Die Chronik einer Kurstadt als Baugeschichte. – Neuenbürg.
- Foltz, Hans (um 1480):* Dises puchlein saget uns von allen paden. – [Nürnberg].
- Frauenknecht, Erwin u. Rückert, Peter [Bearb.] (2016):* Kaiser Karl IV. und die Goldene Bulle. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart. – Stuttgart.
- Greiner, Karl (1965):* Das Wildbad. Seine Geschichte vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. – 2. Aufl. Böblingen.
- Hemmerlin, Felix (1458):* Tractatus perutilis de balneis naturalibus et termalibus.
- Holtz, Sabine (2001):* »Uraltes Wasser« – Die Heilquellen in Wildbad, Teinach und Liebenzell. – In: Lorenz, Sönke [Hrsg.]: Der Nordschwarzwald. Von der Wildnis zur Wachstumsregion. Filderstadt, S. 118–221.
- Lorenz, Sönke [Hrsg.] (2001):* Der Nordschwarzwald. Von der Wildnis zur Wachstumsregion. – Filderstadt.
- Mehring, Gebhard (1914):* Badenfahrt. Württembergische Mineralbäder und Sauerbrunnen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. – Stuttgart (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, 13).
- Mertens, Dieter (1995):* Württemberg. – In: Schaab, Meinrad u. Schwarzmaier, Hansmartin [Hrsg.]: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2: Die Territorien im alten Reich. Stuttgart, S. 1–163.
- Paracelsus [Theophrastus Bombastus von Hohenheim] (1526):* Von den natürlichen Bädern.
- Rückert, Peter (1996):* Initiatoren und Träger des hochmittelalterlichen Landesausbaus – Mainfranken und das Oberrheingebiet im Vergleich. – In: Rödel, Dieter u. Schneider, Joachim [Hrsg.]: Strukturen der Gesellschaft im Mittelalter. Wiesbaden, S. 260–280.
- Rückert, Peter (2005):* Dynastie – Hof – Territorium. Zur Herrschaftsbildung der Grafen von Württemberg im späteren Mittelalter. – In: Schwarzmaier, Hansmartin u. Rückert, Peter [Hrsg.]: Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg. (Oberrheinische Studien, 24). Ostfildern, S. 189–211.
- Rückert, Peter (2013):* Von der Stadt zum Amt. Zur Genese württembergischer Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen. – In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 72, S. 53–74.
- Rückert, Peter (2015):* Herrschaftliche Korrespondenz und ihre Überlieferung im deutschen Südwesten. – In: Rückert, Peter; Bickhoff, Nicole u. Mersiowsky, Mark [Hrsg.]: Briefe aus dem Spätmittelalter: Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten. Stuttgart, S. 32–52.
- Rückert, Peter (2016):* Karl IV. und die Grafen von Württemberg. – In: Frauenknecht, Erwin u. Rückert, Peter [Bearb.]: Kaiser Karl IV. und die Goldene Bulle. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Stuttgart, S. 55–65.
- Rückert, Peter (2017):* Die Grafen von Württemberg im Wildbad. Erholung und Politik im spätmittelalterlichen Schwarzwald. – In: Das Wildbad im Schwarzwald, hrsg. vom Kreisgeschichtsverein Calw e.V. Bad Wildbad, S. 25–34.
- Schmid, Ludwig (1853):* Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen, nach meist ungedruckten Quellen, nebst Urkundenbuch. – Tübingen.

- Schuler, Peter-Johannes (1998)*: Regesten zur Herrschaft der Grafen von Württemberg 1325–1378. – Paderborn u.a. (Quellen und Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte, NF 8).
- Schwarzmaier, Hansmartin (2005)*: Baden. Dynastie – Land – Staat. – Stuttgart.
- Schulte, Ingrid (1981)*: Die Badereise der Anna von Weinsberg. – In: *Parvula Munuscula*. Festgabe für Franz Irsigler. Bielefeld, S. 29–40.
- Stälin, Christoph Friedrich von (1856)*: Württembergische Geschichte, Teil 3. – Stuttgart.
- Steinhausen, Georg (1899)*: Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, Bd. 1. – Berlin.

Andrea Schaer

## Die Bäder von Baden in der Schweiz im Licht der aktuellen archäologischen und kulturgeschichtlichen Forschung<sup>1</sup>

Mit 18 Abbildungen

### 1 Einleitung

#### 1.1 Lage

Die Stadt Baden liegt ca. 25 km nordwestlich von Zürich im Limmattal im Kanton Aargau. Die Kleinstadt mit heute knapp 20 000 Einwohnern ist eingebettet zwischen die Hügelzüge der Lägern, des Hertenstein und Geissberg im Norden und des Martinsbergs und Schlossbergs in Westen und Süden (Abb. 1).

An der Stelle, an welcher die Limmat seit Jahrtausenden die Antiklinale der Lägern durchbricht und in einem scharfen Knick, dem »*Limmatknie*« nach Westen abbiegt, treten beiderseits des Flusses Thermalquellen aus dem Untergrund.

Es ist anzunehmen, dass das Naturphänomen der Badener Thermalquellen seit Beginn der Besiedlung des Limmattals in der Mittel- und Jungsteinzeit regelmässig besucht wurde und auch besondere kultische Verehrung erfuhr. Die Lage des Quellgebiets unmittelbar in der Flussbiegung und eingebettet in die genannten Hügelzüge wie in einer schützenden Hand, mag dabei den numinosen Charakter des Ortes und Naturwunders zusätzlich gestärkt haben.

#### 1.2 Die Badener Thermalquellen

Das stark schwefelhaltige Thermalwasser, welches in Baden heute in einer täglichen Schüttung von nahezu 1 000 000 Litern und einer mittleren Temperatur von 47 °C zu Tage tritt, steigt aus einer Tiefe von ca. 1 500 m zunächst durch porösen Muschelkalk auf. An der darüberliegenden Schicht aus wasserundurchlässigem Keupermergel staut sich das Wasser auf und gerät unter Druck. Dort, wo der Keupermergel durch die sich in den Untergrund arbeitende Limmat geschwächt wurde und wegen mikrotektonischer Brüche Schwachstellen aufweist,

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.



Abb. 1: Blick auf Baden von Norden im Frühling 2011. In der Bildmitte die Grossen Bäder, östlich der Limmat die Kleinen Bäder. Im Hintergrund das Industriequartier und die Altstadt.

Foto: Kantonsarchäologie Aargau/Samuel Mühleisen

dringt das Thermalwasser an die Erdoberfläche.<sup>2</sup> Die ursprünglichen Aufstösse hat man sich als blubbernde und dampfende Quelltümpel vorzustellen. Nicht bekannt ist hingegen, wo das in Baden austretende Thermalwasser versickert und wie lange genau seine Reise im Untergrund dauert.<sup>3</sup>

Heute bestehen auf beiden Seiten der Limmat 20 Thermalquellfassungen, wovon noch deren 18 genutzt werden, bzw. mit den aktuell geplanten Neubauvorhaben wieder genutzt werden sollen (Abb. 2).<sup>4</sup> Zwei Fassungen sind mittlerweile aufgegeben.<sup>5</sup> Ebenso sind verschiedene ungefasste Quellaufstösse im Bett der Limmat bekannt.

Das Badener Thermalwasser gilt als eines der europaweit besten Heilwässer für die Behandlung von Erkrankungen des Bewegungsapparats.<sup>6</sup> Die verschiedenen Quellen weisen jeweils geringfügig unterschiedliche Mineralisierungen und Temperaturunterschiede auf, jedoch werden sie alle vom selben Wasservorkommen gespeist. Sie stehen nach dem Prinzip kommunizierender Röhren mitein-

2 Schaer 2015, S. 10–13 mit Verweisen auf weitere Literatur.

3 Schaer 2015, S. 10; Anm. 8 und 9.

4 Gegenwärtig (im Frühling 2017) läuft das Thermalwasser der 13 im Besitz der Verenhof AG befindlichen Quellen – täglich nahezu 360 000 Liter! – ungenutzt in die Limmat ab. Dieses Wasser soll ab 2019 das neue Thermalbad von *Mario Botta* und die Bäder in der neuen Rehabilitationsklinik und den geplanten Wohnungen speisen.

5 Anm. 2.

6 Auch heute immer noch gültig *Münzel* 1947, S. 274f.

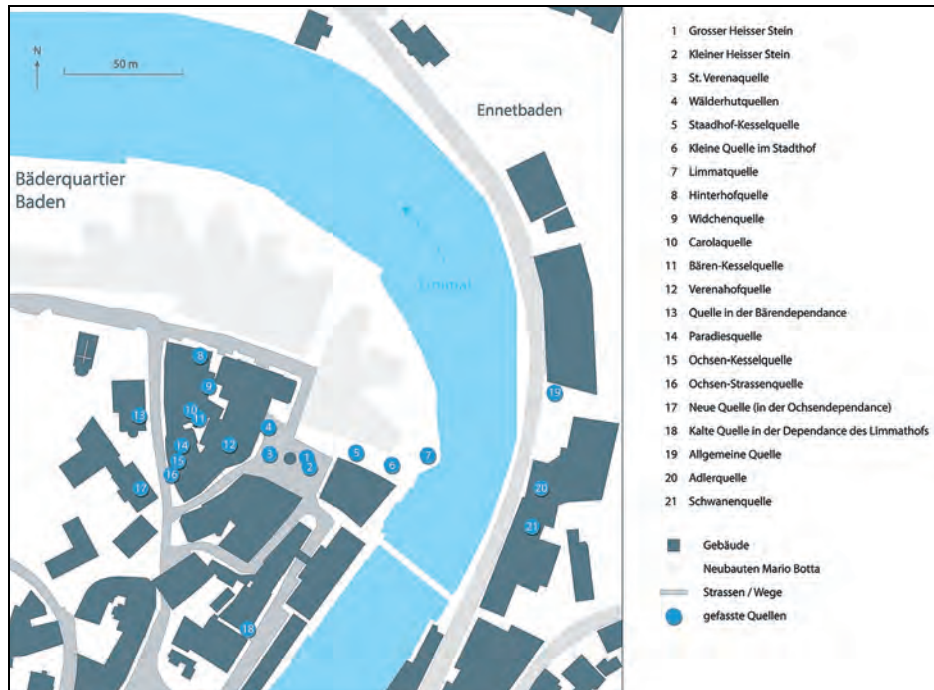


Abb. 2: Lage der 20 Thermalquellfassungen beiderseits der Limmat  
Stadtgeschichte Baden/Ikonaut

ander in Verbindung: wird ein neuer Quellaustritt geschaffen oder die Stauhöhe einer Fassung verändert, kann sich dies auf die Schüttungsmenge der anderen Quellen auswirken.<sup>7</sup>

### 1.3 Anlass für die aktuell laufenden Forschungen

Nachdem die Badener Bäder in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts einen Niedergang erlebten – wir werden darauf zurückkommen – und zunächst von ihrem Glanz und irgendwann auch von ihrer Würde zu verlieren begannen, geben um die Jahrtausendwende neue Planungen seitens der Stadt und der Verena Hof AG, der grössten Grundeigentümerin in den Bädern, Anlass zur Hoffnung. Ein Handwechsel der Verena Hof AG beschleunigt ab 2006 das Geschehen: Zwei Drittel des historischen Bädergebiets sollen komplett neugestaltet werden. Im Zentrum der Vorhaben steht der Neubau eines Thermalbades durch den bekannten Schweizer Architekten *Mario Botta*, eines Ärzte- und Wohnhauses und der Umbau der drei historischen Hotels Verena Hof Ochsen und Bären durch denselben Architekten. Diese genannten Planungs- und Bauvorhaben lösten ebenso

<sup>7</sup> Anm. 3.

umfassende archäologische und kulturhistorische Forschungen unter der Leitung der Verfasserin aus.

Zwischen 2009 und 2012 erfolgten in den damals unbebauten Arealen archäologische Ausgrabungen und in den zum Umbau vorgesehenen Gebäuden Bauuntersuchungen. Diese Arbeiten bilden zusammen mit den für die 2015 erschienene neue Badener Stadtgeschichte erarbeiteten historischen Grundlagen die Basis für den vorliegenden Aufsatz.<sup>8</sup> Im Spätsommer 2017 sollen, parallel zum dannzumal hoffentlich begonnenen Bau der neuen Therme weitere archäologische Untersuchungen stattfinden, welche das bereits erarbeitete Wissen ergänzen werden.<sup>9</sup>

Wie in jedem Heilbad bestimmen auch in Baden die Lage und die Eigenheiten der Thermalquellen die Anlage der Badeeinrichtungen, sowie die damit verbundene Infrastruktur. Diesem Grundprinzip waren bzw. sind auch in Baden von den ersten Thermen der Römer bis zur gegenwärtig geplanten Therme von *Mario Botta* alle Badeanlagen unterworfen.

Von dieser Grundregel wurde für die archäologischen Forschungen die These abgeleitet, dass sich selbst im über die Jahrhunderte gewachsenen Bild der Bäder zu Beginn des 21. Jahrhundert das den von den Römern und im Mittelalter geschaffene und zu einem dichten Gewebe an historischen Spuren und Relikten verwobene Grundgefüge der Bäder erkennen lässt. Bei den Grabungen und Bauuntersuchungen sollten diese Spuren nun gewissermassen »rückwärts« gelesen und auseinandergelöst und so die funktionale und städtebauliche Entwicklung der Bäder und der Badeinfrastruktur durch die Epochen erfasst und rekonstruiert werden.

Im Folgenden sollen die Erkenntnisse der Forschungen als Abriss der Geschichte der Badener Bäder von den Anfängen bis in die Gegenwart dargestellt werden.

## 2 *Aquae Helveticae* – das römische Baden

### 2.1 Vor den Römern

Einzelne Keramikfragmente, eine frühbronzezeitliche Axtklinge und zahlreiche keltische Münzen belegen, dass die Thermalquellen in Baden bereits in Vorrömischer Zeit regelmässig besucht wurden, doch ist in diesen Epochen noch nicht mit grösseren Bauten oder gar einer eigentlichen Badeinfrastruktur zu rechnen.<sup>10</sup>

Erst die Römer erbauen um die Zeitenwende erste grössere Gebäude und Badeeinrichtungen und legen somit den Grundstein für das Heilbad, welchem sie

---

<sup>8</sup> Schaer 2015.

<sup>9</sup> Der vorliegende Text gibt den Forschungsstand sowie den bauseitigen Planungsstand im Mai 2017 wider.

<sup>10</sup> Zur prähistorischen Besiedlung Badens und seiner Umgebung Schaer 2015, S. 10. Die erwähnte Randleistenaxt (Typ Grenchen, Bronzezeit B) wurde erst im Frühjahr 2015 im Restaurierungslabor der Kantonsarchäologie Aargau freigelegt und wird deshalb in der Stadtgeschichte Baden (Schaer 2015) noch nicht erwähnt. Das Stück ist unpubliziert.

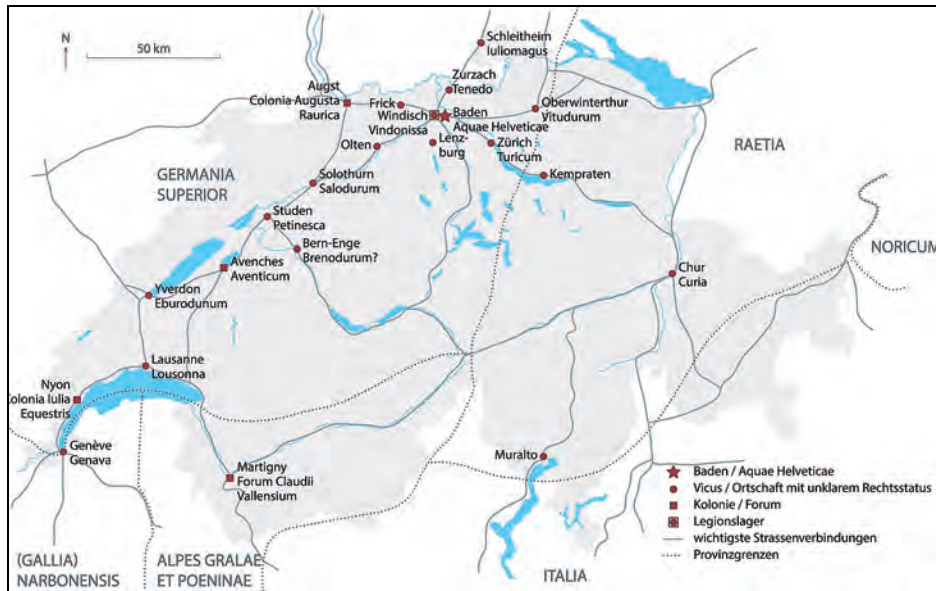


Abb. 3: *Aquae Helveticae* in der römischen Schweiz. Der Heilbadeort liegt an der wichtigen Verkehrsachse durch das Schweizerische Mittelland  
Stadtgeschichte Baden/Ikonaut

den Namen *Aquae Helveticae*, die Heilquellen im Gebiet der Helvetier, gaben.<sup>11</sup>

Gleichzeitig mit den Bädern in der Flussniederung entsteht in den ersten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts auf dem oberhalb des Quellgebiets liegenden Plateau des Haselfeldes sowie am rechten Limmatufer im heutigen Ennetbaden eine Wohnsiedlung mit dem rechtlichen Status eines *vicus*.<sup>12</sup> Eine Brücke überspannt unweit der Thermen die Limmat (Abb. 3).<sup>13</sup>

11 Heilbäder mit dem Namen bzw. der Bezeichnung *Aquae* finden sich im gesamten römischen Reich. Dazu die Zusammenstellung bei Manderscheid 1988 sowie eine umfassendere Betrachtung der möglichen Bedeutung der *Aquae* bei Guérin-Beauvois 2007 und Guérin-Beauvois 2015, S. 323–326.

12 Dass Baden/*Aquae Helveticae* zumindest ab dem 2. Jahrhundert den Status eines *Vicus*, also einer Kleinstadt mit eigener Rechtspersönlichkeit, besass, belegt eine seit dem Mittelalter in der St. Sebastianskirche in Wettingen verbaute Inschrift, welche die *vicani* (die *Vicus*bewohner) von *Aquae* als Erbauer eines der Göttin Isis geweihten Tempels nennt. Schaer 2015, S. 15, Abb. 10. (wobei in der Abbildungslegende fälschlicherweise die *Vicani* (Gemeinschaft der Bewohner) von *Aquae* als Stifter des Tempels genannt sind – sie sind jedoch die Stifter der Inschrift!).

13 Haberbosch 1968; Schaer 2015, S. 21. 2013 wurde eine 1967 geborgene Holzprobe der Brücke nochmals gemessen und mit den heute vorliegenden Jahrringkurven abgeglichen. Eine jahrgenaue Datierung des Pfahls und damit der Badener Limmatbrücke war leider nicht möglich (E-Mail von Dr. Niels Bleicher, Amt für Städtebau Zürich, Labor für Dendrochronologie, vom 30.10.2013).

## 2.2 Die Heilthermen von *Aquae Helveticae*

Die über die Jahrhunderte gewachsene dichte Bebauung des Badener Thermalquellgebiets erschwert es heute, einen Gesamtüberblick über die römischen Heilthermenanlagen zu erhalten; Grabungen erlauben stets nur einen punktuellen Einblick.

In den 1960er Jahren und 1980 wurden erstmals römische Badebecken archäologisch dokumentiert.<sup>14</sup> Ein etwas umfassenderes Verständnis der Anlage und Geschichte der antiken Heilthermenanlagen erlauben aber erst die Erkenntnisse der zwischen 2009 und 2012 in verschiedenen Arealen der Thermen durchgeführten Ausgrabungen unter der Leitung der Verfasserin.

Grosse Bereiche sind indessen noch unerforscht. So namentlich unter dem heutigen Kurplatz, wo mit der Doppelquelle des Grossen und Kleinen Heissen Steins die ergiebigste der Badener Thermalquellen liegt und sich mit der St. Verena- und der Wälderhutquelle zwei weitere Quellaufstösse befinden. Ebenfalls unbekannt ist die römische Nutzung im Bereich der drei historischen Hotels Verena- Hof, Ochsen und Bären, welche im Zentrum der Bäder ein mächtiges Gebäudekonglomerat bilden und in deren Kellern weitere Thermalquellen entspringen.

Der Bau der Thermen von *Aquae Helveticae* steht in enger Verbindung mit der Präsenz des Römischen Militärs im knapp zwei Marschstunden westlich der Heilquellen entfernten *Vindonissa* (heute Windisch, Kanton Aargau). In *Vindonissa* baute die Römische Armee in den Jahren 14/15 n. Chr. einen bereits bestehenden Militärposten am strategisch wichtigen Zusammenfluss der drei Mittellandflüsse Aare, Reuss und Limmat zum einzigen Legionslager auf dem Gebiet der heutigen Schweiz aus.<sup>15</sup>

Für die medizinische Versorgung der römischen Legionäre spielten Heilbäder seit je her eine wichtige Bedeutung.<sup>16</sup> In den Thermalbädern, die stets auch eine Oase römischer Lebensart in den Provinzen darstellten, konnten Soldaten und Offiziere eine entspannte Auszeit geniessen und sich von den Strapazen des Militärdienstes erholen. Entsprechend überrascht es nicht, dass im Bereich der Badener Thermalquellen kurz nach der Ansiedlung der XIII. Legion in *Vindonissa* erste grosse Baumassnahmen fassbar werden. Dendrochronologisch datierte Eichenpfähle aus der Befestigung einer Thermalquellfassung und aus der Fundamentierung erster Bauten belegen umfangreiche Baumassnahmen in den Jahren zwischen 18 und 21 n. Chr.<sup>17</sup> Die verwendeten Baumaterialien, namentlich der in grossen Mengen verbaute Terrazzomörtel, sowie ab Mitte des 1. Jahrhundert n. Chr. gestempelte Ziegel weisen das römische Militär als Erbauer der Thermenanlagen von *Aquae Helveticae* aus.<sup>18</sup>

---

14 Schaer 2010, S. 51–53 mit Verweisen auf weiterführende Literatur.

15 Trumm 2010.

16 Guérin-Bauvois 2015, S. 337f., Köhler 2013, S. 238, S. 252f. und S. 166f.

17 Schaer 2015, S. 17. Da bisweilen nachweislich Althölzer verwendet wurden, müssen die dendrochronologischen Daten immer als *terminus post quem* verwendet werden.



Abb. 4: Reste einer römertzeitlich bereits wieder aufgegebenen Quellfassung? Ein aus Eichenbohlen gefügter und mit fettem Ton abgedichteter Schacht am westlichen Rand der Grabung B.010.1 Baden-Limmatknie dürfte entweder von einer frühen Quellfassung stammen oder zur Verfüllung eines nicht zur Nutzung ausersehenden Aufstosses gehören. Über dem Schacht befindet sich ein schwimmender Holzboden

Foto: Kantonsarchäologie Aargau

Zu den ersten archäologisch fassbaren römischen Baumassnahmen gehört eine schachtartige Konstruktion, bei welcher es sich womöglich um eine nach kurzer Nutzungszeit wieder aufgelassene Quellfassung handelt (Abb. 4).<sup>19</sup>

Ebenfalls zu den frühesten fassbaren römischen Bauten gehört ein kleines Gebäude bei der Staadhof-Kesselquelle,<sup>20</sup> von welchem lediglich der Fundamentgraben gefasst werden konnte. Über 30 in der vom Fundamentgraben umfassten

18 Während die Siedlung von *Aquae Helveticae* im Zuge der bürgerkriegsähnlichen Wirren des Vierkaiserjahres 69 n. Chr. der Brandschatzung durch die XXI. Legion zum Opfer fällt (Tacitus, Historien I, 67), scheinen die Thermen von den marodierenden Truppen verschont zu werden – was als weiterer Hinweis auf die Bedeutung der Thermen für das Militär gedeutet werden kann. *Schucany* 2016.

19 Der Befund lag unmittelbar an der westlichen Grabungsgrenze und konnte 2012 erst ansatzweise untersucht werden (*Stapfer* 2013). Die abschliessende Untersuchung des Befundes ist für die Grabungen 2017/2018 vorgesehen.

20 Für die noch genutzten oder historisch überlieferten Quellen werden die heute gebräuchlichen bzw. historischen Namen verwendet (Liste und Lokalisierung der heute gefassten bzw. historisch überlieferten Thermalquellen in *Schaer* 2015, S. 11, Abb. 2).

Fläche gefundene Münzen aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts könnten gar auf einen kleinen Tempel oder ein Quellheiligtum hinweisen.<sup>21</sup>

Zwischen 29 und 33 n. Chr. geschlagene Eichenpfähle aus der Fundamentierung einer 20–30 cm mächtigen, aus Terrazzomörtel gegossenen Bodenplatte östlich der erwähnten frühen Quellfassung liefern den *terminus post quem* für den Bau erster grösserer Gebäude unmittelbar im Limmatknie.<sup>22</sup> Negative von Hypokaustpfläen deuten darauf hin, dass sich auf dieser Bodenplatte einst beheizte Räume befanden.<sup>23</sup> Der mögliche kleine Tempel bei der Stadhof-Kesselquelle dürfte nun aufgegeben und durch ein Thermalbadebecken abgelöst werden.<sup>24</sup>

Im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts erfolgen abermals umfassende Umbauten und Erneuerungen der Anlage: die Bebauung der Bodenplatte aus Terrazzomörtel wird, vermutlich in Folge von durch Setzungen verursachte Schäden, abgebrochen. Anschliessend wurde eine neue, noch massivere Bodenplatte erbaut.<sup>25</sup> Auf dieser neuen Fundamentplatte wurden verschiedene hypokaustierte Räume, darunter zwei Rundräume, die als Dampf- oder Schwitzbäder (*sudatorium* bzw. *laconicum*) dienten, errichtet (Abb. 5).<sup>26</sup> Westlich der Bodenplatte entstand zeitgleich oder in den folgenden Jahrzehnten ein Badebecken mit einer Apsis, in welcher sich ein altarartiger Wasserspeier befand.<sup>27</sup> Später wurde ein weiteres, ca. 15 x 20 m messendes Bassin erbaut. Die Rundräume wurden im 2. Jahrhundert zu Gunsten kleinerer, quadratischer Räume aufgegeben; die Badebecken erfuhren wiederholte Reparaturen (Abb. 6, 7).<sup>28</sup>

Bemerkenswerterweise können im 4. Jahrhundert erneut grössere Baumassnahmen gefasst werden: namentlich im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts werden die grösseren Bassins erneuert und neue kleinere Badebecken eingebaut.<sup>29</sup> Womöglich stehen diese Bauarbeiten in Zusammenhang mit der in dieser

21 Vorerst unpubliziert. Die Münzen sind so stark korrodiert, dass eine genauere Bestimmung kaum mehr möglich war. Zahlreiche halbierte Münzen deuten auf eine Datierung in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts.

22 Stapfer 2012.

23 Stapfer 2012.

24 Wie der eigentliche Bereich der Quellfassung der Stadhof-Kesselquelle in römischer Zeit gestaltet war, kann nicht mehr rekonstruiert werden.

25 Zu dieser Baumassnahme liegen dendrochronologische Datierungen um 56 n. Chr. vor. Allerdings stammen diese Daten von älteren, für die Fundamentierung und Schalung der jüngeren Terrazzomörtelplatte wiederverwendeten Hölzern. Die Baumassnahmen erhalten durch ein Fragment einer Drag. 37 aus dem Fundamentbereich der jüngeren Bodenplatte einen *t.p.q.* um 70 n. Chr.

26 Rundräume für Dampf- und Schwitzbäder gehören zur typischen Ausstattung von römischen Thermalbädern. Sie erfreuen sich insbesondere im 1. Jahrhundert n. Chr. grosser Beliebtheit. Im 2. Jahrhundert verschwinden diese Einrichtungen langsam. Köhler 2013, S. 222f. und Guérin-Beauvois 2015, umfassend dargestellt auf S. 347–358.

27 Stapfer 2012 und Schaer 2015, S. 22, Abb. 17.

28 Anm. 26.

29 Schaer 2015, S. 31.



Abb. 5: Jüngere römische Fundamentplatte aus Terrazzomörtel mit Resten und Spuren der einst darauf erbauten Räume. Deutlich erkennbar ist die Einbruchstelle über einer durch Auswaschung des Untergrundes entstandenen Doline

Abb. 6: Blick auf die Grabung »Limmatknie« mit (links und mittig) den Ruinen der Bassins II und III. Oben rechts das 2012 stillgelegte Thermalbad von 1963/1964  
Fotos: Kantonsarchäologie Aargau

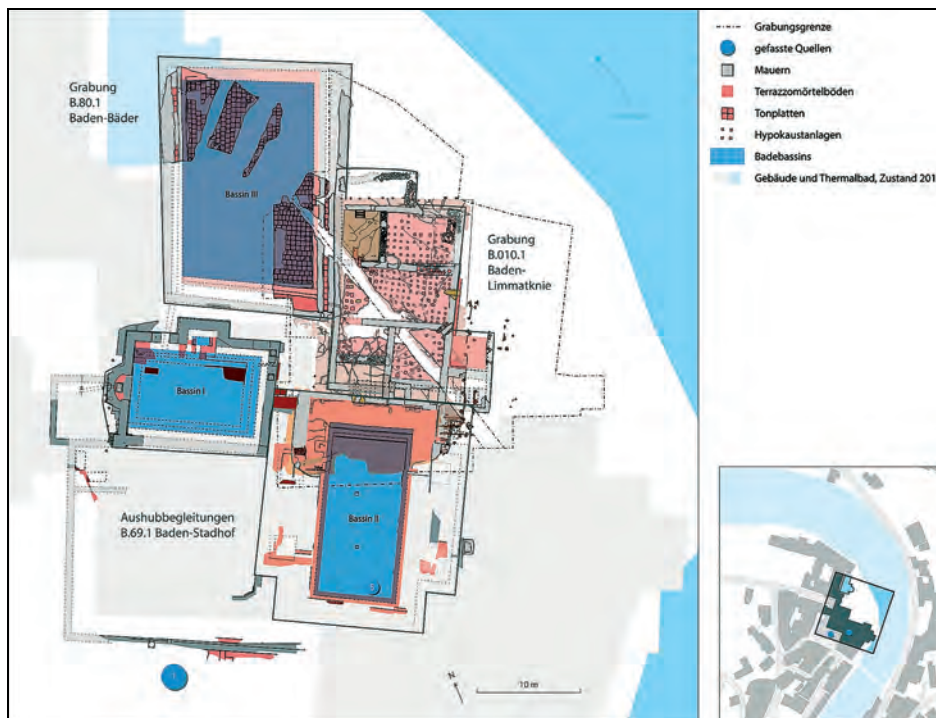


Abb. 7: Die Befunde der römischen Thermenanlagen mit den drei grossen Badebecken und kleineren Einzelwannen und Bassins sowie dem Bereich der beheizten Räume. Gezeigt ist der Zustand im 3. Jahrhundert

Grafik: Kantonsarchäologie Aargau, Samuel Mühleisen; Bearbeitung Ikonaut/  
Stadtgeschichte

Zeit in Folge der Rückverlegung des Limes an den Rhein wieder vermehrten Truppenpräsenz in der Region.<sup>30</sup> Münzfunde aus dem Thermenbereich und aus der Badener Hauptquelle, dem Grossen Heissen Stein, belegen eine Nutzung der Bäder zumindest bis zu Beginn des 5. Jahrhunderts.<sup>31</sup> Es ist davon auszugehen, dass die Bäder also auch in der Spätantike zumindest von Besuchern aus der Region rege besucht wurden.<sup>32</sup>

### 2.3 Zu den verschiedenen Nutzungssphären des römischen Heilbades

Römische Heilbäder wiesen neben dem Badebereich stets auch einen sakralen Bereich auf, welcher räumlich oder baulich von ersterem getrennt war.<sup>33</sup>

In Baden kann ein solcher sakraler Bereich erst annähernd verortet werden.

Aus verschiedenen Quellen, insbesondere aus der Quellfassung des Grossen Heissen Steins liegen aber zahlreiche Münz- und andere Funde vor, welche als Opfergaben zu deuten sind.<sup>34</sup> Inschriften auf in der genannten Quelle gefundenen Objekten belegen die Verehrung des Gottes Merkur.<sup>35</sup> Sollte es sich bei dem bereits erwähnten frühen Gebäude nahe der Staadhof-Kesselquelle tatsächlich um einen Tempel handeln, könnte erstmals ein Sakralbau lokalisiert werden. Womöglich befanden sich weitere Tempel, aber auch andere Einrichtungen wie Nymphäen in denjenigen Arealen, in welchen (bis heute noch) keine Ausgrabungen durchgeführt werden konnten, namentlich im Bereich des Kurplatz und unter den Bauten des sogenannten »Verenahofgevierts«.<sup>36</sup>

Unklar bleiben muss vorerst auch, wo der durch eine Inschrift belegte, von den Einwohnern (*vicani*) von *Aquae Helveticae* der Muttergottheit Isis geweihte Tempel stand. Auch das durch einen 1550 (!) gefundenen Weihealtar für Deo Invicto belegte Mithras-Heiligtum wurde bislang nicht entdeckt.<sup>37</sup>

Im westlichen Bereich der Bäder befanden sich Unterkunftsgebäude für die Reisenden, sogenannte *hospitalia*. Erste solcher Bauten dürften bereits in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. entstehen, ihre Spuren sind jedoch durch

30 Schwarz et al. 2014, S. 37; mit Verweis auf Grundlagen und weiterführende Literatur.

31 Doppler 2007.

32 Jedoch fehlt Baden/*Aquae Helveticae* auf der Tabula Peutingeriana, einer spätantiken Strassenkarte, welche verschiedene andere *Aquae* im ganzen Imperium Romanum verzeichnet. Hingegen sind die in der Spätantike erneut bedeutenden Orte *Vindonissa* (Windisch, AG), *Tenedo* (Bad Zurzach, AG) und *Ad Fines* (Pfy, TG) verzeichnet.

33 Köhler 2013, S. 211; Guérin-Beauvois 2015, S. 367f.

34 Doppler 2007.

35 Frei-Stolba 2007.

36 Wegen der fragilen hydrogeologischen Situation im Quellgebiet und den strengen rechtlichen Auflagen sind im Bereich des Bäderplatzes/Kurplatzes und unter den historischen Hotels des »Verenahofgevierts« keine oder nur geringfügige Bodeneingriffe erlaubt. Dies bedeutet einerseits auch einen Schutz für die dort erwarteten archäologischen Reste, zugleich bleiben so erhebliche Forschungslücken an für die Badener Bäder zentraler Stelle.

37 Der Deo Invicto (Mithras) geweihte Altar wurde 1550 entdeckt und ist erstmals vom Chronisten und Landvogt Aegidius Tschudi beschrieben. Schaer 2015, 21 und Schaer 2017, S. 67f.

spätere Eingriffe kaum mehr erhalten. Im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts entstehen grosse kasernenartige Unterkünfte, welche zunächst in Fachwerk aufgeführt wurden. Im Laufe des 2. Jahrhunderts werden die Fachwerkbauten durch Gebäude mit massiven Steinmauern oder zumindest gemauerten Sockelfundamenten ersetzt.<sup>38</sup> Diese Unterkünfte scheinen, gleich wie ein Teil der Bauten am Hang oberhalb der Thermen und in der Siedlung im Laufe des 3. Jahrhunderts bereits wieder aufgegeben worden zu sein.

#### 2.4 Die Siedlung von *Aquae Helveticae*

Erste Siedlungsspuren im Bereich *vicus* datieren in die Jahrzehnte um die Zeitenwende und belegen einen Siedlungskern im Bereich des oberhalb des Thermalquellgebiets liegenden Geländesporns.<sup>39</sup> Im Jahr 69 n. Chr. wird die Siedlung – nicht aber die Bäder – durch Truppen der XXI. Legion zerstört.<sup>40</sup> Der römische Historiker Publius Cornelius Tacitus erwähnt dieses Ereignis in seinen Historien.<sup>41</sup> Es folgt ein Wiederaufbau des Ortes, der nun mit massiven Steinbauten in einem *insulae*-ähnlichen Raster aufgebaut wird. Beiderseits der Limmat entstehen teilweise luxuriöse Bauten. Hingegen fehlen bis heute – ausser den zahlreichen in den Bädern wie im Bereich der Siedlung gefundenen Stirnziegel und Ziegel mit Stempeln der Legionsziegeleien – Hinweise auf grössere öffentliche Bauten.<sup>42</sup>

Ab dem ersten Drittel des 3. Jahrhunderts erlebt die Siedlung eine Phase des Niedergangs und der wirtschaftlichen Stagnation, deren Ursache Gegenstand der aktuellen Forschungen ist. Am Ende des 3. Jahrhunderts dürfte die Siedlung auf dem Plateau bereits grösstenteils aufgelassen sein. Eindeutige Hinweise auf eine Befestigung des Thermenbereichs im ausgehenden 3. oder 4. Jahrhundert fehlen bislang.<sup>43</sup> Die Nähe zur Limmatbrücke und auch der Umstand, dass die Bäder nicht nur wirtschaftliche Basis von *Aquae Helveticae* waren, sondern sich dort auch dessen grösste und massivste Bauten befinden, lässt die Vermutung zu, dass sich die Menschen in den instabilen Zeiten des späten 3. und 4. Jahrhunderts hierhin zurückzogen, zumindest nicht ganz unwahrscheinlich erscheinen.

---

38 Sennhauser 2008, S. 369f.

39 Doppler 2008 und Schaer 2015, S. 21 mit Verweis auf weiterführende Literatur.

40 Schucany 2016, S. 53.

41 Tacitus, *Historiae* I, S. 67.

42 Schaer 2015, S. 21, 26.

43 Ein massives, 1974 im Bereich des Geländesporns des Haselfeldes freigelegtes, spätantikes Mauerfragment bleibt bislang erratisch. Schaer 2015, S. 31.

### 3 Die Frage einer Kontinuität des Badebetriebs zwischen Antike und Mittelalter

Verschiedene Indizien, deuten darauf hin, dass einzelne der römischen Badebassins über die Antike hinaus bis ins Mittelalter weiterbenutzt wurden. So fällt beispielsweise auf, dass im 16. Jahrhundert beschriebene Gemeinschaftsbäder im Gasthof Stadhof in ihren Dimensionen passgenau den im archäologischen Befund gefassten römischen Bassins entsprechen. Zumindest vom St. Verenabad, einem der beiden unter freiem Himmel liegenden Bäder auf dem Bäderplatz kann ebenfalls vermutet werden, dass es sich um ein römisches Becken handeln könnte (Abb. 8).

Wenige Keramikfragmente des 6. und 7. Jahrhunderts, welche auf den Grabungen 2009–2012 zum Vorschein kamen, sowie eine beigabenlose Bestattung, die mittels der Radiokarbonmethode ins 9. Jahrhundert datiert werden konnte, belegen ebenfalls menschliche Aktivitäten in den Bädern im Frühmittelalter.<sup>44</sup>



Abb. 8: Darstellung des St. Verenabades von Ludwig Vogel, um 1820. Auf der Originalskizze findet sich die Bemerkung, dass das auffällig schraffierte Mauerwerk rechts im Vordergrund aus *opus reticulatum* bestünde, was darauf hinweist, dass das Becken römischen Ursprungs sein dürfte  
Grafische Sammlung Historisches Museum Baden

<sup>44</sup> Schaer 2015, S. 36

## 4 Mittelalter und frühe Neuzeit

### 4.1 Aus *Aquae* wird Baden

Ab dem 7. und 8. Jahrhundert entsteht ca. 1 km südlich der Bäder am Fusse des Schlossbergs ein neuer Siedlungskern.<sup>45</sup> Im 9. Jahrhundert wird hier eine karolingische Saalkirche, der Vorläufer der heutigen Pfarrkirche Sta. Maria erbaut.<sup>46</sup> Die um diese Kirche wachsende Siedlung trägt im 11. Jahrhundert den inzwischen germanisierten paradigmatischen Namen »Baden«.<sup>47</sup> Es sind also nach wie vor die Bäder, welche das Markenzeichen des Ortes in der Limmatklus ausmachen!

Fortan bestehen unter demselben Namen also zwei Siedlungskerne: eine befestigte Siedlung mit Burg, Pfarrkirche und Limmatbrücke an strategisch günstiger Lage am Südeingang der Badener Klus und die einen Kilometer weiter nördlich im Limmatknie gelegenen Bäder.<sup>48</sup> Die beiden Siedlungen sind rechtlich aber auch durch die wesentlichen Akteure über Jahrhunderte aufs engste miteinander verbunden.<sup>49</sup> Die Bäder blieben während Jahrhunderten der bedeutendste Wirtschaftszweig der Stadt.

### 4.2 Ausbau der Bäder im Hochmittelalter

Im 11. Jahrhundert lässt sich anhand der archäologischen Befunde ein im grossen Stil geplanter Ausbau der Bäder fassen, hinter welchem die Grafen von Nellenburg oder deren Nachfolger, die Grafen von Lenzburg, als Bauherren stehen dürften.<sup>50</sup>

Nun wurden während der vergangenen Jahrhunderte nicht mehr genutzte Areale wieder nutzbar gemacht und Quellen neu gefasst. Wahrscheinlich genügen bereits damals die bestehenden, vermutlich teilweise noch in den römischen Ruinen eingerichteten Bäder und Unterkünfte nicht mehr, um die Badegäste statusgemäss zu empfangen und unterzubringen. Neue Badehäuser im Zentrum und ein neuer herrschaftlicher Badegasthof, der »Hinterhof« erweitern nun das Angebot.<sup>51</sup>

---

45 Meier 2015b, S. 94, Faccani 2010, S. 18–29.

46 Sennhauser 2008, S. 19–37; Faccani 2010, S. 31f.; Meier 2015b, S. 94.

47 Schaer 2015, S. 36. Im Mittelalter wird Baden in der Schweiz bisweilen auch »Oberes Baden« oder nach den Habsburgischen Herzögen »Herzogenbaden« genannt. Dies um es von den verschiedenen anderen Baden, namentlich dem Unteren Baden oder Markgrafen-Baden, dem heutigen Baden-Baden, zu unterscheiden. Schaer u. Förderer 2018.

48 Meier 2015b, S. 94f.

49 Meier 2015b, S. 115.

50 Schaer 2015, S. 39; Meier 2015b, S. 97.

51 Schaer 2015, S. 39.

Am westlichen Rand der Bäder entsteht gleichzeitig die romanische Dreikönigskapelle. Ein Gotteshaus, das in seinen Dimensionen der karolingischen Saalkirche in der Stadt entsprach, indes aber selber nie zur Pfarrkirche wurde.<sup>52</sup>

Dass der neue, fortan bis ins 18. Jahrhundert in obrigkeitlichem Besitz stehende Bädergasthof Hinterhof in etwas peripherer Lage erbaut wurde und erst aufwändig mit Thermalwasser versorgt werden musste, dürfte darauf hindeuten, dass die in prominenter Lage unmittelbar in der Limmatbiegung im Bereich der römischen Thermen gelegenen und gut mit Thermalwasser versorgten Areale bereits um die erste Jahrtausendwende in anderweitigem Besitz und bebaut waren. Es ist anzunehmen, dass dort die Tradition der römischen Thermen bereits seit geraumer Zeit, wenn nicht gar ohne Unterbruch weiter gepflegt wurde (Abb. 9).

#### 4.3 Badehäuser und Gemeinschaftsbäder

Die hochmittelalterlichen Badehäuser befanden sich – mit Ausnahme derjenigen des »Hinterhofs« – unmittelbar bei bzw. über den Quellen. Im zentralen Bereich der Bäder (dem heutigen »Verenahofgeviert«) säumten sie den bis ins Hochmittelalter vermutlich wesentlich grösseren Bäderplatz (den heutigen Kurplatz). Diese frühen Badehäuser kann man sich zunächst als einfache, offene Pavillons vorstellen, die vermutlich teilweise aus Holz oder in Fachwerk gebaut waren.<sup>53</sup>

Herausragend und in seiner Art und Erhaltung von gesamteuropäischer Bedeutung sind dabei die im nördlichen Gebäudeteils des Hotels und ehemaligen Badegasthauses »Ochsen« erhaltenen Reste des Badehauses über der Paradiesquelle.<sup>54</sup>

Der heutige durch zahlreiche Einbauten des 17. bis 20. Jahrhunderts nur mehr schwer lesbare Kellerraum datiert in seiner ältesten fassbaren Substanz in die Zeit um 1300.<sup>55</sup> Auffällig sind drei Spitzbogenarkaden aus Tuffstein, welche stilistisch der Frühgotik zugewiesen werden können und die Datierungsgrundlage für den Baubefund liefern. Das über der Paradiesquelle etwas eingetieft in den natürlichen Abhang gebaute Badehaus wurde in der Zeit um 1300 um die Schauseite mit den Arkaden erweitert. Der Baderaum zu dieser Zeit dürfte wie eine Loggia gegen einen Platz hin offen gewesen sein, die Arkaden bildeten die Schauseite des Gebäudes (Abb. 10). Mit grosser Wahrscheinlichkeit handelt es sich beim Badehaus über der Paradiesquelle um das in verschiedenen Urkunden des 13. und

---

52 Zur Dreikönigskapelle *Sennhauser* 2008, S. 359–381. Bemerkenswert ist, dass das Gotteshaus in den Bädern, welches lediglich den Status einer Kapelle besitzt, nahezu die identischen Dimensionen aufweist wie die Pfarrkirche in der Stadt. Die Grösse der Kapelle kann einerseits durch den Platzbedarf in den prosperierenden Bädern begründet sein, möglicherweise spiegelt sich aber in den Dimensionen der Dreikönigskapelle auch eine Machtdemonstration der Herrschaft – Heilbäder sind im Hochmittelalter Königsgut – gegenüber der Stadt. *Schaer* 2015, S. 36; *Meier* 2015b, S. 94f.

53 *Schaer* 2015, S. 51.

54 *Schaer* 2013, S. 204–206 und *Schaer* 2015, S. 42f. und Abb. 36.

55 *Schaer* 2013, S. 204.



Abb. 9: Kupferstich von Matthäus Merian, gestochen zwischen 1620 und 1632. Rot eingezeichnet ist der Gasthof Hinterhof, gelb der Gasthof Stadhof. Auf dem Bäderplatz im Zentrum sind die beiden öffentlichen Bäder unter freiem Himmel erkennbar. Auf der (orografisch) rechten Seite der Limmat befinden sich die Kleinen Bäder in Ennetbaden. Im Hintergrund die Altstadt  
Grafische Sammlung Historisches Museum Baden; Bearbeitung Andrea Schaer

Abb. 10: Im Innern des hochmittelalterlichen Badehauses bei der Paradiesquelle im Hotel Ochsen. Vermutlich handelt es sich hierbei um das in verschiedenen Urkunden seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bis ins 14. Jahrhundert erwähnte »beschlossene bad«; ein herrschaftliches Badehaus. Die Arkaden datieren typologisch in die Zeit um 1300. Sie bildeten einst die Schauseite des Badehauses gegen den damals wohl grösseren Bäderplatz. Die Einbauten wie die Trennwände und Tonnengewölbe sind jünger und stammen aus dem Barock und dem frühen 20. Jahrhundert  
Foto: Kantonsarchäologie Aargau, Béla A. Polyvas



frühen 14. Jahrhundert als Habsburgisches Erblehen erwähnte »beslossene bad«, offenbar ein herrschaftliches Badehaus. Im 15. oder 16. Jahrhundert wird das Badehaus baulich in das benachbarte Gasthaus Ochsen integriert. 1553 beschreibt der Zürcher Universalgelehrte *Conrad Gessner* das nun zum Badekeller gewordene Badehaus, das seiner Lage wegen nun den Namen »Hölle« trägt: Eine »Hölle« freilich, in welcher die Paradiesquelle Leben spendet!<sup>56</sup>

Die Badebecken des Hoch- und Spätmittelalters und bis ins 16. Jahrhundert waren grosse Gemeinschaftsbäder, die mehrere Dutzend – überliefert sind bis zu 100 Badende – fassen konnten. Bei einer Wassertiefe von ca. 60 cm konnte man in diesen Bädern sitzen und vielleicht bis zum Hals unter Wasser tauchen. Sechs bis acht Stunden verbrachte man im Wasser sitzend und sich dabei mit Gesprächen, Musik, Spielen, Speis und Trank unterhaltend im Wasser. Einzelne Bassins, die sogenannten »Kesselbäder«, befanden sich direkt über dem Quellaustritt. Da hier das Quellwasser in seiner reinsten Form genutzt werden konnte, dürften diese Bäder das höchste Prestige besessen haben. Ein solches »Kesselbad« konnte im Gasthof Hinterhof freigelegt werden (Abb. 11).

#### 4.4 Gasthöfe und Gasthäuser

Neben den Badehäusern entstanden wohl schon bald erste Herbergen.<sup>57</sup> Ab dem 15. Jahrhundert lässt sich in den Baubefunden ein Zusammenwachsen von Badehäusern und Unterküften fassen.<sup>58</sup> Diese Entwicklung wurde vermutlich durch einen Strukturwandel in den Bädern beschleunigt, als die Herzöge von Habsburg das zuvor herrschaftliche Eigentumsrecht an den Gasthäusern und den Thermalquellen an die Badegastwirte abzutreten begannen.<sup>59</sup> Zu Beginn des 15. Jahrhunderts waren mit Ausnahme des herrschaftlichen Badegasthofs Hinterhof alle Gasthäuser und der grosse Gasthof Nid dem Rain (der spätere »Staadhof«) sowie die dazugehörenden Thermalquellen im Eigentum der jeweiligen Gastwirte. Womöglich bereits in dieser Zeit, sicher aber nach der Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossen 1415 gelangten die auf dem Bäderplatz und in den Kleinen Bädern (dem heutigen Ennetbaden) entspringenden, gemeinschaftlich genutzten Quellen in das Eigentum der Stadt Baden.

Die überaus komplizierten Eigentums- und Nutzungsrechte an den Badener Thermalquellen gründen in den beschriebenen, komplizierten Eigentumsverschiebungen im Spätmittelalter.<sup>60</sup>

56 *Gessner* 1553 in Tommaso Di Guintas grosser Bäderencyklopädie *De Balneis*. Die Allegorie einer »Hölle« gibt es auch in Bad Wildbad, dessen Hauptquelle diesen Namen trägt (*Föhl* 1988, S. 15, 79). Über dieser Quelle befand sich ein fürstliches Badehaus, welches ab dem 17. Jahrhundert schrittweise in ein grösseres Badegebäude integriert und in den 1840er Jahren anlässlich der Neugestaltung des Kurbezirks abgebrochen wurde (*Föhl* 1988, S. 96).

57 Eine Darstellung der Ersterwähnungen der Badener Badegasthöfe und Gasthäuser findet sich bei *Schaer* 2015, S. 41, Abb. 35.

58 *Schaer* 2015, S. 42.

59 *Schaer* 2015, S. 42.

60 *Schaer* 2015, S. 46, Abb. 39.



Abb. 11: Das 2009–2010 freigelegte »Kesselbad« im Hinterhof: ein Gemeinschaftsbad aus dem 12./13. Jahrhundert. Der kreisrunde Schacht, der sogenannte »Kessel«, sollte die direkt in das Bassin strömende Thermalquelle simulieren. Durch das aufstossende Wasser ergab sich eine Wirkung ähnlich einem heutigen Jacuzzi. Die steinerne Trennwand dürfte im frühen 15. Jahrhundert eingebaut worden sein und unterteilt das Becken vermutlich in einen Männer- und einen Frauenteil

Foto: Kantonsarchäologie Aargau

Im 14., spätestens im 15. Jahrhundert wurden die Bäder zudem mit einer Stadtmauer umfasst, wobei diese Mauer weniger fortifikatorischen Charakter hatte, als dass sie die Grenze des besonderen Rechtsraums der Bäder, wo die Badfreiheit das Miteinander der Bewohner und Badegäste regelte markierte.<sup>61</sup>

#### 4.5 Grosse und Kleine Bäder

Während in römischer Zeit bislang nur die Nutzung der westlich der Limmat gelegenen Quellen gesichert ist, wurden ab dem Mittelalter und bis heute auch die Quellen im Gebiet rechts der Limmat genutzt. Die aus den römischen Thermenanlagen hervorgegangene Bädersiedlung westlich der Limmat wurde Grosse Bäder genannt, der heute auf dem Gebiet der Gemeinde Ennetbaden liegende Teil des Bädergebiets wurde als Kleine Bäder bezeichnet.<sup>62</sup> Diese Unterscheidung bezog sich aber nicht alleine auf die Anzahl der vorhandenen Quellen und

61 Schaer 2015, S. 42.

62 Schaer 2015, S. 45.

Badegasthöfe und Gasthäuser, sondern ganz wesentlich auch auf die Bedeutung und die soziale Herkunft der Gäste. In den Grossen Bädern verkehrte eine gehobene, bisweilen adlige bis hochadlige Gästeschaft. Die Kleinen Bäder beherbergten im Mittelalter und der Neuzeit das einfachere Landvolk. Die gesellschaftliche Trennung der Grossen und Kleinen Bäder erhielt sich bis ins 20. Jahrhundert.

#### 4.6 Hierarchie der Bäder und Badeherbergen

Die Herbergen wie auch die Badeeinrichtungen in den Bädern standen in einer klaren Hierarchie untereinander, an deren Spitze die beiden Badegasthöfe »*Hinterhof*« und »*Staadhof*« standen. Während der »*Staadhof*« als mehr oder weniger unmittelbarer Nachfolger der römischen Thermen auf die längste und womöglich gar eine seit der Antike ununterbrochene Badetradition zurückblicken kann, war der im 11./12. Jahrhundert entstandene »*Hinterhof*« über Jahrhunderte das bedeutendste, in Besitz der zunächst adligen Herrschaft danach der Eidgenössischen Orte befindliche Haus am Platz. Beide Gasthöfe waren grosse Anlagen mit sich um einen Innenhof gruppierenden Gebäuden. Sie besaßen beide eigene Thermalquellen. In den beiden Gasthöfen stiegen zumeist Gäste aus dem Adelsstand und Mitgliedern der bedeutenden Familien der aufstrebenden Städte der Eidgenossenschaft, namentlich dem nahen Zürich, ab.

Die Gasthäuser »*Bären*«, »*Ochsen*«, »*Sonne*«, »*Blume*« und »*Raben*« umfassten eines bis mehrere Gebäude, sind aber bedeutend kleiner als die beiden Höfe. Auch diese Gasthäuser besaßen eigene Thermalquellen oder Anteile am Wasser gemeinschaftlich genutzter Quellen und konnten eigene Bäder anbieten. Auch hier fanden sich Gäste aus dem Adel oder dem gehobenen städtischen Bürgertum ein. Die Bäder eines Gasthofes oder Gasthauses durften jeweils nur von dessen Hausgästen und allenfalls von deren eingeladenen Besuchern benutzt werden.<sup>63</sup>

Das untere Ende der Hierarchie bilden schliesslich die Gasthäuser, welche keine Quellen oder Wasserrechte besaßen und lediglich Unterkunft boten. Deren Gäste mussten ihr Bad in den beiden öffentlichen Bädern auf dem Bäderplatz nehmen, dem St. Verenabad und dem Freibad.

Auf dem grossen Platz im Zentrum der Bäder (dem einstigen Bäder- und heutigen Kurplatz) befanden sich zwei öffentliche Bäder unter freiem Himmel: das St. Verenabad über der gleichnamigen Quelle und das Bürger- oder Freibad. Das auf der Westseite des Bäderplatzes über der gleichnamigen Quelle gelegene St. Verenabad war bis zu seiner Auflassung 1844 das eigentliche Armenbad. Der Legende nach soll die im Verenabad entspringende Thermalquelle eine besonders heilsame Wirkung auf unfruchtbare Frauen besitzen. Demnach hätten – freilich nachdem die armen Badegäste das Bad verlassen haben und das Becken gereinigt wurde – des Nachts gerne auch Damen gehobener Herkunft in der

---

63 Schaer 2015, S. 39–42.

St. Verenaquelle gebadet und dabei ihre grosse Zeh in die »Verenaloch« genannte Austrittsöffnung des Thermalwassers gehalten haben. Ob allerdings eine nachfolgende Schwangerschaft tatsächlich alleine dem Besuch des St. Verenabades zu verdanken war oder nicht eher dem ungezwungenen Miteinander im Heilbad entsprang, sei an dieser Stelle dahingestellt.<sup>64</sup>

Der Laufkundschaft sowie den Bürgern der Stadt Baden stand das auf der Ostseite des Bäderplatzes gelegene Bürger- oder Freibad offen. Auch in den Kleinen Bädern in Ennetbaden gab ein vergleichbares Freibad. Daneben standen im 14./15. Jahrhundert den Badegästen zwei private Bäder zur Verfügung. Im 17. Jahrhundert ist hier zudem ein separates Judenbad überliefert.<sup>65</sup>

Ebenso streng geregelt wie der Zugang zu den Bädern war auch die Verköstigung der Badegäste: Die Gasthäuser und Gasthöfe durften jeweils nur ihre eigenen Gäste bewirten. Einzig das (bäderlose) Gasthaus zum Schlüssel besass das Privileg, alle Gäste, egal ob Laufkundschaft oder Gäste einer anderen Badeherberge, zu verköstigen.<sup>66</sup>

Die Hierarchie der Unterkünfte und der verschiedenen Bäder führte spätestens ab dem Hochmittelalter zu einer Trennung der Badegäste nach Stand und Herkunft. Ab dem 14. Jahrhundert lassen sich im archäologischen Befund auch erste Unterteilungen der damals üblichen Gemeinschaftsbäder fassen, welche vermuten lassen, dass zu diesem Zeitpunkt bereits nach Geschlechtern getrennt gebadet wurde; etwas, das ab dem 15. Jahrhundert auch in literarischen Quellen beschrieben wird.<sup>67</sup> In der Folge entwickelten sich die Badesitten von Ober- und Unterschicht zusehends auseinander, was sich auch in der Bauweise und Ausgestaltung der Badeinfrastruktur niederschlägt.

#### 4.7 Exkurs: Baden als Tagungsort der Eidgenössischen Tagsatzung

Nach 1415 wird das zwischen den Einflussbereichen der beiden Städte Bern und Zürich gelegene und selber keine Expansionsgelüste hegende Baden zum Ort der jährlichen Rechnungslegung und Versammlung der Eidgenössischen Tagsatzung (gewissermassen die Ministerkonferenz der Eidgenössischen Orte, strukturell etwa vergleichbar mit dem heutigen Rat der EU).<sup>68</sup> Nicht verbrieft, aber durchaus anzunehmen ist, dass die Reputation Badens als Badeort – und damit als traditioneller Ort der Kommunikation und des Zusammentreffens Fremder in friedlicher Absicht – sowie die hier vorhandene Infrastruktur an Unterkünften und Freizeitvergnügen erheblich mit zu seiner Wahl als Tagsatzungsort beitrug. Anlässlich der Tagsatzung fanden sich neben den hochrangigen Delegationen der

64 Kuraufenthalte boten mitunter auch verheirateten Frauen Gelegenheit für erotische Abenteuer. *Schaer* 2015, S. 50.

65 *Schaer* 2015, S. 45. Zu den Juden in der Stadt Baden *Wiederkehr* 2015, S. 209–215.

66 *Schaer* 2015, S. 42.

67 *Poggio Bracciolini* 1416. Die Unterteilung der Bäder in einen Männer- und einen Frauenbereich setzt also bereits über ein Jahrhundert vor der Reformation ein.

68 *Meier* 2015b, S. 117.

Eidgenössischen Orte stets auch zahlreiche bedeutende Gäste und Gesandte aus ganz Europa in Baden ein. Die Bäderstadt konnte hier im Tagungssaal eine formelle und in den Bädern eine informelle Bühne bieten.<sup>69</sup>

#### 4.8 Wandel der Badekultur und Badeinfrastruktur ab dem 16. Jahrhundert

Die Badeeinrichtungen der Gasthäuser und Gasthöfe in Baden wurden im Laufe der Jahrhunderte kontinuierlich den vom gesellschaftlichen Wandel und dem wachsenden medizinischen Wissen geprägten Wünschen und Bedürfnissen der Badegäste angepasst.

Bereits ab dem 15. Jahrhundert dürften die offenen Badepavillons grösstenteils verschwunden bzw. baulich mit den Unterkunftsgebäuden verschmolzen sein.<sup>70</sup> Durch diese Entwicklung wird das städtebauliche Gefüge der Bäder seine bis in die Gegenwart erhaltene Struktur erhalten haben.

Ab dem 16. Jahrhundert wurden die Gemeinschaftsbäder in kleinere Bäder unterteilt. Diese Badebassins massen nur noch zwischen 4 m<sup>2</sup> und 10 m<sup>2</sup>, besaßen umlaufende, mit Holzbrettern verkleidete Sitzbänke, der Boden war mit Tonplatten belegt. Mit den kleineren Bädern musste auch deren Wasserversorgung angepasst werden: war zuvor bei den grossen Gemeinschaftsbädern ein steter Wasserdurchfluss vorhanden, konnten die kleineren Bassins nun für jedes Bad neu mit Wasser gefüllt und das Wasser danach wieder abgelassen werden (Abb. 12).

Die kleineren Bäder befanden sich nicht mehr in offenen Badehäusern, sondern in abgeschlossenen, lediglich durch Fenster erhellte Badekellern, die durch Treppen und Lauben und über Korridore direkt aus den Badegemächern in den Obergeschossen zugänglich waren. Der zuvor zum Baderitual gehörende, den Blicken der anderen Badegäste sowie Wind und Wetter ausgesetzte Gang von den Gemächern über den Hof ins Badehaus blieb den Badegästen nun erspart.<sup>71</sup>

In der Zeit zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert verdreifacht sich die Anzahl an Badekellern und Badebecken von deren 30 um 1578 auf 98 um 1702.<sup>72</sup> In den folgenden 100 Jahren hingegen beträgt der Zuwachs an Badeeinrichtungen nur noch eine einstellige Anzahl (Abb. 13).<sup>73</sup>

Das Aufkommen der kleineren Badebecken und der privaten Baderäume ging einher mit der Abkehr vom stundenlangen gemeinsamen Bad mit anderen, auch fremden Badegästen, wie es im Hoch- und Spätmittelalter der Brauch war. Nun besuchte man das Bad in der Familie oder unter Freunden und verbrachte ohnehin deutlich weniger Zeit im Wasser. Dadurch verlagerte sich das gesell-

---

69 Bemerkenswerterweise waren die Delegationen der eidgenössischen Orte nicht oder nur in Ausnahmefällen in den Bädern untergebracht, sondern besaßen eigene Häuser oder zumindest Logis in der Stadt. *Meier* 2015b, S. 121, Abb. 33.

70 *Schaer* 2015, S. 42.

71 Auswertung der Grabungen 2009–2012; in Arbeit.

72 *Schaer* SGB 2015, S. 58, Abb. 46.

73 Anm. 71.



Abb. 12: Ausgrabung Baden-Hinterhof 2009–2011. Verschachtelt ineinander liegende Bassintypen unterschiedlicher Entwicklungsphasen  
Foto: Kantonsarchäologie Aargau

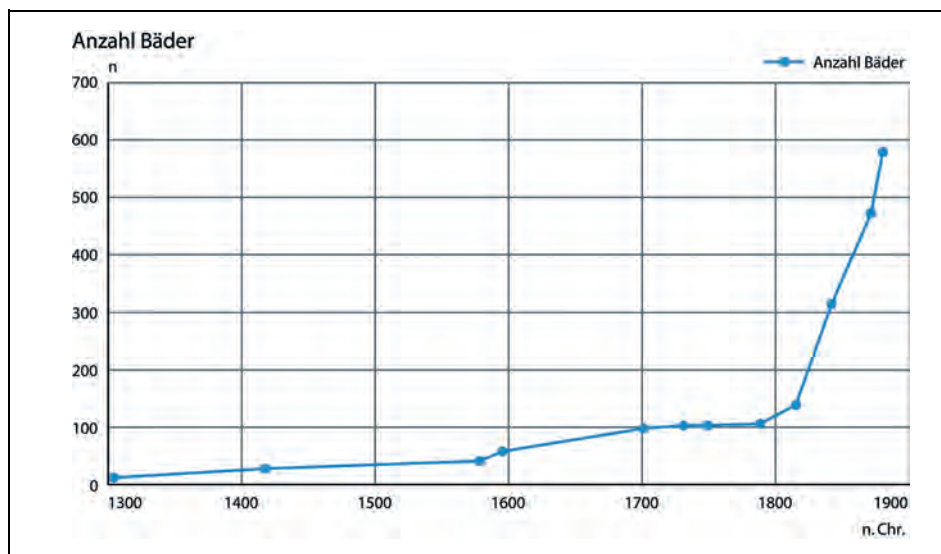


Abb. 13: Darstellung der historisch und archäologisch überlieferten Anzahl Badegelegenheiten. Zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert ist eine Verdreifachung der Anzahl Bäder fassbar. Nach einer Stagnationsphase explodiert im 19. Jahrhundert im Zuge der Hotelbauten die Anzahl der Badegelegenheiten und steigt bis 1883 auf über 600 Bäder an. Umgekehrt reduziert sich das Volumen der Badebecken von um die 10.000 Liter im 15. Jahrhundert auf noch knapp 750–800 Liter im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts

Grafik: Andrea Schaer und Eliane Schranz (Archäologischer Dienst des Kantons Bern)

schaftliche Leben aus den Badekellern in neue Räume. Gärten, wie das westlich der Bäder gelegene Mätteli oder der vor den Stadtmauern gelegene Herrengarten wurden jetzt zu wichtigen Begegnungsorten.<sup>74</sup> Auch andere Vergnügungen gewannen an Bedeutung, so entstand 1675 im Schützenhaus der erste Theatersaal der Schweiz.<sup>75</sup> Billiardzimmer und andere Spielstuben befriedigten den Wunsch nach weiterer Ablenkung und gesellschaftlichem Beisammensein.<sup>76</sup>

Im Gegensatz zu den Bädern in den Gasthöfen und Gasthäusern blieben die den Armen und der Allgemeinheit offenen öffentlichen Bäder unter freiem Himmel bis zu ihrer Auffassung im 19. Jahrhundert baulich nahezu unverändert.<sup>77</sup> Erst im 19. Jahrhundert wurden die Bassins teilweise überdacht und mit Sichtblenden eingefasst.<sup>78</sup>

#### 4.9 Exkurs: Baden im Spiegel der Literatur von Poggio Bracciolini locus amoenus zu Herman Hesses »Kurgast«

Die Badener Bäder und das Leben während des Badeaufenthalts an der Limmat waren stets auch ein beliebtes literarisches Sujet.<sup>79</sup>

Erstes und zugleich bedeutendstes Dokument ist ein Brief, welcher der toskanische Humanist *Giovanni Francesco Poggio Bracciolini* im Frühjahr 1416 an *Niccolo Niccoli* in Florenz schreibt.<sup>80</sup> *Poggio Bracciolini* beschreibt darin das Leben in den Badener Bädern als Abbild des eigentlichen Lustortes auf Erden im epikureischen Sinn. Der so durch die idealisierende Hand des Humanisten geschaffene Ruf Badens wird alsbald in zahlreichen Abschriften und später in Drucken in ganz Europa verbreitet und wird zum Topos für das Leben in den Heilbädern der Renaissance und Vorbild für zahlreiche ähnliche Beschreibungen anderer Heilbäder in Europa.<sup>81</sup>

In den folgenden Jahrhunderten entstehen neben einer Vielzahl von Badeconsilien und medizinischen Abhandlungen zahlreiche literarische Betrachtungen zu den Badener Bädern.<sup>82</sup> Zu erwähnen ist hier namentlich die Beschreibung durch Michel dem Montaigne, der Baden auf seiner Reise nach Italien besucht.<sup>83</sup> Im 19. Jahrhundert beschreibt der Zürcher Schriftsteller *David Hess* in seiner »Badenfahrt« das Leben in den Bädern an der Schwelle zur Moderne.<sup>84</sup> Über ein

<sup>74</sup> Schaer 2015, S. 51, 56f.

<sup>75</sup> *Wiederkehr* 2015, 2017.

<sup>76</sup> Anm. 74.

<sup>77</sup> Zu den Anpassungen im frühen 19. Jahrhundert *Münzel* 1947, S. 217–221; *Schaer* 2015, S. 65.

<sup>78</sup> *Schaer* 2015, S. 65.

<sup>79</sup> *Schaer* 2015, S. 51–54; *Wiederkehr* 2015, S. 221.

<sup>80</sup> *Poggio Bracciolini* 1416.

<sup>81</sup> *Schaer* 2015, S. 52f.; *Jauch* 2016.

<sup>82</sup> Diese Dokumente bilden einen unermesslichen Fundus an Informationen für die aktuellen Forschungen.

<sup>83</sup> *De Montaigne* 1580/1581, S. 63–72.

<sup>84</sup> *Hess* 1818.

Jahrhundert später verewigt *Hermann Hesse* in seinem »Kurgast« die Badener Bädern in der Weltliteratur.<sup>85</sup>

#### 4.10 Baden im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert

Verschiedene Faktoren beeinflussten die Entwicklung der Thermalbadeorte und der Badekultur ab dem ausgehenden 16. Jahrhundert massgeblich: Im 17. Jahrhundert führen die europäischen Religionskriege, namentlich der Dreissigjährige Krieg, auch in Baden zu einem Besucherrückgang. Das internationale Publikum wird weniger, insbesondere die Mächtigen der Zeit bleiben Baden fern.

Auch wiederkehrende Seuchen wie die zu Beginn des 17. Jahrhunderts letztmals in Baden grassierende Pest, aber auch neue Krankheiten wie die Syphilis veranlassten die Menschen zu grösserer Vorsicht im Umgang miteinander. Wer konnte, der stieg nun nicht mehr gerne mit Unbekannten ins gemeinsame Bad, sondern wünschte eine private Badegelegenheit, welche auch regelmässig gereinigt werden konnte. Auch ganz allgemein wurden Nacktheit und Körperlichkeit zusehends verpönt. Die dargestellte Entwicklung hin zu kleineren Familien- und Gruppenbädern widerspiegelt dieses Bedürfnis.

Vor diesem Hintergrund, aber vor allem, weil die tonangebenden gesellschaftlichen Eliten nun weniger an durch harte Arbeit hervorgerufenen Beeinträchtigungen litten, sondern über andere Leiden, beispielsweise der inneren Organe, klagten, gewannen neue, auf den gewandelten Lebensstil des Adels und der Oberschicht zugeschnittenen Kurformen an Bedeutung. Insbesondere die Trinkkur an kalten Mineralquellen, sogenannten Sauerbrunnen, begann im 17. Jahrhundert die traditionelle Badekur an Beliebtheit zu übertreffen. Die Trinkkur (zu welcher stets auch kurze Bäder gehörten) veränderte das Leben im Kurort massgeblich: Die Trinkbrunnen und Trinkhallen wurden zu gesellschaftlichen Treffpunkten. Ebenso wichtig wurden nun Promenaden und die geschaffenen Parks und Gärten. Grosse Bedeutung erhielten jetzt Vergnügungsorte wie Ballsäle, Konversationsräumen, Salons und nicht zuletzt Spielzimmern. Entsprechend entstand eine neue, spezifisch auf diese Art der Kur ausgerichtete neue Kurinfrastruktur. Unterschieden sich sowohl die städtebauliche Anlage als auch die Architektur der einzelnen Bauten der mittelalterlichen Kurbäder noch kaum von der üblichen städtischen Bauweise, waren die neuen Kurorte oftmals geplante Anlagen, in denen sich ein eigener Architekturkanon entwickelte.<sup>86</sup>

Traditionelle, über eine gewachsene Struktur Thermalkurorte wie Baden konnten diese neuen Annehmlichkeiten nicht oder erst nach grossen Investitionen bieten. Und selbst dann war das warme bis heisse, oftmals stark schweflige Wasser der traditionellen Thermalkurorte für die Trinkkur nur bedingt geeignet.

---

<sup>85</sup> *Hesse* 1953.

<sup>86</sup> *Schaer* 2015, S. 56 und *Fuhs* 1992, S. 29–39.

Im 18. Jahrhundert verlor Baden, gleich wie andere traditionelle Thermalbäder auch, deutlich an Anziehungskraft auf das noble internationale Publikum. Zugleich geriet die katholische Kleinstadt im Zweiten Villmergerkrieg zwischen die Fronten und wurde 1712 von den protestantischen Zürichern eingenommen.<sup>87</sup> In der Folge litten die Stadt und die Bäder unter den Schäden und den wirtschaftlichen Folgen der kriegerischen Ereignisse. Der Verlust der regelmässigen Versammlungen der Eidgenössischen Tagsatzung lässt die Reputation Badens ebenfalls schwinden. Auch eine kurzzeitige Rückkehr auf die gesamt-europäische Bühne als Schauplatz der Friedensverhandlungen nach dem Spanischen Erbfolgekrieg im Frühjahr 1714 vermochte den Bedeutungsverlust Badens nicht mehr abzuwenden.<sup>88</sup>

Bei all dieser Unbill erfreut sich der Badeort im Limmatknie in der weiteren Region, namentlich bei den wichtigen Familien im nahen Zürich, weiterhin an grosser Beliebtheit.<sup>89</sup> Gerade für die seit der Reformation streng protestantischen Zürcher bildet das katholische und weltoffene Baden seit jeher den traditionellen Flucht- und Lustort.<sup>90</sup>

## 5 Baden zur Zeit des Bäderbooms im 19. Jahrhundert

Ab den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erlebte die traditionelle Badekur in ganz Europa eine neue Blüte. Bereits im 18. Jahrhundert führtes neues, erstmals auf im heutigen Sinne wissenschaftlicher Erkenntnis basierendes medizinisches Wissen dazu, dass die Qualitäten der medizinischen Badekur neu erkannt wurden.<sup>91</sup> Hinzu kommt, dass die wachsenden Belastungen der Menschen durch die Nebeneffekte der Industrialisierung den Bedarf nach Auszeiten und Erholung förderte. Badekurorte, die nun nicht nur an den traditionellen Heilquellenorten entstanden, sondern nahezu überall, wo eine Quelle entsprang, erfreuten sich einer ausserordentlichen Beliebtheit. Bäderreisen zunächst zu einem bestimmten Badekurort, bald auch als regelrechte *Tour d'Europe* von einem Kurort zum andern wurden zum Statussymbol auch der bürgerlichen Oberschicht. Die grossen Badekurorte entwickelten sich für die Grundherren zu regelrechten Goldgruben. Insbesondere der Glücksspielbetrieb brachte mancherorts grosse Summen Geld und eine illustre Gesellschaft vom europäischen Hochadel über Künstler bis hin zur schillernden Halbwelt in die Badeorte. Die medizinischen Aspekte der Badekur standen oftmals nur noch im Hintergrund oder waren allenfalls ein positiver Nebeneffekt des Kuraufenthalts. Indes hatten die traditionellen Badeanwendun-

---

<sup>87</sup> Meier 2015b, S. 128, 132f.

<sup>88</sup> Meier 2015, S. 130f.

<sup>89</sup> Schaer 2015, S. 59 mit dem Hinweis auf das nahe Bad Schinznach, das namentlich bei den Berner Patriziern sehr beliebt war.

<sup>90</sup> Schaer 2015, S. 57. Zur Bedeutung von Bäderbesuchen im protestantischen Raum *Kaspar* 2014, S. 6 und 16f.

<sup>91</sup> Schaer 2015, S. 63 mit Verweisen auf weiterführende Literatur.

gen auch in den Nobelkurorten weiterhin eine erhebliche Bedeutung für die medizinische Versorgung der einfacheren Leute.<sup>92</sup>

### 5.1 Baden wird zum Weltkurort

In Baden an der Limmat erfolgte die dargestellte Entwicklung etwas weniger stürmisch und von weniger grossen Mengen Geld (und angestrebtem Prestige) getrieben, als in manchen Orten des angrenzenden Auslandes. Zwischen 1815 und 1817 wurde als erstes Haus der mittelalterliche Gasthof Staadhof modernisiert und mit zeitgemässen Zimmern und Badeeinrichtungen ausgestattet.

Vor allem aber die vom Kanton Aargau veranlasste Fassung der zuvor ungenutzt in den Fluss auslaufenden Limmatquelle erlaubte es ab 1828, den Kurort massiv auszubauen. Mit dem zusätzlich zur Verfügung stehenden Wasser wurde der Bau erster Bäderhotels im Stil der Palasthotels anderer Kurorte möglich: zwischen 1834 und 1837 entstanden die Hotels »*Limmathof*«, »*Freihof*« und »*Schiff*« sowie eine erste Trinkhalle. Das 1838 eröffnete Armenbad löste die beiden öffentlichen Bäder auf dem Bäderplatz ab und bot nun auch der weniger bemittelten Badekundschaft eine würdige Unterbringung und Versorgung.<sup>93</sup> Der Bäderbezirk wuchs mit diesen Neubauten über seine mittelalterlichen Grenzen hinaus. Durch neu angelegte Promenadenwege und Aussichtspunkte (sogenannte »*Känzeli*«) begann der Kurort auch die nähere Umgebung einzunehmen (Abb. 14).<sup>94</sup>

Zwischen 1843 und 1844 neu ergrabene Quellen erlaubten den Bau des Hotels Verenhof auf Badener Seite und des Hotels Schwanen in Ennetbaden.<sup>95</sup> Die unkontrollierte Suche nach Thermalwasser führte jedoch beinahe zur Katastrophe: die Bohrung nach Thermalwasser für das Hotel Schwanen hatte beinahe ein Versiegen der Thermalquellen auf Badener Seite zur Folge. Fortan verbot der Kanton das aktive Suchen nach Thermalwasser und alle Bauvorhaben im Quellgebiet unterliegen seither strengsten Auflagen.<sup>96</sup>

Mit dem Bau der ersten Eisenbahnlinie der Schweiz im Jahr 1847, die von Zürich via Baden nach Basel führte, wurde der Kurort in das Europäische Eisenbahnnetz eingebunden. Der erste realisierte Streckenabschnitt von Zürich nach Baden erhielt im Volksmund bald den Namen »*Spanischbrötlibahn*«.<sup>97</sup>

---

92 Anm. 90.

93 Schaer 2015, S. 65, 70f.

94 Schaer 2015, S. 65.

95 Schaer 2015, S. 67.

96 Schaer 2015, S. 13, 67.

97 »*Spanischbrödl*« (Dialekt für »*Spanische Brote*«) sind ein fettes, süsses Blätterteiggebäck, das der Legende nach von Zuckerbäckern in spanischen Diensten nach Baden gebracht und dort zur Spezialität und in der Folge zum beliebten Mitbringsel der Kurgäste wurde. Das Gebäck wurde in kleinen Holzkistchen, sogenannten »*Badener Truckli*« transportiert. Schaer 2015, S. 57 und *Wiederkehr* 2015, S. 226.



Abb. 14: Blick auf die Badener Bäder von Ennetbaden um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit den neuen Hotelbauten des Limmathofs entlang der Limmatpromenade  
Grafische Sammlung Historisches Museum Baden

Eine zweite Ausbauwelle erfasste die Badener Bäder in den 1870er Jahren. 1869–1870 wurde das Hotel Blume um den Saaltrakt und das markante Atrium erweitert (Abb. 15). Ein Landabtausch erlaubte es dem Hotelier des »Vere-nahofs«, sein Haus zwischen 1874 und 1875 um den Nordtrakt mit dem grossen Festsaal auszubauen.

Ebenfalls in den 1870er bis 1880er Jahren entstanden mit dem Kurpark, dem 1875 eröffneten Kursaal (dem heutigen Grand Casino) und dem 1881 eröffneten Theater im Kurpark weitere für den Kurort bedeutende Einrichtungen (Abb. 16).<sup>98</sup>

Markantestes Bauvorhaben dieses zweiten Baubooms war jedoch durch ein anderes Bauvorhaben, welches das Gesicht der Bäder für nahezu 70 Jahre prägen sollte: das im Areal des mittelalterlichen Bädergasthofs Hinterhof erbaute »Grand Hotel«.<sup>99</sup>

<sup>98</sup> Allerdings konnte Baden nie von der Wertschöpfung des Glücksspiels profitieren, wie seine berühmteren Konkurrenten. Erste Bestrebungen eines Pariser Bankiers und der Stadt Baden in den 1830er Jahren auch in Baden einen Spielbetrieb aufzubauen scheiterten am Veto des Kantons Aargau. Der vom Badener Architekten *Robert Moser* erbaute Kursaal eröffnete nach langen Diskussionen – ein Jahr nachdem auch in der Schweiz das Glücksspiel um grosse Einsätze verboten wurde. *Schaer* 2015, S. 63.

<sup>99</sup> *Müller* 2016.



Abb. 15: *Hotel Blume. Mit dem Anbau des Saaltrakts 1869/70 entstand auch das eindruckliche Atrium, welches heute noch das Markenzeichen des Hauses ist*  
Foto: Atrium Hotel Blume/würmlibicker gmbh

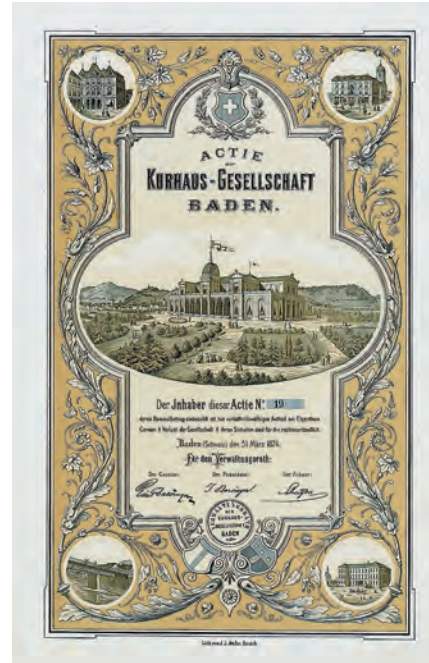


Abb. 16: *1874 für die Finanzierung des Baus des Kurhauses (Kurhauses) ausgegebene Actie. Dargestellt ist der geplante Neubau*  
Grafische Sammlung Historisches Museum

Das Bauvorhaben wurde von der »Aktiengesellschaft Neue Kuranstalt« initiiert, die von Investoren aus der Westschweiz und dem Elsass getragen wurde. Damit traten in Baden, wo die Bäder und Badehotels traditionell über Jahrhunderte in der Hand einiger weniger lokaler Familien waren, erstmals auswärtige Geldgeber auf den Plan.<sup>100</sup> Die Investoren planten den Bau eines mondänen Kurhotels nach dem Vorbild der Weltkurstädte Baden-Baden oder Wiesbaden – Badeorte in Deutschland, die gerade für französische Gäste nach der Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg nicht mehr erste Wahl waren. Das vom Berner Architekten *Adolphe Tière* erbaute neoklassizistische Grand Hotel war mit über 200 Betten das grösste Haus am Platz – und vermutlich 1884 auch das erste elektrifizierte Gebäude im Schweizerischen Mittelland!<sup>101</sup> Jedoch vermochte der Hotelpalast selbst zur Blütezeit des Bädertourismus in den 1880er und 1890er

100 Schaer 2015, S. 72; Müller 2016, S. 20–30.

101 Meier 2015a, S. 6; Müller 2016, S. 86–89.

Jahren nie wirtschaftlich zu rentieren.<sup>102</sup> Das Grand Hotel wurde zwar zu einem Magneten für eine gehobene Gästeschaft, es blieb aber Zeit seines Bestehens nicht nur aufgrund seiner Dimensionen ein Fremdkörper in den Bädern – und in der Wahrnehmung der Badener Bevölkerung.<sup>103</sup>

## 5.2 Das Ende der grossen Zeit der Badekuren

Der Erste Weltkrieg führte in Baden, wie auch in den anderen Kurorten Europas zu einem Einbruch des Kurbetriebs und beschleunigte damit einen Wandel, der sich bereits Jahrzehnte zuvor abzuzeichnen begann: mit der Popularisierung der Badekur und insbesondere auch im Zuge der ersten staatlichen Wohlfahrtsprogramme kamen vermehrt auch Angehörige der Mittel- und Unterschicht in die Kurorte. Der Kuraufenthalt verlor damit an Exklusivität. Zudem erwuchs den Badekurorten in dieser Zeit Konkurrenz durch andere Kurformen (z.B. Luftkurorte) und den inzwischen boomenden Alpentourismus. Die gesellschaftlichen Umwälzungen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts beschleunigten diesen Wandel und das mondäne Kurleben der Belle Epoque galt zusehends als dekadent und war entsprechend verpönt.<sup>104</sup> Die gehobene Kurgesellschaft suchte sich neue Bühnen der Repräsentation und des Vergnügens.

## 6 Vom Kurort zum Industriestandort

Ebenso einschneidend für die Geschichte des Kurorts Baden wie die globalen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen war ein weiteres lokales Ereignis: Im Jahr 1891 verkaufte der Hotelier des Grand Hotel *Rudolf Bruno Saft* einen Teil seiner Grundstücke auf dem Haselfeld oberhalb der Bäder an die Unternehmer *Charles Brown* und *Walter Boveri*, die einen geeigneten Standort für ihre Turbinen- und Generatorenfabrik suchten, die spätere BBC Brown Boveri & Cie.<sup>105</sup> Die schnell wachsende Elektroindustrie übertraf bald den Kurbetrieb an Wertschöpfung und Arbeitsplätzen. Die Bäderstadt wurde zur Industriestadt und zum Sitz eines weltweit führenden Unternehmens im Bereich des Turbinenbaus und der Elektrotechnik – und damit gewissermassen zur Antithese des Kurortes (Abb. 17).<sup>106</sup> Die internationale Kurgesellschaft wurde in der Folge durch die ebenso internationale Belegschaft der BBC abgelöst. Wo in anderen Kurorten Villen der vermögenden Kurgäste entstanden, liessen in Baden die Unternehmer und leitenden Ingenieure der BBC ihre Villen erbauen.

Mit der wachsenden Industrie gingen die zuvor einen eigenen Stadtkern bildenden die Bäder im Weichbild der Stadt auf und wurden auch in der Umgangs-

---

<sup>102</sup> Müller 2016, insbes. S. 30–36; 132–135; 149–152.

<sup>103</sup> Herauszulesen als Quintessenz aus Müller 2016. Zusammenfassend auch Schaer 2015, S. 82.

<sup>104</sup> Müller 2016, S. 180–184.

<sup>105</sup> Meier 2015a, 6; Meier 2015b, S. 162; Müller 2014, S. 76f. und Abb. 50.

<sup>106</sup> Schaer 2015, S. 79.



Abb. 17: Blick auf die Bäder um die vorletzte Jahrhundertwende mit den 1874–1876 erbauten Grand Hotels. Im Mittelgrund ist das wachsende Industriequartier mit den Fabriken der Brown Boveri und Cie. erkennbar  
Postkarte; Privatbesitz Andrea Schaer

sprache zum Bäderquartier. Die Bäder verloren nicht nur wirtschaftlich an Bedeutung für die Stadt, sondern die Stadt, namentlich die Politik begann sich auch allmählich von den Bädern zu entfremden.<sup>107</sup>

## 7 Phoenix aus der Asche?

### 7.1 Vom gesellschaftlichen Ereignis zur medizinischen Rehabilitation und in die Kurkrise

Nach dem Zweiten Weltkrieg standen in Baden die Rehabilitation und der medizinische Kurbetrieb im Fokus. In den 1960er-Jahren wagte der Kurort den Schritt in die Moderne. Die grösste Grundbesitzerin in den Bädern, die Verenhof AG, investierte in den Bau eines neuen öffentlichen Thermalhallenbades – damit erhielten die Bäder seit der nach der Auflösung der beiden Bäder auf dem Bäderplatz erstmals wieder ein öffentliches Bad. Zuvor boten über 100 Jahre einzig die

<sup>107</sup> Mehr als nur anekdotisch ist der Umstand, dass Baden in den 1930er Jahren aus einem von der Schweizerischen Bundesregierung initiiertem Programm zur Entwicklung der Kurorte ausschied mit der Begründung, dass sich die Stadt zu wenig um die Entwicklung des Kurbetriebs interessiere. Müller 2016, S. 168f.

(teilweise auch Tagesgästen zugänglichen) Badekeller der Hotels eine Bademöglichkeit. Das von Architekt *Otto Glaus* 1963/1964 erbaute Thermalhallenbad war seinerzeit die grösste solche Einrichtung in der Schweiz. 1967–1969 wurde es um ein modernes Kurhotel, das neue Hotel Staadhof, ergänzt.

In den 1990er Jahren schlitterte der Kurort Baden, wie andere Kurorte in Europa auch, erneut in eine Krise. Die Infrastruktur entsprach bei weitem nicht mehr den modernen Bedürfnissen und der aufkommenden Wellness-Bewegung. Zudem wurden Badekuren durch die Sozial- und Krankenversicherungen nicht mehr uneingeschränkt finanziert. Die wirtschaftliche und infrastrukturelle Entwicklung der sich in Privathand befindlichen Badehotels und des öffentlichen Thermalbades stagnierte. Verschiedene Neubauprojekte scheiterten teils am Geld, teils auch, weil sich die Stadt und die privaten Investoren und Betreiber nicht finden konnten.

Die Krise gipfelte um die Jahrtausendwende in mehreren Hotellschliessungen. Das Hotel Schweizerhof wurde zu Wohnungen und Praxen umgenutzt; im benachbarten »*Limmathof*« konnte nach mehreren Jahren der Schliessung zu Beginn des 21. Jahrhunderts ebenfalls eine Mischnutzung aus Hotellerie, Wellness-Thermalbad und Wohnungen realisiert werden. Einzig das Badehotel Blume hält in dieser Zeit die Tradition der Badener Bäderhotels weiterhin hoch.

## 7.2 Eine Zukunft für die Bäder im 21. Jahrhundert?

Zu Beginn des neuen Jahrtausends begannen die Stadt und die Nachbargemeinden die Grundlagen für eine Modernisierung und Weiterentwicklung der inzwischen von stillgelegten Hotels geprägten Bäder zu schaffen.<sup>108</sup> 2009 gewann der Tessiner Architekt *Mario Botta* den Architekturwettbewerb für ein neues Thermalbad (Abb. 18). Derselbe Architekt soll auch die Hotels Verenhof, Ochsen und Bären zu neuem Leben als Rehabilitationsklinik erwecken.

Zur Zeit der Niederschrift dieses Aufsatzes im Frühling 2017 erfolgt der Abbruch des alten Thermalbades; voraussichtlich im Spätherbst 2017 soll der Spatenstich für die neue Therme und den Umbau der alten Hotels erfolgen – womit die Badener Bäder den Schritt in eine hoffentlich blühende Zukunft wagen.

Die Neugestaltung der Bäder, die umfangreiche Baumassnahmen auf 2/3 der Fläche des historischen Bädergebiets umfasst, ist seit 2009 Anlass für von der Autorin geleitete archäologische und baugeschichtliche Forschungen der Kantonsarchäologie Aargau.<sup>109</sup> Diese epochenüberschreitenden interdisziplinären Forschungen erlauben es, die bereits durch historische Zeugnisse reich illustrierte Geschichte der Badener Bäder anhand der materiellen und baugeschichtlichen Zeugen erstmals auch handfest zu fassen. Der mit Blick auf das Forschungsvorhaben glückliche Umstand, dass Baden in der Neuzeit nie einen mit anderen

---

<sup>108</sup> Schaer 2015, S. 89–91.

<sup>109</sup> Die Grabungen sowie das Forschungs- und Auswertungsprojekt sind vollumfänglich vom Kanton Aargau bzw. dem Swisslos-Fonds Aargau finanziert.



Abb. 18: *Rendering der geplanten Therme von Mario Botta*  
© Mario Botta Architeti, Mendrisio

Kurorten vergleichbaren Boom und keine umfassende Modernisierung erlebte, erlaubt es, hier archäologische und bauliche Zeugen aus Epochen dokumentieren zu können, die in den grossen Kurorten Europas vor Jahrhunderten und Jahrzehnten unbeobachtet verschwunden sind.

Durch diese Arbeiten wird die Geschichte des Kurorts Baden in den Kontext des kulturgeschichtlichen Phänomens der Heilbäder gestellt und liefern damit einen bedeutenden Beitrag zur Europäischen Kulturgeschichte.

### Zusammenfassung

Im Schweizerischen Baden (Kanton Aargau) entspringen heisse Schwefelquellen, welche seit der Urgeschichte von den Menschen besucht werden. Kurz nach der Zeitenwende erbauten die Römer die erste Thermenanlage, zugleich entstand auf dem Geländeplateau oberhalb der Thermen die Siedlung von *Aquae Helveticae*. Die römischen Thermen waren bis ins 4., möglicherweise bis ins 5. Jahrhundert in Betrieb. Es ist anzunehmen, dass in den Ruinen der römischen Bäder auch im Frühmittelalter ein reger Badebetrieb herrschte und hier ein erster Bädergasthof entstand. Im 11. Jahrhundert lässt sich archäologisch ein grossangelegter Ausbau der Bäder fassen: Quellen werden neu gefasst ein zweiter grosser Badegasthof und eine Kapelle sowie verschiedene Badehäuser direkt über den Quellen ent-

stehen. In den folgenden Jahrhunderten wächst die zunächst lose Bebauung zu einer Kleinstadt zusammen. Im Hoch- und Spätmittelalter bis ins 17. Jahrhundert ist Baden das berühmteste Thermalbad im Deutschen Reich. Im 18. Jahrhundert gerät Baden wie manche traditionellen Thermalbäder in eine Krise: neue Kurorte und neue Formen der Kur laufen dem alten Badeort den Rang ab. Im Kurboom des 19. Jahrhunderts erlebt Baden einen Aufschwung und wird zum weltweit bekannten modernen Kurort. Allerdings erfährt der Ort nie eine so rasante Entwicklung, wie die grossen Kurstädte Baden-Baden oder Wiesbaden. Mit dem Wandel zur Industriestadt ab den 1890er-Jahren verliert der Badebetrieb in Baden an Bedeutung. Aus der gesellschaftlichen Bühne wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Ort für Kranke und Alte. Die europaweite »*Kurkrise*« um die Jahrtausendwende und Interessenskonflikte zwischen den privaten Bäderbetreibern und der Stadt verhindern zudem jahrzehntelang eine Neuentwicklung des Bädergebiets.

Seit 2006 sind nun Bestrebungen zur Neugestaltung und Revitalisierung des Badener Bädergebiets im Gang. Grösstes Bauvorhaben ist der Bau einer neuen grossen Therme durch den Architekten *Mario Botta*, hinzu kommen die Sanierung und der Umbau mehrere historischer Bäderhotels. Diesen Bauprojekten gingen zwischen 2009 und 2012 sowie 2018 umfangreiche archäologische, baugeschichtliche und historische Forschungen voraus.

### Summary

The therapeutic baths of Baden in Switzerland with regard on the actual archaeological and art historical research

Since prehistory the hot sulphur springs of the Swiss town of Baden (Canton Aargau) have attracted people. Shortly after the turn of time the Romans built the first thermal baths and at the same time the settlement of *Aquae Helveticae* emerged on the plateau above the baths. The Roman thermal baths were in operation until the 4<sup>th</sup> century, possibly until the 5<sup>th</sup> century. It can be assumed that some of the baths in the ruins of the Roman buildings were still in use in the early Middle Ages and that the first bathing inn was built on the site of the Roman baths. In the 11<sup>th</sup> century, archaeological findings prove a large-scale expansion of the baths: springs are captured, a second large bathing inn and a chapel as well as various bathing houses located directly above the springs were built. In the following centuries the initially loose buildings grew together to form a small town. In the High and Late Middle Ages up to the 17<sup>th</sup> century, Baden was the most famous thermal spa in the German Empire. In the 18<sup>th</sup> century Baden, like many traditional thermal baths, was plunged into a crisis: new spa resorts and new forms of water cures became more popular. In the spa boom of the 19<sup>th</sup> century Baden also experienced an upswing and became a world-famous modern spa town. However, it never experienced a development in such a way as large spa towns as Baden-Baden or Wiesbaden. With the transformation into an industrial town from the 1890s onwards, Baden's baths lost much of their economical and emo-

tional importance for the town and got more and more neglected. The Europe-wide “*spa crisis*” at the end of the 20<sup>th</sup> century hit Baden hard. Conflicts of interest between the private spa owners and the town also hindered a new development of the spa area for decades.

Since 2006, efforts have been underway to redesign the Baden spa area and to reposition the town as a spa resort. The largest project is the construction of a large new thermal spa by architect *Mario Botta*. Between 2009 and 2012 and in 2018 extensive archaeological, architectural and historical research preceded this construction project.

## Bibliografie

- Doppler, Hugo W. (2007)*: Die Münzfunde aus der Quelle »grosser heisser Stein« in Baden AG. – In: Schweizerische Numismatische Rundschau 86, S. 91–116.
- Doppler, Hugo W. (2008)*: Der Vicus von Aquae Helveticae. – In: Sennhauser, Hans Rudolf [Hrsg.]: Ausgrabungen in Stadtkirche und Dreikönigskapelle Baden 1967/1968. Kirchen und Siedlungsgeschichte von der Frühzeit bis ins späte Mittelalter. Vdf Zürich, S. 385–386.
- Faccani, Guido (2010)*: Die Pfarrkirche von Baden. Entwicklung der Kirche St. Maria und der Siedlung. Hier und Jetzt. – Baden.
- Frei-Stolba, Regula (2007)*: Exkurs: Die Weihinschrift auf den Kasserolengriffen. – In: Doppler, Hugo W: Die Münzfunde aus der Quelle »grosser heisser Stein« in Baden AG. Bern (Schweizerische Numismatische Rundschau, 86), S. 106–108.
- Guérin-Beauvois, Marie (2007)*: Les Aquae: Sujet medico-religieux ou theme litteraire. – In: Guérin-Beauvois, Marie u. Martin, Jean-Martin [Hrsg.]: Bains curatifs et bains hygiéniques en Italie de l’antiquité au moyen âge. Actes du colloque de Rome 22/23 mars 2004. Rom (Collection de l’école Française de Rome – 383), S. 93–114.
- Guérin-Beauvois, Marie (2015)*: Le thermalisme romain in Italie: aspects sociaux et culturels aux deux premiers siècles de l’Empire. – Rom (École Française de Rome).
- Haberbosch, Paul (1968)*: Die Römerbrücke am Limmatknie. – In: Badener Neujahrsblätter 43, S. 77–81.
- Hess, David (1818)*: Die Badenfahrt. Orell Füssli. – Zürich (Nachdruck Zürich 1924).
- Hesse, Hermann (1953)*: Kurgast. Suhrkamp. – Frankfurt a.M.
- Jauch, Ursula Pia (2016)*: Poggio Bracciolini zwischen Venus, Flora und Epikur. – In: Badener Neujahrsblätter 91, S. 112–116.
- Kaspar, Fred (2014)*: Ostwestfalen – der Heilgarten Deutschlands? Zur Geschichte von Kurgebrauch und Kurorten in Westfalen-Lippe. – In: Westfälische Forschungen 64, Bd. 6, S. 1–33.
- Köhler, Jens (2013)*: Aachen und die römischen Thermalbäder. – In: von Haeling, Raban u. Schaub, Andreas [Hrsg.]: Römisches Aachen. Archäologisch-historische Aspekte zu Aachen und der Euregio. Regensburg, S. 207–260.
- Manderscheid, Hubertus (1988)*: Bibliographie zum römischen Badewesen unter besonderer Berücksichtigung der öffentlichen Thermen. – München.
- Meier, Bruno (2015a)*: Prolog. – In: Furter, Fabian et al.: Stadtgeschichte Baden. Hier und Jetzt. – Baden, S. 5f.

- Meier, Bruno (2015b)*: Baden in der Eidgenossenschaft : Auf den Bühnen der Politik. – In: Furter, Fabian et al.: Stadtgeschichte Baden. Hier und Jetzt. – Baden, S. 92–147.
- Meier, Bruno (2015c)*: Baden wird zur Industriestadt: Im Netzwerk der schweizerischen Energiewirtschaft. – In: Furter, Fabian et al.: Stadtgeschichte Baden. Hier und Jetzt. Baden, S. 148–187.
- Müller, Florian (2016)*: Das vergessene Grand Hotel. Leben und Sterben des grössten Badener Hotels 1876–1944. Hier und jetzt. – Baden.
- De Montaigne, Michel (2007)*: Tagebuch einer Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland. Verfasst 1580/81. – Nachdruck Diogenes Verlag, Zürich.
- Münzel, Ulrich (Uli) (1947)*: Die Thermen von Baden. Eine balneologische Monografie. – Eigenverlag, Baden.
- Poggio, Bracciolini u. Giovanni Francesco (2016)*: Über die Bäder zu Baden. Brief an Niccolo Niccoli; verfasst 1416. Neu übersetzt und kommentiert von Hans Jörg Schweizer. – In: Badener Neujahrsblätter 91, S. 118–130.
- Schaer, Andrea (2010)*: Das Dornröschen. Eine archäologische Bestandsaufnahme im Badener Bäderquartier. – In: Ebnöther, Christa u. Schatzmann, Regula [Hrsg.]: Oleum non perdidit. Festschrift für Stefanie Martin-Kilcher zu ihrem 65. Geburtstag. Antiqua 47. Basel 2010, S. 45–57.
- Schaer, Andrea (2015)*: Die Bäder : 2000 Jahre europäische Badekultur. – In: Furter, Fabian et al.: Stadtgeschichte Baden. Hier und Jetzt. Baden, S. 8–91.
- Schaer, Andrea (2017)*: Ein rätselhaftes mittelalterliches Labyrinth unter der Römerstrasse: Entdeckung eines Stollensystems im Bäderquartier. – In: Badener Neujahrsblätter 92, S. 67–73.
- Schaer, Andrea u. Förderer, Andreas (2018)*: Baden und Baden-Baden – Einmal oben, einmal unten. – In: Badener Neujahrsblätter 93 (in Vorbereitung).
- Schucany, Caty (1998)*: Die Brandschichten von Baden/Aquae Helveticae. Bemerkungen zur Datierung. – In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 81, S. 250–254.
- Schucany, Caty (2015)*: Die Helvetier und das Jahr 69 n. Chr. – In: Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa, S. 53–58.
- Schwarz, Peter-Andrew et al. (2014)*: Neue Forschungen zum spätantiken Hochrhein-Limes im Kanton Aargau I. Die Wachtürme Koblenz-Kleiner Laufen, Möhlin-Fahrgraben und Möhlin-Untere Wehren. – In: Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa, S. 37–68.
- Sennhauser, Hans Rudolf (2008) [Hrsg.]*: Ausgrabungen in Stadtkirche und Dreikönigskapelle Baden 1967/1968. Kirchen und Siedlungsgeschichte von der Frühzeit bis ins späte Mittelalter. Vdf Zürich 2008, zu den Grabungen im Bereich der Bäder, S. 359–381.
- Stapfer, Regine (2012)*: Baden AG, Bäderquartier, »Limmatknie« (B.010.1). – In: Jahrbuch Archäologie Schweiz 95, S. 185f.
- Stapfer, Regine (2013)*: Baden AG, Bäderquartier, »Limmatknie« (B.010.1). – In: Jahrbuch Archäologie Schweiz 96, S. 192f.
- Trumm, Jürgen (2010)*: Vindonissa: Stand der Erforschung. Teil I, Vorgeschichte, keltische Zeit und der militärische Komplex. – In: Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa, S. 37–54.

Dietrich Denecke

## Struktur und Entwicklung eines touristischen Wanderwegenetzes in deutschen Mittelgebirgen

Erschließung und Wandel der Infrastruktur  
von Erholungslandschaften<sup>1</sup>

Mit 1 Tabelle

»Frisch auf«! – mit diesem seit 1888 propagierten allgemeinen Wandergruß sei zu den Anfängen der Wanderwegenetze in den deutschen Mittelgebirgen geführt, in ihrer Schlüsselstellung einer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen, zugleich auch landschaftsprägenden und raumwirksamen Entwicklung in der Zeit um 1875–1915.

Raus aus den Städten und Entdeckung von Natur in der Landschaft, gemeinschaftliches innovatives Tun im Rahmen einer bürgerlichen Gesellschaft, wirtschaftliche und soziale Aufwertung peripherer Räume durch die Entwicklung eines gesellschaftlich offenen und organisierten Tourismus, dies stand Ende des 19. Jahrhunderts – in der Blütezeit der Industrialisierung – grundlegend hinter der raumgreifenden Initiative, in den Mittelgebirgen – im Rahmen organisierter Gebirgs- und Wandervereine – Wanderwegenetze mit einer zugehörigen Infrastruktur auszulegen und auch dauerhaft zu betreuen, unter innerem Wanderzwang und mit Wanderlust (vgl. *Albrecht u. Kertscher* 1999; *Althaus* 1999).

Die organisierte Auslegung von Wanderwegenetzen in den Mittelgebirgen gehört in den Zusammenhang einer kulturellen »Entdeckung« und infrastrukturellen Erschließung einer touristischen Kulturlandschaft. Dieser Fragestellung ist für manche Regionen schon allgemein nachgegangen, besonders vorausgehend für die Alpen, wobei allerdings dem dabei funktional grundlegenden Landschaftselement der Zuwegungen und Verkehrsnetze – und damit auch des »Langsamverkehrs« der Wanderwege kaum einmal eine gebührende Beachtung geschenkt worden ist (vgl. u.a.: *Lehner* 1924; *Weiss* 1934; *Heiss* 2002; *Reichler* 2005; *Heller* 1982; *Mälzer* 1992; *Habel* 1995; *Köck* 1994; *Martin* 1999; *Moir* 1964).

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

Die Thematik ist breit gefächert, stößt immer wieder auf weitere Themenfelder am Rande, die hier nicht aufgegriffen oder weiter ausgeführt werden können. Zugleich birgt das über den deutschen Raum weitgespannte Thema in besonderer Weise die Gefahr in sich, den einzelnen regionalen Standorten und Quellen folgend, sich in individuelle Einzelheiten – in Fallstudien – zu verlieren, die hier nur exemplarischen Charakter haben können. So habe ich mich im Sinne eines Forschungsbeitrages als Leitlinie meiner Ausführungen darauf beschränkt, im Überblick den Rahmen einer Quellen- und Forschungsskizze zu entwerfen, die Forschungsfragen und weiterführende Belege zu herausgearbeiteten Sachbereichen anregt und herausfordert.

#### 1 Leitende Forschungsansätze einer Historischen Geographie zur Fragestellung der touristischen Erschließung von Erholungsregionen der Mittelgebirge in Deutschland

Der Kulturlandschaftswandel hin zu touristischen Erholungslandschaften – und hier spezifisch die frühe innovative Entwicklung von Wanderwegenetzen – ist ein einschlägiges Beispiel für die Anwendung verschiedener – klassischer – Forschungsparadigmata in der Historischen Geographie, an die ich mich gern und mit einem weiterführenden Interesse erinnere.

Hier ist zunächst eine *raumwirksame Tätigkeit* von Akteuren und – aus organisierten Gruppen heraus, ein landschaftsprägendes Handeln und Gestalten in prädestinierten Regionen, hier die bis ins 19. Jahrhundert hinein peripheren, im Vergleich unterentwickelten Mittelgebirgsräume zu nennen. Verantwortlich sind in diesem Prozess führende Persönlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft vor Ort, in leitenden regionalen Stellungen, in ihrem Bestreben einer gesellschaftlichen wie auch regional-ökonomischen Entwicklung. Wirksam werden diese vor allem im Rahmen landschaftsbezogener, pragmatisch durchorganisierter Trägervereinigungen, in der Form der sich seit 1860 bis hin zum Ersten Weltkrieg bildenden »Gebirgs- und Wandervereine« oder »Klubs« (Gebietsvereine), mit ihren zahlreichen räumlich zugeordneten Sektionen oder Zweigvereinen in der Region. Die raumwirksamen Akteure aus der Gesellschaft mit ihren führenden Programmen einer flächenerfassenden Auslegung von Wanderwegenetzen mit Wegebaukommissionen und Wegewarten ist markant für die Schaffung einer touristischen Infrastruktur in der für eine Erholung zu erschließenden und zu gestaltenden Landschaft und ein damit zu vermittelndes gesellschaftliches Landschaftserlebnis. Raumwirksame Akteure und Vereinstätigkeit sind als Hintergrund für den Wandel peripherer Notstandsgebiete und niedergehender früherer Industriegebiete (Bergbau und Hüttenwesen) der Mittelgebirge in Deutschland herauszustellen in ihrem landschaftsräumlich organisierenden Handeln.

Ein zweiter Forschungsansatz der Geographie aus den 1960er und 1970er Jahren ist der *Innovationsprozess* im landschaftlichen Raum, damals ein äußerst vielversprechendes Forschungsfeld gerade der Historischen Geographie, das jedoch kaum weiterführend bestellt worden ist. Die Ausweisung, Bezeichnung und

Wartung von Wanderwegenetzen mit einer Bestimmung, Anlage und Vernetzung touristischer Ziele vornehmlich durch die Gebirgs- und Wandervereine schuf eine grundlegende raumgreifende Infrastruktur für einen geleiteten Wandertourismus, die noch heute – bei manchen Wandlungen – ein prägendes Landschaftselement in den Mittelgebirgen ist. Allein der komplexe Vorgang der Raumerschließung mit einer sehr eigenen Zielsetzung wirft vielseitige und interdisziplinäre Fragestellungen auf, im Rahmen einer auch heute noch angemahnten Innovations- und Prozessforschung. Die klar bestimmte Gruppierung der raumwirksamen Akteure mit den Wandervereinen, der recht kurze Zeitraum der Ausbreitung erstellter und gezeichneter Wanderwegenetze von rund 30 Jahren und die räumliche Geschlossenheit über die Mittelgebirge des deutschen Raumes hinweg lässt sehr deutlich einen elementaren raumwirksamen Innovationsprozess erkennen.

Auch der Wandel, die raumstrukturelle Transformation der Wanderwegenetze in ihrer weiteren Entwicklung bis heute, bei manchen Veränderungen fordernden Einflüssen und neuen Herausforderungen, ist bei den Wanderwegenetzen sehr deutlich zu verfolgen. War der wesentliche Zubringer in der Anfangszeit die Eisenbahn und damit Ausgang und Endziel der »Zielwege«, so führte der Autoverkehr – besonders nach dem Zweiten Weltkrieg – zur Anlage von Parkplätzen und zugehörigen Rundwegen, das heißt zu manchen Maßnahmen einer Umstrukturierung der Wegenetze. Waren in der ersten Phase der Auslegung der Wanderstrecken teilweise noch Fahrstraßen und Chausseen in die Linienführung der durchgehenden gezeichneten Wanderwege eingefügt, so wirkte sich – schon seit den 1920er Jahren – der Autoverkehr zunehmend störend aus, so dass Verlegungen oder parallel geführte Fußpfade bzw. sogenannte Schutzwege, Autoschutzwege oder Wanderschutzwege anzulegen waren. Der zunehmende Kampf gegen den aufkommenden Verkehrslärm und Staub, anfangs vor allem Motorräder, wird in den Versammlungen und Veröffentlichungen der Wandervereine sehr deutlich.

Landschafts- und Naturschutz führen in jüngerer Zeit dazu, Wege aufzugeben und Alternativen anzubieten, im Zuge einer Besucherlenkung zunehmender Massenwanderungen oder auch eines Vandalismus. Transformationsprozesse dieser Art lassen sich in den Themen und Aufgaben der betreuenden Regionalvereine in ihren Veröffentlichungen deutlich verfolgen, neben den aktuellen Eingriffen der Verkehrsplanung, des Naturschutzes und der touristischen wie auch kommunalen Verbände, die zunehmend auch an der Erschließung von Wanderwegen und vor allem auch Radwegen verschiedener Art beteiligt sind.

Das Wandern und die Wanderbewegungen sind als Motiv und treibende Kraft einer Anlage und Pflege von Wanderwegen im Kontext kultureller und wirtschaftlicher *Zeitströmungen* zu sehen, für die frühe Zeit der primären Auslegung der Netze wie auch den Wandel in ihrer Weiterentwicklung. Dies führt in der erklärenden Forschung zu kulturellen und gesellschaftlichen Hintergründen wie auch zu wirtschaftlichen Einflüssen und Zielsetzungen im Rahmen historischer Kulturwissenschaften (Soziologie, Geschichte), hier vor allem zur allgemeinen und spezifischen bürgerlichen Vereinsbildung und deren Bedeutung ihrer Tätigkeiten für eine Landesentwicklung.

*Vorläufer des Reisens* zu Fuß liegen in der Zeit der Aufklärung, im Bestreben, Erkenntnis und Wissen zu erfahren, zu sammeln und zu dokumentieren, wie sich dies in frühen Reiseberichten und dem Genre der Reiseliteratur niedergeschlagen hat. Eine gewisse Gegenbewegung setzte über die Empfindsamkeit mit der Epoche der Romantik ein, mit der Landschaftsmalerei und landschaftsästhetischen Dichtung und Schriftstellerei, im Zuge einer »Entdeckung« weitgehend noch naturbelassener und von der Zivilisation noch kaum erfassten peripheren Landschaften, wozu wesentlich die Waldgebirge gehörten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte dann – manche Elemente der Vorläufer aufnehmend – der Sinn für eine Landschaftsästhetik, der bewussten Wahrnehmung von Landschaftsbildern ein, ein Streben nach Freiheit, Entdeckung und Erholung in der erwanderten Natur. Dies wird mit den Gebirgs- und Wandervereinen in den 1870er und 1880er Jahren organisiert aufgegriffen, besonders mit Zielsetzungen einer Erschließung und zugleich auch wirtschaftlichen Entwicklung der rückständigen Mittelgebirgsräume. Grundlage dieser Entwicklung war die Erfassung klar abgesteckter Landschaftsräume durch die Auslegung eines Wanderwegenetzes mit Bezeichnungen und Beschilderungen und die gleichzeitige Anlage einer touristischen Infrastruktur (Aussichtstürme, Schutzhütten, Unterkünfte). Die Maßnahmen – und hier vor allem die Ausweisung komplexer flächendeckender Wegenetze – waren die Grundlage für einen funktionalen Wandel der bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zumeist noch peripheren wirtschaftlich nur extensiv erschlossenen Mittelgebirgsräume (Wald- und Holzwirtschaft, Bergbau und Steingewinnung) zu touristisch erschlossenen Erholungslandschaften.

Die Zuwegung, der Weg und seine landschaftlich reizvolle Qualität, zugleich mit angestrebten touristisch attraktiven Zielen, war grundlegende Voraussetzung für die programmatische Zielsetzung einer sinnlichen *Landschaftswahrnehmung*, physiognomisch wie auch seelisch. Die geographischen Forschungsansätze der Wahrnehmung und einer daran gebundenen Landschaftsinterpretation und Bewertung sind hier gefragt. Erkennbar wird dies in den Abwägungen und Beurteilungen der von den Wegekommissionen der Vereine auszulegenden Wegeführungen, aber auch in den Charakterisierungen der in den frühen Reiseführern beschriebenen Wegestrecken im Zuge häufiger epitheta ornantia, schmückender Eigenschaftswörter.

Der große Untersuchungsraum, die deutschen Mittelgebirge mit ihren mehr als 70 Gebirgs- und Wandervereinen, erlaubt eine allgemeine Übersicht über die Wanderwegerschließung mit ihren Zielen und Maßnahmen, macht aber auch die *Perspektive des Vergleichs* möglich. Ein vergleichender Forschungsansatz, wie er in jüngerer Zeit paradigmatisch von manchen Wissenschaften verfolgt wird (Sozial-, Literatur-, Historische Wissenschaft) ist in der Geographie allgemein schon sehr früh erkennbar, in der Landeskunde zum Teil sogar führend, in seinen weiterführenden modernen Forschungsansätzen und seinen theoretisch-methodischen Zielsetzungen jedoch kaum aufgegriffen. Die hier notwendige Grundlagenforschung wird verdrängt durch Anwendungsorientierung, die vornehmlich zur Struktur von begrenzten, zweckgerichteten Fallstudien führen muss. Wesentliche Vergleichselemente sind unter anderem die Waldgebirge als solche in ihrer unter-

schiedlichen Struktur, wirtschaftlichen Entwicklung und Voraussetzung im Prozess zur Erholungslandschaft, der Wandel vom peripheren Ergänzungsraum und von Notstandsgebieten des 18. und 19. Jahrhunderts zu Erholungs- und Schutzgebieten, oder auch die Initiativen und Maßnahmen eines Strukturwandels und effektiveren Nutzung der Waldgebirge.

Ist der Vorgang einer primären Erschließung der Mittelgebirge durch Wanderwege und eine touristische Infrastruktur am Ende des 19. Jahrhunderts zunächst eine historische Fragestellung historisch-geographischer Forschung, so haben die Erkenntnisse hieraus doch auch für den gegenwärtigen Tourismus ihre Bedeutung, vor allem in der Thematisierung und *Präsentation historischer Zusammenhänge* und der Anregung einer Wahrnehmung, einer Spurensuche und Landschaftsinterpretation auf und vom Wege aus. Hierzu gehören die Vermittlung historischer Funktionen von Wegestrecken, historisch-funktionale Zielsetzungen und Linienführungen ausgewiesener Wege oder Spuren von Wegegestalt und Wegebau im historischen Kontext. Insgesamt ist deutlich, dass der Weg, der eigentlich das Ziel ist, weder in der frühen Planung und Anlegung noch in der aktuellen Beschreibung und Vermittlung in ihrem historischen Kontext gesehen und vermittelt werden, was im Rückblick als Mangel anzusehen ist.

Wesentlich ist hier noch ein anderer Aspekt – die weitgreifende *Zerstörung alter Wegetrassen* und ihrer Relikte durch Erneuerungen und Verbreiterungen sowie Hangabgrabungen und durch tiefe Zerkürungen der Wegesohlen durch schwere und überdimensionierte Maschinen der Forstwirtschaft. Tiefe Eingriffe und folgende linienhafte Erosion hinterlassen zunehmend gravierende Schäden, so dass die historische Bedeutung der alten Wegetrassen ganz allgemein ins Bewusstsein zu rücken ist über die irreparablen Bodenschäden hinaus. Ein aktiverer und wirksamerer Schutz und eine Erhaltung dieser denkwürdigen historischen Landschaftselemente sind anzumahnen.

## 2 Das spezifische Quellenmaterial und seine Erschließung

Für eine erste Übersicht über den Vorgang der Auslegung und die frühe Entwicklung des Wanderwegenetzes in den deutschen Mittelgebirgen stehen grundlegende, recht spezifische Quellen zur Verfügung, die allerdings meist nur im einzelnen regionalen Bereich greifbar sind. Dies erschwert die Erarbeitung eines großräumigen Überblicks, der für die gestellte Aufgabe grundlegend ist, auch für die Auswahl einschlägiger Beispiele sowie für vergleichende Ansätze. Archivmaterial findet sich in den mehr oder weniger gut erhaltenen wie auch geführten Archiven der regionalen Gebirgs- und Wandervereine (Hauptstellen) wie auch hier und da der Sektionen oder Zweigvereine. Enthalten sind hier Jahresberichte sowie Sitzungs- und Versammlungsprotokolle. Die Thematik der Wanderwege und ihrer Betreuung ist nur selten gesondert abgelegt, die vor allem aus den Berichten der Wegebaukommissionen und Wegewarte hervorgeht oder im Zusammenhang mit baulichen Plänen und Maßnahmen des Vereins steht. Weiteres Quellenmaterial findet sich in den Hauptstaatsarchiven der Länder (hier besonders die

Kontakte mit den Behörden) wie auch in den Archiven der Forstverwaltung und der Kommunen.

Einhellig sind in den Vereinssatzungen unter den führenden Zielen und ehrenamtlichen Aufgaben der Vereine und Zweigvereine stets die Anlage, der Ausbau, die Pflege, die Beschilderung sowie auch die Zeichnung von Wanderwegen genannt. Unter den Druckschriften sind zunächst die von den Vereinen – meist schon sehr bald nach ihrer Gründung – laufend herausgebrachten Vereinsblätter und Zeitschriften mit ihren Programmen und Berichten zur Tätigkeit vor allem der Wegebaukommissionen oder der Wegebeauftragten einschlägige Quellen. Hier lassen sich in den Berichten und Darstellungen Maßnahmen und Ausbauten in ihrem Entwicklungsgang verfolgen, mit ihren planerischen Überlegungen, Strategien einer Prospektierung wie auch dem jeweils geleisteten Aufwand.

Einen Überblick über die gesamte Leistung der Entwicklung eines Wanderwegenetzes in einer Erholungsregion gewinnt man in den meisten und zahlreichen Jubiläumsfestschriften der Gebirgs- und Wandervereine und oft auch ihrer Sektionen, die auch hier und da dem Thema der Wanderwege ein eigenes Kapitel widmen (vgl. Titel im Verzeichnis der Literatur).

Daneben werden auch allgemein die erfolgten Bauten von Hütten, Schutzhütten und Türmen als Anlagen und Ziele an den Wegen chronologisch recht vollständig dokumentiert.

Eine einschlägige Quelle, die die Wanderrouten in ihrer Nutzung, der Linienführung, Wegeart und touristischen Qualität mit ihren jeweiligen Zielen beschreibt, sind die regionalen Bände der frühen Reise- oder Wanderführer, oft von Vereinsmitgliedern oder ihren Vorsitzenden verfasst oder wesentlich unterstützt, Bände, die meist – seit 1870/1880 in zahlreichen Auflagen mehr oder weniger ergänzt erschienen sind: Baedeker, Meyers Reisebücher u.a. (vgl. Verzeichnis der Literatur). Die beschriebenen Routen folgen zunächst – vor und auch noch während der von den Wandervereinen gezeichneten Wegeführungen – eigenständig herausgearbeiteten Linienführungen, bis dann – meist unter Mitarbeit oder eigener Herausgeberschaft der Vereine an den Führern – die gezeichneten Wege der Vereine leitend werden. Die Führer enthalten meist auch ein gutes topographisches Kartenmaterial in Übersichtsmaßstäben mit dem oft farbigen Aufdruck der Wegeführungen und manchen begleitenden touristischen Wegezielen.

Es ist ein besonderes Verdienst der größeren Vereine und entsprechender Verlage, für ihre Regionen Serien von Wanderkarten in größeren Maßstäben (1:50 000 u. 1:100 000) erarbeitet und herausgebracht zu haben, auch über lange Zeit in immer wieder neuen und auch veränderten Auflagen.

Bemerkenswert ist, dass in den frühen zeitgenössischen landeskundlichen Darstellungen der so grundlegende und sichtbare Beitrag der Gebirgs- und Wandervereine zur Erschließung und Erfahrung der Landschaft im Zuge einer touristischen Entwicklung nur selten eine Rolle spielt. Dies mag damit zusammenhängen, dass die Erschließung und Gestaltung einer touristischen Kulturlandschaft durch die Vereine und die Wanderbewegung erst zögerlich in der Fachwelt wahrgenommen worden sind.

### 3 Der bürgerliche Verein und seine Akteure

Die touristische Erschließung der Mittelgebirge mit der systematischen Auslegung und Pflege eines Wanderwegenetzes war getragen von der Organisation einer raumwirksamen Vereinstätigkeit des gesellschaftlichen Mittelstandes mit ihren führenden Vertretern. Das für die Zeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristische sich spezialisierende Vereinswesen in seiner hervortretenden bürgerschaftlichen Bedeutung – der Verein als Lebensform – war dabei eine wesentliche Voraussetzung für den durchschlagenden Erfolg dieser landschaftsgestaltenden und raumgreifenden Perspektive eines erweiternden, der Erholung dienenden Lebensraumes der wachsenden städtischen Bevölkerung der Zeit (vgl. u.a.: *Conze* 1960; *Boockmann* 1972; *Dann* 1984; *Bausinger* 1995; *Kammerhofer-Aggermann*, 2002). Allgemeine Darstellungen speziell zum Vereinswesen der Wandervereine fehlen weitgehend. Vorläufer des bürgerlichen Vereinswesens – gerade auch der vornehmlich konservativ eingestellten Wandervereine – waren die Ende des 18. Jahrhunderts aufkommenden merkantilistisch ausgerichteten Patriotischen Gesellschaften, die – wie die folgenden ökonomischen Gesellschaften – ins öffentliche Leben wirkten, denen jedoch ein aktiver und expansiver Landschaftsbezug noch fehlte. Ein immanenter Hintergrund war die Epoche der Aufklärung mit den gesellschaftlichen Zielen einer zweckgerichteten Gemeinnützigkeit und einer organisierten Selbstbestimmung und Selbstgestaltung aus der Bevölkerung heraus. Eine entscheidende Voraussetzung für die Vereinsbildungen in Deutschland war die einende Reichsgründung von 1871 und ein damit verbundenes Regionalbewusstsein.

Die Vereinsorganisation der spezifischen Mittelgebirgsvereine setzte mit ihren propagierten nationalen Zielen und Satzungen – ein Gruppeninteresse nutzend – auf eine aktive Tätigkeit aus dem Mitgliederkreis heraus, organisiert nach Aufgabenstellungen in sachspezifischen Kommissionen, hier einer in allen Wandervereinen in Deutschland vertretenen Wegekommision. Motiviert waren die Vereine und vor allem ihre führenden Mitglieder im Zuge der Herausbildung einer freien Selbstverwaltung einen freiwilligen Beitrag zu der öffentlichen Aufgabe zu leisten, hier der touristischen Erschließung eines weiträumig »öffentlichen« landschaftlichen Erlebnisraumes, der lange kaum oder nur wirtschaftlich genutzten peripheren und naturbelassenen Waldgebirge (vgl. *Denecke* 1992).

Über die praktischen Arbeitsaufgaben der vereinsinternen Organisation, der Landschaftserschließung und Wegewartung hinaus gestaltete der Verein für die Mitglieder auch ein reges Wanderprogramm – laufend dokumentiert in Ankündigungen und Berichten – sowie heimatkundliche und volkstümliche Freizeitaktivitäten (Volksmusik, Volkstanz u.a.). Der fordernde Aufwand für die Wanderwege, ihre Gestaltung und Wartung sowie für zugehörige Anlagen (Aussichtstürme, Schutzhütten, Unterkünfte u.a.) war damit eng verbunden mit einem vereinseigenen Wanderprogramm für alle Mitglieder, die sich »ihren« Wanderwegen somit auch eigens verbunden fühlten.

Die Gründer und treibenden Akteure der regionalen Hauptvereine waren allgemein führende Kräfte aus bürgerlichen Kreisen. Naturverbundenheit, eine

Liebe zum Land und zur heimischen Landschaft, Offenheit zur Gesellschaft und ein in der Sache engagiertes Organisationstalent standen hinter ihrer raumwirksamen Aufgabe, der sie sich – meistens bis zu ihrem Tode – gewidmet haben, was zu langen Amtszeiten und für Kontinuität sorgte. Die Gründer wie auch ihre Nachfolger im Vorsitz kamen aus höheren leitenden Stellungen bevorzugter Berufssparten und waren damit Persönlichkeiten mit einer beruflichen und gesellschaftlichen Stellung, die Durchsetzungskraft und allgemeine Anerkennung verkörperten, was notwendig war, um die raumgreifenden Vereinsziele, besonders der Auslegung der Wanderwege und Errichtung einer touristischen Infrastruktur in der Landschaft mit den zuständigen Behörden und Eigentümern zu verhandeln. Die berufliche Herkunft kam spezifisch aus der Forstverwaltung, der Kommunalverwaltung, geschulten Lehrkräften und Lehrberufen, der Medizin und letztlich auch aus der freien Wirtschaft. Hier werden die einschlägigen fachlichen Bezüge zur gestellten Aufgabe deutlich. Forstmeister und Oberförster, Landräte, Bürgermeister und Notare, Schulräte, Studienräte, Professoren und Pfarrer, Sanitätsräte und Ärzte und ebenso Fabrikanten und Kaufleute gehörten zu den Gründern wie auch zu ihren Nachfolgern und engeren Mitarbeitern in den durchorganisierten Vorständen, wie dies aus den Vereinsgeschichten zu entnehmen ist. Sachlich und fachlich grundlegend förderlich war der Zusammenhang mit der Forstverwaltung und den Kommunalbehörden, die kulturelle Offenheit zur Bevölkerung, Mitgliederwerbung und -betreuung wurden von den Lehrern, Pfarrern und Ärzten beigetragen. Die Leitung und Organisation der Ortsvereine waren auf einer untergeordneten Ebene ähnlich strukturiert, hier war die eigentliche Arbeit vor Ort zu leisten.

Die Vereinsstruktur, der Club, führte auch zu einem gewissen Personenkult, was in den Namengebungen von Wegen, Hütten oder Aussichtstürmen nach verdienten Vereinsmitgliedern deutlich wird wie auch mit den durchgängig von den Vereinen erstellten Kriegerdenkmälern für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Vereinsmitglieder an exponierter Stelle am Wege.

#### 4 Vorläufer der Wander- und Gebirgsvereine: Alpenvereinssektionen und Verschönerungsvereine

Im Innovationsprozess der Erschließung von Ortsumgebungen und Regionen durch die Anlage, Ausweisung und Betreuung von Wanderwegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts laufen verschiedene gesellschaftliche Strömungen und Initiativen zusammen, in denen deutlich eine Abfolge zu erkennen ist. Vorreiter waren die Kurorte mit ihren Alleen und Promenaden, dann auch die Standorte von Sommerfrischen mit Wegen ins nähere Umland im Rahmen kommunaler Initiativen. Im Zuge der aufkommenden bürgerlichen Vereinstätigkeiten waren es zunächst hier und da Sektionen des vor allem Deutsch-Österreichischen Alpenvereins (z.B. Frankenwaldverein 1876/1888), dann aber in breiter Front die sich in ganz Deutschland in den Städten etablierenden Verschönerungsvereine (vgl. u.a. *Krause u. Friedrich* 1883; *Däumel* 1961; *Hagel* 1987). Es war ein Zusam-

menschluss der Stadtbürger, um bei dem zunehmenden Wachstum der Städte die »Schönheit« und Natur ihres nahegelegenen Umfeldes zu bewahren, zu pflegen und zu erschließen, im Verein mit einer aufblühenden Landschaftsmalerei. Zu ihren Projekten einer verschönenden Gestaltung im örtlichen Umfeld gehörten meist auch die Anlagen und Ausgestaltungen von Wegen, allerdings deutlich beschränkt auf die örtliche Zuständigkeit: Stadtpark, Stadtwald, Nahziele (vgl. als Beispiele: Arnold 1809; Hagel 1986; Fährmann 2001). In einem engen zeitlichen Zusammenhang sind dann manche Alpenvereine und weit mehr noch ebenfalls bürgerliche Verschönerungsvereine als Vorläufer eingegangen in die Gründung der räumlich ausgreifenden, die Landschaftsräume zugehöriger Mittelgebirgsregionen erschließenden Gebirgs- und Wandervereine, die einen weiteren Raumanspruch vertraten. Mit ihren von vornherein in der Region angebotenen Ortsvereinen hatten sie eine expansive und aktive Raumorganisation hinter sich, mit einem entsprechend tragfähigen Mitgliederpotential. Viele Verschönerungsvereine haben jedoch längere Zeit noch ihre Selbständigkeit bewahrt und ihre lokale Arbeit vor Ort weiter wahrgenommen, als gewisse Gegenbewegung zu einer expandierenden »Verstädterung«. Anfänge von Wegeerschließungen konnten von den Vorgängern übernommen werden, durchschlagend waren dann aber die systematischen Erfassungen ganzer Mittelgebirgsräume durch die Gebirgsvereine mit planvoll ausgelegten Wanderwegenetzen und begleitenden Einrichtungen.

Ein anschauliches Beispiel eines engen Zusammenhanges der Entwicklung und Tätigkeit von Verschönerungsvereinen und Wandervereinen – bei durchaus auch unterschiedlichen Motivationen – findet sich im Raum Stuttgart und im Bereich der Schwäbischen Alb (Hagel 1986). Nach einer sehr frühen Gründung eines Verschönerungsvereins in Osnabrück (1835) setzte dann in Württemberg seit 1838 in rascher Folge eine Gründungswelle ein (Tübingen 1842 – Heidenheim 1843 – Heidelberg 1851 – Hechingen 1855 – Blaubeuren 1858 – Stuttgart 1861 – Esslingen 1867 ...). Zwischen 1870 und 1890 war ein Höhepunkt der Gründungen erreicht. Allein in Württemberg kam es zu rund 100 Vereinen. 1888 erfolgte durch Zusammenführung zahlreicher Verschönerungsvereine am Albrand die Gründung des »Schwäbischen Albvereins«, zunächst im Rahmen eines korporativen Anschlusses.

Im Zuge des Hauptzieles einer Verschönerung des Ortsbildes in Gemeinden und Städten mit einem Sinn für Erhaltung und Pflege der Natur wie auch von Baudenkmalern wurden auch Fußwege zu nahegelegenen Aussichtspunkten und zu vom Verein errichteten Aussichtstürmen angelegt – zwischen 1866 und 1889 allein acht vereinseigene Türme. Eine der ersten Maßnahmen des »Vereins für die Verschönerung der Stadt Stuttgart und ihrer Umgebung« war die Anlage von Aussichtspunkten von den Höhen um die Stadt, verbunden durch einen Rundweg. Die Aussichtstürme wurden Fixpunkte im Wanderwegenetz des Schwäbischen Albvereins, die gemeinsame Eröffnung des Teckturmes 1889 gab auch den Auftakt zum rasch wachsenden Albverein.

Auch in anderen Regionen gab es Vorläufer der Wandervereine, so im Harz der »Harz Touristenverein« als Vorläufer des Harzklubs (1886), neben verschiedenen Verschönerungsvereinen in der Region, im Fichtelgebirge die 1878 gegrün-

dete »Sektion Fichtelgebirg« des »Deutsch-Österreichischen Alpenvereins« als Vorläufer des 1888 gegründeten Fichtelgebirgsvereins oder auch die zahlreichen Verschönerungs- und Verkehrsvereine im Salzburger Land.

## 5 Die Gründung der deutschen Gebirgs- und Wandervereine als Initiatoren und »Wärter« der Wanderwegenetze

Die auf einen engen Zeitraum – zwischen 1870 und 1890 – begrenzte wesentliche Gründungswelle der Mittelgebirgsvereine hat den gesamten deutschen Raum erfasst (vgl. Übersicht).

Tabelle 1: Mittelgebirgsvereine im deutschsprachigen Raum  
Region – Bezeichnung – Gründung – Geschichte

Region	Verein	Gründung	Jubiläumsschrift
Alpen	Deutscher Alpenverein	1869	
Alpen	Deutsch-Österreichischer Alpenverein	1874	1909/1979
Bayerischer Wald	Bayerischer Wald-Verein	1883	1995
Bayerischer Wald: Furth	Waldclub Furth im Wald	1880	1984
Eggegebirge	Eggegebirgsverein	1900	1950/1990
Eifel	Eifelverein	1888	1913/1973/ 1988/2013
Erzgebirge	Erzgebirgsverein	1878	1978
Eulengebirge	Eulengebirgsverein	1882	
Fichtelgebirge	Fichtelgebirgsverein	1888	1988
Fränkische Alb	Fränkischer Albverein	1914	
Fränkische Schweiz	Fränkische Schweiz-Verein	1901	
Frankenwald	Frankenwaldverein	1876	1926/1976
Hainich	Mühlhäuser Waldverein	1882	
Harz	Harzklub	1886	
Hassberge	Hassbergverein	1928	
Hessen	Oberhessischer Gebirgsverein Niedersächsischer Touristenverein	1894 1883	
Hessen-Waldeck	Hessisch-Waldeckischer - Gebirgs- und Heimatverein	1883	1983
Hunsrück	Hunsrück-Verein	1890/1910	
Knüll	Knüllgebirgsverein	1884	
Oberpfälzer Wald	Oberpfälzer Waldverein	1916	

<b>Region</b>	<b>Verein</b>	<b>Gründung</b>	<b>Jubiläumsschrift</b>
Odenwald	Odenwaldklub/Odenwälder Höhenclub	1882	1982
Pfälzer Wald	Pfälzerwald Verein	1902	
Rennsteig/ Thüringerwald	Rennsteigverein	1896	1996
Rhön	Rhönclub/Rhön-Klub	1876/80	1980
Riesengebirge	Riesengebirgsverein	1880	2010
Saarwald	Saarwaldverein	1907	1983
Sächsische Schweiz	Gebirgsverein für die sächsisch-böhmische Schweiz	1878	
Sauerland	Sauerländischer Gebirgsverein	1890	1990
Schwäbische Alb	Schwäbischer Albverein	1888	1975/1988
Schwarzwald	Badischer Schwarzwaldverein Württembergischer Schwarzwaldverein	1864 1884	
Siebengebirge	Verschönerungsverein für das Siebengebirge	1869	
Solling	Solling-Verein	1888	1988
Spessart	Spessartbund	1876	
Sudeten	Mährisch-Schlesischer Sudetengebirgsverein	1881	
Steigerwald	Steigerwaldclub	1901	2001
Taunus	Taunusklub Rhein- und Taunusklub	1868 1882	
Teutoburger Wald	Teutoburger Waldverein Gebirgsverein Teutoburgerwald	1881 1902	
Vogelsberg	Vogelsberger-Höhenklub	1881	
Vogesen	Vogesen-Klub	1872	
Werratal	Werratalverein	1883	1983
Weserbergland	Wesergebirgsverein	1902	
Westerwald	Westerwaldklub/Westerwald-Verein	1888	1988
Wiehengebirge	Wiehengebirgsverband	1908	
Dachverband	Verband Deutscher Touristen-Vereine/ Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine	1883	1958/1983

Mit diesen Vereinsgründungen begann auch unmittelbar in breiter Front eine flächenhafte Auslegung und Betreuung zusammenhängender Wanderwegenetze in den Mittelgebirgsregionen. Auch wenn die einzelnen Gründungen durchaus untereinander wahrgenommen wurden in der Konzeption und Organisation, so waren die jeweiligen regionalen Initiativen doch recht eigenständig und unabhängig. Einige der Vereine waren in ihrer raschen Entwicklung, ihrer Organisation und ihrem Programm deutlich führend, so etwa der Schwarzwaldverein, der Rhönclub, der Erzgebirgsverein, der Harzklub, der Eifelverein oder der Schwäbische Albverein. Ein wesentlicher Grund dabei waren die Lage der Regionen, ein hervortretender Gebirgscharakter mit einem entsprechenden Naturpotential sowie infrastrukturelle Vorgaben touristischer Erschließungen und Attraktionen und deutlich auch ein kultureller Bekanntheitsgrad durch Naturforscher, Landschaftsmaler und Reiseschriftsteller sowie frühe regionale Reise- und Wanderführer einheimischer Sachkenner. Diese hervortretenden Vereine boten manch ein Vorbild bezüglich der Vereinssatzungen, besonders aber auch der Struktur der Wegenetze, ihrer Markierung und Betreuung. Verdichtend wirkten manche Nachzügler einer Vereinsgründung für kleinere Gebirgsregionen, die noch kaum Vorgaben einer Erholungsfunktion aufzuweisen hatten, sondern diese erst von Grund auf zielstrebig entwickeln mussten.

Die Mitglieder der frühen Zeit stammten vornehmlich aus der Region, wenn auch zunehmend aus den Urlaubern entfernterer Städte Mitglieder geworben werden konnten, was die oft vorhandenen und auch veröffentlichten Mitgliederverzeichnisse erkennen lassen. Eine Konkurrenz ergab sich vornehmlich im Zuge der Abgrenzung beanspruchter Zuständigkeitsbereiche eines Vereins. Dies wurde besonders deutlich in der angestrebten Geschlossenheit des vereinsbezogenen Wegenetzes mit seiner eigenen Markierung und Betreuung sowie der Anlage weiterer touristischer Einrichtungen in der Region eines Vereins. Hierzu finden sich manche charakteristischen Auseinandersetzungen in den Vereinsberichten, die auszuhandeln waren.

## 6 Stadtnahe Erholungsräume und Zuwegungen: Promenaden, Alleen, Stadt- und Volksparks und die Sommerfrische

Haben sich die Wandervereine auf die siedlungsfernen Waldgebirge konzentriert, womit die Erschließung eines wachsenden Wanderwegenetzes verbunden war, so waren doch auch vorher bereits Möglichkeiten einer Erholung, besonders an Sonn- und Feiertagen wie gegebenenfalls auch zu sommerlichen Ferienzeiten in einem engeren Radius in fußläufiger Stadtnähe gegeben. Zugehörige Einrichtungen waren deutlich sozialdifferenziert und bezüglich der zugehörigen Wegenetze unterschiedlich angelegt.

Die Landschaftsgärten des Adels im 17. und 18. Jahrhundert folgten der französischen Landschaftsgestaltung der künstlichen geometrischen barocken Grundrissanlage mit den durchschlagenden Sichtachsen und in der Folge dem Stil der englischen Parks, mit künstlich angelegten, dem Relief angepassten und mit Durchblicken versehenen Hangwegen.

Anders die Promenadenwege und Boulevards der Kurorte und Gesundbrunnen des 18. und 19. Jahrhunderts (vgl. u.a. *Fausser* 1802; *König* 1996; *Oxenius* 1992) wie auch der expandierenden Städte mit der Anlage von beidseitig mit Bäumen gesäumten Alleen mit ihren ausgesprochen gesellschaftlichen Funktionen (vgl. u.a. *Kreuschmer* 1744; *Lawrence* 1988). Die Erschließung weiterer Spazierwege von den ortsnahen Alleen oder Promenaden der Kurorte aus mit Zielen zu Gasthäusern oder Aussichtspunkten setzte schon im 18. Jahrhundert ein und war ein laufender Prozess, ist aber im Einzelnen oder gar in einem Überblick nur schwer zu erfassen, da auch die umfangreiche Literatur zur Geschichte von Kurorten dieser Fragestellung allgemein nicht nachgeht (vgl. als besondere Beispiele: *Kronenwett* 2005; *Urban* 2012). Bemerkenswert ist, dass die Anlage von Alleen im Zuge des Chausseebaus im späten 18. und im 19. Jahrhundert eine große Bedeutung erlangt, aber ebenfalls in manchen Waldgebieten im Zuge der Bewegung einer Wald- oder Forstästhetik (vgl. v. *Salisch* 1885; *Barthelmeß* 1972).

Im näheren Umfeld vieler Städte haben Initiativen der Kommunen und vor allem der örtlichen bürgerlichen Verschönerungsvereine Spazierwege entstehen lassen, ein relieforientiertes Wegesystem in einem forstlich gestalteten Waldareal (»Stadtwald«, »Stadtpark«), mit einer zugehörigen Ausstattung: Quellfassungen, Ruheplätzen, Aussichtsplattformen und -türme, Pavillons sowie Wegweisersteinen. Diese Anlagen waren ein weitreichender Innovationsprozess im deutschen Raum, der eine vergleichende Analyse der Konzeptionen, Gestaltungen und Investitionen herausfordert, besonders bezogen auf die Wegenetzgestaltung (vgl. u.a.: *Ruppert* 1960; *Jacsman* 1971; *Nehring* 1979; *Hajós* 2007). Eng war der Radius für eine Erholung der Gesellschaft der Arbeiter, ausschließlich beschränkt auf Sonn- und Feiertage und auf die kommunalen Einrichtungen der Volksparks, die einem wachsenden Bedürfnis der Industriebevölkerung vornehmlich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nachkam. Diese besondere städtebauliche Einrichtung setzte 1833 in England (Preston) ein, ein willkommenes Angebot einer alljährlichen familiären Erholung. In der Blütezeit 1870/1890 gab es in England bereits über 110 »public parks«. Diese Volksparks waren fußläufig und zunehmend auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen und beschränkten sich auf kurze Wege, Ruheflächen und ein unterhaltsames volksnahes Angebot. Sie gehörten auch in Deutschland in den großen Städten zum Lebensstil der Arbeiterbevölkerung (Berlin, Essen u.a.).

Wenig Auswirkungen auf eine systematische Erschließung von Wegen zur Erholung hatte die vor und auch noch nach dem Ersten Weltkrieg bedeutsame Einrichtung und Form eines längeren familiären Sommerurlaubs, die »Sommerfrische« (vgl. u.a. *Ast* 1990; *Haas* 1992; *Rosner* 1994; *May* 2003; Bayerischer Wald-Verein 1906). Die bürgerliche Gesellschaft begnügte sich mit dem erholsamen Genuss einer eigenen oder gemieteten Sommervilla unweit des Wohnortes, oder in einem dörflichen Gasthaus oder Waldhotel. Wenn auch von dort Spaziergänge unternommen wurden und damit ein Bedarf an Promenadenwegen gegeben war, so blieb man doch weitgehend am Ort in einer gewohnten Gesellschaft. In sich entwickelnden entfernteren Urlaubsgebieten – allgemein erreichbar mit der Eisenbahn – waren die Sommerfrischen auch verbreitete Angebote für Sommer-

gäste, die dann von ihrem Standort aus in den Mittelgebirgen die von den Wandervereinen ausgelegten und betreuten Wanderwege nutzten, mit dem gerade auch auf sie ausgerichteten Wanderführer in der Hand. Die so genannte »Sommerfrische« war damit eine Einrichtung bzw. ein touristisches Angebot, zugleich aber auch eine zentrale alljährliche Unternehmung familiärer Erholung des städtischen Bürgertums in einem besonderen auswärtigen Umfeld. Bedarf und Forderung an zugehörigen Wegen zur Erholung war weitgehend den Kommunen überlassen.

#### 7 Vorgegebene wirtschaftsbedingte Wegungen und forstlicher Wegebau im 19. Jahrhundert

Die Waldgebirge waren seit dem Mittelalter zwar mehr oder weniger intensiv bewirtschaftet und begangen (Jagd und Pirsch, Waldweide, Sammelwirtschaft, Bergbau- und Hüttenwirtschaft, Holzgewinnung und Holzkohle, ortsverbindender Fußverkehr), die Zuwegungen waren aber wirtschaftlich zweckgebunden und kaum kontinuierlich genutzt, gebahnt und erhalten. Mit dem Rückgang wesentlicher Wirtschaftszweige in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (besonders Weidewirtschaft, Bergbau und Hütten, Holzkohlegewinnung) gerieten die als Naturtrassen ausgefahrenen Wegespuren und Wegebündel zunehmend in Verfall. So berichten die frühen Pioniere der Gebirgsentdeckungen allgemein von katastrophalen gefahrvollen Wegeverhältnissen. Die Gebirgsvereine sind damit in ihrer Anfangszeit mit weitgehend unzugänglichen Waldungen konfrontiert, ohne ein geregeltes Wegenetz. Die Zustandsbeschreibungen sind aus heutiger Sicht angsterregend und abschreckend.

Entscheidend für einen Ausbau der Wege in den Waldungen waren seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein steigender Holzbedarf und eine geregelte Forstwirtschaft. Es begann eine planvolle künstliche Anlage von linear begrenzten Wegetrassen im Zusammenhang des gezielten Ausbaus eines Forstwegenetzes mit Hauptwegen, Nebenwegen und Zuwegungen (1. bis 3. Ordnung). Wegebau wurde ein zentrales Anliegen der forstlichen Holznutzung und in den forstlichen Ausbildungen ein Lehrfach, ein Lehrgebiet mit zugehörigen Handbüchern.

Ein Beispiel für einen organisierten Wegebau der Forstverwaltung ist die Entwicklung im hannöverschen Oberharz im 19. Jahrhundert. 1821 begannen hier planmäßige Wegebefestigungen, verbunden mit dem Nivellement von Chausseetrassen, 1836 waren bereits 140 km chausasierter Wege fertiggestellt. 1830 richtete das hannöversche Generalforstamt eine Wegebaukommission ein, mit der Aufstellung eines jährlichen Wegebauplanes. 1866 übernahm die staatliche Wegebauverwaltung den Ausbau der öffentlichen Straßen, die Forststraßen und Holzabfuhrwege blieben bei der Forstverwaltung. Ein weiteres Beispiel ist die Geschichte des Waldwegebbaus im Odenwald (vgl. *Viebig* 1999). Einschlägige, jeweils regionale Belege zum wirtschaftlichen Waldwegebau finden sich in den Forstbereitungen des 18. und 19. Jahrhunderts.

Ähnlich, wenn auch nicht unbedingt zeitgleich einsetzend und intensiv waren die Wegebaumaßnahmen in anderen Mittelgebirgen, so dass die Initiativen der

Auslegung von Wanderwegenetzen durch die Wandervereine manchen neuen forstlichen Wegebauten begegneten, was auch hier und da in den Wanderführern der frühen Zeit Erwähnung findet.

Die Hauptwege wurden chaussiert, allgemein mit am Rande der Trasse gewonnenen Natursteinen, im Verfahren eines mit Randleisten begrenzten, zur Mitte hin aufgewölbten »Gestücksetzens« und »Verkeilens« oder Beschotterns. Begleitende Gräben sowie geringe Aufdämmungen und Einschnitte wurden meist vorgenommen und sind – wie auch manche der Pflasterungen – heute noch in den Waldungen in Relikten zu entdecken. Die Arbeiten wurden – in der Sommerzeit – an Waldarbeiter ausgeschrieben oder auch im Rahmen der Notstandsmaßnahmen gefördert.

Die Nebenwege – Waldwege oder Fahrwege – wurden ausgeglichen und mit Kies oder Schotter überführt. Die Wegführung war, auch in Spitzkehren, weitgehend hangparallel (»ewige Hangwege«), oft in mehreren Niveaus angelegt. Auch Gestelle und Schneisen wurden in das Wandernetz aufgenommen. Zuwegungen in die Holzschläge endeten dort meist, so dass in den Wanderführern davor gewarnt wird, in solche zu geraten. Ansonsten aber ist das im Aufbau begriffene Forstwegenetz eine willkommene teilweise Vorgabe für die Nutzung im Wanderwegenetz, wo alte und neue Chausseen, Fahrwege und Waldwege oft genannt werden.

Die enge Zusammenarbeit mit den Forstbehörden und den Förstern vor Ort, die auch Vorsitzende und Mitglieder in den Vereinen stellten, war eine wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Auszeichnung der Wanderwegenetze in den Waldgebirgen, auch wenn für die Funktion und die Ansprüche des Wanderns grundsätzlich andere Linienführungen angestrebt wurden. Mit dem Ausbau mancher Chausseen zu Durchgangsstraßen in den Gebirgen und der Zunahme der Holzabfuhr besonders mit dem LKW auf den Forststraßen waren diese dann für den Wanderer eher abweisend.

Gewisse Vorbilder einer Anlage eigens geschaffener und gestalteter touristischer Wege entstanden vor allem in Stadtwäldern und ortsnahen Waldgebieten, bezeichnet als »Touristenwege« oder »Promenadenwege«, oft von führenden Forstleuten entworfen. Einfassungen von Alleebäumen verschiedener Art, Ausblicke, Quellfassungen, Ruhetempel und Sitzbänke gehörten zu der Ausstattung. Mit der Entfernung vom Ort und einem möglichen Rundweg lockerte sich im Übergang dann auch die Gestaltung und Ausstattung. Die ortsnahen Stadtwälder der Kommunen waren jedoch nicht das wesentliche Ziel der Wandervereine, ihnen ging es um das Erleben entfernterer Landschaften auf Zielwegen.

Bei der Frage der im Gelände bestehenden Vorgabe an Wegen und Pfaden stehen die zeitgenössischen Forstwege sicher an erster Stelle, wie auch ältere Wege der Waldwirtschaft und Jagd sowie ältere Ortsverbindende Fußwege. Historische Fernwege (Höhenwege und Querungen) spielen hier und da eine eigenständige Rolle. Wesentlich aber sind nicht zuletzt von den Vereinen initiierte Zuwegungen zu touristischen Attraktionen (Aussichtspunkte, Quellen, Schutzhütten, Herbergen) und neu anzulegender Verbindungsstrecken, oft zunächst nur gekennzeichnete »Trampelpfade«, denen gegebenenfalls dann ein Ausbau folgte. Die Aus-

weisung und Markierung eines Wanderwegenetzes waren neben einer Wartung die Hauptaufgabe und -leistung der Wandervereine, der Wegebau selbst wurde meist von der Forstverwaltung übernommen, angeregt und vor allem finanziell unterstützt.

## 8 Wegekommisionen und Wegewarte

Deutlich wird die raumwirksame Bedeutung der Wandervereine in den Zielsetzungen und der Organisation von Vereinsaufgaben in ihren Satzungen, Jahresberichten und den regelmäßig erscheinenden Vereinszeitschriften. Bei fast allen Gebirgsvereinen steht die Auslegung, Bezeichnung und Beschilderung sowie auch die laufende Wartung der Wege von Beginn an an prominenter Stelle. In der Organisation war die Betreuung der Wanderwege verankert in einer zentralen Wegebaukommission (Wegeausschuß) mit einem leitenden Hauptwegemeister oder Hauptwegewart und den Wegekommisionen der zahlreichen Sektionen oder Zweigvereine mit einem Wegewart vor Ort, verantwortlich für einen abgesteckten Bezirk bzw. Streckenabschnitte. Für die häufigen Arbeitseinsätze der für Teilgebiete und Teilstrecken zuständigen Ortsgruppen wurden auch weitere Mitglieder sowie Jugendliche herangezogen. In den meisten Fällen lag auch die Festlegung der Wegeführungen in der Hand der Wegekommisionen oder auch einzelner ihrer kompetenten Mitglieder. Der Prozess der Auslegung des Netzes für den weitgehend abgesteckten Zuständigkeitsbereich eines Regionalvereins, gerade auch in Abgrenzung zu benachbarten Vereinen, zog sich über längere Zeit hin, allgemein auch mit späteren Erweiterungen, Verdichtungen und Umlegungen im Netz (vgl. als regionale Beispiele: *Kracht* 1909; *Harnisch* 1986; *Rippinger* 2012). Die Größenordnungen der zu betreuenden Wegstrecken nahmen bei manchen Vereinsregionen beträchtliche Dimensionen an. Hatte der Kölner Eifelverein bei 16 verschiedenen Routen eine Gesamtstrecke von 420 km zu bezeichnen und zu betreuen, so hatte der Eggegebirgsverein bei 50 Teilstrecken schon rund 1 000 km Gesamtstrecke, der Riesengebirgsverein 3 000 km, der Odenwaldclub bei 27 Hauptlinien 4 250 km und der Fränkische Alpverein gar 5 500 km Strecke.

Bauliche Wartung und Maßnahmen, das heißt vornehmlich ihre Finanzierung oder Bezuschussung durch die Vereine, bezogen sich wesentlich auf die Zuwegungen zu touristischen Zielen und waren abgestimmt mit den kommunalen, forstlichen wie auch privaten Verwaltungen, die primär für Ausbau und Unterhaltung der Straßen und Wege zuständig waren, eine Regelung, die sich die Vereine auch ausdrücklich vorbehielten.

## 9 Wanderkarten und die Systeme der Markierung

Die meisten Vereine haben sich auch zur Aufgabe gemacht, Karten ihrer Wanderwegenetze (Wanderkarten oder »*Wegemarkierungskarten*«) mit den entsprechenden Wegezeichen für ihre Mitglieder und darüber hinaus zu erstellen und herauszugeben, die meist in dichter Folge in Neuauflagen erschienen. Es sind farbige,

meist rote lineare Aufdrucke auf topographische Karten regionaler Verlage, vornehmlich im Maßstab 1:50 000 oder 1:100 000, für das jeweilige Gesamtgebiet oft in mehreren Blättern. Für die meisten Waldregionen waren dies die ersten Karten zusammenhängender Wanderwege, mit den natürlichen und infrastrukturellen touristischen Zielen. Erste Wanderkarten von Vereinen lagen bereits in den 1890er Jahren vor (Taunusklub um 1890, Odenwaldklub 1890, Schwarzwaldverein 1893, Rhönclub 1897). In Teilkarten sind sie auch meist in den frühen Wanderführern der Vereine oder Verlage übernommen. Diese Karten sind neben den wegbeschreibenden Führern grundlegende Quellen zur Übersicht über die Struktur der Wegenetze, wenn auch ihre Geländegestalt (Rangordnung) daraus nicht deutlich wird. Eine vergleichende Analyse der frühen Wanderwegekarten der Vereine und Regionalverlage – weitgehend nur vor Ort verfügbar – in der topographischen Kartengrundlage, der Wegedarstellung, der Netzgestalt, einer Differenzierung in der Rangordnung der Wege wie auch einer Angabe touristischer Ziele, Aussichtspunkte und Einrichtungen wäre eine zunächst nur exemplarisch mögliche Aufgabe, vor allem auch bezüglich einer Entwicklung der Netzgestalt im Vergleich der jeweiligen Auflagen und einer zugehörigen Auswertung der Tätigkeitsberichte der Wegekommisionen.

Die wesentliche Aufgabe der Vereine bzw. ihrer Wegekommisionen bestand in dem Entwurf einer Beschilderung und vor allem eines durchgehenden Systems der Streckenmarkierungen oder Bezeichnungen. Im Einzelnen sind es regional jeweils individuelle Zeichensysteme, bei manchen Anlehnungen an schon gegebene Vorbilder, wobei der Fichtelgebirgsverein und Odenwaldklub besonders hervortraten (vgl. *Seibert* 1889; *Schrauth* 1967). Geometrische Symbole, Farbgebungen, Buchstaben- und Zahlenschlüssel fanden jeweilige Anwendung, um Strecken an Bäumen, Steinen und Schildern zu markieren, was grundlegend die wesentliche Arbeit der Zweigvereine war und noch heute ist. Die meisten Vereine haben ein eigenes Zeichen- oder Markierungssystem entworfen, oft nach einer Anfangszeit mit Hinweisschildern, Wegetafeln, Wegweisern und Wegsteinen. Hervorzuheben ist das System des Odenwaldclubs mit sechs Zeichen in vier Farben, wobei eine Differenzierung in West-Ost gerichtete und Nord-Süd gerichtete Wege kenntlich gemacht wird. Besondere Wege mit Eigennamen sind oft mit Anfangsbuchstaben gekennzeichnet (R: Rennsteig in Thüringen oder B: Birkenhainerstraße im Spessart). Auch die Brockenwege waren anfangs mit den Anfangsbuchstaben ihrer verschiedenen Zielorte markiert (z.B. W: Wernigerode), ähnlich auch im Taunus eine Wegebezeichnung vom Feldberg aus. Die 71 bereits 1894 für den Harz festgelegten und danach markierten Wanderwege erster Ordnung (WWIO) wurden mit einem alphanumerischen System gekennzeichnet (Nummer des gesamten Weges und Buchstabenfolge im Verlauf der Teilstrecken). Später kamen Zeichen und Farbgebungen hinzu.

Ziele und Richtungen sind meist auf eisernen Handweisern, Schildern, Wegweisern und Wegsteinen angegeben, wobei aus der Frühzeit besonders gravierte Wegesteine als touristische Kleindenkmale erhalten sind. Die Komplexität, die Entwicklungen, die individuellen Entwürfe und Gemeinsamkeiten der Symbole der Wegezeichen wären in Übersicht und Analyse eine eigene Arbeitsaufgabe,

wobei auch Handhabung und Verständlichkeit vergleichend zu bewerten wären (vgl. u.a.: *Hammer u. Schult* 1940; *Funck* 1916; *Brinkmann* 1979). Bestrebungen einer modernisierenden Vereinheitlichung, verständlichen und sinnvollen Wegemarkierung finden sich noch weitgehend regional differenziert bis in die Gegenwart, in der Schweiz landesweit organisiert durch die Abteilung »Langsamverkehr« des Bundesamtes für Straßen (Schweizerische Eidgenossenschaft 1992 u. 2008).

## 10 Ziele und Aussichtspunkte am Wege

Konnten für den Verlauf der Wanderwege von den Bahnstationen und Unterküften aus Ortsverbindungen (Vizinalstraßen), und dann weiter mehr oder weniger ausgebaute Fahrstraßen und Waldwege der Forstwirtschaft integrierend genutzt werden, so waren die ausgewählten touristischen Zielorte und Objekte mit neu anzulegenden Zuwegungen zu erschließen und im Wegeverlauf einzubinden: Klippen, Anhöhen, Ausblickspunkte, Talübergänge, Quellfassungen, Höhlen, historische Orte sowie die neuen Aussichtstürme, Hütten und Gaststätten. Hier war auch besonders ein eigener, von den Vereinen geplanter und mitgetragener Wegebau gefordert, diese Wegstücke waren funktional auch als die eigentlichen touristischen Wege anzusehen, die kaum einem anderen Zweck dienten und deshalb auch von den Vereinen geplant und meist auch finanziert wurden. Dies gilt auch besonders für mit Aufstiegen und Treppen begehbar zu machende und mit Geländern zu sichernden Aufstiege auf herausragende Gipfel und Klippen, die allein für die wandernden Touristen anzulegen waren und die zum großen Teil noch heute von der Tätigkeit der Vereine zeugen, so etwa im Erzgebirge, in der Sächsischen Schweiz, im Harz und im Odenwald. Diese allein für einen Wandertourismus mit eigens dafür gebahnten Wegen erschlossenen Ziele machen neben der Ausweisung und Zeichnung zusammenhängender Wanderwegenetze die wesentlichen infrastrukturellen Elemente der seit Ende des 19. Jahrhunderts geschaffenen touristischen Erholungslandschaften aus. Erfolgte Anlagen einer Begehbarkeit und Sicherung von Zuwegungen sind datierend aus den Tätigkeitsberichten der Vereine zu entnehmen und werden allgemein auch in den frühen Wanderführern vereinsbezogen angegeben. Heute wird auf diese zum Teil noch original erhaltenen, schon historisch gewordenen Einrichtungen der Gebirgsvereine kaum einmal mehr hingewiesen.

Ein markantes Ziel und Landschaftselement im Netz der Wanderwege waren die weitgehend von den Vereinen aus errichteten Aussichtstürme, von denen viele auch heute noch als Wanderziele und Baudenkmale erhalten sind. Sie boten von den Höhen aus Panoramablicke in die Landschaft, ein wesentliches Anliegen des Wanderns zur Befriedigung einer »*Seh-Sucht*« im befreienden Ausblick in die Fernen des Landschaftsraumes. Die Standorte wurden zum Teil Knotenpunkte im Wanderwegenetz. Die Türme sind allgemein schon in der Frühzeit der Vereine errichtet worden. Auch wenn bereits viele der Erstanlagen – oft zunächst Holzkonstruktionen – verschwunden sind und manche mehrfach dauerhafter ersetzt worden sind, ist die Geschichte dieser Funktionsbauten für die meisten Mittel-

gebirge recht gut und auch in Übersichten dokumentiert. Standorte und Zuwegungen werden dabei allerdings allgemein nicht thematisiert (vgl. u.a.: *Kleinmanns* 1999; *Kloss* 1997; *Fröhlich* 1985; *Sauermann* 1990; *Martin* 2001).

Mit den Aussichtstürmen wird auch die Panoramaperspektive in der Landschaft konkret erlebbar, ein Medium der Landschaftserfassung und -darstellung, das schon in der frühen Neuzeit in der bildlichen Darstellung besonders von Stadtansichten und in der Landschaftsmalerei genutzt wurde (vgl. *Oettermann* 1980; *Prein* 2005; *Noll* 2012).

## 11 Konzeptionen der Linienführung und Netzgestalt der Wanderwege

Die Auslegung, das heißt die Markierung zusammenhängender Wanderstrecken, erforderte ein räumlich orientiertes, flächendeckendes System für den jeweiligen Zuständigkeitsbereich eines Vereins. Dies folgte individuellen Überlegungen und Richtlinien unterschiedlicher Art, die sich in der Entwicklung herausbildeten und mehr oder weniger einzuhalten waren, die aber auch in einigen Fällen konzeptionell einem gesamten Entwurf folgten, der oft erst später auf Provisorien aufgelegt wurde. Auch einzelne Linien wurden individuell für sich entworfen, zum Teil als spätere Ergänzungen.

Vorläufer einer Wanderwegmarkierung waren oft erschließende Beschilderungen von Zuwegungen zu den markantesten Höhen eines Mittelgebirges durch Wegweiser, so etwa beim Brocken im Harz, beim Feldberg, dem Hohen Meißner des Kaufunger Waldes, der Wasserkuppe in der Rhön oder der Schneekoppe im Riesengebirge. Dies waren erste Maßnahmen zur Ablösung der Bergführer, die in der Frühzeit von Bereisungen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts oft noch notwendig waren.

Ein allgemeines Prinzip war eine Differenzierung nach Größenordnungen, mit Wanderwegen 1., 2. und 3. Ordnung, das heißt Hauptlinien, Nebenwegen und Lokallinien. Die oft weit in einer Richtung durchgehenden Hauptlinien bilden ein gewisses Rückgrat im gesamten Netz, die Nebenwege sind oft verbindende Querwege, die Lokallinien sind Anbindungen, Zuwegungen zu landschaftlichen und touristischen Attraktionen oder Stichwege.

Eine strukturierende Vorgabe der Netzgestalt im Rahmen von Zielwegen war die Anbindung bzw. der Ausgang und das Ziel von Zubringerorten, den Bahnhöfen, Omnibushaltestellen und touristischen Unterkünften, den Sommerfrischen. Die Zubringer- und Einzugsorte in die Mittelgebirge, als Randstädte prädestiniert durch ihre Verkehrsanbindungen und sich entwickelnd mit dem Angebot einer touristischen Infrastruktur (Bahnhof, Buslinien, Transfereinrichtungen, Hotels, Pensionen, touristische Dienstleistungen und Angebote an Gebrauchsgüter) stellen sehr bald einen besonderen funktionalen Städtetyp dar, wie dies anschaulich städtebaulich, wirtschaftlich wie auch in einer entsprechenden Werbung – einem Image – deutlich wird. Diese Städte verstanden sich sehr bald als Tore zu einer aufkommenden touristischen Erholungsregion und traten auch in eine förderliche Konkurrenz (vgl. als Beispiel v. *Aufsess* 1973).

Dieser Vorzug hat sich dann seit den 1920 Jahren drastisch verändert, durch die Anreisen mit dem Auto, mit der Anlage von Parkplätzen und zugehörigen Rundwegen im Gebirge selbst (vgl. als Beispiel: *Rügner*).

Einer natürlichen Orientierung folgend war die Gliederung des Hauptwegenetzes nach Himmelsrichtungen, das heißt die Ausweisung von vornehmlich Ost-West gerichteten und Nord-Süd gerichteten Linien. Dies ist mit vier bzw. neun Linien im Odenwald, mit vier und acht Hauptwanderwegen des Westerwaldvereins bei 2000 km Gesamtlänge oder mit den sich auf den Hohen Meißner schneidenden Nord-Süd und West-Ost durchgehenden Hauptwegen des Kaufunger Waldes das tragende Grundprinzip des Wanderwegenetzes, dem auch die Markierungssysteme folgen (vgl. als weiteres Beispiel: Schwäbischer Albverein 1983).

Ein touristisch motiviertes Prinzip einer Linienführung ist die Relieforientierung, die Ausweisung und Anlage von Höhenwegen. Hier wird vor allem der Suche nach Ausblicken und Landschaftspanoramen Rechnung getragen, der Höhenluft und einem möglichst geringen Steigungsverlust. Eine solche Linienführung geht auch konform mit der sehr frühen, den Höhen folgenden Fernwegen, den Rennwegen und Fastwegen, wie sich dies historisch nachweisen lässt. Ein klassisches Beispiel ist der Rennweg des Thüringer Waldes, der als Hauptachse des Wanderwegenetzes des Thüringer Waldvereins aufgegriffen worden ist. Es sind aber auch mehr als 70 Rennwege (-steige) im deutschen Raum nachgewiesen, die nach einem Programm von 1933 alle systematisch vom Thüringer Waldverein erwandert werden sollten (vgl. *Trinius* 1899; *Hertel* 1899; *Wahl* 1996; *Gebhardt* 1998). Mehrere besonders attraktive und beliebte Höhenwege sind von einzelnen Wandervereinen angelegt worden: Rennsteig, Lahn Höhenweg (Taunus), Rhön, Acker-Bruchberg im Harz, Spessart.

Einer natürlichen Leitlinie folgend und besondere Schönheiten der Natur erschließende Wege sind manche Linienführungen durch Täler und Schluchten (z.B. Elbsandsteingebirge, Bodetalkessel im Harz). Diese machten allgemein manche aufwändige Ausbauten notwendig (Überbrückungen, Felssprengungen, Schutzgeländer u.a.). Hierzu gehören auch die Wegführungen an Waldrändern, die Wald und Offenland mit der besonderen Vielfalt der Vegetation verbinden, den Ausblick bieten und oft auf eine ältere Grenz- und Weglinie zurückgehen (vgl. *Hanstein* 1972).

Mehr oder weniger ausgeprägte und bei der Ausweisung der Wanderwegenetze angestrebter Strukturelemente lassen sich bei der Auswertung zahlreicher Kartenblätter und Beilagen in den Führern der Vereine für die einzelnen Mittelgebirge erkennen: Hauptachsen (oft zentrale Höhenwege), Einstiegsachsen von Einstiegsorten aus, eine Serie oft gleichgerichteter Erschließungswege, typische Wegesterne mit den dazugehörigen Knotenpunkten (oft auf Waldwirtschafts- und Jagdwege zurückgehend: Jagdhaus, Forsthaus, Waldgaststätte), Rangordnungen (Touristenwege 1. bis 3. Ordnung; z.B. Harz), Nebenwege oder alternative Parallelstrecken, Stichwege zu besonderen Aussichten oder Anlagen. Richtungsweisend waren dabei der Entwicklungsprozess des Ausbaus des jeweiligen Netzes, die Vorgaben des bereits vorhandenen Waldwegenetzes, planmäßig strukturelle Zielsetzungen der Wegekommissionen wie auch zu erschließende landschaftliche

und touristische Attraktionen. Ein struktureller Vergleich von Netzen einzelner Mittelgebirge lässt diese Grundelemente erkennen, aber auch individuelle Besonderheiten, besonders bei einer angestrebten Planmäßigkeit einer Flächenerschließung. Bedeutsam ist, daß Ausgang und Ziel in der Frühzeit der Wegeführungen vornehmlich Haltepunkte von Bahn und Bus waren, Rundwege von einem Parkplatz aus führten seit der Freizeitgestaltung im privaten Autoverkehr zu markanten Umstrukturierungen in den Wegeführungen des Wanderwegenetzes, unter weitgehender Beibehaltung der Grundstruktur.

## 12 Örtliche Rundwanderwege und Promenaden

Ein besonderer Typ von Fußwegen im Sinne von ortsnahen Spazierwegen oder Promenadenwegen sind die örtlichen Rundwanderwege. Es sind Wegeführungen – schon im 19. Jahrhundert – vornehmlich zunächst rund um Kurorte und Erholungsorte, angelegt aus kommunaler Initiative, bis in jüngste Zeit dann auch im Rahmen der Fremdenverkehrsorganisationen. Die am Rand der Bebauung bzw. an einer umgebenden Waldkulisse orientierten, möglichst in erhöhter Lage geführte Linienführung setzt sich aus verschiedenen vorhandenen Wege- und Straßenstücken zusammen, verknüpft durch eigenes angelegte Verbindungsstücke und Wegweisungen. Die Wegeführung ist gezeichnet und mit dem Ortskern immer wieder durch Stichwege verbunden, so dass man in den Rundweg beliebig einsteigen und aussteigen kann. Wesentlich sind Ausblicke vom Weg aus, immer wieder auch eine angelegte Beschattung wie auch Ruhebänke. In ihrer großräumigen Verbreitung sind Rundwege dieser Art vornehmlich in Erholungsregionen zu finden, so um viele Orte im Harz, wobei sehr viele auch erst in jüngerer Zeit ausgewiesen worden sind. Ein im Verlauf vorgegebener Vorläufer sind die Wallpromenaden, die als solche bereits bewusst im Zuge der Stadtentfestigungen Ende des 18. Jahrhunderts als Baumalleen auf der Wallkrone angelegt worden sind (zahlreiche gute Beispiele; vgl. *Bernatzky* 1960).

## 13 Die Zusammensetzung der markierten Wanderwegstrecken

Wie setzen sich diese als durchgehende Wanderwege oder Touristenwege ausgewiesenen Wegstrecken im vorgegebenen Netz der Wirtschaft und örtlichen Kommunikation im Gelände konkret zusammen und wo waren neue Verbindungen auszubauen oder zu schaffen? Dieses sehr differenzierte Bild geht aus den Darstellungen der Markierungen oder den Wanderkarten nicht hervor, wohl aber aus den wegweisenden Routenbeschreibungen der frühen Reise- und Wanderführer und im Detail sicher auch aus den Arbeitsberichten der Wegewarte in manchen Vereinsarchiven. Viele der in den frühen Führern beschriebenen Wegestrecken waren oft auch noch gar nicht als markierte Wanderwege der Vereine aufgenommen, nur vorläufig markiert, aber noch nicht in einer Systematik gezeichnet. Die beschriebenen Routen waren aber durchaus in vielen Fällen schon Vorstufen einer späteren Ausweisung.

Die vielen verschiedenen, in den Wegbeschreibungen erster Wanderführer genannten Bezeichnungen vorgegebener Wegezüge lassen sich nach ihren Eigenschaften und Funktionen typisieren und vermitteln so ein anschauliches Bild von der konkreten Vielfalt der als zusammenhängende Linienführungen ausgewiesenen Wanderrouten. Dahinter steht eine umfangreiche Durchsicht von Wanderführern verschiedenster Mittelgebirge der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, vornehmlich von den Vereinen selbst. Eine Differenzierung der genutzten Trassenabschnitte bezieht sich auf die Größenordnung und Art der Nutzbarkeit (Ordnungsklassifikation), auf markante Linienführungen, auf den Wegezustand, auf eine primär vorgegebene Funktion, auf eine eventuelle historische Bedeutung, auf eine Bewertung für eine Nutzung als Wanderweg und letztlich auch auf einen touristischen ästhetischen Erfahrungswert.

In der Rangordnung der Trassen werden Straße, Chaussee, Landstraße, Fahrstraße oder Fahrweg, Landweg, Fußweg, Fußsteig oder Fußpfad genannt. Ausdrücklich wird oft auf eine mögliche Meidung von Straße und Chaussee hingewiesen, mit dem Angebot alternativer Fußwege. Linienführungen werden mit geradeaus, Abzweigung rechts und links, stark oder schwach ansteigend, »Niveauweg« oder Hangweg, Kreuzweg oder Querweg wie auch Zickzackweg und Serpentine angegeben. Auf den Zustand weisen Hohlweg, gut begangen, glatt getretener Fußweg, rasiger/grüner Weg, Rasenweg, Wald- und Feldweg, Allee oder Schneise oder alte/neue Chaussee. Bemerkenswert ist, dass die Führung durch einen Hohlweg selten genannt ist, da doch ein großer Teil der alten Wirtschaftswege in den Wäldern als Hohlwege ausgeprägt ist, die aber schon im Verfall begriffen und für eine Begehung im Wandern nicht mehr geeignet waren.

Auf primäre Funktionen wird hingewiesen mit Kirchweg oder Pfarrstiege, Waldstraße, auch im Sinne von Holzabfuhrweg, Reitweg, Fußweg im Sinne von Wanderweg, wobei von den Holzabfuhrwegen auch abgeraten wird, was heute auch zu einem gravierenden Problem geworden ist. Einschlägig sind die spezifischen Benennungen als Promenadenweg im Sinne von Spazierweg oder Touristenweg als eines bevorzugt gestalteten und ausgewiesenen Wanderweges.

Hilfreich für den Wanderer sind auch Hinweise in den Führern auf Bewertungen einer Nutzbarkeit: Lehmiger Hohlweg, nach Regen schlecht zu gehen – gute Chaussee, etwas sonnig – meist schattig oder schattiger Weg – steiler oder bequemer Weg – besonders begangener Weg- eine Lieblingsroute, an Sonntagen im Hochsommer jedoch oft überfüllt.

Interessant ist, dass eine Beschattung besonders positiv hervorgehoben wird, der in dieser Zeit mit den begleitenden Baumbepflanzungen – vor allem an Chausseen – auch gezielt nachgekommen wird.

Bemerkenswert ist, dass schon Ende des 19. Jahrhunderts auch auf eine Nutzung mit dem Fahrrad hingewiesen wird: »auch für Radfahrer fast immer gut fahrbar und ohne bedeutende Steigungen« oder auch: »für Radfahrer nicht zu empfehlen«. Einen Tourismus mit dem Rad hat es bereits Ende des 19. Jahrhunderts gegeben, organisiert in den »Gauverbänden des Deutschen Radfahrerbundes« und den »Konsulaten der Allgemeinen Radfahrer-Union«, wobei auch eine sehr spezifische »Deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer« in Sektionen

(Teilblättern) für den ganzen deutschen Raum verfügbar war (vgl. Deutscher Radfahrerbund). Allgemein fehlen jedoch in den Wanderführern und dem Interesse der Wandervereine bis in jüngere Zeit Hinweise für einen Fahrradtourismus, ganz abgesehen von eigenen Fahrradwegen.

Es fehlt zudem auch nicht an touristisch ästhetischen Bewertungen der Wegstrecken: Malerisch – romantisch – schöne alte Chaussee – herrlicher Ausblick – Lieblingsroute, aber auch: wenig Schatten – ohne Aussicht. Aussichten vom Wege aus finden oft eine systematische Beachtung, ein Hinweis darauf, neben den zahlreichen Aussichtspunkten und von den Vereinen errichteten Aussichtstürmen, dass die visuelle Wahrnehmung der schönen Natur im Ausblick und Überblick ein zentrales Anliegen der Wanderbewegung und Leitmotiv der Auslegung von Wanderrouen gewesen ist.

Mit den Ausblicken eingefangen werden »prächtige Aussichten« – »herrliche Blicke ins Tal« – »anmutige Berggestalten und schöner Baumwuchs« und »alte Bäume von seltener Schönheit« – »aussichtsreiche Bergwiesen« oder »schönes Vieh auf der Weide mit harmonischem Geläute« (Harz 1907).

#### 14 Die Relikte historischer Wirtschaftswege und historische Wegstrecken im Zusammenhang der Wanderwege

Die eigentliche historisch-geographische Forschungsfrage und -aufgabe in historisch-landeskundlichem wie auch anwendungsorientiertem Sinne ist zu richten auf die historische Entwicklung der Linienführungen und Wegetrassen im Wandel ihrer Gestalt und Funktion. Schriftliche Belege, besonders aber eine Geländeforschung sind hier anzuwenden. Vor allem die vielfältig vorhandenen Relikte alter Trassen, meist in der Form von Hohlwegen oder Hohlwegbündeln, lassen die Geschichte der Waldnutzung und der Walderschließung in ihren einzelnen Epochen vor Ort erkennen, was letztlich auch touristisch am Wanderweg zu vermitteln ist. Wandern heißt auch in der Landschaft beobachten, wahrnehmen und spurensuchend zu erkennen und das Gesehene zur Sprache zu bringen von dem aus, was auf und am Wege liegt. Die historische Funktion, das Alter von Wegezügen im Wald findet selten einmal bei der frühen Ausweisung der Wanderwege und den umfangreichen Unterlagen der Wegekommisionen der Wandervereine eine Erwähnung, obgleich die Wanderwege zu einem großen Teil Linienführungen älterer Wirtschaftswege folgen, auch nicht in den frühen Reiseführern oder den modernen touristischen Erläuterungen am Wege. Erschließen lässt sich diese historische Dimension jedoch mit manchen in den Quellen nachweisbaren oder noch erhaltenen Wegebezeichnungen (Jagdstieg, Kohlweg, Holzweg, Sägemühlenweg, Triftweg, alte Chaussee). Dazu gehören auch frühe richtungsweisende Namen alter ortsverbindender Fußwege und Stege. Erkennbar werden ältere Wegezüge auch in spezifischen älteren Linienführungen: Frühe Kammwege, steile Zubringer, ewige Hangwege, Wegespinnen oder Sterne, Wege an Hanggräben (der montanen Wasserwirtschaft (Schmidt 1997) oder die Waalwege einer Bewässerung in Südtirol (vgl. Bodini 1993; Menara 2012)). Sichtbar und historisch einzuordnen

sind erhaltene Trassenreste in ihrer Form und Gestalt: Verlassene Hohlwege und Hohlwegbündel, eingetiefte Pfade und Schleifwege, Aufdämmungen, alte Wasserabschläge und verkehrsbedingte Erosionsschäden, alte Schotterungen und Pflasterungen früherer forstlicher Fahrwege mit Randleisten, am Wege liegende Schürfungen für Wegeschotter, wegbegleitende Dämme aus dem Naturwege ausgeschachteter Lockermaterialien, Wegeführungen auf ehemaligen Bahntrassen u.a. Frühe Grenzsteine an Grenzwegen und frühe wegweisende Steine sind historische Wegbegleiter.

Als historische Wegerouten nacherlebte Wanderstrecken (oldway wanderers) sind vor allem die beiden Trassen des Pilgerweges nach Santiago de Compostela in ihrem Verlauf im nördlichen Spanien bekannt. Hierzu gehören auch der Ridgeway oder der Icknield Way in England (*Godwin u. Anderson 1975; Thomas 1913*) und manche anderen Strecken, eindrucklich erlebend und besinnlich beschrieben in den schriftstellerischen Darstellungen (walker writers) von *Macfarlane (2013a; 2013b; 2016)*. In Rom und seinem Umfeld kann man sich mit Römern und ihrer Alltagswelt auf den Weg machen (vgl. *Schreiber 1985; Esch 2004*). In Deutschland lassen sich in ähnlicher Weise manche historischen Strecken im originalen Verlauf und erhaltenen Wegetrassen hinstellen: einige Rennsteige (*Scheibe 1996*), – die alten Querungen des Harzes; Alte Harzstraße (*Spier 1983*), Kaiserweg, Trockweg – Querungen des Thüringer Waldes (*Eberhard 2012; Köhler 2013*) – die alte Querung des Spessarts: Birkenhainer Straße – der Goldene Steig und der Kulmersteig nach Böhmen – der Ochsenweg (Heerweg) im Schleswig-Holstein und Jütland (*Hill u. Zich 2002*). Geschichte und Nachleben dieser historisch erlebbaren Strecken sind allerdings literarisch und kulturhistorische noch nicht recht entdeckt und nachempfunden. In der Schweiz hat die Vereinigung »Via Storia« ein Netz Historischer Kulturwege als Wanderwege erarbeitet, in die wesentlich original erhaltene oder rekonstruierte Strecken im »Langsamverkehr« integriert sind (*Hügli 2010*). Diese landesweite Initiative ist im Konzept vorbildlich.

## 15 Wegenamen und Namengebungen im Wanderwegenetz

Die werdenden und geschaffenen Erholungslandschaften entstanden nicht nur durch die Auslegung einer sichtbaren und zu nutzenden neuen und flächenhaften Infrastruktur, sondern es erfolgte auch eine eigene sprachliche Erschließung der Landschaft, einer touristischen Landschaft. Es wird ein appellatives benennendes Wortgut in der Form von Eigennamen (hier besonders Wegenamen: Hodo-Toponyme) über die Landschaft gelegt. Dieser neuen touristischen Sprachlandschaft sind schon weit ältere Namensschichten vorausgegangen, bezogen auf Naturerscheinungen, sowie auf Landschaftselemente der Siedlung und Wirtschaft, besonders der Forstwirtschaft und Forstorganisation. Die sprachliche Neuerschließung im Zuge der Entwicklung zu einer Erholungslandschaft, die kreative Schöpfung von Traditionen in der sprachlichen Markierung von Örtlichkeiten im konkreten Zusammenhang mit touristischen Nutzungen ist vor allem festgemacht an touristischen Wegen, dem Wanderwegenetz, an Rastplätzen und Aussichts-

punkten sowie an touristisch merkwürdigen Erscheinungen am Wege. Örtlich fixierte Nennungen erfolgen von Namengebern, die am Tourismus und seiner Entwicklung vornehmlich beteiligt sind: Die Wandervereine mit ihren Sektionen, die Wirte und Herbergen wie auch die heutigen Tourismusorganisationen in ihrer Werbung, die Grundherren und letztlich die Touristen selbst. Benannt wird nach dem touristischen Zielort, dem Sitz einer wegebaufördernden Sektion (Hannoverscher Stieg, Göttinger Weg u. a.) oder nach führenden Persönlichkeiten der Wandervereine, nach landschaftsbezogenen Schriftstellern, nach bedeutenden Reisenden oder Gästen (Goetheweg, Heineweg, Lönsweg), nach Pionieren der Regional- und Naturforschung, von den Grundherren mit Vornamen ihrer Familienangehörigen und oft von den frühen bürgerlich belebten Touristen nach Sagengestalten oder »launigen« Einfällen: »Manche Wege und Pfade im Bückeburger verdanken Scherzen und launigen Einfällen ihren Ursprung«: Hier »Tugendpfad«. Kreativität des einzelnen bringt hier – bezeichnend und tradierend – neue Landschaften hervor, jedenfalls ins Bewusstsein.

Markant ist das Beispiel der Grafen von Stolberg-Wernigerode, sicher nicht das einzige, die als bedeutende Territorialherren im Harz wesentlich an der touristischen Entwicklung und am Wegebau beteiligt waren und in breiter Streuung Wege und weg begleitende Anlagen mit den Vornamen ihrer Familienangehörigen belegten.

Hier erfolgte die Inbesitznahme und Markierung eines Territoriums im Zuge der Entwicklung einer Erholungslandschaft, motiviert von Familientraditionen und Besitzansprüchen, tradiert in die touristische Öffentlichkeit. Subjektive Motivationen werden hier sprachlich landschaftsprägend. Die sprachliche Erschließung der Erholungslandschaft ist an historische Bedingungen, an die frühe Phase touristischer Entwicklung gebunden, es ist in diesem Sinne eine Schöpfung von »Landschaft«, hier der Erholungslandschaft. Diese Sprachlandschaft fordert zu einer wissenschaftlichen Analyse heraus, die Vorgänge eines funktionalen Landschaftswandels beleuchtet. Der individuelle Vorgang und der räumliche Bezug der Benennung ist der Ausgangspunkt und muss von den historischen Gegebenheiten und historisch gebundenen Motivierungen hergesehen werden bzw. erschließt diese in der Fragestellung und Analyse. Die Sächsische und Fränkische Schweiz aber auch der Odenwald und die Eifel wären hier einschlägige regionale Beispiele.

## 16 Übergang in die Nachfolgeentwicklung der gründerzeitlichen Wanderwegenetze der Gebirgsvereine

Wege bedürfen einer kontinuierlichen Nutzung und Wartung, Wanderwegenetze im speziellen bedürfen eine stetige Auffrischung von Wegweisern und Markierungen. Die beiden Weltkriege waren nicht nur in dieser Hinsicht drastische Rückschläge in der Vereinstätigkeit, was in jeder Vereinschronik deutlich wird: im Ersten Weltkrieg Rückgang der Mitglieder und Stagnation aller Vorhaben und eines Tourismus als solchem, im Zweiten Weltkrieg und im Osten Deutschlands auch danach

Vereinsverbot, was allgemein zu einem oft nicht wieder aufgehobenen Verfall und einem überall mühevollen Neuanfang herausforderte. Die Wegebezeichnungen gingen verloren, Wegeführungen wurden aufgegeben, Aussichtspunkte wuchsen zu, Aussichtstürme und Schutzhütten verfielen, weg begleitende Einrichtungen verschwanden. Die recht vollständigen Nachweise des Bestandes an Wegen und geschaffene Einrichtungen ließen bei einer mit heute vergleichenden Analyse ein betrübliches Bild eines Wüstungsprozesses und Verlustes erkennen. Gleiches gilt auch für die einst zahlreichen Ausflugslokale mit ihren zugehörigen Wanderwegen im Umkreis der Städte, ein zeitbedingtes Phänomen eigener Art.

In jüngerer Zeit führten Autoverkehr, Verbreiterungen der Wege und Zerstörungen der Trassen durch Maschineneinsatz der Forstwirtschaft (Raupeneinsatz seit den 1960er Jahren, Harvester seit den 1990er Jahren), notwendige Umlegungen von Wegführungen und Sperrungen im Rahmen eines Naturschutzes sowie Überlastungen, Müll und Vandalismus zu vielen neuen Schwierigkeiten in der Bewahrung erholbarer und genussreicher Wanderwege im ursprünglichen Sinne der Wandervereine.

Eine durchorganisierte Fremdenverkehrswerbung sorgt heute für eine massive Konzentration und Besucherlenkung der Touristenströme und Wandergruppen, auf Kulturstraßen, Fernwanderwegen, Pilgerwegen, neuen Erlebniswegen sowie Kulturpfaden und Lehrpfaden verschiedener Art. Hier hat eine moderne Wende eingesetzt, die das alte Wanderwegenetz in den Hintergrund treten lässt und die in der Anlage ihrer Raumwirksamkeit ein eigenes Problemfeld darstellt, das hier nicht – zumal in einem historisch-geographischen Forschungskontext – zu behandeln war.

Es bleibt die Erkenntnis, dass die Gebirgs- und Wandervereine mit ihren engagiert hervortretenden Akteuren in ihrer organisierten und bewussten raumwirksamen Tätigkeit die wesentliche innovative Grundlage für die Entwicklung eines Tourismus in den Mittelgebirgen als Erholungsräume geschaffen haben. Die Wanderwegenetze mit ihren Markierungen und die Errichtung weg begleitender und landschafterschließender Ziele und Einrichtungen hat eine tragfähige touristische Infrastruktur geschaffen, was auch heute nicht zu verkennen ist. Der Versuch eines Überblicks über diese Epoche einer Innovation mag dazu anregen, vertiefende problemorientierte Untersuchungen anzustellen, über regionale Fallstudien hinaus, auf der Ebene einer vergleichenden historisch-geographischen Grundlagenforschung.

## 17 Schlussbetrachtung

Ein Grundelement des Menschen ist die Mobilität, die Bewegung im Raum, in einer Umwelt. Dazu gehört das Gehen, der »*Ausgang*«, das Laufen, Spazieren, Promenieren und Wandern, bis hin zum Fernwandern. Dies wurde seit dem 18. Jahrhundert und dann besonders im 19. Jahrhundert, der Epoche des beschleunigenden Fahrens, als Gegenbewegung gesucht und gesellschaftlich differenziert perfektioniert. »*Gehen*«, »*geht doch!*« – dies wird besonders heute erneut

angemahnt, praktisch und literarisch, psychologisch und philosophisch, auch rückgreifend in das 19. Jahrhundert, hervortretend in England: “*ways of walking were also ways of thinking*” (vgl. *Borrow* 1862; *Hudson* 1909; *Warneken* 1989; *Clark* 2000; *Minshull* 2000; *Solnit* 2000; *Ingold u. Vergunst* 2008; *Evans* 2009; *Macfarlane* 2015; 2016; *Hauser* 2018).

Das Gehen, Spazieren und Wandern motivierte zu Abstand vom Alltag, zu Weite und Befreiung aus einer Enge, wurde empfunden als Selbstfindung, Besinnung und Weg nach innen, regte an zu eigener Beobachtung, Wahrnehmung und Entdeckung, zu Erlebnis, Spurensuche und Naturverbundenheit. Das Wandern führte zu ästhetischer Erbauung, sowie malerischen Empfindungen durch umfassende Ausblicke in die Landschaft und Ferne.

Hierhin führten die Wegebahnen als zu schaffende und gegebene Landschaftselemente (*Hasenkamp* 1925), die Spur, der Pfad, der Weg, die Trasse, die Furt, der Damm, die Brücke. Der Weg fand im Laufe des 19. Jahrhunderts im Rahmen von Freizeit und Erholung eine kulturell-gesellschaftliche Ausdifferenzierung, in Spazierweg, Promenade, Boulevard, Allee, in gezeichnetem Wanderweg und bei der Jugend auch ungebahnte Pfade in der freien Natur. Der Weg wurde zum Ziel, zum menschlichen und kulturellen sowie seelischen Bedürfnis. Heute werden Fußwanderungen und Fernwanderungen wieder neu entdeckt (*Brenner* 2014).

Historisch-geographische Wegforschung entfaltet mit den Wegen der Erholungslandschaft – besonders den Wanderwegen – einen breiten Fächer an kulturell-landschaftlichen und gesellschaftlichen Fragestellungen, Erkenntnissen wie auch gesellschaftlichen Zusammenhängen.

## Summary

Structure and development of a touristic hiking trail network in the German middle mountain areas – enclosure and change of the recreational landscapes

The touristic discovery and development of the middle mountain areas in Germany by a fundamental creation of hiking trail networks at the end of the 19<sup>th</sup> century was a regionally significant innovation process. Significant in this matter were the establishment and activities of regional hiking-/ walking- and mountain-associations in the context of a general social movement to establish associations. Based on the associations' reports and especially the first hiking guides, which were published by the associations themselves, touristic development and observation of the Forest Mountains were illustrated for the first time. The following points belong to the historic geographical research approaches used:

- specific sources, which have to be developed in the research process;
- the foundation, structure and tasks of the hiking- and walking associations and their predecessors
- questions allowing for comparison throughout Europe
- Route/ paths and small road networks of urban recreation areas: promenades, alleys, “*Sommerfrischen*”
- the guidelines of existing forestal roads

- the road commissions and the associations' supervisors for the mapped trails and paths (Wegewarte)
- concepts of the routes, shape of the marking of the hiking trails and paths
- destinations and starting points of the hiking trails, loop roads
- relicts of old roads in relation to their significance for the hiking networks
- names of the routes, paths, roads and touristic naming
- the transition to the modernisation of the hiking trail networks

The article encloses further research about regionally significant actors and measures in developing and shaping touristic landscape areas and trails/ paths/ roads in past and present.

## Literatur

- Albrecht, Wolfgang u. Kertscher, Hans-Joachim [Hrsg.] (1999):* Wanderzwang – Wanderlust. Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung. – Tübingen (Hallische Beiträge zur europäischen Aufklärung, 11).
- Althaus, Hans-Joachim (1999):* Bürgerliche Wanderlust. Anmerkungen zur Entstehung eines Kultur- und Bewegungsmusters. – In: Albrecht, W. u. Kertscher, H.-J.: Wanderzwang – Wanderlust. Tübingen, S. 25–43.
- Arnold, Christoph (1809):* Das Neue Dresden. Ideen zur Verschönerung dieser Stadt. – Dresden.
- Ast, Hiltraud (1990):* Sommerfrische der Kaiserzeit. Die großbürgerliche Sommergesellschaft und ihre einheimischen Gastgeber. – Begegnung zweier sozialer Schichten. Augsburg.
- Aufsess, Hans Max von (1973):* Ebermannstadt – die Eingangspforte zur Fränkischen Schweiz. – Würzburg.
- Barthelmeß, Alfred (1972):* Wald. Umwelt des Menschen. Dokumente zu einer Problemgeschichte von Naturschutz, Landschaftspflege und Humanökologie. Darin Kap. 8: Forstästhetik. – Freiburg (Orbis Academicus, 2/1), S. 135–174.
- Bausinger, Hermann (1995):* Bürgerliche Massenreisen um die Jahrhundertwende. – In: Gyr, Ueli [Hrsg.]: Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Zürich, S. 131–148.
- Bayerischer Wald-Verein [Hrsg.] (1906):* Die Sommerfrischen des bayerischen Waldes. – O.O.
- Bernatzky, Aloys (1960):* Von der mittelalterlichen Stadtbefestigung zu den Wallgrünflächen von heute. Ein Beitrag zum Grünflächenproblem deutscher Städte. – Berlin.
- Bodini, Gianni (1993):* Wege am Wasser – Südtiroler Waale. – Lana.
- Boockmann, Hartmut; Esch, Arnold; Heimpel, Hermann u.a. [Hrsg.] (1972):* Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. – Göttingen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 1).

- Borrow, George (1862):* Wild Wales. – London, repr. 1977.
- Brenner, Peter J. (2014):* Fußwanderungen durch Deutschland. Die Wiederentdeckung einer Reiseform um die Jahrtausendwende. – In: Brückner, Leslie u.a. [Hrsg.]: Literarische Deutschlandreisen nach 1989. Berlin, S. 102–131.
- Brinkmann, Kurt (1979):* Historisches zur Wegemarkierung im Taunus. – Frankfurt a.M. (Broschüre, 17 S.).
- Bundesamt für Straßen (ASTRA) (2008): Bau und Unterhalt von Wanderwegen. Handbuch. – Bern (Vollzugshilfe Langsamverkehr, 9).
- Bundesamt für Straßen (Schweiz) (2008): Erhaltung historischer Verkehrswege: Technische Vollzugshilfe. – Bern.
- Clark, Thomas A. (2000):* “In praise of walking”, in distance and proximity. – Edinburgh.
- Conway, Hazel (1991):* People’s Parks. The design and development of Victorian Parks in Britain. – Cambridge.
- Conze, Werner (1960):* Der Verein als Lebensform des 19. Jahrhunderts. – In: Die Innere Mission 50, S. 226–241.
- Däumel, Gerd (1961):* Über die Landesverschönerung. – Geisenheim.
- Dann, Otto [Hrsg.] (1984):* Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. – München (Historische Zeitschrift, Beiheft NF9).
- Denecke, Dietrich (1992):* Siedlungsentwicklung und wirtschaftliche Erschließung der hohen Mittelgebirge in Deutschland: Ein historisch-geographischer Forschungsüberblick. – [mit umfangreicher Literatur]. – In: Siedlungsforschung 10, S. 9–47.
- Denecke, Dietrich (2013):* Funktionale Bezüge von Verkehrsnetzen. Linienführungen und Wegetrassen in vorindustrieller Zeit: Ein systematischer Überblick. – In: Fischer, T. u. Horn, H. G. [Hrsg.]: Straßen von der Frühgeschichte bis in die Moderne. Wiesbaden, S. 169–215.
- Deutscher Radfahrerbund und Allgemeine Radfahrer-Union (o.J.): Deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer, mit Führerbeilage. – Verlag Mittelbach, Leipzig.
- Eberhard, Wolfgang (2012–2014):* Thüringer Altstraßen und Wege im Mittelalter. 3 Bde. – Langensalza.
- Esch, Arnold (2004):* Römische Straßen in ihrer Landschaft: Das Nachleben antiker Straßen um Rom mit Hinweisen zur Begehung im Gelände. – Mainz.
- Evans, Chris (2009):* Grounding knowledge, walking land. – Cambridge.
- Fährmann, Sigrid (2001):* Der Göttinger Verschönerungsverein. Ein Beispiel bürgerlicher Schönheitsauffassungen und ihrer Umsetzung im 19./20. Jahrhundert. – In: Brednich, Rolf Wilhelm u.a. [Hrsg.]: Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster, S. 415–425.
- Fausser, Markus (1802):* Die Promenade als Kunstwerk. Karl Gottlob Schelles Theorie des Spaziergangs. – In: Nachwort zu Karl Gottlob Schelle: Die Spaziergänge oder die Kunst spazieren zu gehen. Leipzig, Neudruck Hildesheim 1990, S. 285–312.
- Fröhlich, Hans (1985):* Aussichtstürme im Sauerland und Siegerland. – Münster.
- Funck, Anton (1916):* Anregungen zur Wegebezeichnung im Taunus. – In: Taunusklub-Monatsblatt Jg. 1916, H.1.
- Gebhardt, Lutz (1998):* Rennsteigwanderung. Auf Deutschlands bekanntestem Höhenweg. – Ilmenau (Grünes Herz-Verlag für Tourismus)
- Godwin, Fay; Anderson J.R.L. (1975):* The oldest road: An exploration of the Ridgeway. – London.
- Haas, Hanns (1992):* Die Sommerfrische – Ort der Bürgerlichkeit. – In: Stekl, Hannes u.a. [Hrsg.]: Durch Arbeit Besitz, Wissen und Gerechtigkeit. Bürgertum in der Habsburger Monarchie, Bd. 2, Wien, S. 364–377.

- Habel, Hubertus (1985):* Das Teutsche Paradeiß. Landschaftsentdeckung und Tourismus im Fichtelgebirge. – Wunsiedel.
- Hagel, Jürgen (1986):* Stuttgart vor 125 Jahren. Jubiläumsschrift des Verschönerungsvereins der Stadt Stuttgart 1861–1986. – Stuttgart.
- Hagel, Jürgen (1987):* Zur Geschichte der Verschönerungsvereine in Südwestdeutschland. – In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 46, S. 351–367.
- Hajós, Géza [Hrsg.] (2007):* Stadtparks in der österreichischen Monarchie 1765–1918. Studien zur bürgerlichen Entwicklung des urbanen Grüns in Österreich, Ungarn, Kroatien, Slovenien und Krakau aus europäischer Perspektive. – Wien.
- Hammer, Hermann u. Schult, Julius (1940):* Vereinfachung der Wegebezeichnung im ganzen Reiche. Anhang: Richtlinien und Anleitung zur Wegebezeichnung des SGV. – Iserlohn.
- Hanstein, Udo (1972):* Die Eignung von Waldrändern für die Erholung. – In: Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung 76, Hannover, S. 71–76.
- Harnisch, Hans Dieter (1986):* Das Wanderwegenetz des Harzklubs im Wandel der Zeiten. – In: Unser Harz 34, S. 143–147.
- Hasenkamp, Georg (1925):* Die Wege als Erscheinungen im Landschaftsbild. – Diss. Freiburg.
- Hauser, Uli (2018):* Geht doch! Wie nur ein paar Schritte mehr unser Leben besser machen. – München.
- Heller, Hartmut (1982):* Hinaus ins Nürnberger Land. Die Entwicklung des Tourismus im Gebiet Frankenalb. – In: Pfeiffer, Eckhardt [Hrsg.]: Nürnberger Land. Hersbruck, S. 179–192.
- Hertel, Ludwig (1899, 1907):* Die Rennsteige und Rennwege des deutschen Sprachgebietes. – O.O.
- Hill, Thomas u. Zich, Bernd u.a. (2002):* Von Wegen. Auf den Spuren des Ochsenweges (Heerweg) zwischen dänischer Grenze und Eider. – Flensburg.
- Hudson, William H. (2010):* Afoot in England. 1909. – Oxford.
- Hügli, Andreas; Niederhäusern, R. von u. Steiger, A. von (2010):* Unterwegs auf Kulturwegen. Lehrmittel für den fächerübergreifenden Unterricht. – Bern.
- Ingold, Tim u. Vergunst, Jo Lee [eds.] (2008):* Ways of walking. – Aldershot.
- Jacsman, Janos (1971):* Zur Planung von stadtnahen Erholungswäldern. – Diss. ETH Zürich.
- Kammerhofer-Aggermann, Ulrike [Hrsg.] (2002):* Ehrenamt und Leidenschaft. Vereine als gesellschaftliche Faktoren. – Salzburg 2002 (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 12).
- Kleinmanns, Joachim (1999):* Schau ins Land – Aussichtstürme. – Marburg.
- Kloss, Günter (1997):* Bismarck-Türme und Bismarck-Säulen: Eine Bestandsaufnahme. – Petersberg.
- Knoll, Gabriele M. (2016):* Handbuch Wandertourismus – für Ausbildung und Praxis. (bes. Kap. 4: Wanderparadiese anderswo – Blicke über die Grenzen, S. 107–135). – München.
- Köck, Christoph (1994):* Die Entdeckung des Sauerlandes. Zur kulturellen Symbolik einer Region. – In: Baumeier, Stefan; Köck, Christoph [Hrsg.]: Sauerland. Facetten einer Kulturregion. Detmold, S. 10–33.
- Köhler, Michael (2013):* Thüringer Triften und Trassen. Frühe Wege in den Landschaften zwischen Werra und Weißer Elster. – Golmsdorf.
- König, Gudrun M. [Hrsg.] (1996):* Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850. – Wien.

- Kracht, Hugo (1909)*: Führer durch das von der Hauptwegekommision des Sauerländischen Gebirgsvereins (SVG) aufgestellte Hauptwegenetz – mit einer Übersichtskarte und einer Spezialkarte. – O.O.
- Krause, Karl u. Christian Friedrich (1883)*: Die Wissenschaft von der Landverschönerungskunst. Ms.: 1832. Hrsg. von P. Hohlfeld u. A. Wünsche. – Leipzig.
- Kreuschmer, Peter (1744)*: Peter Kreuschmers oeconomische Vorschläge, Wie das Holtz zu vermehren. Die Straßen mit schönen Alleen zu besetzen, in gerade Linien ... – Halle.
- Kronenwett, Heike [Red.] (2005)*: Die Lichtentaler Allee im Wandel der Zeit. Ausstellung Baden Baden 2005/06. – Baden Baden.
- Lawrence, H.W. (1988)*: Origins of the tree-lined Boulevard. – In: *Geographical Review* 78, 4, S. 255–374.
- Lehner, Wilhelm (1924)*: Die Eroberung der Alpen. – Leipzig.
- Leonardi, Andrea u. Heiss, Hans [Hrsg.] (2002)*: Tourismus und Entwicklung im Alpenraum, 18.–20. Jahrhundert. – Innsbruck.
- Macfarlane, Robert (2013)*: The old ways: A journey on foot (besonders. Kap. 1.1 u. 1.2, S. 3–33). – London.
- Macfarlane, Robert (2013)*: Holloway. – London.
- Macfarlane, Robert (2016)*: Alte Wege (Übersetzung aus dem Englischen). – Berlin.
- Mälzer, Gottfried (1992)*: Die Entdeckung der Rhön. – In: Rhönklub e.V. Fulda [Hrsg.]: Die Rhön. Land im Herzen Deutschlands. Fulda, S. 19–23.
- Mai, Andreas (2003)*: Die Erfindung und Einrichtung der Sommerfrische. Zur Konstituierung touristischer Räume in Deutschland im 19. Jahrhundert. – Diss. Leipzig (masch.).
- Mai, Andreas (2004)*: Touristische Räume im 19. Jahrhundert. Zur Entstehung und Ausbreitung von Sommerfrischen. – In: Werkstatt Geschichte 36, S. 7–23.
- Martin, Andreas (1999)*: Der Fremdenverkehr in der Sächsischen Schweiz. Zu offenen Fragen der Entdeckung und Entwicklung einer touristischen Landschaft. – In: *Volkskunde in Sachsen* 7, S. 89–115.
- Martin, Andreas (2001)*: Fokussierte Landschaft. Aussichtstürme in der Sächsischen Schweiz. – In: Brednich, Rolf Wilhelm u.a. [Hrsg.]: Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster, S. 177–188.
- Menara, Hanspaul (2012)*: Südtiroler Waalwege. 40 schöne Wanderungen. – Bozen.
- Minshull, Duncan [ed.] (2000)*: The vintage book of walking. – London.
- Moir, Esther (1964)*: The discovery of Britain. The English tourists 1540–1840. – London.
- Nehring, Dorothea (1979)*: Stadtparkanlagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Landschaftsgartens. – Hannover (Geschichte des Stadtgrüns, 4).
- Noll, Thomas (2012)*: Das fast allen Menschen beywohnende Wohlgefallen an schoenen Aussichten. Zur Theorie der Landschaftsmalerei um 1800. – In: Noll, T.; Stobbe, U.; Scholl, C. [Hrsg.]: Landschaft um 1800. Göttingen, S. 27–59.
- Oettermann, Stephan (1980)*: Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums. – Frankfurt a.M.
- Oxenius, Katharina (1992)*: Vom Promenieren zum Spazieren. Eine ethnographische Studie Pariser Gärten. – Tübingen (Untersuchungen des Ludwig-Uhland Instituts, 79).
- Pfetsch, F.R. [Hrsg.] (1975)*: Innovationsforschung als multidisziplinäre Aufgabe. – Göttingen (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jahrhundert, 14).
- Pimlott, J.A.R. (1947)*: The englishmen's holiday: A social history. – London.
- Prein, Philipp (2005)*: Bürgerliches Reisen im 19. Jahrhundert. – Münster [zum »Panorama«: S. 119–152].

- Reichler, Claude (2005):* Entdeckung einer Landschaft. Reisende, Schriftsteller, Künstler und ihre Alpen. – Zürich.
- Rippinger, Manfred (2012):* Das Wegemanagement des Eifelvereins. 115 Jahre Erfahrung im Pflegen und Markieren von Wanderwegen zahlt sich aus. – In: Eifel Jahrbuch, S. 176–183.
- Rosner, W. [Hrsg.] (1994):* Sommerfrische. Aspekte eines Phänomens. – Wien.
- Rügner, Walter (o.J.):* Parke und wandere: 62 Fußwanderungen für Autofahrer entlang der Weinstraße und im Naturpark Pfälzerwald. – Mannheim.
- Ruppert, Kurt (1960):* Der Stadtwald als Wirtschafts- und Erholungswald. – München.
- Salisch, Heinrich von (1885, 1902):* Forstästhetik. – Berlin.
- Sauermann, Dietmar [Hrsg.] (1990):* Gute Aussicht: Beiträge und Bilder aus der Frühzeit des Fremdenverkehrs im Sauerland. – Rheda-Wiedenbrück.
- Scheibe, Wolfram u.a. (1996):* Rennsteigwanderung. Auf Deutschlands bekanntestem Höhenweg. Wanderführer. – Ostfildern.
- Schelle, Karl Gottlob (1802):* Der Spatziergang oder die Kunst spazieren zu gehen. – Leipzig.
- Schmidt, Martin (1997):* WasserWanderWege. Ein Führer durch das Freilichtmuseum Kulturdenkmal Oberharzer Wasserwirtschaft. – Clausthal-Zellerfeld.
- Schrauth, Ludwig (1967):* Die Kennzeichnung der Wanderwege im Odenwald. – Mosbach.
- Schreiber, Hermann (1985):* Auf Römerstraßen durch Europa. – München.
- Schweizerische Eidgenossenschaft, Bundesamt für Straßen (ASTRA) (1992): Richtlinien für die Markierung der Wanderwege. – Bern (Vollzugshilfe Langsamverkehr, 1)
- Schweizerische Eidgenossenschaft, Bundesamt für Straßen (ASTRA) (2008): Signalisation Wanderwege. – Bern (Vollzugshilfe Langsamverkehr, 6)
- Seibert, Ludwig (1889/1901):* Die Grundsätze des Odenwaldklubs über Wegemarkierung. – Darmstadt.
- Solnit, Rebecca (2000):* Wanderlust: A history of walking. – London.
- Spier, Heinfried (1983):* Die Alte Harzstraße im Bereich der Goslarer Stadtforst: Geländeuntersuchung und -Auswertung. – Hornburg.
- Thomas, Edward (1913):* The Icknield Way. – London.
- Trinius, August (1899):* Der Rennstieg. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. – Minden.
- Urban, Leopold (2012):* Die Allee von Schönbrunn nach Laxenburg. Schicksal einer Geraden. – Wien.
- Viebig, Joachim (1999):* Die Erschließung des Eberbacher Waldes. Der Waldwegebau unter Oberförster Emil von Stetten. – In: Staatl. Forstamt Eberbach [Hrsg.]: Wälder im Odenwald -Wald für die Odenwälder. Dokumente aus 150 Jahren Eberbacher Forstgeschichte. Eberbach, S. 229–245.
- Wahl, Volker (1996):* Zur Geschichte der Rennsteigforschung. Ein Überblick. – In: Rennsteigverein e.V. [Hrsg.]: 100 Jahre Rennsteigverein 1896, o.O., S. 27–34.
- Warneken, Bernd Jürgen (1989):* Bürgerliche Gehkultur in der Epoche der Französischen Revolution. – In: Zeitschrift für Volkskunde 85, S. 177–187.
- Weiss, Richard (1934):* Die Entdeckung der Alpen. Eine Sammlung schweizerischer und deutscher Alpenliteratur bis zum Jahr 1800. – Frauenfeld.

## Vereinsgeschichte und Festschriften – eine Auswahl:

- Dreyer, Aloys (1909):* Der Alpinismus und der Deutsch-Österreichische Alpenverein: Seine Entwicklung – seine Bedeutung – seine Zukunft. – Berlin.
- Müller, Alfred M. (1979, 1980):* Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Vereinswesens. – Diss. Münster.
- Haller, Jörg (1995):* Wald Heil! Der Bayerische Wald-Verein und die kulturelle Entwicklung der ostbayerischen Grenzregion 1883–1945. – Grafenau (Regensburger Schriften zur Volkskunde, 11).
- Hauptvorstand des Eggegebirgsvereins e.V. [Hrsg.] (1990): Neunzig Jahre Eggegebirgsverein. Eine Chronik. – Bad Driburg.
- Weiß, Peter Josef (1973):* Der Eifeler und sein Verein 1888–1973. 85 Jahre Eifelverein. – Düren.
- Eifelverein [Hrsg.] (1988): Eifelverein (1988): Die Eifel 1888–1935. Zum 100-jährigen Jubiläum des Eifelvereins. – Düren.
- Schmid, Wolfgang [Hrsg.] (2013):* Festschrift 125 Jahre Eifelverein (1888–2013). 2 Bde. – Düren.
- Degen, Krell, Schmidt (1926):* Unser Frankenwald. Festschrift zur 50-Jahrfeier des Frankenwaldvereins 1926. – Kronach.
- Zeidler, Gottfried u. Werner M. Dienel (1978):* Erzgebirgsverein (1978) 100 Jahre Erzgebirgsverein 1878–1978. – Kirchberg/Jagst.
- Fichtelgebirgsverein [Hrsg.] (1988): 100 Jahre Fichtelgebirgsverein e.V. 1888–1988. – Bayreuth.
- Frankenwaldverein e.V. [Hrsg.] (1976): 100 Jahre im Dienste der Heimat, 1876–1976. [Frankenwaldverein]. – Helmbrechts.
- Thorwald, Friedl (1984):* 100 Jahre Waldclub Furth im Wald. – Furth.
- Odenwaldklub [Hrsg.] (1982): Hundert Jahre Odenwaldklub 1882–1982. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderbewegung. – Mosbach.
- Brauns, Eduard (1961):* 75 Jahre im Dienste des Wanderns und der Heimatpflege, 1886–1961: Die Geschichte des Hessisch-Waldeckischen Gebirgs- und Heimatvereins. – Melsungen.
- Rennsteigverein [Hrsg.] (1996): 100 Jahre Rennsteigverein 1896–1996. Die Mareile-Sonderausgabe. – Zapfendorf.
- Riesengebirgsverein e.V. [Hrsg.] (2010): 130 Jahre Riesengebirgsverein e.V. – Altdorf (Der Wanderer, Jg. 130).
- Ruhländer, Otfried (1988):* Der Sollingverein e.V. und sein Zweigverein Neuhaus im Solling: 100 Jahre im Dienst an der Heimat, 1888–1988. – Neuhaus.
- Saarwaldverein e.V. [Hrsg.] (1983): 75 Jahre Saarwald-Verein e.V. – Dienst an der Saarländischen Heimat. – Saarbrücken.
- Schwäbischer Albverein [Hrsg.] (1988): 100 Jahre Schwäbischer Albverein. – Jubiläumsausgabe der Blätter des Schwäbischen Albvereins Jg. 94, Nr. 3/4.
- Westerwald-Verein e.V. [Hrsg.] (1988): Die Wälder und ihr Verein. 100 Jahre Westerwald-Verein 1888–1988. – Montabaur (Buchreihe des Westerwald-Vereins, 11).
- Imm, Emil [Bearb.] (1958):* 75 Jahre Dienst an der Heimat 1883–1958. [Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine]. – Stuttgart.
- Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine [Hrsg.] (1983): Deutsches Wandern 1883–1983. – Weinsberg.

## Frühe Bereisungen, Wanderungen und Beschreibungen

- Bülow, Eduard von (1836)*: Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge (1835). Briefe und Novelle. – Leipzig.
- Blumenhagen, Wilhelm (1840)*: Wanderung durch den Harz. – Leipzig.
- Schweitzer, Carl S. (1852)*: Reisehandbuch für den Harz zur Vorbereitung für die Harzreise. – Berlin.
- Schulte, F. (1982)*: Studien zur Landschaftsbeschreibung in Harz-Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts. – In: Harz-Zeitschrift 34, S. 61–116.
- Brückner, Eduard (1885)*: Kleines Wanderbuch für Harzreisende. Mit einer Harz-Reisekarte und vielen Abbildungen. – Goslar.
- Blackburn, Henry (1873)*: The Harz Mountains. A tour in the toy country. – London.
- Hoff, Karl Ernst u. Jacobs, Wilhelm (1807–1812)*: Der Thüringer Wald, insbesondere für Reisende geschildert. – Gotha.
- Spieß, Balthasar (1867, 1897)*: Die Rhön. – Würzburg.
- Freiligrath, Ferdinand u. Schücking, Levin (1841)*: Das malerische und romantische Westfalen. – Leipzig.
- Hammeran, J.A. (1867)*: 18 Tage im Odenwald und an der Bergstraße. – Frankfurt a.M.
- Memminger, Johann Daniel Georg (1817)*: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen. – Stuttgart.
- Arnold, Adolf (1837)*: Wanderungen im Schwarzwalde, insbesondere nach den Kurorten Teinach, Wildbach, Baden und durch das Murgtal nach Rippoldsau. – In Briefen geschildert. Reutlingen.
- Helfrecht, Johann Theodor Benjamin (1799–1800)*: Das Fichtelgebirge, nach vielen Reisen auf demselben beschrieben. 2 Bde. – Hof.
- Plänckner, Johann von (1841)*: Die Fränkische Schweiz. Taschenbuch für Reisende. – Coburg.
- Götzinger, Wilhelm Leberecht (1804)*: Schandau und seine Umgebungen oder Beschreibung der sogenannten Sächsischen Schweiz. – Bautzen.
- Hasse, Friedrich Christian August (1801)*: Dresden und die umliegende Gegend ... Eine skizzierte Darstellung für Natur- und Kunstfreunde. – Pirna.
- Hasse, Friedrich Christian August (o.J.)*: Wegweiser durch die Sächsische Schweiz und die ganze umliegende Gegend von Dresden, in einem Umkreise von sechs Meilen. – Dresden [1820].

## Frühe Wanderführer der Vereine – eine Auswahl:

- Meyers Reisebücher (1891): Vom Harz-Klub durchgesehen. Der Harz. – 11. Aufl. Leipzig 1891, 17. Aufl. 1903.
- Hoffmann, H. (1902)*: Harzwanderungen. – Leipzig.
- Harzklub Zweigverein Magdeburg (1900): Verzeichnis 66 empfehlenswerter Touren für 1–4 Tage [Harz]. – Magdeburg.
- Dieckhoff, O. [Bearb.]*, hrsg. Vom Wesergebirgsverein (1912): Führer durch das Oberwesergebiet, mit 36 Karten und Plänen. – Verlag des Wesergebirgsvereins, Hameln.
- Hertel, Ludwig u. Bühring, Johannes (o.J.)*: Der Rennsteig des Thüringer Waldes. Führer zur Bergwanderung.
- Rhönclub e.V. [Hrsg.] (1953): Schneiders Rhönführer. Offizieller Führer des Rhönclubs. – 16. Aufl. 1953; 17. Aufl. 1963; 22. Aufl. Fulda 1981.

---

*Kneebusch, Karl (1893)*: Führer durch das Sauerland. 1882/1891/1893. 1893 stark erweitert unter dem Titel: Führer durch das Sauerland, Siegerland, den Kreis Wittgenstein und Waldeck. – Dortmund.

*Kracht, Hugo (1909)*: Sauerländisches Wanderbuch. Führer durch das Hauptwegenetz des Sauerländischen Gebirgsvereins. – 7. Aufl. 1923. 23. Aufl. 1950.

*Meyers Reisebücher (1911)*: Dresden, Sächsische Schweiz, Böhmisches Mittelgebirge und Lausitzer Gebirge. Vereinsbuch des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz. – 9. Aufl. Leipzig.

*Meyers Reisebücher (1906)*: Bearbeitet unter Mitwirkung der Gebirgsvereine. Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. – 15. Aufl. Leipzig.



Franz Irsigler

## Fußball und Siedlungsentwicklung, das Geldspiel Tennis und die Kölner Sportheroen im Hoch- und Spätmittelalter<sup>1</sup>

Mit 7 Abbildungen

Wer sich heute umfassend über Sportgeschichte informieren möchte, kann zu zwei reich bebilderten Büchern greifen, dem Werk von *Walter Endrei »Spiele und Unterhaltung im alten Europa«* (1988), leider ohne Fußnoten, nur mit einer Literaturliste ausgestattet, so dass seine Quellen nur in Ausnahmefällen nachprüfbar sind, und das allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Buch von *Wolfgang Behringer »Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis zur Gegenwart«* (2012). Anscheinend haben viele deutsche Sportjournalisten das Buch gelesen; denn vor der Olympiade in Rio hat man nicht mehr das Märchen verbreitet, Frauen hätten weder als Sportlerinnen noch als Zuschauerinnen an den antiken olympischen Spielen teilgenommen. *Behringer* (2012, S. 65) verweist mit Recht auf die Königstochter *Kyniska* von Sparta, die mit einem Fohlen-Viergespann 396 und 392 v. Chr. das Wagenrennen gewann, also zweimal Olympionikin wurde. Die von ihr zu Ehren der Götter im Zeustempel gestiftete Figurengruppe trug die Inschrift: »*Spartas Könige sind mir Väter gewesen und Brüder, doch zu Wagen ich siegte mit stürmenden Rossen, Kyniska, stell ich das Bild hier auf, und es hat den Kranz von den Frauen aus ganz Hellas vor mir keine noch, rühm ich, empfangen.*« Sie hat das Gespann im Hippodrom also selbst gelenkt, natürlich korrekt angezogen (*Drees* 1967, S. 47; *Wickert* 1969, Sp. 400).

*Endrei* wie *Behringer* liefern eine Reihe von siedlungsgeschichtlich auswertbaren Informationen, vor allem wenn sie auf den Bau von eigenen Sportanlagen in und vor den Städten eingehen. Dazu wird bei der Behandlung des Themas Tennis näher eingegangen werden.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

## I Fußball und Siedlungsentwicklung

Um 1200 schrieb der Pfarrer *Lambert* aus Ardres (heute Département Pas-de-Calais) die Chronik der Grafen von Guînes und der mit ihnen durch Heirat verbundenen Herren von Ardres. Sein besonderes Interesse galt der Entstehung und Entwicklung der Stadt Ardres, einem Prozess, den er mit Liebe und Präzision beschrieb. Im Kapitel 100 (*Quomodo villa Ardee primo constructa est*; Lambert 1879/1964) heißt es, der Ort, der sich nun eines starken Zuzugs von Leuten der Umgebung erfreue, sei früher Weideland gewesen und kaum durch Siedlung und Ackerbau berührt. Immerhin, auf einem Feld inmitten dieses Weidelandes, neben der Straße – gemeint ist die von den Römern angelegte *via publica* nach Calais –, wo jetzt der gut besuchte Markt von Ardres stattfindet, wohnte schon ein Bierbrauer und Schankwirt, bei dem die Bauern und die kleinen Leute zum Trinken, Spielen und auch Essen (*ad bibendum vel ad cheolandum vel etiam herliandum*) zusammenkamen. Das Verb *cheolare*, mit dem wohl auch das deutsche Wort ‚kullern‘ verwandt ist, wurde von der französischen Forschung gern als Boule oder Pétanque gedeutet, *Berent Schweineköper* (1980, S. 128) vermutete eine Vorform des Kegeln oder auch Boule, ich orientiere mich am Bearbeiter der *Lambert*-Chronik in den MGH, *Johannes Heller*, der (1879) nach Du Cange erläuterte: *follem pedibus propellere*, eine Schweinsblase mit den Füßen vorwärtstreten. Man spielte also Fußball. Dazu passte auch *Lamberts* Geländebeschreibung: *propter agri pascui largam et latam planiciem*. Für Fußball braucht man bekanntlich ein großes, flaches Feld (*Irsigler* 1983/2006, S. 173f.).

*Walter Endrei* (1988, S. 114f.) kannte diese Quelle, aber er zitierte ungenau und erfand neben Ardres ein weiteres Dorf, damit, wie aus frühen normannischen (1387) und englischen (1315, 1349) Belegen ablesbar, zwei Dorfmansschaften gegeneinander spielen konnten. Das ist eine unzulässige Rückübertragung ins 11. Jahrhundert, die sich, wie auch die Annahme der Erfindung des Fußballs in England (*Birkhan* 2018, S. 183–189) nicht mehr halten lässt. Da die Grafen von Guînes und die Herren von Ardres an der Aktion *Wilhelms* des Eroberers 1066 teilnahmen und ihr Lehensbesitz in England im Domesday Book bezeugt ist, darf man vermuten, dass unser *cheolare*-Spiel von Ardres nach England transportiert wurde. *Wolfgang Behringer* (2012, S. 117) hat *Lambert* und *Irsigler* (1983/2006) nicht gelesen und daher die Fehler *Endreis* übernommen. Korrekt sind die Angaben von *Gießauf* (2014, Anm. 56 u. 61), der meinen Aufsatz von 1983/2006 wohl gelesen, aber nicht zitiert hat.

Genau gelesen hat meine Studie über die Entstehung einer mittelalterlichen Stadt, ausgehend von Kneipe, Brauerei und Fußballplatz *Peter Rückert*, der vor vielen Jahren anlässlich der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine Ausstellung zum Thema Fußball machen durfte. Eine schöne spätmittelalterliche Handschrift der *Lambert*-Chronik erhielt er aus Wien und zur Ausstellungseröffnung machte man ein Torwand-Schießen mit einer Schweinsblase. Getroffen hat keiner. Herr *Rückert* wollte beim französischen Botschafter für mich zwei Freikarten für Spiele der

Mannschaft Frankreichs locker machen. Auch das hat nicht geklappt. Meine wissenschaftlichen Sportbeiträge endeten leider nicht nur hier mit Misserfolgen.

Man scheint sehr früh auf die Idee gekommen zu sein, die Schweinsblase mit Leder dauerhaft zu sichern. In der »Komödie der Irrungen« (1592–1594) von Shakespeare findet man die Verse (Behringer 2012, S. 115):

»Bin ich so rund mit euch, als ihr mit mir,  
Dass ihr mich wie 'nen Fußball schlagt und stoßt?  
Hin und zurück nach Lust schlägt mich ein jeder:  
Soll das noch lange währen, so näht mich erst in Leder.«  
(Übersetzung: A. W. von Schlegel)

Das wichtigste Stück war ein flexibles, gut funktionierendes Ventil. Der Ball konnte mit dem Fuß getreten, aber auch mit der Hand geworfen werden. Regeln gab es kaum; daher war Fußball von Anfang an ein sehr rohes Spiel, bei dem oft auch geprügelt wurde; sogar Tote nahm man in Kauf. Die älteste deutsche Fußballnachricht stammt wohl aus Konrad von Lauterbachs »Chronicon montis Sereni«. Die Chronik (von Lauterberg 1874/1986, S. 144; Gießauf 2014, bei Anm. 37) berichtet etwa zum Jahr 1137 vom Tod eines Knaben, der beim Fußballspiel einen Schlag erhalten haben soll. Der Tatort war offenbar Halle a.d. Saale, aber ob es wirklich um Fußball ging, ist fraglich. In der Quelle ist nur von *Accidit ut in ludo qui vocatur puerorum*, die Rede.

Erste Fußballverbote erließen in England 1315 Eduard II. und 1349 Eduard III. Man solle lieber Bogen- und Armbrustschießen üben (Gießauf 2014, bei Anm. 40). Bis 1667 hat man in England 30 königliche oder städtische Verbote gezählt (Behringer 2012, S. 118). Besser geregelt war der Fußball, ursprünglich *arpasto* genannt (nach dem römischen *harpastum* = Fangball), aber im Spätmittelalter setzte sich der Begriff *calcio* durch, der heute noch gilt (Endrei 1988, S. 115; Gießauf 2014, S. 47–54). Gut beschrieben wird im 16. Jahrhundert der Florentiner Fußball in Giovanni de Bardis Werk »giuoco del calcio fiorentino« von 1580. Es war das erste Fußballregelbuch. Man spielte auf innerstädtischen Plätzen, und zwar auf einem abgesteckten, von einem 1,2 m hohen Zaun umgebenen Platz von 172 x 86 Armlängen, also etwa 100 x 50 m groß. Die Mannschaften bestanden aus 27 Mann: 3 x 5 Stürmer, fünf Läufer, vier Mittelläufer, drei Verteidiger. Für Tore bekam der Torschütze Geld. 1480 erhielt ein Spieler, der zehn Tore (*caccie*) schoss, 20 Dukaten. Im Florentiner Fußballfeld de Bardis hieß die eine Längsseite *muro* (Mauer), die andere *fossa* (Graben); ursprünglich hat man also vor der Stadt gespielt. Ein rundes Fußballfeld zeigt ein Kupferstich (*Lvdvs quem Itali appellant il Calcio*) in dem 1594 gedruckten Buch von Pietro Bertelli (*Diversarum nationum habitus*); das Genueser Kampfspiel mit den durch Flaggen markierten Toren (Abb. 1) erinnert aber eher an Rugby (Behringer 2012, S. 118). Siedlungsgeschichtlich bedeutsam sind erst die riesigen Stadien des 20. und 21. Jahrhunderts geworden.

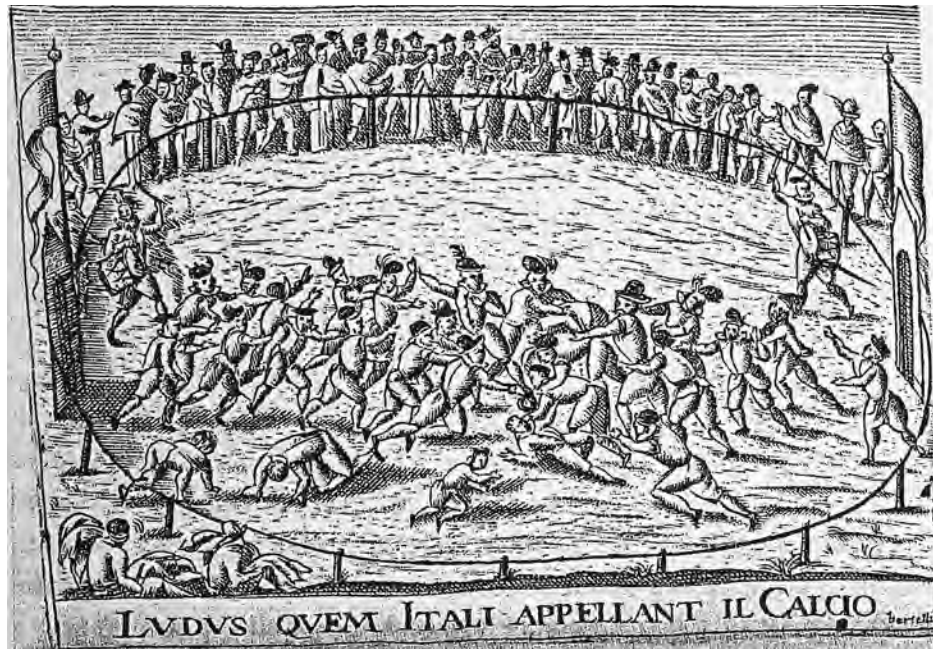


Abb. 1: Genueser Calcio, Kupferstich aus: Pietro Bertelli, *Diversarum nationum habitus*, Padua 1594  
Nach Behringer 2012, S. 118

## II Das Geldspiel Tennis

Das Jeu de Paume, das ursprünglich mit der flachen Hand (*palma*) gespielt wurde (Birkhan 2018, S. 191–194), ist sicher ebenso alt wie der Fußball (Caflisch 2018). Vermutlich haben es zuerst Mönche im Kreuzgang ihres Klosters gespielt; denn für den Aufschlag brauchte man eine Wand, am besten ein schräges Dach. Der Bonner Anglist Heiner Gillmeister hat 1986 ein flottes Taschenbuch geschrieben: »Aufschlag für Walther von der Vogelweide. Tennis seit dem Mittelalter.« 1990 veröffentlichte er eine »Kulturgeschichte des Tennis«, 1998 folgte eine englische Ausgabe. Gillmeister hat vor allem literarische Zeugnisse umfassend und humorvoll ausgewertet. Was mich an seinen Ergebnissen störte, war die Erklärung des Wortes *love*, das in der englischen Zählweise »zu Null« bedeutet. So habe ich 1996 in der Festschrift für Harald Witthöft, der ein sehr guter Tennisspieler war, einen kleinen Aufsatz geschrieben mit dem Titel »Fünfehnerzählung, love und deuce. Zur Lösung einiger Tennisrätsel«. Ich fasse kurz zusammen (Irsigler 1996).

Für die Fünfehnerzählung (15, 30, 40, früher 45, 60 = Spiel) gibt es, das hat auch Gillmeister gesehen (1986, S. 166–170), eine geldgeschichtliche Erklärung. Man spielte um jeweils 4 x 15 Touronenser Pfennige, die in Paris umliefen und die besseren Pariser Pfennige verdrängten, von denen 12 einen Schilling (*solidus*,



Abb. 2: Gros parisis von 1329 mit 15 Lilien und 5,1 g reinem Silber  
Nach *Belaubre* 1988, S. 88

Sou) ausmachten. Die im Norden und Osten Frankreichs verbindliche Pariser Mark war mit 244,753 g schwerer als die von Tours mit 233,6 g. Die Pariser Pfennige des frühen 13. Jahrhunderts wogen 1,22 g und enthielten 0,509 g Silber, die Tournonenser hatten aber nur 1,16 g mit 0,365 g Silber. Der Pariser Zählshilling zu 12 Denaren wog also 6,1 g Feinsilber, der Tournonenser zu 15 Denaren knapp 5,5 g. Nach dem *Gresham'schen* Gesetz flossen die guten Pariser Denare aus dem kapetingischen in den angevinischen (= englischen) Herrschaftsbereich ab, wurden dort eingeschmolzen und kamen als schlechtere Gepräge wieder in den Norden Frankreichs. 1226 einigte man sich auf die bequeme Relation 12 : 15 (*de Saulley* 1879, S. 125f.) und spielte um 15 Denare pro Punkt im Tennis (*von Schrötter* 1930/1970, S. 134, 242f., 357, 371–374 u. 507f.). Hätte es den erstmals 1266 in Tours (inzwischen französisch) geprägten Solidus (*denarius grossus turonensis*) (Abb. 2) schon früher gegeben, hätte man um einen Sou (Groschen) mit 4,22 g Rau- und 4,044 g Silber Feingewicht spielen können (*Irsigler* 1996, S. 183–186). Doch die Fünfzehnerzählweise behielt man bei, im Grunde bis heute. Sie beeinflusste in der frühen Neuzeit auch die galante Dichtkunst. *Théophile de Viau* lieferte in seinem *Parnasse satyrique* von 1622 die provozierenden Verse:

»Wenn ihr sie küsst, zählt fünfzehn.  
Wenn ihr die Knospe anrührt, dreißig.  
Wenn ihr den Hügel habt genommen,  
stellt sich schon fünfundvierzig ein.  
Aber wenn ihr in die Bresche eindringt,  
mit dem, was die Dame nötig hat,  
merkt euch gut, was ich euch singe,  
gewinnt ihr das Spiel ganz und gar.«

Der Zensur gefiel das Gedicht überhaupt nicht. *Théophile* wurde aus Paris verbannt (*Gillmeister* 1986, S. 182).

Beim Adel und beim besser gestellten Bürgertum gewann das Tennisspiel rasch an Boden. 1292 gab es in Paris schon 13 Handwerksmeister, die auf die Fertigung von Tennisbällen spezialisiert waren. Diese durften nach einer Order von 1480 nicht mit Sägespänen, Moos, Kreide, Kalk, Erde, Kieselsteinen oder Sand gefüllt werden. 1504 wurde das Gewicht auf maximal 33 g festgelegt. Natürlich hat man das Spiel und die Zählweise auch nach England exportiert. In seinem privaten Haushaltsbuch notierte König *Heinrich VII.* 1494–1499 Ausgaben für Verluste beim Tennis und Zahlungen für gute Spieler bis zu 10 Pfund (*Gillmeister* 1986, S. 33f.).

Dass sich in England als Begriff für Einstand/*égalité* nicht das in anderen Sportarten übliche *tie* durchsetzte, sondern *deuce*, erklärt *Gillmeister* als Verballhornung oder Verschleifung eines Spieler- oder Schiedsrichterrufes, der sinngemäß »à *deux (points) du jeu*« bedeutet habe (*Gillmeister* 1986, S. 172). Er kann aber nicht vorführen, wie aus altfranzösisch *à deus* mit nicht gesprochenem *s* das *deuce* mit scharfem *s* werden konnte. Der Schiedsrichter hat vermutlich, weil nur noch zwei Punkte gemacht werden konnten, gerufen *à deux sous*, was ohne weiteres zu *deuce* verschliffen werden konnte.

Nicht folgen möchte ich *Gillmeister* auch in seiner Erklärung von *love*, was er als Übernahme des niederländischen Ausdrucks *lof*/Ehre, etwa *omme lof* = um die Ehre spielen, verstehen will. 1584 hätten Antwerpener Kaufleute das Wort als Exulanten auf die Insel mitgebracht, wo es in der Schreibweise dem Wort für Liebe angepasst worden sei (*Gillmeister* 1986, S. 172–175). Aber seine Logik, dass der Gewinner des Spiels um Geld, der Verlierer, der keinen Punkt macht, aber um die Ehre spiele, ist doch ein wenig verquer. Die Redensart »*neither for love, nor for money*« kann schon lange vor 1584 entstanden sein. Im »*Gentleman's Magazin*« von 1780 heißt es: »*We are not told how, or by what means Six love comes to mean Six to nothing*«. Der älteste Beleg im Oxford English Dictionary für »*to be love*« in der Bedeutung *no score, no points* oder einfach *nothing*, stammt von 1742 und bezieht sich auf das Kartenspiel Whist (*Simpson* u. *Weiner* 2019, S. 61–66).

Für den Spielstand »*zu Null*« fehlte den Franzosen und den englischen Tennisschiedsrichtern einfach das passende Wort. Im 12. und 13. Jahrhundert kannten die indisch-arabische Zahlenschrift nur wenige Gelehrte, die kaum Interesse daran hatten, dieses Wissen zu verbreiten. Auch sie taten sich schwer damit, der Null den Status einer Zahl zu geben, was der Ausdruck *nulla figura* belegt. Daraus entstand unser Lehnwort Null. Es dauerte wohl bis zum 15. Jahrhundert, bis das neue Zahlwort *zéro/zero*, das über das spanische *cifra* auf das arabische *szifre* (= leer) zurückzuführen ist – auch unsere *Ziffer* leitet sich davon ab –, in die Alltagssprachen Frankreichs und Englands eindrang (*Seife* 2002).

Ich habe 1996 folgende Lösung angeboten: Die frühen Schiedsrichter benutzten der besseren Übersicht wegen einen Tennis-Abacus oder ein Tennis-Scaccarium (davon kommt der *exchequer*, die Finanzverwaltung Englands), mit mindestens fünf Linien oder fünf Rechenfeldern für die Werte 15, 30, 45 und 60 sowie die Darstellung des 5. Punktes nach dem Deuce (Abb. 3). Die Spielsteine des Verlierers, der keinen Punkt machte, lagen unterhalb der untersten Linie bzw. des un-

tersten Rechenfeldes, also in der Position tief/ *low*, wahrscheinlich gesprochen *lof* mit hartem *f*, aus dem später das weiche *v* in *love* wurde (Irsigler 1996, S. 181: Tennisabacus, S. 188). Im Moselfränkischen sagt man, wenn man etwas für nichts weggibt: Das bekommst Du für *lau*.

Heiner Gillmeister hat meinen kleinen Aufsatz gelesen und mir einen langen Brief geschrieben, in dem er bei seiner Deutung von *love* und *deuce* geblieben ist. Ich habe dem RTL-Sportreporter Ulli Potofski, der viele Jahre lang das Tennisturnier in Wimbledon kommentiert hat, einen Sonderdruck geschickt, den er wahrscheinlich ungelesen in den Papierkorb geworfen hat. Meine Hoffnung auf eine Einladung nach Wimbledon erfüllte sich nicht. Wieder einmal ein Misserfolg meiner Bemühungen um die Sportgeschichte.

Aber wichtiger ist die Funktion des Tennis als

Geldspiel und seine Bedeutung im Bereich der Siedlungsgeschichte durch den im späten 13. Jahrhundert – vor allem bezeugt in französischen Schlössern – einsetzenden Bau von Ballhäusern. Die erste Tennisanlage Deutschlands entstand wohl in Köln im Kloster der Kreuzbrüder; deren Katzbahn (von *caetse* = *chasse* = Jagd/ Kampfspiel) auf der Gereonstraße wurde 1562 wegen des »wüsten Benehmens der Ballspieler« abgerissen (Gillmeister 1986, S. 205–209). Im Westen und Süden Deutschlands überwogen die Einflüsse aus Frankreich (Hugenottenmigration) und Italien (Endrei 1988, S. 132; Gillmeister 1986, S. 211–220; Behringer 2012, S. 119f.). Zum Bau der Rakette, die das Spiel mit der Hand überflüssig machten und es beschleunigten, und zur Ausfertigung der Tennisbälle – ein eigener Berufsstand in Paris – bietet Gillmeister (1986, S. 107–117, 128–134) alle wichtigen Infor-

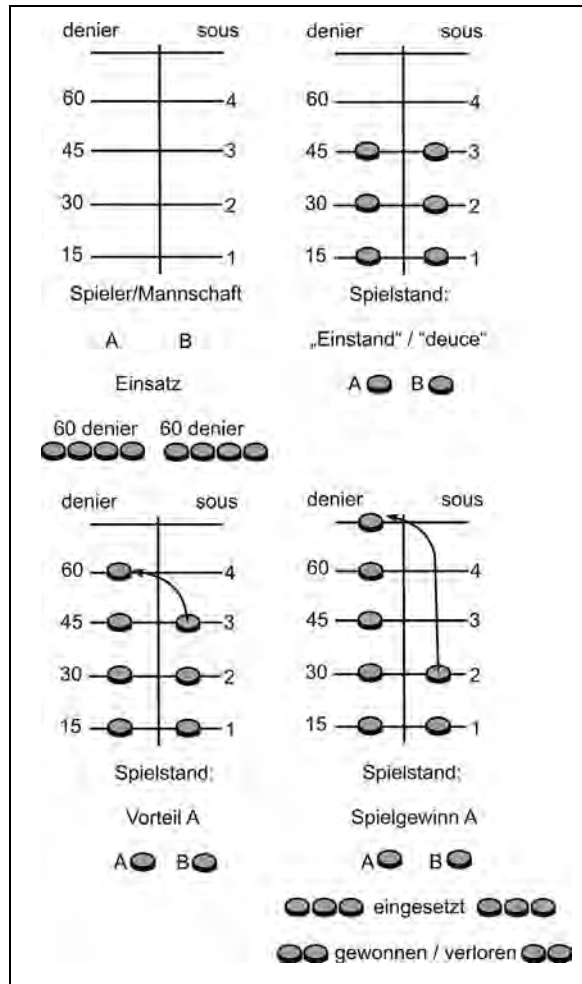


Abb. 3: Tennisabacus  
Nach Irsigler 1996, S. 185

mationen. Der italienische Einfluss wird deutlich aus dem Namen des Schlägers (*raquette*, abgeleitet von italienisch *racchetta* oder *retichetta*); mit der Zeit ersetzte man die quer über den Tennisplatz gespannte Schnur schon durch ein Netz (ital. *rete*). Seit dem frühen 16. Jahrhundert wurden erste Tennis-Lehrbücher geschrieben; man schuf feste Regeln und damit eine einheitliche Spielweise, die natürlich auch die professionelle Ausübung dieses Sports begünstigte (Gillmeister 1986, S. 67–72, 220–225; Behringer 2012, S. 138, 142–150). Durch Wetten, meist um mehrere Hundert Taler, manchmal auch Summen bis zu 6 000 Talern, konnte man viel Geld verdienen. Die erste namentlich bekannte Tennisspielerin, Margot aus dem Hennegau, erregte 1427 in Paris Aufsehen, weil sie fast gegen alle männlichen Tennisspieler gewann. Der anonyme Autor des *Journal d'un bourgeois de Paris* schätzte ihr Alter auf 28–30 Jahre und betont, sie spielte »Vorhand (*devant main*) und Rückhand (*derrière main*) so kraftvoll, raffiniert und leichtfüßig wie ein Mann. Und wenig Männer traten gegen sie an, gegen die sie nicht gewann, es seien denn die besten Spieler gewesen.« Sie muss also mit einer Frühform des Raketts gespielt haben und konnte von ihrem Sport leben (Gillmeister 1986, S. 104f., S. 104 mit Zitat; Behringer 2012, S. 111).

Der strenge Straßburger Prediger Geiler von Kaysersberg erregte sich um 1500 über die lernfaulen, weil zu sehr mit Sport beschäftigten Studenten am Straßburger Minoritenkonvent, die »Studier-Narren«: Sie »üben sich nach dem Mittagsmahl in solchen ehrlichen Künsten in dem balschlagen [= Tennis], fechten, tanzen und springen [...] abends da rühmen sie sich denn abermahls, was sie des Tags studiert, nämlich wieviel er mit balenschlagen gewonnen hat.« (Geiler von Kaysersberg 1520, N 27, fol. 68–69; Voltmer 2005, S. 786 u. 984f.).

Die Tennisbegeisterung des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit führte zum Bau großer Ballhäuser in allen Residenzstädten, Universitätsstädten, Handelszentren, bei Ritterakademien und zahlreichen Burgen und Schlössern (Abb. 4) (Conrads 1982; Gillmeister 1986, S. 177–220; Behringer 2012, S. 137–169; Schulz 2016). Die erste überdachte Anlage in einem seiner Schlösser ließ der französische König Ludwig X. am Ende des 13. Jahrhunderts bauen, weil er sich zu sehr über das schlechte Wetter ärgerte, das ihn so oft vom Tennisspiel abhielt. 1316 starb er, als er nach einem anstrengenden Spiel zu viel eiskalten Wein trank (Gillmeister 1990, S. 30).

Gillmeister und Behringer haben für den deutschen Raum eine Fülle von Belegen zusammengestellt, Behringer (S. 245) nennt allein 33 Ballhäuser, jeweils mit Gründungs- und Umwidmungsdatum oder Abbruchsjahr. In vielen Städten erinnert an diese auffallende Infrastruktureinrichtung nur noch der Straßename Ballhausplatz. Die Tennisplätze maßen meist 30 x 10 m; die Hallen mussten mehr als 9 m hoch sein (Endrei 1988, S. 118f.), denn die Ballberührung der Decke galt und gilt noch heute als Fehler (Abb. 5). Natürlich konnte man so große Häuser auch als Versammlungsorte nutzen. In Versailles gewann die königliche Tennishalle, wo das *Jeu royal de la Paume* gespielt wurde, durch den am 20. Juni 1789 abgelegten »Ballhauschwur« weltgeschichtliche Bedeutung als Ausgangspunkt der Französischen Revolution (Endrei 1988, S. 117).



Abb. 4: Schloss Hampton Court im 16. Jahrhundert, rechts das Ballhaus  
Nach Endrei 1988, S. 119

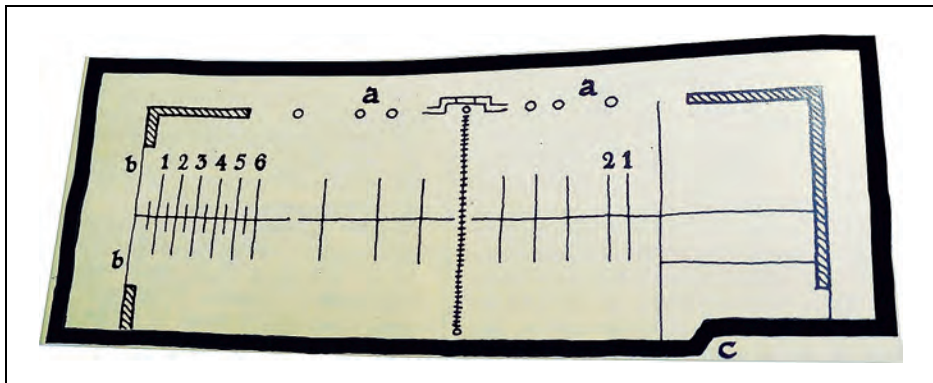


Abb. 5: Aufteilung eines Tennisplatzes von 30 x 10 m  
Nach Endrei 1988, S. 118: a = gallerie, b = grille, c = tambour, 1-6 = chasse

### III Die jungen Kölner Sportheroen

Zum Abschluss meiner Studie möchte ich alle mit einem Text vertraut machen, den wahrscheinlich die meisten noch nie gelesen haben. Auch die Großmeister der Sportgeschichte, *Endrei* und *Behringer*, haben ihn nicht entdeckt, obwohl es sich um ein veritables Lob der sportlichen Tätigkeit handelt, ganz anders gestaltet als die scharfe Kritik des Predigers *Geiler von Kaysersberg* an den Studier-Narren. Es handelt sich um die Verse 140–199 aus dem insgesamt 331 Verse umfassenden lateinischen Lobgedicht *Flora* des aus Westfalen stammenden *Hermann von dem Busche* mit dem Humanistennamen *Buschius*. Dieser war in Köln gut bekannt. Er hatte schon lateinische Lobgedichte auf Leipzig, Roermond und Em-

merich (am Niederrhein) geschrieben (Stohlmann 1980, S. 15f.). Seine Eloge auf Köln entsprach dem Zeitgeschmack; in eleganter Form demonstriert sie die absolute Beherrschung der lateinischen Verstechnik und die tiefe Belesenheit des Autors in der klassischen Literatur. Jürgen Stohlmann hat die *Flora* 1980 mit einer sehr guten Übersetzung publiziert. Es ist zweifellos ein Lobgedicht auf die Stadt Köln, aber es verrät, was ich hier nicht näher ausführen kann, mehr über den Humanisten *Buschius* als über die Stadt und ihre Bürger. Heinz-Dieter Heilmann (S. 14) hat 1991 mit Recht kritisiert: »Was er näherhin über die Stadt und ihre Bewohner sagt, verharrt trotz vermeintlicher Anschaulichkeit in einer Spiegelung mystischer Vorstellungen, sagenhafter, teils antiker Ereignisse und Personen einerseits und einem weitschweifendem Lob auf die Pracht der Bauwerke, ihre Ausstattung und die Tüchtigkeit der Kölner andererseits.« (Irsigler 2004, S. 68).

Anlässlich eines Frühlingsfestes hat *Buschius* am 1. Mai 1508, um Rat und Bürgerschaft öffentlich den Dank der Universität abzustatten, die Verse der *Flora* vorgetragen. Rektor, Professoren, Studenten und die Honoratioren der Stadt hörten andächtig zu, als »er die Hexameter im jonischen Kirchenton sang und sich selbst auf der Laute begleitete.« (Stohlmann 1980, S. 16). Auch wenn es beim Textverständnis bei den Ratsherren Schwierigkeiten gegeben haben mag: Die Botschaft kam an. Noch *Erasmus* von Rotterdam meinte, die *Flora* seien ihre 1 000 Gulden wert.

Nun aber zum Text! *Buschius* leitet das Sportlerlob ein mit den Worten: »Nun aber soll mir mein Lied mit geändertem Rhythmus Charakter und Tätigkeiten der Bürger in munteren Versen vorstellen; hier macht es Spaß, unter vollen Segeln zu fahren. Besonnen, beharrlich, aufgeweckt, erfinderisch und gescheit, fürsorglich, freundlich, fleißig und arbeitsam ist das Volk; es meidet das Nichtstun und verachtet entschlossen untätige Müße; [...] es hält sein Geld zusammen und gibt es mit vollen Händen aus, wenn die Klugheit es gebietet, und macht seinen Reichtum zum Werkzeug angenehmer Zuneigung.« (Stohlmann 1980, S. 38). Dann kommt *Buschius* zur Sache:

»Auch weiß das Volk, was Tüchtigkeit bedeutet, [...]. Hier bestimmt glückverheißender Fleiß das ganze Leben und verjagt allen Stunden die unnützen Flausen. Und so oft ein Feiertag einen Wechsel bringt und die Arbeiten unterbricht – so sehr ist diesem Volk das Nichtstun verpönt! –, widmet die Jugend sich jedoch nicht irgendeinem Spiel [gemeint sind vor allem Glücksspiele wie Würfeln oder Kartenspiel] und verschwendet nicht die freie Zeit, sondern sie übt sich in solchen Dingen, bei denen Kennzeichen edlen Charakters in die Augen fallen, damit dadurch sich Kräfte entwickeln und den Armen die Stärke zuwächst, die durch Übung von Jugend auf dauerhaft wird. Also wetteifern die jugendlichen Scharen in schnellem Lauf oder in behendem Sprung, der dem flüchtigen Rotwild ähnlich, oder sie überwinden mit Schwimmen tiefe Ströme und tosende Flüsse – man könnte glauben, der übermütige *Glaukos* schwimme in der böotischen See oder der bekannte *Proteus* im Ägäischen Meer oder *Triton* durchstreife die meergrünen Wellen.« (Stohlmann 1980, S. 39).

Nur zum besseren Verständnis: Stohlmann (1980, S. 39, Anm. 59) erklärt: »*Glaukos*, Fischer aus *Anthedon* in *Böotien*, sprang nach dem Genuß von berau-

*schenden Kräutern im Wahn ins Meer, wurde von den Göttern durch Verwandlung in einen Meereshott gerettet und mit der Gabe des Weissagens beschenkt. [...] Der Meereshott Proteus weidete in der südlichen Ägäis (arpathisches Meer) die Seekühe Poseidons [...]. Triton, Sohn Neptuns und einer Nymphe, jagte nach der antiken Mythologie als Dämon auf Rossen oder Meeresungeheuern durch das Mittelmeer, wobei er die Wogen glättete oder aufwühlte.«* Ob die jungen Kölner wirklich so gute Schwimmer waren, ist fraglich, aber es war ganz praktisch, wenn man beim Fährtransport von mehreren Tausend friesischen Ochsen von Deutz nach Köln über Bord gegangenen Tieren nachhechten konnte, um sie einzufangen.

Dann wird *Buschius* wieder konkreter (Stohlmann 1980, S. 40): »Hier tummelt sich die ansehnliche Jugend und spielt Ball«, wohl Tennis oder Fußball, »dort stürzen mutige Jünglinge zum schmucken Übungsplatz.« Der Kölner Neumarkt war groß genug, um dort ein Fußballfeld abzustecken wie in Genua oder Florenz, aber ein Ballhaus hat Köln, nicht weit vom Dom entfernt, erst 1595 bauen lassen. *Buschius* rühmt (S. 40) auch die leichtathletischen Fähigkeiten: »Hier werfen sie um die Wette mit dem Speer, dort mit dem Diskus oder schießen den schnellen Pfeil.« (Abb. 6). Speerwerfen und Bogen- oder Armbrustschießen waren auch wichtige Teile der Ausbildung als Stadtsoldaten oder Söldner, die außerdem, vor allem wenn die Kölner Patriziersöhne an Schau-Turnieren teilnehmen wollten, auch sehr gut Reiten können mussten. Das vergisst *Buschius* nicht: »Anderswo üben sie sich im Reiten und zähmen die unbändigen Tiere; bald lassen sie die Zügel locker, bald zwingen sie die Rosse mit angezogenem Zaum zum Stehen [Form der Dressur], bald lenken sie die Pferde mit flatternder Mähne im Kreis [longieren nennt man das heute], und überall auf ebenem Gelände schaut man Pferderennen zu.« (S. 40). Einen Palio, wie ihn seit dem 13. Jahrhundert die Städte Siena, Florenz, Lucca, Bologna, Ferrara, Padua und andere Zentren veranstalteten – die Palios von Siena (*Palio degli Contrade* der Gemeindebezirke am 2. Juli) und Asti exist-



Abb. 6: Scheibenschießübung mit Pfeil und Bogen

Illustration des Luttrell-Psalters, 14. Jahrhundert. British Library, London, nach Endrei 1988, S. 151

tieren heute noch –, haben die Kölner nicht erlebt. Wenn sie ein bekanntes Rennen erleben wollten, mussten sie nach England, wo in Chester schon im 15. Jahrhundert eine eigene Rennbahn gebaut wurde, oder zur Ravensburger Messe, wenn nicht noch weiter nach Südosten reisen, nach Wien, Olmütz, Visehrad oder Buda, wo schon König *Matthias Corvinus* (1458–1491 König von Ungarn) Hippodrome für Galopp- und Wagenrennen errichten ließ (*Endrei* 1988, S. 183f.; *Opll* 2016/2017). Man konnte bei den Rennen wertvolle Preise gewinnen, in Siena etwa 17,5 Ellen roten Samt, in Ravensburg einen Ballen (ca. 45 Ellen) Barchent, in Florenz 1478 beim Palio kostbaren Goldbrokatstoff im Wert von ca. 500 Gulden (*Behringer* 2012, S. 162f.; *Opll* 2016/2017, S. 144–148; *Birkhan* 2018, S. 200–202).

Regelrechte Kampfübungen nennt *Buschius* (S. 40) am Ende seiner Sportartenübersicht: »Dort kann man andere sehen, die zum Spiel mit langen Piken (Hellebarden) zu kämpfen anfangen, gezückte Streitäxte schwingen und Kugeln mit lautem Knall auf ein bezeichnetes Ziel abschießen, und zwar stets mit Geschick und Erfolg.« Schützenfeste hat es in fast allen deutschen Städten gegeben. Beim Vogelschießen durfte jeder mitmachen, der einen Bogen oder eine Armbrust besaß (Abb. 7). Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gab es auch schon Wettschießen mit leichten Feuerwaffen. Um 1500 schoss der Stuttgarter Schneider *Hans Sindelfinger* beim Kölner Schützenfest den Vogel ab, erhielt von der eher geizigen Stadt aber nicht den vollen ersten Preis, obwohl er 1504 die hohe Summe von 105 rheinischen Gulden eingefordert hatte. Verärgert wandte er sich an *Götz von Berlichingen*, der Köln einen Fehdebrief schickte und von der Stadt bei König *Maximilian* und beim päpstlichen Gericht verklagt wurde. Die Fehde dauerte von 1508–1510. Dann erhielt Götz, der 4 305 Gulden gefordert hatte, um des lieben Friedens willen 1 000 Gulden, von denen er wohl das Preisgeld an den Schneider abgab (*Ulmschneider* 1974, S. 50–57; *Kunzmann u. Theel* 2001, S. 15).

Ein wenig übertrieben hat *Buschius* die Fähigkeiten der Deutschen bei der Erfindung und Verbesserung der schweren Geschütze, was »kürzlich« (*nuper*) zu einem großen militärischen Erfolg geführt habe, herausgestellt (*Stohlmann* 1980, S. 40f.). Vielleicht hat er an die Wiedereroberung von Kufstein 1504 mit Hilfe solcher Geschütze gedacht, als *Maximilian Burg* und Stadt den Wittelsbachern abnehmen konnte (*Redlich* 1888; *Stohlmann* 1980, S. 40, Anm. 61). Kölner hatten daran sicher keinen Anteil. Er hält (S. 41) aber fest: »Wenn Krieg wütet, dann wird zum Schutz der Vaterstadt als Soldat ausgesucht, wer Kälte und Hitze verträgt, keinen Notlagen ausweicht, weder Mühe noch Kriegslast scheut, wer es versteht, den Gegner zu töten, leidenschaftlich danach strebt, aus jeder Gefahr Ruhm und Lob zu ernten, wer aus Liebe zur Heimat, die solches erheischt, bereit ist, [...] zusammen mit anderen unter Einsatz ihrer Körper als einem lebenden Schutzwall den Krieg abzuwehren.«

Das ist also der tiefere Sinn der sportlichen Übungen in der Jugend, die nicht mehr als Müßiggang oder gar Sünde verteufelt werden und in den vielen landesherrlichen Ritterakademien zu einer starken Betonung der sportlichen Fächer und einer hohen Bezahlung der Sportlehrer führten. *Behringer* (2012, S. 162–164) hat die seit 1590 in großer Zahl entstandenen Ritterakademien mit Recht als



Abb. 7: Bogenschießen mit Armbrust und Gewehr auf einen Vogel und eine Zielscheibe. Holzchnitt zum Werk von Olaus Magnus, *Historia*, 1555, nach Endrei 1988, S. 152.

»Sportzentren für den Adel« bezeichnet. Das 1596 gegründete *Collegium Mauritianum* zu Kassel hatte fünf Sportlehrer, nämlich für Reiten, Springreiten, Tanzen, Fechten und Ballspielen; sie erhielten ein höheres Gehalt als die vier Professoren und die vier Sprachmeister, die Rechtswissenschaft, etwas Geschichte, Militärwesen und Festungsbau sowie Fremdsprachen, meistens Italienisch und Französisch, unterrichteten (Mahler 1921, S. 8, 11–12, 21f.; Behringer 2012, S. 164). Baulich waren die Ritterakademien oft besser ausgestattet als Universitäten. Sie hatten meist ein Ballspielhaus, einen Fechtboden, einen Tanzsaal, eine Reithalle, Stallungen für Pferde, eine Ringrennbahn, einen Hörsaal, eine kleine Bibliothek und natürlich Schlafräume und einen Speisesaal (Mensa).

In der frühen Neuzeit nahmen auch die Bedeutung des Sports im Unterricht der höheren Schulen und das Interesse der Mediziner an der gesundheitsfördernden Funktion des Sports zu. Ich bringe zum Abschluss nur ein amüsanter Zeugnis. Der päpstliche Hofarzt *Petronio* schrieb im 17. Jahrhundert, Kinder und Jugendliche bräuchten überhaupt keine Leibesübungen, weil sie sich ohnehin genügend bewegten. Für Männer zwischen 20 und 50 hielt er Reiten, Fechten, Tanzen und Spiele mit dem kleinen Ball für passend, also keinesfalls Fußball. Über 50 solle man Sport nur noch ausüben, wenn man ihn trainiert habe. »Für fette alte Herren – und dabei hatte er wohl die Päpste vor Augen – empfiehlt er Spaziergänge bergauf.« (Behringer 2012, S. 153).

### Zusammenfassung

Der Zusammenhang zwischen körperlicher Ertüchtigung und Siedlungsentwicklung wird unmittelbar erfahrbar erst im Spätmittelalter und in der beginnenden Frühen Neuzeit. Das im 10.–12. Jahrhundert aufkommende Fußballspiel, zuerst belegt in Nordostfrankreich (Grafschaft Guînes), von dort wahrscheinlich nach 1066 auch nach England übertragen, wurde auf ortsnahen Wiesen, Straßen und Plätzen in den Städten oder vor den Mauern als Kampfspiel betrieben. Feste Regeln und große Stadionbauten gibt es erst seit dem 19. Jahrhundert.

Das von Anfang an sehr teure Geldspiel Tennis, bei dem der Ball zuerst mit der flachen Hand, ab dem 14./15. Jahrhundert mit einem Racket gespielt wurde, erhielt die bis heute gültige Fünfehnerzählung (15, 30, 45, 60) zwischen 1226 und 1266, also vor der ersten Ausprägung des Solidus (Sou) in Tours. Die ersten Zentren waren Paris und der von England beherrschte Teil Nordwestfrankreichs. Man spielte wegen der niedrigen schrägen Dächer, die für den Aufschlag notwendig waren, am liebsten in den Kreuzgängen der Klöster. In Burgen und Schlössern befestigte man hierfür kleine schräge Dächer an den Mauern der Stadt oder der an größeren freien Plätzen gelegenen Häuser. Siedlungsgeschichtlich bedeutsam wurden seit dem 14. Jahrhundert eigene Ballhäuser, um auch bei schlechtem Wetter spielen zu können. Fast alle größeren Städte mit Residenzfunktion bauten eigene Ballhäuser, die aber seit dem 18. Jahrhundert entweder abgerissen oder für andere Zwecke genutzt wurden (Theater, Konzerthäuser, Versammlungsräume). Heute dominieren die großen Tennisanlagen mit einer Vielzahl von Plätzen, von denen die größten wieder überdacht worden sind, in den Grand-Slam-Orten ganze Stadtviertel.

Sportliche Ertüchtigung, die in erster Linie der Kampf- und Verteidigungsbereitschaft der eigenen Stadt dienen sollte, zählte, wie das Kölner Beispiel zeigt, zum Städtelob seit dem frühen 16. Jahrhundert. Manche Könige, Fürsten und geistliche Stadtherren förderten Wettläufe und Pferderennen (Palios) mit attraktiven Preisen, gaben die wasserlosen Stadtgräben vor der Mauer frei für Bogen- und Armbrustschützen, Speerwerfen, Fechttraining und andere Sport- und Kampfarten. Kinder und Jugendliche sollten in Flüssen und Seen schwimmen lernen, die jungen Männer vor allem im Reiten sicher werden. Die sogenannten Ritterakademien der Frühen Neuzeit waren vor allem Sportzentren mit hoch bezahlten Trainern für Reiten, Springreiten, Tanzen, Fechten und Tennisspielen. Allmählich fand der Sportunterricht auch Eingang in den Unterricht an höheren Schulen, was den Bau von Turnhallen erforderte.

### Summary

Soccer and development of settlements, the money match tennis and the heroes of sport in Cologne in the High and Late Middle Ages

It is only during the Late Middle Ages and the beginning Modern Age that the connection between physical exercise and settlement development becomes

readily apparent. The game of football, first attested for the north eastern French duchy of Guînes in the 10<sup>th</sup>–12<sup>th</sup> centuries, was likely to be adopted in England after the Norman Conquest. It was played as a martial practice on fields, streets, public spaces or beyond the town walls. Firmly defined rules and playing fields were an innovation of the 19<sup>th</sup> century.

Tennis, by contrast, was even then reserved for the wealthy. While the ball was initially played with the palm of the hand, rackets were introduced during the 14<sup>th</sup> or 15<sup>th</sup> century. The idiosyncratic point system based on sections of 15 points (15, 30, 45, and 60) is probably a development of the early 13<sup>th</sup> century, specifically the years between 1226 and 1266, i.e. before the introduction of the solidus (sou) in Tours. Tennis was mostly played in well-off settlements such as Paris and the north-western part of France which was then still occupied by England. It was often played in the cloisters of monasteries, as these structures had low, slanted roofs that were necessary for the game's opening serve. In the absence of such slanted roofs people fitted them to existing structures, such as town walls or residential buildings bordering on public squares. From the 14<sup>th</sup> century onwards dedicated playing houses began to appear allowing to play the sport in inclement weather. The presence of these structures is an indication of settlement development. They can be found in larger towns and cities as well as official residences of monarchs. From the 18<sup>th</sup> century onwards these ball houses were often either demolished or used for other purposes like theatre, concerts or meeting spaces. Today tennis complexes with a large number of individual courts, of which the largest ones are often roofed, dominate whole urban quarters, e.g. in cities associated with the Grand Slam tournaments.

As the example of Cologne shows, the importance of physical exercise, which primarily served to maintain the martial readiness and fitness of towns and cities, formed an integral part of *laudes urbium* literature by the early 16<sup>th</sup> century. Individual kings, princes or spiritual lords promoted races (both on foot and on horseback) by funding prizes and allowed inhabitants to utilise fortified moats to be used as archery grounds (for training in the handling of bows and crossbows) or as practice grounds for sword fighting or javelin throwing. Children and adolescents were encouraged to learn how to swim in local rivers, male youths and young adults to improve their riding skills. So-called knight academies, established in the 16<sup>th</sup> century, were primarily sport centres of physical education that featured highly payed trainers in horse riding and jumping, dance, sword fighting and tennis. Slowly physical education was also incorporated in the curriculum of institutions of higher education, which in turn necessitated the construction of gymnasium (sport halls).

## Literatur

- de' Bardi, Giovanni, conte di Vernio (1580)*: Discorso sopra il giuoco del calcio fiorentino. Del Puro Accademico Alterato. – Firenze.
- Behringer, Wolfgang (2012)*: Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis zur Gegenwart. – München.
- Belaubre, Jean (1988)*: Les collections monétaires, Bd. II.2. – Paris.
- Bertelli, Pietro (1594)*: Diversarum nationum habitus. Alciato de' Alciati u. Petrus Bertellus. – Patavii/Padua.
- Birkhan, Helmut (2018)*: Spielendes Mittelalter. – Wien u.a.
- Caflich, Sophie (2018)*: Spielend lernen. Spiel und Spielen in der mittelalterlichen Bildung. – Ostfildern.
- Conrads, Norbert (1982)*: Ritterakademien in der Frühen Neuzeit. – Göttingen.
- Drees, Ludwig (1967)*: Olympia. Götter, Künstler und Athleten. – Stuttgart u.a.
- Endrei, Walter (1988)*: Spiele und Unterhaltung im alten Europa. – Hanau.
- Geiler, Johannes, von Kaysersberg (1520)*: Des hochwirdigen doctor Keiserspergs narenschiff so er gepredigt hat zuo straßburg in der hohen stiftt daselbst predicant der zeit.1498. – Erstdruck Straßburg.
- Gießauf, Johannes (2014)*: »Es darf schon einmal einer bluten.« Wie Europa kickte, bevor es den Fußball erfand. – In: Gießauf, J.; Iber, Walter M./ Knoll, Harald [Hrsg.]: Fußball, Macht und Diktatur. Streiflichter auf den Stand der historischen Forschung. Innsbruck, Wien u. Bozen (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung Graz, Bd. 22), S. 47–67. [Das Skript des Autors (ohne Paginierung) ist online einsehbar unter: [http://www.academia.edu/31190788/Fußball\\_Macht\\_und\\_Diktatur.pdf](http://www.academia.edu/31190788/Fußball_Macht_und_Diktatur.pdf) (abgerufen am 14.01.2019).]
- Gillmeister, Heiner (1986)*: Aufschlag für Walther von der Vogelweide. Tennis seit dem Mittelalter. – München.
- Gillmeister, Heiner (1990)*: Kulturgeschichte des Tennis. – München.
- Gillmeister, Heiner (1998)*: Tennis. A Cultural History. – London.
- Heimann, Heinz-Dieter (1991)*: Stadtideal und Stadtpatriotismus in der »Alten Stadt« am Beispiel der »laudationes Coloniae« des Mittelalters und der frühen Neuzeit. – In: Historisches Jahrbuch 111, S. 3–27.
- Irsigler, Franz (1983/2006)*: Über Stadtentwicklung: Beobachtungen am Beispiel von Ardres, 1983. – Wieder in: Henn, Volker u.a. [Hrsg.]: Miscellanea Franz Irsigler. Festgabe zum 65. Geburtstag. Trier 2006, S. 169–185.
- Irsigler, Franz (1996)*: Fünfzehnerzählung, love und deuce. Zur Lösung einiger Tennisrätsel. – In: Elkar, Rainer S. u.a. [Hrsg.]: »Vom rechten Maß der Dinge«. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Festschrift für Harald Witthöft zum 65. Geburtstag. St. Katharinen, S. 182–189.
- Irsigler, Franz (2004)*: Außensicht und Selbstverständnis der Stadt Köln im 15. und 16. Jahrhundert. – In: Czaja, Roman [Hrsg.]: Das Bild und die Wahrnehmung der Stadt und der städtischen Gesellschaft im Hanseraum im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Torún, S. 57–74.
- Kunzmann, Christine/ Theel, Andreas (2001)*: Literaturgeschichtlicher Hintergrund. Der historische »Götz« und seine Epoche. Einordnung und Überblick, Referat: [https://christine-kunzmann.de/pdf/referat\\_goetz.pdf](https://christine-kunzmann.de/pdf/referat_goetz.pdf) (abgerufen am 11.01.2019).
- Kyniska*: <https://de.wikipedia.org/wiki/Kyniska> (abgerufen am 11.01.2019).
- Lambert (1879/1964)*: *Lamberti Ardensis Historia Comitum Ghisnensium*, hrsg. von Heller, Johannes. – In: MGH SS XXIV. Hannover, S. 550–642.
- von Lauterburg, Konrad (1874/1986)*: *Chronicon Montis Sereni*, hrsg. von Ehrenfeld, Ernst. – In: MGH SS in Folio XXIII. Hannover, S. 130–226.

- Magnus, Olaus (1555)*: Historia de gentibus septentrionalibus. – In: Die Wunder des Nordens, erschlossen von Elena Balzamo u. Reinhard Kaiser, mit einem Nachdruck der »Carta marina« von 1539. Frankfurt a.M. 2006.
- Mahler, Bruno (1921)*: Die Leibesübungen in den Ritterakademien. – Erlangen.
- Opll, Ferdinand (2016/2017)*: Das Wiener Scharlachrennen. Ein Pferderennen als Event in der mittelalterlichen Stadt. – In: Jahrbuch des Vereins für die Geschichte der Stadt Wien 72/73, S. 109–154.
- Redlich, Oswald (1888)*: Zur Belagerung von Kufstein im Jahre 1504. – In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 9, S. 104–113.
- de Sauley, Félicien (1879)*: Recueil de documents relatifs à l'histoire de monnaies frappées par les rois de France depuis Philippe II jusqu'à François Ier. – Paris.
- von Schrötter, Friedrich (1930/19702)*: Wörterbuch der Münzkunde. – Berlin.
- Schulz, Knut (2016)*: Die Vegetius-Rezeption während des Spätmittelalters (14. bis frühes 16. Jahrhundert) vornehmlich im deutschsprachigen Raum. – In: Schuol, Monika u. a. [Hrsg.]: Exempla imitanda. Mit der Vergangenheit die Gegenwart bewältigen? Festschrift für Ernst Baltrusch zum 60. Geburtstag. Göttingen, S. 187–209.
- Schwineköper, Berent (1980)*: Zur Problematik von Begriffen wie Stauferstädte, Zähringerstädte und ähnlichen Bezeichnungen. – In: Maschke, Erich u. a. [Hrsg.]: Südwestdeutsche Städte im Zeitalter der Staufer. Sigmaringen, S. 95–172.
- Seife, Charles (2002)*: Zwilling der Unendlichkeit. Eine Biographie der Zahl Null. – München.
- Simpson, John A. u. Weiner, Edmund S.C. (1989)*: The Oxford English Dictionary, Bd. 9. – 2. Aufl. Oxford.
- Stohlmann, Jürgen (1980)*: Zum Lobe Kölns. Die Stadtansicht von 1531 und die »Flora« des Hermann von dem Busche. – In: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 51, S. 1–56, hier S. 39–42.
- Ulmschneider, Helgard (1974)*: Götz von Berlichingen. Ein adeliges Leben der deutschen Renaissance. – Sigmaringen.
- Voltmer, Rita (2005)*: Wie der Wächter auf dem Turm. Ein Prediger und seine Stadt. Johannes Geiler von Kaysersberg und Straßburg. – Trier.
- Wickert, Konrad (1969)*: Kyniska. – In: Der kleine Pauly, Bd. 3. Stuttgart, Sp. 400.



Volkmar Eidloth und Hans Renes

## Mailbahnen als städtebauliche und landschaftsplanerische Innovation im 17. Jahrhundert<sup>1</sup>

Mit 15 Abbildungen

Eine der prestigeträchtigsten Straßen in der niederländischen Stadt Utrecht ist der Maliebaan, der 1637 für ein Kugelspiel angelegt wurde, das im 17. und 18. Jahrhundert eine große Verbreitung und Popularität besaß. Obwohl das Spiel seit 200 Jahren nicht mehr gespielt wird, sind an vielen Orten noch Spuren der Spielstätten vorhanden. Dass dem so ist, hängt mit der Art und Dimension und den entsprechenden städtebaulichen und landschaftlichen Qualitäten der Anlagen zusammen. Der folgende Beitrag beginnt mit einer kurzen Beschreibung des Spiels. Viele Daten wurden schon von dem niederländischen Ehepaar *Nijs* gesammelt, das drei Bände über die Geschichte des Golfes und verwandter Spiele, darunter auch das Mailspiel, veröffentlicht hat. Diese Bücher sind eine richtige Fundgrube, aber nicht sehr systematisch und stellen keine wissenschaftlichen Fragen nach der Bedeutung und den räumlichen Faktoren des Spiels. Die darin enthaltene Beispielsammlung wurde für den vorliegenden Beitrag von uns ergänzt, um darauf aufbauend eine Übersicht über die Verbreitung und unterschiedlichen Erscheinungsformen von Mailbahnen vor allem in Deutschland und den Niederlanden zu versuchen. Zum Abschluss soll die Utrechter Maliebaan als ein charakteristisches Fallbeispiel näher vorgestellt werden.

### 1 Regeln und Anlagen des Mailspiels

Das Mailspiel gehört zu einer Familie von Kugelspielen, der auch das historische »*kolven*« und das heutige Golfspiel angehören. In allen diesen Spielen gibt es eine Art von Schlagholz, mit dessen Hilfe eine Kugel über eine Bahn oder (wie beim heutigen Golfspiel) durch das Gelände geschlagen wird. Beim Mailspiel benutzt man einen hammerartigen Holzschläger mit etwa 1,5 Meter langem Stiel, dessen zylindrischer Schlägerkopf mit Eisen beschlagen war. Als Spielball diente eine Kugel von ca. sieben Zentimetern Durchmesser aus Buchsbaumholz. Gespielt

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.



Abb. 1: Der exilierte »Winterkönig«, Friedrich V. von der Pfalz, beim Spiel auf dem »Malieveld« in Den Haag  
Aquarell von Adriaen van de Venne 1626 (wikimedia commons)

wurde es auf geraden und ebenen Spielbahnen, für deren Länge es keine feste Regel gab. Die Variation in der Länge war sogar ziemlich groß: allein in den Niederlanden reichte sie von 500 Meter in der privaten Mailbahn in Arcen bis zu 1 074 Meter in Den Haag. Viele waren um die 700 Meter lang.<sup>2</sup> Die Bahn in Den Haag wird oft die längste Europas genannt,<sup>3</sup> Die kürzeste uns bekannte lag in Loon op Zand (Niederlande) und maß 325 Meter.

Im 1797 erschienen 72. Band seiner »*Oeconomischen Encyclopädie*« beschreibt Johann Georg Krünitz unter dem Stichwort »Leibesübungen« ausführlich die Regeln des »Kugelschlagen« oder »Laufspiels«, dem er auch therapeutische Wirkung beimaß.<sup>4</sup> Danach gab es drei Varianten des Mailspiels, die bis in das 18. Jahrhundert vornehmlich am Hof und von der Bourgeoisie gespielt wurden:<sup>5</sup>

1. Beim »*jeu de mail au Grands coups*« galt es, mit einem einzigen Schlag oder einer vorgegebenen Anzahl von Schlägen so weit wie möglich zu kommen. Dabei traten gewöhnlich zwei Spieler gegeneinander an.

2 Nijs u. Nijs 2014, S. 102f.

3 Ebd., S. 103.

4 »[...] so verdient es auch in der Annehmlichkeit einen Vorzug. Da man sich bey andern Spielen öfters zu sehr abmatten muß, so hat man bey dieser Uebung den Vortheil, daß man nicht mehr Bewegung dabey hat, als bey einem gewöhnlichen Spaziergange, und selbst diese Bewegung, welche das hin und wieder treiben der Kugeln verursacht, ist gleichsam eine Universal=Medicin gegen Husten, rauhen Hals und andere Uebel, denen man bey Veränderung der Jahreszeiten unterworfen ist« (Krünitz 1797, S. 713).

5 Krünitz 1797, S. 721–724.



Abb. 2: Mailbahn bei Pillnitz, »Generalplan von Pillnitz« um 1765 (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Plansammlung) und Foto 2009 (V. Eidloth)

2. »Mail en partie« wurde von zwei Gruppen gespielt. Gewonnen hatte diejenige »Partie«, die mit den wenigsten Schlägen das Ziel erreichte. Dieses Ziel bildete in der Regel ein kleiner eiserner Bogen, bisweilen auch ein aufgehängter Reifen.
3. Beim »Mail au rouet« spielte jeder Spieler für sich, indem er die Anzahl seiner Schläge bis zum Erreichen des Ziels zählte.

Daneben gab es noch eine vierte Variante, die vermutlich nicht in höfischen Kreisen praktiziert wurde: das »Mail à la chicane«. Dabei wurde keine feste Bahn benutzt. Stattdessen spielte »man auf freyem Felde, in Alleen, oder auf dem Wege überall, wo man jemand antrifft.«<sup>6</sup> Diese Variante war im Südosten Frankreichs ein Volkssport (deshalb »Languedocer Maille«) und wurde dort bis ins 20. Jahrhundert betrieben.<sup>7</sup> Auch in Teilen der Schweiz soll das Mailspiel (»mylen schlan«) auf

einfachen Straßen und Wegen, teilweise als Wettkampf von Ort zu Ort oder »von einem Wirthshus zum anderen«, ausgetragen worden sein.<sup>8</sup>

In diesem Beitrag beschränken wir uns auf das Mailspiel auf einer festen Bahn. Die eigentliche, mit feinem Sand bedeckte Spielfläche einer solchen Mailbahn konnte durch hölzerne Planken oder Netze begrenzt sein, die Querschläger abfangen sollten. Mitunter waren sie von Hecken gesäumt. Vor allem aber waren die Bahnen als Alleen angelegt, wobei zwei oder mehrere Reihen Bäume insbesondere den Zuschauern nicht nur Schatten boten, sondern auch eine angenehme landschaftliche Erfahrung ermöglichten.

In manchen Fällen wurden auch schon bestehende Alleen als Mailbahn benutzt. So richtete man beispielsweise noch 1766 in einer Allee beim Schloss Pillnitz eine Mailspielbahn ein. Die vierreihige Kastanienallee selbst war schon 1725 gepflanzt worden. Sie sollte eigentlich eine repräsentative Verbindung zwischen dem Elbe aufwärts gelegenen Lustschloss und der Residenzstadt Dresden schaffen, wurde aber nur auf 750 Meter Länge bis zum Dorf Hosterwitz realisiert.<sup>9</sup>

6 Ebd., S. 724.

7 Siehe auch Nijs u. Nijs 2014, S. 34–35.

8 Beispiele bei Masüger 1955, S. 15 u. 168.

9 Hartmann 1981, S. 87 u. 106–107.

Die meisten Mailbahnanlagen aber wurden im 17. Jahrhundert eigens für den Zweck geschaffen. *Wimmer* (2006) meint, dass Mailbahnen möglicherweise eine Rolle gespielt haben bei der Verbreitung gebäudeunabhängiger Baumalleen.<sup>10</sup> Ihre stadtbaugeschichtliche Bedeutung würdigte knapp schon *Hennebo* 1979.<sup>11</sup>

Dass Mailbahnen von Anfang an bepflanzt waren, ist übrigens nicht sicher. Die bis heute erhaltene Mailbahn im Heidelberger Schlossgarten war jedenfalls baumlos.<sup>12</sup> Sie bildet die obere Terrasse des berühmten Hortus Palatinus, der 1614–1616 nach Plänen des französischen Ingenieurs und Baumeisters *Salomon de Caus* begonnen aber nie ganz fertig gestellt wurde. Bauherr war jener »Winterkönig«, *Friedrich V.* von der Pfalz, den eine zeitgenössische Darstellung beim Mailspiel zehn Jahre später im Exil in Den Haag zeigt (Abb. 1). Im Laufe des 17. Jahrhunderts war die Ausstattung der Mailbahnen mit Alleen aber eher die Regel.

Der Name des Spiels soll auf das italienische *pallamaglio* verweisen, was wörtlich Ball und Hammer meint. Davon abgeleitet sind französisch *paille-maille*, englisch *pall-mall* und niederländisch *palmmalie* oder *malie*. In Deutschland sind verschiedene Schreibweisen und Aussprachevarianten der französischen Bezeichnung gebräuchlich.

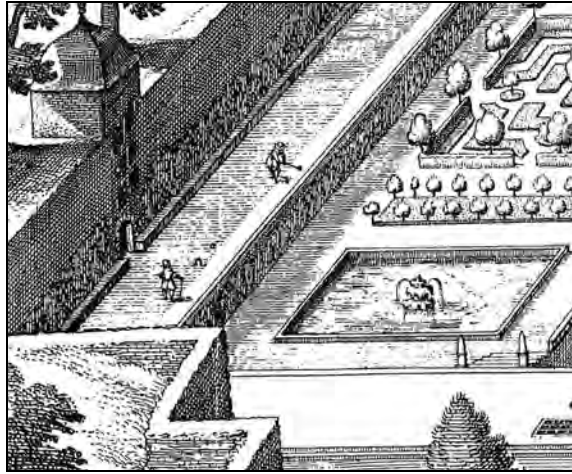


Abb. 3: »Palamaill« im Heidelberger Schlossgarten  
Ausschnitt aus der Vogelschauansicht von  
*Matthäus Merian* um 1620 (aus *Walther* 1990) und  
Foto 2016 (V. *Eidloth*)

<sup>10</sup> *Wimmer* 2006, S. 17.

<sup>11</sup> *Hennebo* 1979, S. 96–98.

<sup>12</sup> *Walther* 1990, S. 38.

## 2 Anfänge des Mailspiels

Es wird angenommen, dass das Spiel im spanischen Vizekönigreich Neapel entwickelt wurde.<sup>13</sup> Unter dem französischen König *Franz I.*, der zwischen 1515 und 1547 regierte, wird es höfische Mode in Frankreich.<sup>14</sup> Möglicherweise hat *Catharina de Medici*, die 1533 *Franz'* Sohn *Heinrich*, den späteren König *Heinrich II.* heiratete, das Mailspiel in Frankreich eingeführt.<sup>15</sup> In Bern (CH) wird das »Schlagen der Kugel« in den Ratsmanualen von 1550 erwähnt.<sup>16</sup>

In Frankreich scheint das Spiel eine große Popularität erreicht zu haben. Es muss hunderte von Bahnen gegeben haben und daneben wurden noch viele »normale« Straßen von der Bevölkerung für das *Jeu de Maille* benutzt. Dazu war die französische Gartenarchitektur im 17. Jahrhundert gekennzeichnet von langen, geraden Alleen, die sich einfach für das Mailspiel benutzen ließen.<sup>17</sup> Auf eine Behandlung der Mailbahnen in Frankreich wird im Folgenden deshalb verzichtet.<sup>18</sup>

Die älteste Erwähnung auf den britischen Inseln stammt aus Seton bei Edinburgh, wo Königin *Mary* in 1568 »*palmall*« gespielt haben soll. Der englische König *Jakob I.* brachte das Spiel 1604 von Schottland nach London. Eine Mailbahn, der heutige Pall Mall, war Teil des Gartens um St. James's Palace. Als einer seiner Nachfolger, *Karl II.*, aus dem Exil nach London zurückkehrte, ließ er Palast und Park erneuern und dabei einen neuen »*pallmall*« bauen, der heutige The Mall.<sup>19</sup> In England hat das Spiel wenig Erfolg gehabt: das einzige erwähnte Beispiel einer privaten Mailbahn wurde 1626 bei New Hall in Essex angelegt.<sup>20</sup>

Die Geschichtsschreibung vermutet, dass Herzog *Friedrich I.* von Württemberg das Mailspiel auf seiner Reise nach England 1592 kennengelernt und auf den Kontinent mitgebracht haben soll.<sup>21</sup> Höfischen Kavaliertouren und Reisen kommt bei der Verbreitung des Spiels mit Sicherheit eine besondere Rolle zu. So stand Ende des 17. Jahrhunderts Utrecht und eine Besichtigung der dortigen Maillebahn, die auch die zeitgenössischen Führern empfahlen, regelmäßig auf dem Programm der Reisen deutscher Prinzen in die Vereinigten Niederlande, einem der beliebtesten Reiseziele.<sup>22</sup> Die erste Mailbahn in den Niederlanden ent-

13 *Nijs u. Nijs* 2014, S. 33; *Behringer* 2012, S. 179.

14 *Wimmer* 2006, S. 17.

15 *Nijs u. Nijs* 2014, S. 33.

16 Dabei dürfte aber keine feste Bahn benutzt worden sein. 1735 ist in Bern jedenfalls von einer »Languedocer Maille« die Rede (*Masüger* 1955, S. 168).

17 *Nijs u. Nijs* 2014, S. 33–34.

18 Eine auf der Erhebung von *Nijs u. Nijs* (2014) basierende Karte der Mailbahnen in Frankreich findet sich im NGA Early Golf Webmuseum und Digitalen Archiv »*Colf & Kolf*« ([http://www.colf-kolf.nl/malie/17/1g/mail-ou-en-france\\_.htm](http://www.colf-kolf.nl/malie/17/1g/mail-ou-en-france_.htm) [10–2018]).

19 *Wimmer* 2006, p. 17; *Nijs u. Nijs* 2014, S. 38; *Nijs u. Nijs* 2011, S. 125–137.

20 *Nijs u. Nijs* 2014, S. 39.

21 Ebd.

22 *Bender*, 2011, S. 143.



Abb. 4: »Palemale« in Stuttgart  
Lageplanskizze von Heinrich Schickhardt 1621 und anonyme aquarellierte Federzeichnung um 1680 (beide Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

stand 1609 in Den Haag.<sup>23</sup> In Deutschland sind die ältesten bekannten Mailbahnen die bereits erwähnte im Heidelberger Schlossgarten (von 1616) und eine in Stuttgart.

Die Stuttgarter »pallemale« wird 1609 erstmals erwähnt.<sup>24</sup> Diese Spielbahn verlief vor den Stadtmauern und außerhalb des Hofgartens parallel zum Nesenbach, war 1126 Schritt (d.h. über 800 Meter) lang und acht Schritt (also an die sechs Meter) breit und mit zwei Reihen Linden bepflanzt und durch hölzerne »Balken und Schranken« begrenzt.<sup>25</sup> Über die Lage und das Aussehen der Stuttgarter Mailbahn sind wir durch mehrere Grundrisskizzen und Beschreibungen des herzoglichen Hofbaumeisters Heinrich Schickhardt aus den 1620er Jahren gut

<sup>23</sup> Nijs u. Nijs, 2014, S. 40.

<sup>24</sup> Hagel 1984, S. 40.

<sup>25</sup> Gugenhan 1997, S. 171ff.

unterrichtet. Anlass für diese war, dass die Anlage immer wieder von Überschwemmungen betroffen war. 1621 legte *Schickhardt* jedenfalls einen Kostenvoranschlag mit Lageplan für die Erstellung eines Kanal- und Rohrsystems vor, das Abhilfe schaffen sollte.<sup>26</sup> Lage und Ausdehnung der Stuttgarter Mailbahn belegen auch mehrere handgezeichnete Karten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die nach weiteren schweren Hochwassern in der Jahrhundertmitte entstanden und die ergriffenen Schutzmaßnahmen dokumentieren.<sup>27</sup> 1745 wurde die ›Maille‹ dem Stadtplan *Johann Adam Riedigers* von zufolge von einer weiteren Allee »von lauter fruchtbaren Obstbäumen zum Spaziergehen« begleitet.<sup>28</sup>

### 3 Formen und Verbreitung von Mailbahnen in Mitteleuropa

Bislang konnten wir 22 Mailbahnen in Deutschland, elf in den Niederlanden, drei in Belgien, drei in der Schweiz und eine in Österreich ermitteln. Darunter waren einige öffentlich und der Allgemeinheit zugänglich; in der Mehrzahl handelte es sich aber um private Anlagen. Von den elf in den Niederlanden waren vier städtische und damit öffentlich. Drei der übrigen sieben gehörten zu Jagdschlössern der statthalterlichen Familie der Nassaus.

Die privaten Bahnen finden sich in den meisten Fällen bei suburbanen Schlössern und Landsitzen, wo die Spielbahnen zusammen mit anderen Alleen Bestandteil der zugehörigen Gartenanlagen waren. Bisweilen lagen sie auch außerhalb, wie das Beispiel Stuttgart gezeigt hat, und bildeten das Rückgrat späterer Gartenerweiterungen.



Abb. 5: Mailbahnen in Mittel- und Nordwest-Europa  
Verfasser, Stand 20. August 2016

26 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Nachlass Schickhardt, N 220 T 35 »palemale«.

27 Hagel 1983, S. 236f.; Hagel 1984, S. 44ff.

28 Zit. n. Gugenhan, S. 173. Der »Plan geometrique et perspective de la ville capitale de Suottgart dans la Duché de Wirtemberg« abgedruckt bei Hagel 1984, S. 66.

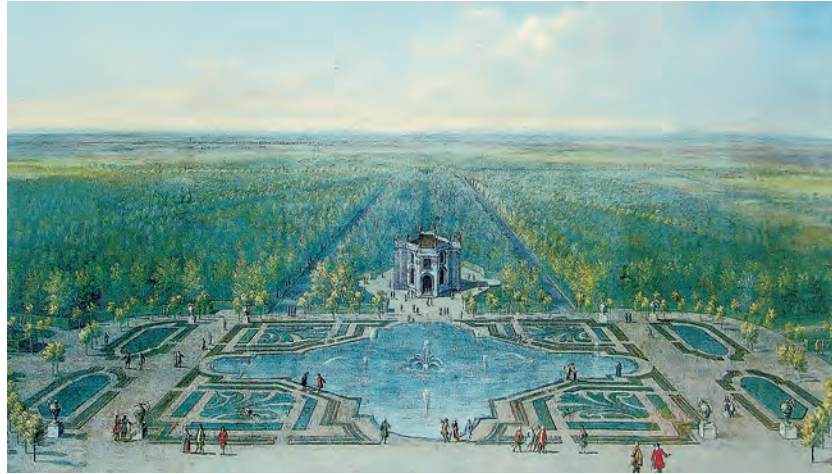


Abb. 6: »Pagodenburg« und »Pallamey« in Nymphenburg  
Gemälde von Franz Joachim Beich 1722/1723 (wikimedia commons)

So ließ der bayerische Kurfürst *Maximilian II. Emanuel* ab 1702 im Wald westlich von Schloss Nymphenburg außerhalb des damaligen Schlossgartens eine »*Alleé und Pallamey*« anlegen. Im März begann man damit, »*die gestandenen Aichen umbzuwerffen*« und im April wurden erneut »*Aichen abgeschnaittet und weithers Aichen umbgeworffen*.« Sechs Tagwerk »*Eich Holz*« mussten die privaten Waldbesitzer dafür abtreten.<sup>29</sup> 1716–1719 wurde dann am südlichen Ende die »*Pagodenburg*« gebaut. »*Dieses Indianische Gebäu oder Pagottenburg, ist ein Ort, vor die hohe Herrschaften, daselbst auszuruhen, wenn sie auf der Maille=Bahn gespielet haben*«, erklärt eine zeitgenössische Beschreibung die Funktion des Bauwerks.<sup>30</sup>

Seltener wurden Mailspielbahnen in der freien Landschaft angelegt, wie das beim oberfränkischen Himmelkron der Fall ist. Nach der Reformation hatten dort die Markgrafen von Ansbach-Bayreuth ein ehemaliges Zisterzienserinnenkloster zum Sommersitz umgebaut. 1662/1663 entstand unterhalb der Residenz entlang des Weißen Mains eine erste Mailbahn, die allerdings kurz nach ihrer Fertigstellung durch ein Hochwasser zerstört wurde. 1667 ließ Markgraf *Christian Ernst* erneut eine Bahn errichten und zu ihrem Schutz einen noch heute erhaltenen Damm aufwerfen.<sup>31</sup> Diese Schutzmaßnahme war offensichtlich wenig erfolgreich, denn im Februar 1680 wird dem Markgrafen neuerlich berichtet: »*Was übrigens die Baille Maille betrifft, solche ist durch die vorgewesene Wasserflut solchergestalt ruinirt, als sie fast niemals gewesen, und ist kein Rat zu ersinnen, wie sie in gutem Stand zu erhalten, ist auch wegen der noch anhaltenden Nässe und*

<sup>29</sup> Zit. n. *Hierl-Deronco* 2001, S. 220.

<sup>30</sup> *Bretagne* 1723, § 15.

<sup>31</sup> *Habermann* 1982, S. 84–85; *Jungmeier*, 1992.



Abb. 7: »Baille-Maille« bei Himmelskron

Darstellung in der Karte der Amtshauptmannschaft Culmbach, Federzeichnung von Johann Georg Dülp 1718 (Staatsarchiv Bamberg), und Foto 2016 (V. Eidloth),

Gefriß nichts daran zu arbeiten. Die Bäume aber sind in gutem Flor.«<sup>32</sup> Die Himmelskroner Mailbahn besaß eine Länge von 1 000 Schritt bzw. 2 500 Schuh (das sind rund 750 Meter). Bepflanzt war sie mit einer vierreihigen Allee aus insgesamt 800 Linden.<sup>33</sup> An den brandenburg-kulmbachischen Höfen war das Mail-

<sup>32</sup> Zit. n. Jungmeier 1992, S. 17.

<sup>33</sup> Ebd., S. 13–15.

spiel im 17. und 18. Jahrhundert offensichtlich besonders beliebt, gab es doch im Schlossgarten der Residenz in Bayreuth<sup>34</sup> und am Lustschloss Eremitage<sup>35</sup> weitere Spielbahnen in unmittelbarer Nachbarschaft. 1743 entstand außerdem bei dem als Witwensitz dienenden Schloss in Erlangen eine Mailbahn, die noch 1771 erneuert wurde.<sup>36</sup>

Die öffentlichen Mailbahnen sind in der Regel von kommunalen Regierungen initiiert worden. Diese städtischen Mailbahnen waren beinahe ausnahmslos außerhalb der Stadtbefestigungen am Stadtrand lokalisiert, da in der Regel nur dort geeignetes Terrain zur Verfügung stand. 1638 ließ Graf *Otto von Schauenburg und Pinneberg* die ›Palmaille‹ vor den Toren Hamburgs im damals noch eigenständigen Altona bauen. Dazu wurde am Hochufer der Elbe ein Plateau geschaffen und auf 467 Meter Länge in vier Reihen 400 Linden, Ulmen und Ahornbäume gepflanzt.<sup>37</sup> Die Lage war wohl auch hinsichtlich der landschaftlichen Situation nicht zufällig gewählt. In seinen 1769 in »*neuer, vermehrter und verbesserter Auflage*« erschienenen Reiseberichten beschreibt *Johann Peter Willebrandt* jedenfalls die ›Palemaille‹ in Altona als »*von mehr als tausend Schritten, mit vier Reihen schattichter und anmuthiger Lindenbäumen besetzt*«<sup>38</sup> und schildert begeistert wie man dort »*allezeit aber von einer erstaunlichen Höhe, nicht nur die breite und schifreiche Elbe, sondern auch an jener Seite der Elbe viele Inseln und das lüneburger Land übersiehet, auch zu Blankenese, ziemlich hohe in diesen Gegenden sonst ungewöhnliche Gebürge, erblicket: alles dieses sind wahrhaftig Meisterstücke der Natur, und könnten gewiss einen höhern Geist, als den meinigen, verleiten, sich in so reizenden Gegenden einen Aufenthalt zu wünschen.*«<sup>39</sup> Aus Hamburg kamen trotzdem kaum Mailspieler nach Altona. Wohl auch weil die Freie und Hansestadt Hamburg 1665 eine eigene Spielbahn auf dem mittelalterlichen Reesendamm einrichtete, der von da an ebenfalls ›Palmaille‹ hieß bevor er 1680 in Jungfernstieg umbenannt wurde.<sup>40</sup>

Die Mailbahn der Reichsstadt Esslingen lag auf einer schon seit dem Mittelalter als Festplatz und Schützenwiese genutzten und bereits 1596 als »*weit und schön*« gepriesenen Freifläche zwischen zwei Neckarkanälen.<sup>41</sup>

Interessant ist, dass eine ganze Reihe von Städten eine Mailbahn baute, um Studenten für ihre Universität zu werben. Beispielsweise zielten die Anlagen in Leiden und Utrecht insbesondere darauf Studierende zu gewinnen. Nach *Stöckle*

34 *Habermann* 1982, S. 14 und 18.

35 Die ›Malie-Bahn‹ ist bezeichnet in dem »*Grund Riss von der Hochfürstlich Brandenburgischen Eremitage ohnweit Bayreuth*« von *J.G. Riedel* um 1765 (abgedruckt bei *Habermann* 1982, S. 117; ebd. S. 136 Textquelle mit Hinweis auf eine ›Mailie-‹).

36 *Hofmann-Randall* 2002, S. 163 u. 179.

37 *Borgmann* 1996, S. 110.

38 *Willebrand* 1769, S. 65. Die 1. Auflage erschien 1758. Auf S. 217 erwähnt *Willebrand* auch die »*prächtige Maillebahn*« in Utrecht.

39 Ebd., S. 67.

40 *Klessmann* 1994, S. 177 u. 302.

41 *Borst* 1969, S. 208.



Abb. 8:  
 »Maille« in Esslingen  
 Ausschnitt aus dem  
 Stadtgrundriss von Johann  
 Gottlieb Kandler 1773/1774  
 (Stadtarchiv Esslingen a.N.)  
 und Luftbild 2007  
 (LAD O. Brasch)

1927 wäre das Mailspiel im 17./18. Jahrhundert zum »wesentlichen Bestandteil studentischer Leibesübungen« an deutschen Hochschulen geworden.<sup>42</sup> Jedenfalls entstand auch in Halle an der Saale noch im 1. Viertel des 18. Jahrhunderts eine Mailbahn »zur Ergötzung derer Hällischen Einwohner, sonderlich der Studirenden«, wie es in einer zeitgenössischen Quelle heißt.<sup>43</sup>

<sup>42</sup> Stöckle 1927, S. 17.

<sup>43</sup> Dreyhaupt 1755, S. 60.

#### 4 Entwicklung der Mailbahnen

Bereits im 18. Jahrhundert kam der Rückgang, da das Mailspiel seine Popularität verlor. »Weil sich aber zum Maille-Spiel wenig Kenner und Liebhaber gefunden, ist die Maille-Bahn eingegangen, das Gebäude aber unter diesem Namen eine Bier=Schencke geblieben«<sup>44</sup> berichtete der eben zitierte Chronist schon 1755 über Halle.

1819 wird über die Esslinger Mailbahn geklagt, dass dort Hütten errichtet und Holzlager geschaffen würden. Außerdem würde man auf ihr Wäsche trocknen oder Gänse und Schweine weiden lassen. Der Stadtrat erließ daraufhin 1824 ein entsprechendes Verbot. Zwei Jahre später wurde außerdem eine »Maille-Ver-schönerungs-Commission« ins Leben gerufen, die für den Erhalt der Anlage sorgte und sie in den Folgejahren zu einer innerstädtischen, gärtnerischen Schmuckanlage umgestaltete, in der noch um 1900 sonntäglich Konzerte und all-jährlich eine »italienische Nacht« veranstaltet wurde.<sup>45</sup>

Mailbahnen in barocken Gärten fielen nicht selten deren Umwandlung in Landschaftsgärten zum Opfer. Ab 1810 wurde beispielsweise der Nymphenburger Schlossgarten nach Plänen des Königlich Bayerischen Hofgarten-Intendanten *Friedrich Ludwig von Skell* umgestaltet und die Achse der ehemaligen Mailbahn nördlich der Pagodenburg in ein liebliches »Wiesen Thal«, das Pagodenburger Tal, verwandelt.<sup>46</sup> Dagegen ist die ehemalige Mailbahn im Großen Garten zu Dresden in einem Bestandsplan aus der Zeit um 1850 trotz dessen partieller Umformung immer noch als solche verzeichnet.<sup>47</sup> In Stuttgart wurde die Mailbahn mit dem landschaftlichen Ausbau der Schlossgärten nach den Plänen von *Nikolaus von Thouret* ab 1806 vollständig beseitigt. Die Himmelkroner Mailbahn ließ die Hofkammer des inzwischen preußischen Fürstentums Bayreuth meistbietend verkaufen und die Allee 1792 gegen den Widerstand der ortsansässigen Bevölkerung abholzen.<sup>48</sup>

Die suburbanen städtischen Mailbahnen konnten demgegenüber zu einem strukturierenden Element einer Stadterweiterung werden und wurden häufig zu Promenaden oder Wohnstraßen umfunktioniert. Dabei blieb oft der Alleecharakter erhalten und auch der Name lebte in vielen Fällen weiter. Nachdem die erhofften Spieler aus Hamburg ausgeblieben waren, begann zum Beispiel die »Palmaille« in Altona bald zu verfallen. In Teilen nutzten sie zunächst die Reepschlägern als Seilerbahn und zur Lagerung ihrer Taue, bevor 1706 der Kaufmann *Hinrich van der Smissen* die Südseite erwarb und parzellierte. 1717 wurden die vierreihige Lindenallee erneuert und beidseitig Fahrwege angelegt mit dem Ziel, »die Palmaille

---

44 Ebd.

45 *Borst* 1969, S. 208.

46 *Herzog* 2003.

47 »Plan des Königlichen Großen Gartens bei Dresden nach der Original Aufnahme des Königlichen Rentamates« von *Johann Keyl* (abgedruckt bei Sächsische Schlösserverwaltung 2001, S. 99).

48 *Jungmeier* 1992, S. 20–22.



Abb. 9:  
Blick über  
Hamburg-Altona  
Ausschnitt aus einer  
Lithographie von  
Julius Gottheil  
um 1855 (wikimedia  
commons)

*als publique Allee aufrechtzuerhalten*«. Angesichts der günstigen Lage und der schönen Aussicht hoffte man, dass sich auch leicht Interessenten finden würden, die an der neuen Promenade zu bauen bereit wären. Ab dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts entstanden dann tatsächlich beiderseits der Straße repräsentative, klassizistische Villen und Wohnhäuser, unter anderen durch den berühmten dänischen Architekten *Christian Frederik Hansen*, sodass sich die Palmaille rasch zu einer der renommiertesten großbürgerlichen Wohngegenden entwickelte.<sup>49</sup>

##### 5 Fallstudie: der Maliebaan in Utrecht

Die Utrechter Maliebaan wurde in der Blütezeit der Mailbahnen in den Niederlanden gebaut. Die Studenten in Leiden hatten schon 1581, sechs Jahre nach der Gründung der Universität, ein Gelände für Ballspiele zugewiesen bekommen;<sup>50</sup> 1636 wurde für sie eine Mailbahn gebaut. Im selben Jahr erfolgte die Gründung der Universität Utrecht und schon im darauffolgenden Jahr plante die Stadtregierung den Bau einer Maliebaan, um auch ihre Stadt für Studenten attraktiver zu machen. Die beiden Mailbahnanlagen machen die Konkurrenz zwischen den beiden Universitäten deutlich. Es gibt jedoch auch eine Gemeinsamkeit, nämlich die, dass beide Mailbahnen auf ehemaligen Klosterbesitz liegen, der während der Reformation in den Besitz der Stadt übergegangen war.

Ein Stadtplan aus dem Jahr 1695 zeigt die Mailbahn mit vier Reihen Bäume, wie sie an den beiden Seiten geplant waren. Insgesamt wurden 1 200 Linden und

<sup>49</sup> Klée Gobert 1959, S. 146–148.

<sup>50</sup> Nijs u. Nijs 2014, S. 107.

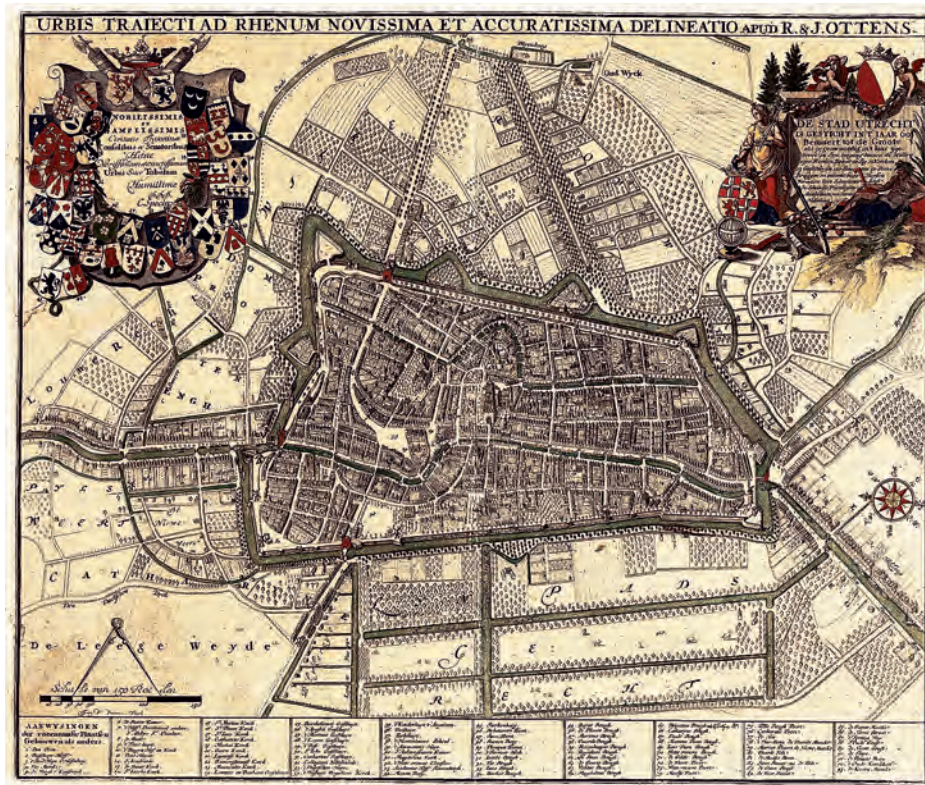


Abb. 10: Stadtplan von Caspar Specht, 1695

600 oder 900 Ulmen gepflanzt.<sup>51</sup> Diese machten die Bahn zu einer beliebten Spazieranlage.

Die Utrechter Mailbahn wurde an der Außenseite der Stadt gebaut auf Land, das vorher dem Kapitel von Oudmunster Utrecht und dem aufgelösten Sankt Stevens Kloster gehörte, so wie übrigens ein wichtiger Teil der Universität ehemalige Klostergebäude und früheres Klostergelände nutzte. Durch ein kleines Tor in der Festung und eine Brücke über den Stadtgraben war die Bahn erreichbar.

Die Bahn hatte eine Länge von 200 Ruten, also 800 Meter. Am Anfang der Bahn gab es von Beginn an ein Wirtshaus, das zum Klubhaus umgebaut wurde, das ›Maliehaus‹. 1768 ist die Bahn noch einmal verlängert worden, aber kurz danach wurde der neue Teil für den Bau einer Schanze wieder aufgegeben.<sup>52</sup> Am Ende des 18. Jahrhunderts scheint auch in Utrecht das Maliespiel seine Popularität verloren zu haben und ab 1796 wurde die Bahn nicht mehr benutzt.<sup>53</sup> In-

<sup>51</sup> Steenhuis et al. 2009, S. 42.

<sup>52</sup> Perks o.J., S. 11; Steenhuis et al. 2009, S. 47.

<sup>53</sup> Perks o.J., S. 11.



Abb. 11:  
Der Maliebaan  
in Utrecht  
Gezeichnet von  
Herman Saftleven,  
um 1660

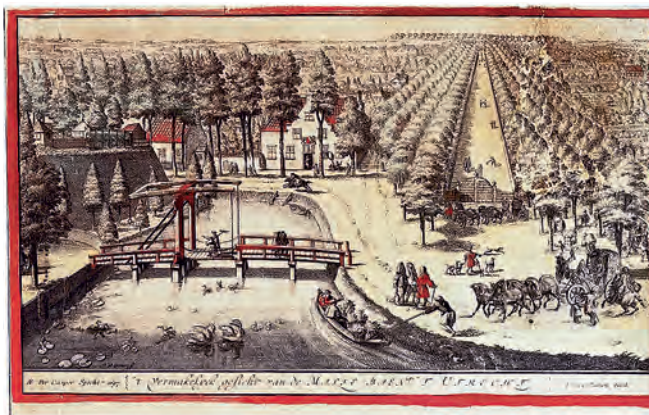


Abb. 12:  
't vermackelyck gesicht  
van de MALIE-BAEN  
'T UTRECHT. Das  
weiße Gebäude ist das  
sogenannte Maliehuis  
(Mailhaus), der ehe-  
maligen Herberge  
'Het Gulden Vlies'  
Kolorierter Kupferstich  
von Jan van Vianen von  
ca. 1685, herausgegeben  
von Casper Specht in 1697.  
Utrechter Archiv  
Kat.nr. 30274

zwischen entwickelte der Maliebaan sich weiter als Erholungslandschaft. Die Pfade an den Außenseiten der Baumreihen wurden 1693 für Kutschen hergerichtet. Im 18. Jahrhundert errichtete man immer mehr sogenannte Teekuppeln, kleine private Pavillons mit Aussicht auf die Spielbahn; 1784 gab es vermutlich 37 Teekuppeln. Auf den Katasterplänen aus den Jahren 1811 bis 1832 sind elf angegeben. Es sind aber noch viele mehr zu sehen; insgesamt existierten vielleicht 42 oder sogar 60 von diesen Kleingebäuden.<sup>54</sup>

Ab 1815 wurde Utrecht von der militärischen Neuen Holländischen Wasserlinie geschützt. Deshalb konnten die Stadtbefestigungen demoliert und zu einer Parkzone umgebaut werden. Die Mailbahn wurde mit dieser neuen Parkanlage verbunden und damit auch interessanter für eine permanente Bewohnung.<sup>55</sup> Der Maliebaan wurde Teil eines neuen Stadtteils, mit Landsitzen und Parks, aber auch Wohnungen für die höhere Bürgerschaft.

<sup>54</sup> Debie 2011, S. 70–71.

<sup>55</sup> Steenhuis et al. 2009, S. 57.



Abb. 13: Der Utrechter Maliebaan um 1832  
Daten: Hisgis (Urkataster 1832)

Der Katasterplan von 1832 zeigt den Maliebaan und seine Umgebung als eine Erholungslandschaft. Die ehemalige Bahn mit einer Straße an beiden Seiten, ist immer noch Eigentum der Stadt Utrecht und wird in den Katasterdaten angedeutet als ›Maliebaan / openbare wandeling [=öffentliche Spazieranlage]‹. Der ganze Streifen wurde flankiert von Bebauung unterschiedlicher Art: Wohnungen, Landsitze, aber auch einen Klub (›Sociëteit‹) und zwei Gebäude mit ›Kolfbahnen‹ für eine andere Sportart aus derselben Familie wie das Mailspiel, nämlich ›kolven‹, das auch innerhalb eines Saals gespielt werden konnte. Das ›kolven‹ hat in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das Mailspiel immer mehr verdrängt. 1792 zählte man in Utrecht 21 Kolfbahnen, davon zehn in Gebäuden. Einigen von diesen wurden später zu regelrechten Villen ausgebaut.<sup>56</sup>

Im 19. Jahrhundert fungierte der Maliebaan zuerst als Promenade. 1885 wurde einer der Spazierstreifen für Fahrräder geöffnet. Die Utrechter Mailbahn wird deshalb oft (wahrscheinlich fälschlich) als der erste Fahrradweg in den Niederlanden bezeichnet.<sup>57</sup> Der Maliebaan gilt bis heute als eine der prestigeträchtigsten

<sup>56</sup> Nijs u. Nijs, 2014, S. 121.

<sup>57</sup> Buiter 2001.

Straßen Utrechts. Von den Wohn- und anderen Bauten an der Maliebaan stehen siebzig unter nationalem Denkmalschutz. Der ganze Maliebaan und Umgebung stehen seit 2013 als ›Stadtgesicht‹ unter Ensembleschutz.

## 6 Relikte von Mailbahnen

Relikte von Mailbahnen haben sich am ehesten innerhalb von historischen Gartenanlagen wie z.B. im Hortus Palatinus in Heidelberg erhalten. Eindrucksvolle Mailbahnalleen finden sich bis heute in den Schlossgärten von Laxenburg, Ansbach oder Bayreuth.

Es gibt aber auch ehemalige Mailbahnen, die in der Landschaft als Alleen noch erkennbar sind. Die in Pillnitz bei Dresden wäre ein solches Beispiel oder die Falkenluster Allee in Brühl, die die Schlösser Augustusburg und Falkenlust miteinander verbindet und ab den 1750er Jahren von einer Mailspielbahn begleitet wurde.<sup>58</sup> Die zerstörte Himmelkroner Mail-



Abb. 14: ›Baille Maille‹ in Karlsruhe-Durlach, Straßenschild  
Foto 2016 (V. Eidloth)

bahn rekonstruierte von 1986 bis 1990 eine Bürgerinitiative.<sup>59</sup> Auch wenn das Mailspiel selbst nicht mehr gespielt wird und keine eigentlichen Spielbahnen mehr existieren, sind die Anlagen als ›normale‹ Alleen erhalten oder funktionieren auch unter neuer Nutzung als landschaftliche Erholungseinrichtungen. Das gilt auch für die Maille in Esslingen, die bis heute als öffentliche innerstädtische Grünfläche dient.

Die meisten der ehemaligen städtischen Mailbahnen sind allerdings im Laufe der Zeit verschwunden. In manchen Fällen haben sie sich wenigstens noch als Straßename überliefert. So gibt es außer in Utrecht in Amsterdam, Arcen, Groenlo und Leiden Straßen mit dem Namen ›Maliebaan‹. In Genf und Neuchâtel finden wir jeweils eine ›Avenue du Mail‹, in Lausanne eine ›Avenue de Longemalle‹. In Genf tragen außerdem zwei Gebäude der Universität den Begriff ›Mail‹ im Namen.<sup>60</sup> In Durlach bei Karlsruhe lebt die Erinnerung an die ehemalige Mailbahn in der Benennung ›Palmaienstraße‹ fort.

Zu den prominenten Beispielen von Mailbahnen, die heute als Allee oder Avenue im Stadtbild erkennbar sind, gehört wie oben gezeigt der Utrechter Maliebaan. Die Palmaille in Hamburg-Altona, die zwar im Zweiten Weltkrieg in erheblichem Umfang zerstört wurde, war bereits in den 1950er Jahren – geregelt

<sup>58</sup> Kordt 1965, S. 71.

<sup>59</sup> Jungmeier 1992, S. 29–34.

<sup>60</sup> Das Hauptgebäude ›Uni Mail (Uni 3)‹ und der ›Pavillon de Mail‹, beide am Boulevard du Pont d'Arve nahe der Avenue du Mail gelegen.

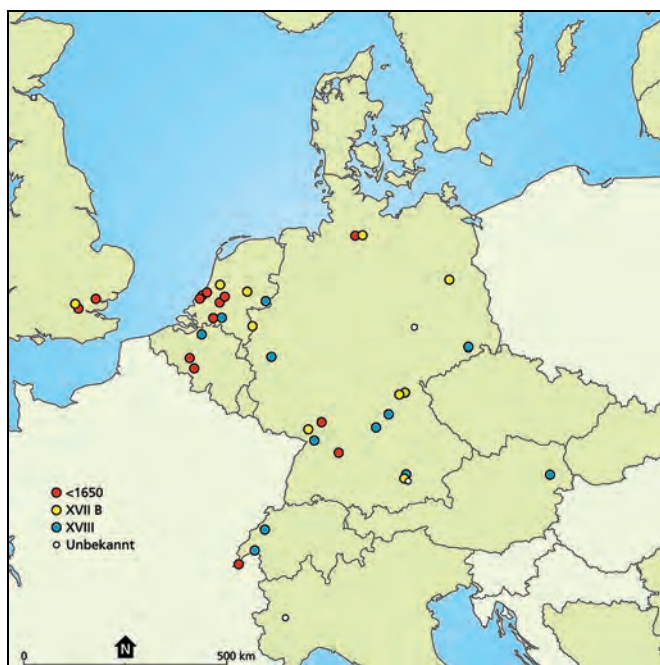


Abb. 15: Datierungen von Mailbahnen  
Verfasser, Stand 20. August 2016

durch eine »Verordnung zur Gestaltung der Palmaille« vom 9. September 1952 – wieder aufgebaut worden.<sup>61</sup> Besonders bekannt sind die beiden Londoner Mailbahnen Pall Mall und The Mall: der Pall Mall besaß schon im 17. Jahrhundert einige Kaffeehäuser, in deren nachfolge Clubs entstanden, die noch bis im 20. Jahrhundert hier bestehen blieben. Er lebt außerdem fort als ein Zigarettenlabel. Der Londoner Mall ist ein Appellativ für großgliedrige und luxuriöse Einkaufszentren geworden.

### Konklusion

Die meisten Mailbahnen sind schon Ende des 18. Jahrhunderts wenig oder gar nicht mehr zum Spielen benutzt worden, obwohl manchenorts im 18. Jahrhundert noch neue Bahnen angelegt worden sind. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts scheint das Mailspiel überall aufgegeben worden zu sein.

Die Kartierung (Abb. 15) zeigt die Entstehungszeiten der ermittelten Mailbahnen in Mitteleuropa, soweit sich diese datieren lassen. Demnach haben Mailbahnen sich von Nordwest-Europa aus allmählich nach Mitteleuropa verbreitet.

<sup>61</sup> Klée Gobert, 1959, S. 148.

## Summary

The pall mall as a 17<sup>th</sup> century innovation in urban and landscape planning

Pall mall (German: Mailspiel, Dutch: maliespel) was a bowl game, which was probably invented in Italy, introduced in France during the 16<sup>th</sup> century and became popular in large parts of Europe during the 17<sup>th</sup> century. In France alone, hundreds of facilities must have existed. The game was played on special courts as well as on streets. For Germany it is almost impossible to give an overview. In north-western Europe, however, the game was mainly played on specially designed courts that consisted of straight lanes with rows of trees on both sides. A number of these courts were laid out close to towns and were at free disposal for the public. In some university towns, pall malls were founded to attract students, for example in Leiden and Utrecht (both 1637). Most pall malls, however, were part of private gardens. The game gradually lost its popularity during the 18<sup>th</sup> century, although even late in the century new pall malls were still designed.

Later some of the impressive lanes attracted other activities including the building of mansions. Nowadays the pall malls in Utrecht (the ›Maliebaan‹) and in Hamburg Altona in particular still belong to the more prestigious streets of the towns. The ›Pall Mall‹ and the ›Mall in London‹ live on as a cigarette brand name and as a general term for a shopping centre.

## Literatur

- Behringer, Wolfgang (2012):* Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis ins 21. Jahrhundert. – München.
- Bender, Eva (2011):* Die Prinzenreise. Bildungsaufenthalt und Kavalierstour im höfischen Kontext gegen Ende des 17. Jahrhunderts. – Berlin (Schriften zur Residenzkultur, 6).
- Bezemer Sellers, Vanessa (2001):* Courtly gardens in Holland 1600–1650. The house of Orange and the Hortus Batavus. – Amsterdam u. Woodbridge.
- Borgmann, Sylvia (1996):* Altona: Elbgärten. – In: Buttler, Adrian von und Margita Marion Meyer [Hrsg.]: Historische Gärten in Schleswig-Holstein. Heide, S. 110–131.
- Borst, Otto (1969):* Über Alt-Esslingen. Wandlungen eines Stadtgesichts. – Esslingen.
- Bretagne, Pierre de (1723):* Ausführliche Relation von denen herrlichen Festivitäten und öffentlichen Freuden=Bezeugungen, welche so wohl bey Hofe, in der Stadt München, als auch auf denen Chur=Fürstl. Jagt= und Lust=Schlössern wegen der hohen Vermählung des Chur=Printzens zu Bayrn Durchl. Caroli Alberti mit der Durchleuchtigsten Ertz-Herzogin Maria Amalia gehalten worden und zu sehen gewesen. Nebst einer accuraten Beschreibung was in obbenannten Chur=Fürstl. Jagt= und Lust=Schlössern merckwürdiges zu besehen und zu bemercken. – [Augsburg].
- Buiter, H. (2011):* ‘Toen de fietsjong en wild was. De Maliebaan als bakermat van een jongensclub’. – In: Oud-Utrecht 84 (1), S. 12–16.
- Debie, P. (2011):* Van tuinpaviljoen naar koepelkamer; geschiedenis en ontwikkeling van de Utrechtse Maliebaan. – In: Bulletin Koninklijke Nederlandse Oudheidkundige Bond 110, S. 68–79.

- Dreyhaupt, Johann Christoph von (1755)*: Pagus Neletici et Nudzici, Oder Ausführliche diplomatisch=historische Beschreibung des zum ehemaligen Primat und Ertz=Stift, nunmehr aber durch den westphälischen Friedens=Schluß secularisirten Hertzogthum Magdeburg gehörigen Saal=Creyses Und aller darinnen befindlichen Städte, Schlösser, Aemter, Rittergüter, adelichen Familien, Kirchen, Clöster, Pfarren und Dörffer, Insonderheit der Städte Halle, Neumarckt, Glaucha, Wettin, Löbegün, Cönnern und Alsen. Bd. 2. – Halle.
- Gooskens, F. (2009)*: Het speelhuis in het Belcumbos bij Breda. De ontwikkeling van een warandepark door de Nassaus tussen 1610 en 1621. – In: *Jaarboek Oranjeboom* 62, S. 111–148.
- Gugenhan, Stefan (1997)*: Die Landesherrlichen Gärten zu Stuttgart im 16. und 17. Jahrhundert. – Stuttgart (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 72).
- Habermann, Sylvia (1982)*: Bayreuther Gartenkunst. Die Gärten der Markgrafen von Brandenburg-Culmbach im 17. und 18. Jahrhundert. – Worms (Grüne Reihe. Quellen und Forschungen zur Gartenkunst, 6).
- Hagel, Jürgen (1984)*: Stuttgart im Spiegel alter Karten und Pläne. – Stuttgart.
- Hagel, Jürgen (1983)*: Stuttgarter Wasser- und Umweltprobleme in der frühen Neuzeit im Spiegel alter Karten und Pläne des Nesen- und Dobelbachs. – In: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 42, S. 217–254.
- Hartmann, Hans-Günther (1981)*: Pillnitz. Schloss, Park und Dorf. – Weimar.
- Hennebo, Dieter (1979)*: Entwicklung des Stadtgrüns von der Antike bis in die Zeit des Absolutismus. 2. Aufl. – Hannover u. Berlin (Geschichte des Stadtgrüns, 1).
- Herzog, Rainer (2003)*: Friedrich Ludwig von Sckell und Nymphenburg. Zur Geschichte, Gestaltung und Pflege des Nymphenburger Schlossgartens. – München.
- Hierl-Deronco, Norbert (2001)*: Es ist eine Lust zu bauen. Von Bauherren, Bauleuten und vom Bauen im Barock in Kurbayern-Franken-Rheinland. – Krailing.
- Hofmann-Randall, Christine (2002)*: Das Erlanger Schloß als Witwensitz 1712–1817. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek, 15.–November–8.–Dezember 2002. – Erlangen (Schriften der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, 41).
- Jong, J. de (2015)*: A kaleidoscopic biography of an ordinary landscape; analysis of the development of the neighbourhood Buiten Wittevrouwen (Utrecht – the Netherlands). – In: Kolen, Jan; Renes, Hans u. Hermans, Rita [Hrsg.]: *Biographies of landscape; geographical, historical and archaeological perspectives on the production and transmission of landscapes*. Amsterdam: AUP, S. 283–308.
- Jungmeier, Hans-Martin (1992)*: Die Baille-Maille-Allee zu Himmelkron. Die Anlage der Baille-Maille-Lindenallee zu Himmelkron, ihre alte und neue Geschichte. – Bayreuth (Heimatbeilage zum Amtlichen Schulanzeiger des Regierungsbezirkes Oberfranken, 188).
- Klée Gobert, Renata [Bearb.] (1959)*: Altona – Elbvororte. – Hamburg (Die Bau- und Kunstdenkmale der Freien und Hansestadt Hamburg, II).
- Klessmann, Eckart (1981)*: Geschichte der Stadt Hamburg. – Hamburg.
- Kordt, Walter (1965)*: Die Gärten von Brühl. Untersuchungen über die Entstehung und Durchführung des Brühler Parkplans und die Mitwirkung Dominique Girards. – Köln.
- Masüger, Johann Baptist (1955)*: Das Schweizerbuch der alten Bewegungsspiele. – Zürich.
- Morren, T. (o.J. [1909])*: Het huis Honselaarsdijk. – Leiden.
- Nijs, Geert u. Nijs, Sara (2011, 2014, 2015)*: Games for kings & commoners. Colf – crosse – golf – mail. 3 Bände. – Saint Bonnet en Bresse.
- Perks, W.A.G. (o.J.)*: Geschiedenis van de Maliebaan. – Utrecht (Uit Utrecht's Verleden, 1).

- Romijn, N. (2010):* Maliebaan in beweging. – In: GM2; Tijdschrift over Geschiedenis Geografie Monumenten Musea Utrecht 10 (nr. 38), S. 22–25.
- Sächsische Schlösserverwaltung [Hrsg.] (2001): Der Große Garten zu Dresden. Gartenkunst in vier Jahrhunderten. – Dresden.
- Steenhuis, M., Six, C., Klaver, P. u. van Doorn, J. (2009):* Maliebaan – Utrecht; cultuurhistorische verkenning en analyse. – Schiedam (Steenhuis Stedenbouw/ landschap en Urban Fabric).
- Stöckle, Edmund (1927):* Die Entwicklung der Leibesübungen an den deutschen Hochschulen. Eine statistische Studie. – München.
- Toorians, L. (2017):* Cultuurhistorische waardebeoordeling van het kasteellandschap (kasteeldomein) Loon op Zand. – Unpubliziertes Manuskript.
- Toorians, L. (in Vorb.):* Kasteel en kasteellandschap in Loon op Zand.
- Walther, Gerhard (1990):* Der Heidelberger Schlossgarten. – Heidelberg.
- Willebrandt, Johann Peter (1769):* Historische Berichte und Practische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland und anderen Ländern. 2. Aufl. – Leipzig.
- Wimmer, Clemens Alexander (2007):* Alleen – Begriffsbestimmung, Entwicklung, Typen, Baumarten. – In: Ingo Lehmann und Michael Rohde [Hrsg.]: Alleen in Deutschland. Bedeutung – Pflege – Entwicklung. – Leipzig, S. 14–23.



Gilbert Norden

## Wien, eine urbane historische Sporttopographie<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen

### 1 Einleitung

#### 1.1 Wien in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg

In jener Zeit war Wien Residenzstadt der Habsburger und Hauptstadt der westlichen Reichshälfte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, also eines Gebietes mit mehr als 28 Millionen Einwohnern<sup>2</sup> aus verschiedenen Nationen. Als Hauptstadt dieses Vielvölkerstaats verzeichnete Wien im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ein rasches Wachstum der Wohnbevölkerung. Bis 1913 stieg die Zahl der Bewohner auf rund 2,1 Millionen an. Damit war Wien die viertgrößte Stadt Europas und die siebtgrößte der Welt. Seine damalige Wohnbevölkerung lässt sich als soziale Pyramide mit mächtigem Armutssockel darstellen. An der Spitze der Pyramide waren jene ca. 5 % der Bewohner angesiedelt, die als Angehörige der Oberschicht bezeichnet werden können: Das waren Adelige, hohe Beamte, ein Teil der Unternehmer und Angehörigen der freien Berufe. Weitere ca. 20 % der Bewohner können der Mittelschicht zugeordnet werden, darunter Privatiser, mittlere Beamte, Klerus, ein Teil der Selbständigen im Handwerk und Handel sowie der Freiberufler. Die übrigen ca. 75 % der Bewohner bildeten den Armutssockel, die Unterschicht bestehend aus Dienern im öffentlichen Dienst, Kleinhandwerkern, Kleinhändlern, Gesellen, Gehilfen, häuslichen Bediensteten und Arbeitern (vgl. *Weigl* 2015, S. 42–51). Zu dieser Differenzierung nach Schicht kamen noch ethnische und religiöse Differenzierungen: Ungefähr jeder sechste Wiener war tschechisch sprechend und Wien mithin nicht nur die zweitgrößte deutsche, sondern auch die zweitgrößte tschechische Stadt. Was die Konfessionszugehörigkeit betrifft, so war zwar die überwiegende Mehrheit der Bewohner

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde sowie ein weiterer Vortrag beim Netzwerktreffen von Fachleuten aus dem Bereich der Geschichte des Sports SPORHISTNET im Zentrum für Sportwissenschaft und Universitätssport in Wien am 2.12.2016.

2 Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird hier auf Schreibweisen wie EinwohnerInnen verzichtet. Mit der männlichen Form der Bezeichnungen sind im Folgenden wertfrei beide Geschlechter gemeint.

katholisch, aber immerhin fast jeder zehnte Bewohner jüdisch. Die jüdischen Bewohner waren im 2. Bezirk, die tschechischen im 10. Bezirk mit seinen Ziegelwerken konzentriert. Insgesamt war die Stadt, welche sich damals auf 273 km<sup>2</sup> ausdehnte, in 21 Bezirke unterteilt. Die Bezirke lassen sich drei Zonen zuordnen, die eine annähernd kreisförmige hierarchische Raumstruktur bilden (*Meißl* 2000, S. 286f.). Unter sozialgeographischer Perspektive kann diese Struktur folgendermaßen beschrieben werden:

- Die erste Zone ist die City, der 1. Bezirk. Umschlossen vom Donaukanal und Ringstraße mit den Prachtbauten aus der nach ihr benannten Zeit bildet dieser Bezirk das Zentrum, die soziale Mitte der Stadt, damals Sitz des Hofes und – wie auch heute noch – Sitz von Behörden, der Universität, Standort von Banken, Firmenzentralen, Geschäften, Restaurants, Cafés, Vergnügungsanstalten und Oberschicht-Wohngebiet. Kein anderer Bezirk konnte so viele »*Millionäre*« zu seinen Bewohnern zählen: Knapp 40 % der 929 reichsten Wiener und Niederösterreicher hatten 1910 ihren Wohnsitz in diesem Bezirk (*Sandgruber* 2013, S. 199). Erst mit großem Abstand folgte der 4. Bezirk, wo ca. 16 % der »*Millionäre*« wohnten.
- Der letztgenannte Bezirk, wo der Thronfolger *Franz Ferdinand* residierte, ist ebenso wie der 3. und 5. bis 9. Bezirk außerhalb der Ringstraße an den 1. Bezirk angelagert, während der 2. Bezirk mit dem Donaukanal an den 1. Bezirk angrenzt. Alle an den 1. Bezirk angrenzenden Bezirke werden als ‚Innenbezirke‘ bezeichnet und bilden die zweite Zone, die in unmittelbarer Nähe zum 1. Bezirk ebenfalls Oberschicht-Wohngebiet, ansonsten aber überwiegend Mittelschicht-Wohngebiet war, durchmischt mit Standorten von Gewerbebetrieben, Geschäften, Gaststätten und Vergnügungsanstalten.
- Die dritte Zone bilden die Bezirke 10 bis 19, die sich außerhalb der Gürtelstraße gegenüber den Innenbezirken aufreihen. Zu dieser Zone der sogenannten ‚Außenbezirke‘ gehören weiters der jenseits des Donaukanals gelegene 20. und der jenseits der Donau gelegene 21. Bezirk, heute auch noch die Bezirke 22 (ebenfalls jenseits der Donau) und 23. Die Außenbezirke waren Standort von Industriebetrieben und Arbeiterwohnhäusern. Insbesondere der 10., 11. und 21. Bezirk waren überwiegend Arbeiterwohngebiete. Hingegen waren die landschaftlich reizvoll am Rande des Wienerwaldes gelegenen Teile insbesondere des 13., 18. und 19. Bezirks Wohngebiete der Ober- und Mittelschicht.
- Angehörige dieser Schichten waren es auch, die jene psychotherapeutischen Angebote, jenes moderne Design, jene Architektur, Literatur, Malerei und Musik genießen konnten, derentwegen »*Wien um 1900*« eine glanzvolle Stadt genannt wurde und Weltruhm erlangen sollte.

## 1.2 Sport und Sporträume

Zum »*Wien um 1900*« gehörte freilich nicht nur die moderne Kunst, sondern auch der moderne Sport, der für seine Entfaltung der Urbanität bedurfte. Unter dem Begriff ‚moderner Sport‘ ist eine »*industrielle Verhaltensform*« zu verstehen, die einerseits durch die Prinzipien der Industriegesellschaft – Leistung, Konkurrenz

und formale Gleichheit – gekennzeichnet ist, andererseits sich als Ausgleich zu den ungesunden Arbeits- und Lebensbedingungen in dieser Gesellschaft entwickelte und mit ihr veränderte (Eichberg 1980). Von dieser Sichtweise des Sports ausgehend werden im Folgenden alle körperlichen Bewegungspraktiken, die unter wettkämpferischen, körperbildenden, gesundheitlichen und/oder unterhaltenden Gesichtspunkten auf freiwilliger Basis betrieben werden, unter dem Begriff ‚Sport‘ subsumiert. Im engeren Sinne werden als ‚Sport‘ jene Bewegungspraktiken mit Wettkampfcharakter bezeichnet, die im England des 18. und 19. Jahrhunderts aufkamen und sich von dort aus verbreiteten. Der sich verbreitende Sport entwickelte sich weiter zu einem relativ autonomen gesellschaftlichen Bereich, also – je nach theoretischer Perspektive – zu einer gesellschaftlichen Institution, einem gesellschaftlichen Teilsystem oder eigenständigen sozialen Feld. Als entscheidend für diese Entwicklung wird die Ausdifferenzierung von Sporträumen erachtet (Pfister 1987, S. 17). Dazu liegen in der sportwissenschaftlichen Literatur verschiedene Systematisierungen vor (Peters 2010, S. 28ff.). Eine davon unterscheidet folgende Arten von Sporträumen (Heinemann 2007, S. 174–180):

- »reine Sporträume«, genauer »sportartenreglementierte Sporträume«, die entsprechend den Regeln der Sportart gebaut werden, um einen Leistungsvergleich in dieser Sportart zu ermöglichen (z.B. Tennisplätze);
- »für den Sport eroberte Räume«, die zuvor »funktionslos« waren, wie das insbesondere bei Natursportarten der Fall ist (z.B. zugefrorene Teiche, die von Eisläufern »erobert« werden);
- »umgewidmete Räume«, gemeint sind für andere Zwecke geschaffene Räume, die für Sport benützt werden (z.B. Säle in Gasthäusern, die für Sport benützt werden; für bestimmte Sportarten gebaute Sportgelegenheiten, die für andere Sportarten benützt werden);
- »Sport- und Freizeitcluster«, die planmäßig für mehrere Sportarten und Freizeitbeschäftigungen geschaffen werden, mit vielfältigen Einrichtungen, die unmittelbar oder mittelbar der Sportausübung dienen (z.B. Großanlagen von Allround-Sportvereinen mit Lesesälen, Spielzimmer etc.).

### 1.3 Untersuchungsziel und Vorgehensweise

Anknüpfend an diese Unterscheidung von Sporträumen soll im vorliegenden Beitrag versucht werden, eine Topographie von Sport im Wien der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zu erstellen. Dabei sollen die verschiedenen Formen der Trägerschaft der Sporträume (vereinsmäßig, kommerziell, kommunal etc.) ebenso berücksichtigt werden wie soziale Unterschiede hinsichtlich der Nutzung. Das entsprechend angelegte Untersuchungsvorhaben wird erleichtert durch die Rückgriffmöglichkeit auf eine Reihe von Untersuchungen zur Topographie des Vereinsfußballs (z.B. Eppel et al. 2008) und eine – freilich noch zu vertiefende – Einzeluntersuchung zu jener des Tennisspiels (Norden 2012). Zur Topographie anderer im damaligen Wien praktizierter Sportarten gibt es hingegen kaum Forschungen. Von diesen anderen Sportarten wurden für die vorliegende Untersuchung drei ausgewählt, nämlich Eislaufen, Rollschuhlaufen und Fechten. Es

handelt sich dabei um Sportarten, deren gesellschaftliche Bedeutung im damaligen Wien heute weitgehend – im Falle des Rollschuhlaufens fast völlig – in Vergessenheit geraten ist. Nicht zuletzt deshalb wurden genau diese Sportarten neben Tennis und Fußball in die Untersuchung einbezogen. Ziel der Untersuchung ist es, die räumliche Ausdifferenzierung und Verteilung besagter Sportarten im Wien der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zu beschreiben und in einem weiteren Schritt Verteilungsmuster herauszuarbeiten. Dazu wurde auf der Basis vorliegender Literatur und vielfältigen zeitgenössischen Quellenmaterials<sup>3</sup> eine möglichst umfassende Erhebung aller hiesigen Eislaufplätze, Rollschuhbahnen, Fechtsäle, Tennis- und Fußballplätze vorgenommen. Die Erhebungsergebnisse werden in Form einer Adressenliste im Anhang und im Textteil nach Sportarten gegliedert dargestellt.

## 2 Historische Topographie des Sports in Wien am Beispiel von fünf Sportarten

### 2.1 Eislaufen

In Wien hat das Eislaufen eine lange Tradition, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Richtig en vogue wurde dieses winterliche Vergnügen nach der Einführung von Ganzmetallschlittschuhen und den Vorführungen des amerikanischen Kunstläufers *Jackson Haines* 1868 am Platz des ein Jahr zuvor gegründeten Wiener Eislaufvereins. *Haines* hatte mit seinen vielfach mit Wiener Walzermusik unterlegten Drehungen und Sprüngen die Zuschauer – darunter einmal sogar Kaiser *Franz Josef* – hellauf begeistert. Im Zuge dieser Begeisterung entstanden weitere Eislaufvereine und kommerziell betriebene Eislaufplätze schossen geradezu ‚wie die Pilze empor‘. Betreiber derselben waren zunächst oft Besitzer von Badeanstalten und Gastwirte, die ihre Badebassins bzw. Gastgärten im Winter in Eislaufplätze umwandelten, später auch Besitzer von Radfahrbahnen, die durch ebensolche Umwandlung ihrer Anlagen ein Geschäft zu machen versuchten. Dies versuchten dann auch einige Radfahr-, Fußball- und Turnvereine, die zwecks Aufbesserung ihrer Budgets ihre ebenfalls zu Eislaufflächen umfunktionierten Übungsplätze zahlenden Gästen zur Verfügung stellten. Es handelte sich dabei gewissermaßen um eine Mischform zwischen vereinsorganisiertem und kommerziellem Sport. Ob in dieser Mischform oder in der reinen Form des Laufbetriebes auf von Privatunternehmern bereitgestellten Plätzen – das Eislaufen stellte eine der ersten Spielarten kommerzialisierten Sporttreibens überhaupt dar. An seiner Etablierung waren aber nicht nur kommerziell orientierte Akteure und Eislaufvereine beteiligt. Auch die Kommune, Schulen und Jugendspielvereine spielten dabei eine wichtige Rolle. Bei den Letzteren handelt es sich um gemeinnützige Vereine, die ab den frühen 1890er Jahren mit dem Ziel gegründet worden waren, Jugendlichen

---

3 Adressbücher, Amtskalender, Archivalien, Festschriften und Jahresberichte von Schulen, Vereinen und Verbänden, Reiseführer, schriftlich fixierte Lebenserinnerungen von Zeitgenossen, Vorlesungsverzeichnisse, Zeitschriften und Zeitungen.

in ihrer schulfreien Zeit Spielmöglichkeiten zu bieten. Weil diese Vereine das Eislaufen ideell unter ‚Jugendspiel‘ einreichten, legten sie eigene Eislaufplätze an, wo Schüler die Sportart unentgeltlich oder zu mäßigen Preisen erlernen und unter Aufsicht von Mitgliedern des Vereins ausüben konnten. Mitglieder waren meist Lehrer, von denen einige auch bei schulischen Eislaufübungen Aufsicht führten. Im Sinne von Ministerialerlässen für Mittelschulen und Pflichtschulen 1890 bzw. 1905, worin auf die sanitären Vorteile des Eislaufens und der körperlichen Ausbildung überhaupt hingewiesen worden war, boten nämlich zahlreiche Schulen ihren Schülern Übungen im Eislaufen, die freiwillig besucht werden konnten. Dazu erwirkten Schuldirektoren den Schülern Preisermäßigungen oder freien Eintritt bei Eislaufplätzen. Einige Schulen – darunter die noble Theresianische Akademie im 4. Bezirk – errichteten in ihren Gärten oder Höfen eigene Eislaufplätze für die Schüler. Zudem schlossen sich die Direktoren der Mittelschulen im 1., 2., 3., 9. und später auch 20. Bezirk zusammen und bildeten ein Comité, welches für die Anlage und Verwaltung eines Eislaufplatzes im Augarten im 2. Bezirk verantwortlich zeichnete. Der Platz war vom Obersthofmeisteramt zur Verfügung gestellt worden und konnte von den Schülern der betreffenden Schulen zu weitaus günstigeren Bedingungen benützt werden als beispielsweise der in seiner Nähe gelegene kommerzielle Augarten-Eislaufplatz. Damit Schüler nicht auf solche kommerziellen Angebote angewiesen waren, stellte zudem die Stadtgemeinde eine Reihe von Eislaufplätzen bereit, die ausschließlich von Schülern benützt werden konnten und insbesondere für die Ärmeren unter ihnen gedacht waren. Zu diesem Engagement der Kommune im Bereich Eislaufen kam noch jenes der Universitätsbehörde, welches zur Errichtung eigener Plätze für Studierende führte. Neben all diesen für bestimmte Bevölkerungsgruppen vorgesehenen oder allgemein nutzbaren Plätzen entstanden noch Privatplätze von Villenbesitzern, auf welchen Angehörige und Gäste der Besitzerfamilien dem Eislaufen frönen konnten. Schließlich wurde auch noch auf zugefrorenen Teichen im Stadtgebiet ›wild‹ eisgelaufen.

Lässt man die zuletzt angeführten Teiche beiseite und rechnet alle übrigen Eislaufplätze im Wien der letzten Vorkriegsjahre zusammen, so kommt man gewiss auf eine stattliche Zahl. *Faal* (2017, S. 19) schätzt dieselbe auf 100. Die große Mehrzahl davon findet sich in der Adressenliste im Anhang aufgereiht. Aus dieser ist ersichtlich, dass die Plätze über das ganze Stadtgebiet verteilt waren. In den dichtverbauten Innenbezirken gab es fast genauso viele Eislaufplätze wie in den locker verbauten, grünraumreichen Außenbezirken. »*Eigentümlich ist es*«, wunderte sich ein Reporter, »*daß die meisten Eislaufplätze fast mitten im Häusermeer der Großstadt entstanden sind*«. <sup>4</sup> Manche davon waren in Innen- oder Hinterhöfen versteckt oder in Baulücken eingepasst. Ein Beispiel hierfür ist der im 7. Bezirk gelegene Eislaufplatz Rothensteiner, der auf Grund seiner architektonischen Umgebung höheren Ansprüchen im Hinblick auf Ästhetik nicht so gut ge-

---

4 Der Fremdenverkehr 7.11.1909, S. 4.

recht werden konnte (Abb. 1). Solchen Ansprüchen eher gerecht wurde der bereits erwähnte Platz des Wiener Eislaufvereins, der wohl prominenteste Eislaufplatz der Stadt: Ziemlich zentral, nämlich an der Grenze zum 1. Bezirk gelegen, bildet er heute noch eine bauliche Symbiose mit dem 1912 fertiggestellten Wiener Konzerthaus. Ebenfalls 1912 – drei Jahre nach der Eröffnung der weltweit ersten Freiluftkunsteisbahn durch den Privatunternehmer Eduard Engelmann im 17. Bezirk und ein Jahr vor der Inbetriebnahme einer nämlichen Anlage seitens des Cottage Eislaufvereins im 19. Bezirk – erfolgte die Umrüstung von Natur- auf Kunsteis. Zu diesem Zeitpunkt zählte der Eislaufverein ca. 6 000 Mitglieder und etliche Bedienstete, darunter An- und Abschnaller, die den Besuchern das An- und Abschnallen der Eislaufschuhe zu besorgen hatten. Insbesondere Damen nahmen diese Dienstleistung gerne in Anspruch. Ihnen und den Herren im Verein standen weiters insgesamt 2 000 Garderobekästchen zur Verfügung. Zwei Garderoben waren für Mitglieder der kaiserlichen Familie reserviert, die den 4 000 m<sup>2</sup> großem Platz wiederholt mit ihrem Besuch beehrten. Sie konnten dabei damit rechnen, dass sich die sonstigen Besucher auf dem Eise in »*respektvoller Entfernung*« hielten.<sup>5</sup> Dennoch kam es einmal zu einer Kollision, wobei Erzherzog *Karl Franz Josef* (der spätere letzte österreichische Kaiser) stürzte und sich den rechten Unterschenkel brach.<sup>6</sup> Der Unfall tat aber der Eislaufbegeisterung anderer Mitglieder des Kaiserhauses keinen Abbruch. Infolgedessen erhielten neben dem Eislaufvereinsplatz auch andere Plätze weiterhin Besuch der hohen Herrschaften. Es waren dies vor allem der 5 000 m<sup>2</sup> große, unweit des kaiserlichen Schlosses Schönbrunn im 13. Bezirk gelegene, kommerziell betriebene Eislaufplatz *Pôle Nord* und der schon erwähnte, ebenfalls kommerzielle, 6 000 m<sup>2</sup> große *Augarten-Eislaufplatz*. Letzterer war nahe der Residenz des Erzherzogs *Otto* gelegen und wurde von den dort residierenden Herrschaften gerne besucht. Umgekehrt frequentierten etwa auch Lehrlinge und Schüler aus ärmeren Schichten – mitunter mit Leihschuhen aus der Schülerlade – die Eislaufplätze, sodass ein Beobachter schreiben konnte: »[...] *man könnte fast sagen, daß Eislaufen der einzige Sport ist, dem die gesamte Gesellschaft offiziell ihre Anerkennung zuteil werden ließ. Auf den öffentlichen Eislaufplätzen gibt es ein Durcheinanderfluten der Gesellschaftsschichten, dort hat die hohe Aristokratie, dort haben die reichsten Leute Wiens und auch der bürgerliche Mittelstand den winterlichen Sitz ihres Vergnügens aufgeschlagen*« (*Herschmann* 1905, S. 45). Zweifelsohne war Eislaufen im imperialen Wien – begünstigt durch die vielen Eislaufmöglichkeiten – die verbreitetste Wintersportart und einige Läufer brachten es in dieser zu einer besonderen Virtuosität. Die von ihnen entwickelte Wiener Schule des Eiskunstlaufens hat mit der für sie charakteristischen Musikalität den internationalen Spitzensport auf dem Eise nachhaltig beeinflusst. Beim Breitensport standen gesellschaftliche Zwecke im Vordergrund: Gepflegter Publikumslauf mit Konzerten,

---

5 Neugkeits-Welt-Blatt 8.1.1908, S. 3.

6 Das Vaterland 2.1.1906, S. 3.



Abb. 1: Rothensteiner's Eislaufplatz im Häusermeer des 7. Bezirks  
Quelle: Postkarte 1906

Kostümfeste und »Rundtanzen«<sup>7</sup> – das waren die Gelegenheiten, die man hier suchte. »Nirgends kann man leichter Damenbekanntschaften machen als auf dem Eise«, fasste ein Connaisseur, der sich diese Gelegenheiten zunutze machen wusste, seine Erfahrungen zusammen.<sup>8</sup>

## 2.2 Rollschuhlaufen

Besagte Gelegenheiten gab es auch beim Rollschuhlaufen, welches sich in Wien – ebenso wie in anderen großen Städten Europas – modezyklisch entwickelte (Norden 1999). Die erste Modewelle des Rollschuhlaufens wurde durch die Erfindung zweispuriger Rollschuhe und geschickte Vermarktung derselben ausgelöst. Sie erfasste von England 1874 ausgehend rasch den ganzen Kontinent. 1876 öffnete in Wien innerhalb von zweieinhalb Monaten im Schnitt alle 14 Tage eine neue Rollschuhbahn ihre Tore. Die Rollschuh-Begeisterung hatte aber bald ihren Höhepunkt erreicht, um danach wiederum abzuebben. In Wien existierte im Frühjahr 1878, also zwei Jahre nach der Eröffnung der ersten Rollschuhbahn, nur mehr ein Drittel der ursprünglich in Betrieb genommenen Bahnen. Das Rollschuhlaufen verschwand bald weitgehend von der Bildfläche, um dann im ausgehenden ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts einen umso fulminanteren Auf-

<sup>7</sup> Mit »Rundtanzen« ist nicht das Eistanzen als Sportart, sondern als reines Freizeitvergnügen gemeint. Dabei wurden verschiedene Tänze geübt. 1913 etwa war der Two step besonders beliebt, sodass von einer »förmlichen Two step-Epidemie auf dem Eise« gesprochen wurde (Neues Wiener Tagblatt, Tages-Ausgabe 24.1.1913, S. 45).

<sup>8</sup> Neues Fremdenblatt 24.11.1869, S. 4f.

schwung zu nehmen. Ausgelöst wurde diese nunmehr zweite Modewelle des Rollschuhlaufens durch geschickte Vermarktung von Kugellager-Rollschuhen. Auf's Neue schossen zunächst in England, dann auf dem Kontinent die Rollschuhbahnen ›wie die Pilze aus der Erde empor‹. Ganz Europa wurde nun von Bahnketten großer Rollschuhbahn-Gesellschaften durchzogen. Diese Rinking Companies lockten oft Anleger und Rollschuhläufer mit sensationell hohen Dividenden. Eine dieser Gesellschaften – die American Skating Rink Co. – eröffnete 1911 im Prater, dem Vergnügungspark im 2. Bezirk, den American Skating Rink, der über vier Militärmusikkapellen verfügte, etliche Rollschuhlehrer angestellt hatte und mit American Bar und Büfett ausgestattet war. Mit seiner 1200 m<sup>2</sup> großen, »aus hartem amerikanischen Parkettholz« bestehenden, »spiegelglatten« Lauffläche und den Zuschauerplätzen konnte er mehr als 1000 Besucher aufnehmen (Norden 1998, S. 40). Diesem Rollschuhpalast folgte im Zeitabstand von etwas mehr als einem Jahr der ebenfalls mit amerikanischem Parkett und allem Komfort ausgestattete High Life Rollschuh-Palast und ein dreiviertel Jahr darauf ein weiterer nach amerikanischem Muster eingerichteter Rollschuhpalast, nämlich die Olympia Rollschuhbahn (Abb. 2 und 3). Beide Etablissements waren entlang von Hauptgeschäftsstraßen im noblen 1. Bezirk angesiedelt, also dort, wo die Bodenpreise sehr hoch waren. Letzteres galt insbesondere für den Standort des High Life Rollschuh-Palasts, der sich unweit der Stadtmitte, nämlich des Stephansdoms, befand. Die immensen Investitionskosten, die dort anfielen, erschienen den Betreibern angesichts des Erfolgs des American Skating Rinks und der großen Nachfrage von Seiten zahlreicher Anhänger des Rollschuhsports aus Bürgertum und Aristokratie als leicht amortisierbar. Zunächst schienen sich die Investitionen auch zu rentieren, denn generell war die Anziehungskraft der Rollschuhpaläste vor allem in der Anfangszeit ihres Bestehens groß. Sie wurde noch verstärkt durch die Möglichkeit eines Freizeitvergnügens für die ganze Familie und die Chance, dort Personen aus allerhöchsten Kreisen anzutreffen. Für kurze Zeit entwickelten sich die Bahnen nämlich zu neuen Zentren des gesellschaftlichen Lebens. Man traf sich in eleganter Kleidung – die Herren im Anzug, die Damen im Kostüm und mit Hut – auf der Bahn, lief – nachdem man sich von Bahnbediensteten die Rollschuhe anschnallen hatte lassen – einige Runden, schloss sich Corso-Zügen an, versuchte sich bei entsprechender Versiertheit im Tanzen, legte zwischenzeitlich Pausen ein, um Erfrischungen einzunehmen, zu plaudern, sich das Gewoge auf dem Parkett anzusehen und an den Laufkünsten mancher Herren und der Anmut der Bewegungen der Damen zu erfreuen. Nicht wenige Damen und Herren nutzten die schon angesprochenen Gelegenheiten zum Flirten. Die Gelegenheiten dazu waren insbesondere bei Festveranstaltungen günstig. Es gab – wie auf den Eislaufplätzen – Themen- und Kostümfeste. Eine Besonderheit waren High Life-Abende, bei welchen die Herren im Frack oder Smoking, die Damen im Abendkleid zu erscheinen hatten. Bald aber halfen keine Feste und sonstigen Veranstaltungen mehr, denn der Enthusiasmus des Publikums für diese Sportart schwand – nachdem er seinen Zenit überschritten hatte – wieder dahin. Die Rollschuhpaläste schlossen ihre Pforten, zuletzt der American Skating Rink, dessen Betreibergesellschaft drei Monate vor Kriegsbeginn Konkurs anmelden



Abb. 2: Zeitungsanzeige des »im Herzen der Stadt« gelegenen High Life Rollschuh-Palasts  
Quelle: Illustriertes Wiener Extrablatt 1.1.1913, S. 13



Abb. 3: Eröffnungsanzeige der Olympia Rollschuhbahn. Die Bahn befand sich unmittelbar neben dem Café Adlon, dem – laut Werbung – größten Wiener Kaffeehaus  
Quelle: Illustriertes Wiener Extrablatt 17.9.1913, S. 17

musste. Damit waren die »Wiener Rollschuhläufer«, so eine Zeitung, »obdachlos« geworden.<sup>9</sup> Für solcherart Obdachlose gab es die Möglichkeit, das Rollschuhlaufen auf der Straße zu pflegen. Schon 1909 war auf glatten Asphaltflächen insbesondere im 1. Bezirk eine Rollschuh-Szene entstanden. Besonders auffällig war die Szene in der Rathaus-Gegend. Dort tummelten sich in den Abendstunden, nach der Hauptverkehrszeit, zahlreiche Jugendliche und Erwachsene Rollschuhläufer, darunter etliche Damen. Von den Herren versuchten sich einige vor den Augen der Passanten und Laufkollegen als »Rollschuhkünstler« zu produzieren, andere wieder waren vor allem am Schnelllaufen interessiert und versuchten Rekorde beim Umkreisen des Rathauses aufzustellen.<sup>10</sup> Als »wilde Roller« gaben sie Anlass für Beschwerden anderer Verkehrsteilnehmer. Auch kam es immer wieder zu Unfällen, wobei Rollschuhläufer mitunter schwere Verletzungen erlitten. Doch war der Rollschuh-Szene ohnehin keine lange Lebensdauer beschieden. Noch vor Kriegsbeginn waren die Rollschuhläufer wieder weitgehend aus dem Straßenbild der Stadt verschwunden. Das Rollschuhlaufen war einmal mehr außer Mode gekommen. Nur einige wenige ambitionierte Läufer betrieben die Sportart weiter: Entweder auf einer entsprechend umfunktionierten Anlage eines auf andere Sportarten spezialisierten Vereins oder auf dem entsprechend umfunktionierten kommerziellen Eislaufplatz Engelmann oder auf einer privaten Rollschuhbahn, wie jener eines Villenbesitzers im Cottageviertel des 18. Bezirks (Anhang).

Die beiden letztgenannten Bahnen zählten zu den wenigen Rollschuhbahnen, die ihren Standort in den Außenbezirken hatten. Vielmehr als dort waren die Bahnen – um jetzt die Ausführungen zur Topographie des Rollschuhlaufens auf den Punkt zu bringen – im 1. Bezirk oder an der Grenze zu diesem sowie im Pra-

<sup>9</sup> Neues Wiener Tagblatt, Tages-Ausgabe 12.5.1914, S. 18.

<sup>10</sup> Illustrierte Kronen Zeitung 29.7.1909, S. 9. Neues Wiener Journal 16.9.1909, S. 5. Neues Wiener Tagblatt, Tages-Ausgabe 26.10.1910, S. 57; 9.10.1913, S. 83.

ter konzentriert, also in den Brennpunkten der Unterhaltungskultur. Die Konzentration im 1. Bezirk war – wie gesehen – auch beim Straßen-Rollschuhlaufen gegeben, einerseits aufgrund der günstigen Straßenverhältnisse ebendort, andererseits weil es bei dieser Variante des Rollschuhlaufens nicht zuletzt darum ging, »die Stadt als Publikum«<sup>11</sup> zu beeindrucken, wofür sich natürlich das Stadtzentrum besser eignete als andere Stadtteile. Das zum Zwecke solcherart Eindrucksbildung betriebene Rollschuhlaufen könnte man als modischen Szene-Sport bezeichnen.

### 2.3 Fechten

Weit weniger als die Entwicklung des Rollschuhlaufens war jene des Fechtens vom Faktor Mode bestimmt. Dennoch verzeichnete auch diese Sportart, die in Wien auf eine lange adelige und bürgerliche Tradition zurückblicken kann, einen starken Aufschwung in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Der Aufschwung setzte ab Mitte der 1890er Jahre ein, ausgelöst durch die Einführung der italienischen Fechtmethode, der sog. »modernen Schule«, die sich im Gegensatz zur »französisch-österreichischen Schule« und zum deutschen Mensurfechten durch besondere Lebhaftigkeit und Schnelligkeit auszeichnete (Wenusch 1996, S. 78–146). Die Einführung erfolgte durch einen hiesigen Fechtmeister, welcher die neue Methode in Italien kennengelernt hatte, und italienische Fechtmeister, die sich in Wien niederließen und hier private Fechtschulen eröffneten und in Fechtvereinen unterrichteten. Im Zuge der Unterrichtstätigkeit erlebte das Fechtvereinswesen eine Blüte und die Zahl privater Fechtschulen in der Stadt stieg stark an. Die folgende Beschreibung des Fechtsaals des italienischen Fechtmeisters *Stanislao Ghittoni* gibt eine Vorstellung von der Beschaffenheit solcher Schulen: »Von einem Vorzimmer, das mit alten Waffen wirkungsvoll dekoriert ist, gelangt man direkt in die Garderobe als auch in den Saal selbst. An die Garderobe schließt sich der Waschraum, an diesen eine Badekammer mit Brause [...] Auch ein hübsches, liches Lesezimmer ist vorhanden [...] Der Fechtsaal selbst zeichnet sich vor allem durch leichte und luftige Anlage aus. Er enthält sechs Planchen. Die fünf Fenster gehen auf die breite Liechtensteinstraße.«<sup>12</sup> Die genannte Straße befindet sich im 9. Bezirk und war der Fechtsaal mithin in einem der inneren Bezirke angesiedelt. Auch fast alle anderen privaten Fechtschulen hatten ihren Standort in inneren Bezirken, wobei eine auffällige Häufung im vornehmen 1. Bezirk zu verzeichnen war. Dort befanden sich acht der insgesamt dreizehn privaten Fechtschulen, die sich im Wien der letzten Vorkriegsjahre nachweisen lassen (Anhang). Eine davon war der Fechtsaal *Werdnik*, die vielleicht angesehenste Fechtschule der Stadt (Abb. 4). Sie beschäftigte drei Fechtmeister als Assistenten und konnte hochgestellte Persönlichkeiten, darunter einen Sprössling der kaiserlichen Familie, zu ihren Schülern zählen (Wenusch 1996, S. 48). Besonders nobel wie die Klientel war auch die Lage der

11 »La ville comme public« (Adamkiewicz 1998, S. 56).

12 Allgemeine Sport-Zeitung 27.9.1908, S. 1204.

Schule, nämlich in unmittelbarer Nähe der Palais des Adels und in Bezug auf den Stephansdom quasi ‚um die Ecke‘. Genau dort, also unweit der Stadtmitte, hatte auch der Residenz-Fecht-Club, dessen Fechtbetrieb Werdnik vorstand und in dessen Statuten er als Person verankert war, sein Domizil. Ebenso wie dieser Club, der das fechterische Geschehen Wiens in jener Zeit prägte, war auch die überwiegende Mehrheit der übrigen hiesigen Fechtvereine in den inneren Bezirken lokalisiert (Anhang). Allein im 1. Bezirk oder an der Grenze zu diesem hatten neben dem Residenz-Fecht-Club noch sechs weitere Fechtvereine ihre Übungslokalitäten. Zu diesen Vereinen gehörte der Wiener Athletiksport-Club, ein Allround-Sportverein mit Fechtsektion, der mehr als ein Jahrzehnt lang seinen Fechtsaal samt Clubheim in einem Souterrainlokal hatte, ehe er das Palais Leitenberger bezog. Das Lokal im Palais erstreckte sich über Halbsouterrain, Hochparterre und zwei Stockwerke und beherbergte außer dem

Fechtraum noch repräsentative Räumlichkeiten, Sitzungszimmer, Kanzlei, Säle für Athletik und Gymnastik, Lese- und Spielzimmer sowie eine Dienerwohnung. Man könnte hier von einem Sport- und Freizeitcluster sprechen, zumal der Verein auch noch eine großzügige Sportanlage mit Clubhaus im Grün des Praters besaß. Vereine, die so feudal ausgestattet waren, stellten freilich nur einen Teil der fecht-spezifischen Vereinslandschaft dar. Einen anderen Teil bildeten Fechtvereine, die auf die Anmietung von Sälen in Gasthäusern, Cafés oder Hotels angewiesen waren, um einen Übungsbetrieb abhalten zu können (Anhang). Wieder andere Vereine mussten mit Schulturnsälen als Lokalitäten für den Fechtbetrieb vorliebnehmen. Ein Beispiel hierfür ist der Fechtclub der Landwehroffiziere, der einen Schulturnsaal im 1. Bezirk als Fechtsaal benützte, seinen Mitgliedern aber immerhin den Komfort eines unmittelbar neben dem Saal eigens eingerichteten Baderaums bieten konnte. Mitglieder waren – wie der Vereinsname besagt – ausschließlich Offiziere, die das Fechten im obligaten Fechtunterricht in der Armee erlernt hatten. Generell waren Offiziere eine Hauptstütze des Fechtsports und trugen viel zu seiner Verbreitung bei. So fungierten manche von ihnen als Fechtlehrer in Wehrkraftvereinen und an Mittelschulen. In Wehrkraftvereinen, wie der Österreichischen Jugendwehr, war Fechten Bestandteil einer vormilitärischen Ausbildung Jugendlicher. An Mittelschulen war Fechten mit Erlass der Unterrichtsbehörde von 1910 allgemein als Freifach eingeführt worden. Erlassgemäß boten am Vorabend des Ersten Weltkrieges ca. drei Viertel der Wiener Knabenmittelschulen Unterricht in diesem Fach. Der Unterricht war für Schüler der Oberstufe vorgesehen, doch nahmen vereinzelt auch Schüler der Unterstufe daran teil. Für die Teilnahme mussten die Schüler in der Regel einen monatlichen Beitrag bezahlen, wobei aber Mittellose von dieser Gebühr befreit waren. Der auf



Abb. 4:

Inserat des Fechtsaals Werdnik  
 im Wiener Adressbuch

Quelle: Adolph Lehmann's all-  
 gemeiner Wohnungs-Anzeiger,  
 nebst Handels- und Gewerbe-  
 Adreßbuch für die k.k. Reichs-  
 Haupt- und Residenzstadt Wien.  
 Wien 1913, S. 270

diese Weise finanzierte Unterricht wurde meist in den Turn- oder Festsälen der Schulen durchgeführt. Lediglich Kadettenschulen und die Theresianische Akademie, die bereits erwähnte Nobelschule im 4. Bezirk, verfügten über eigene Fechtsäle. Wie diese Nobelschule, welche mit dem Fechtunterricht schon lange vor dem entsprechenden Erlass begonnen hatte, waren auch die meisten anderen Gymnasien und Realschulen mit Fechten im Unterrichtsangebot in den inneren Bezirken angesiedelt. Die gleiche räumliche Konzentration zeigte sich bei Schauspiel- und Musikschulen sowie Lehrerbildungsanstalten, die ebenfalls Fechtunterricht anboten. Weitere Anbieter waren die Universität und Studentenverbindungen. Letztere hatten ihre zum Fechten benützten Buden vielfach in der Nähe der Universität. An der Universität selbst wurde Fechten seit 1870 unterrichtet. Es schien im Vorlesungsverzeichnis der Philosophischen Fakultät – neben Stenographie, Photographie, Zeichnen, Turnen u.Ä. – unter »Fertigkeiten« auf. Die Fertigkeit im Fechten wurde in Kursen für Hörer aller Fakultäten der Alma Mater und – nach Maßgabe freier Plätze – auch anderer Wiener Hochschulen vermittelt. Hinzu kamen noch separate Kurse für Lehramtskandidaten und Lehrer sowie später auch speziell für angehende Turnlehrer und für Hörerinnen. Die Kurse waren meist gebührenpflichtig. Sie wurden auf dem Akademischen Fechtboden im Tiefparterre des Universitätsgebäudes und nach der Bestellung Werdniks zum Universitätsfechtmeister auch in dessen Fechtschule abgehalten. Vereinzelt fanden Kurse bei günstiger Witterung auch im Freien auf dem Universitätssportplatz im Augarten statt. Akademische Fechtturniere und Hochschüler-Fechtakademien (Schaufechten) wurden u.a. in den Turnsälen und im Festsaal der Universität veranstaltet. Andere große Fechtturniere und -akademien wurden im Konzerthaus, Musikvereinsaal, Kursalon, in Ball-, Fest- und Theatersälen sowie Gesellschaftsräumen großer Hotels veranstaltet. Daraus und aus der beschriebenen Verteilung der Fechtsport anbietenden Einrichtungen über das Stadtgebiet wird die gesellschaftliche Exklusivität dieser Sportart deutlich. Es waren Männer und vereinzelt auch mit Kniehose und/oder Rock bekleidete Frauen aus Adel und gehobenem Bürgertum, die den Fechtsport betrieben. Gelegenheiten dazu fanden sie nicht nur in Vereinen, Schulen, Universität und Studentenverbindungen, sondern auch im privaten Rahmen. Ein prominentes Beispiel für privat organisiertes Fechten liefert der Maler Gustav Klimt, der sich regelmäßig mit einem befreundeten Juwelier zum Fechten traf.

#### 2.4 Tennis

In größerem Maße als die Entwicklung des Fechtens war jene des modernen Tennisspiels – damals »Lawn Tennis« (Rasen-Tennis) genannt – durch eine private Betriebsweise gekennzeichnet.<sup>13</sup> Die große Zahl an Zeitungsberichten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert über private Tennis-Partien oder Garten-

---

<sup>13</sup> Alle notwendigen Literatur- und Quellenhinweise für den folgenden Abschnitt finden sich bei Norden 2012.

festen mit solchen Partien verdeutlicht dies. In Wien war es zuerst der Finanzbaron *Nathaniel v. Rothschild*, der Mitte der 1880er Jahre mit der Veranstaltung solcher Partien und Feste hervortrat. Eine Zeitschrift schrieb ihm deshalb das Verdienst zu, das ursprünglich in England entwickelte und von Anfang an auch von Frauen praktizierte Tennisspiel nach Wien »verpflanzt« zu haben. Jedenfalls gaben sich auf dem Spielplatz, den sich der Baron in seinem Palaispark im 4. Bezirk anlegen hatte lassen, Serien von Gästen aus dem Hochadel und Diplomatischen Corps ein Stelldichein. Um ähnlich illustre Gästescharen versammeln zu können, ließen sich auch andere Aristokraten private Spielplätze herrichten. Parallel dazu entstanden erste Tennisvereine. So bildete sich ein Verein ortsansässiger Engländer und aus einer Spielgruppe um die Fürstin *Esterházy-Croy* ging der sog. »*Adelige Tennis-Club*« hervor. Der Engländer-Club spielte auf dem entsprechend umgestalteten Platz des Wiener Eislauf-Vereins und entwickelte sich allmählich zum Tennisverein der unterhalb der Hocharistokratie rangierenden »*Zweiten Gesellschaft*«<sup>14</sup> Wiens. Als solcher ging er schließlich im Wiener Athletiksport-Club auf. Der »*Adelige Tennis-Club*« hingegen war von Beginn an der Verein der »*Ersten Gesellschaft*«. Er spielte im Grünen Prater, wo er 1894 einen Platzwechsel vollzog. Die neuerrichtete Anlage von mehreren nebeneinanderliegenden Plätzen war bald das »*beliebteste Rendezvous der Wiener Hofkreise*«, zumal sie als eine der schönsten des Kontinents galt. Abgeschirmt von der Öffentlichkeit – die Anlage war »*ganz vom Baum und Busch versteckt*« – beteiligte sich hier u.a. Erzherzog *Ludwig Viktor* an den Tennispartien. Ihn hatte ebenso wie viele andere Aristokraten die Begeisterung für das Spiel erfasst. Diese Begeisterung griff ungefähr ab der vorletzten Jahrhundertwende von der Aristokratie auf das Bürgertum über, womit geradezu ein Tennisboom einsetzte. Analog dem früheren Trend in der Aristokratie ließen sich jetzt auch Angehörige des vermögenden Bürgertums in den Gärten ihrer Villen private Tennisplätze anlegen, sodass deren Zahl rasch zunahm. Ebenso rasch wuchs die Zahl der Tennisvereine, deren Mitglieder nunmehr überwiegend aus dem Bürgertum stammten. Die Vereine konstituierten sich entweder als Sektionen für Tennis in bereits existierenden Vereinen, als neue Clubs für Tennis und andere Sportarten oder als reine Tennisclubs. Durch die Möglichkeit Eislaufplätze im Frühjahr zu Tennisplätzen umzuwandeln, konnten auf solchen Anlagen Clubs für Tennis oder Tennis und Eislaufen neu gegründet werden und bestehende Eislaufvereine Tennis in ihr Programm einbeziehen. Vor dem Hintergrund der Entwicklung des Fahrrades vom einst exklusiven Sportgerät zum Massenverkehrsmittel und des dadurch bedingten sinkenden gesellschaftlichen Stellenwerts des Radsports nahmen Radfahrvereine Tennis in ihr Angebot auf. Neben diesen und weiteren Vereinsangeboten entstanden zunehmend auch kommerzielle Angebote. Anfangs waren es häufig Betreiber von Radsport- und Eislaufanlagen, die ihre Anlagen zu Tennisplätzen umgestalteten und vermieteten. Später kamen Inhaber von Hotels, Pensionen und Ausflugslokalen hinzu, die durch Anlage und Vermietung von Tennisplätzen die Attraktivität ihrer Häuser

---

14 Diese bestand aus teilweise nobilitierten Großbürgern.

steigern wollten. Daneben betrieben auch Verschönerungsvereine Tennisplätze, um den Wünschen von Bewohnern des jeweiligen Bezirksteils nachzukommen und Einnahmen zur Finanzierung von Verschönerungsmaßnahmen lukrieren zu können. Auch einzelne Sportvereine machten sich die kommerziellen Möglichkeiten des Tennis zunutze und vermieteten Plätze an Nicht-Mitglieder. Durch das Angebot an Mietplätzen wurde einem breiteren Publikum, nämlich Angehörigen der bürgerlichen Mittelschichten, der Zugang zum Tennis erleichtert.

Weitere Zugangsmöglichkeiten ergaben sich in Mittelschulen, wo das Tennisspiel im Rahmen der ergänzend zum Turnunterricht eingeführten fakultativen Jugendspiele Aufnahme fand. Dazu mietete eine ganze Reihe von Schulen Tennisplätze für die Schüler oder legte – wie die Theresianische Akademie als Vorreiter – in Gärten oder Höfen eigene Plätze an. Neben schuleigenen Plätzen gab es ab 1912 auch einen von der Universität eingerichteten Tennisplatz für Studierende. Zu den weiteren für spezielle Gruppen errichteten Spielplätzen zählten ein Offizierstennisplatz in einer Kaserne, Sanatoriumsplätze für Patienten und ein Platz auf dem Gelände eines Krankenhauses für die dort angestellten Ärzte. Letzterer befand sich im 10. Bezirk, wo es ansonsten – wie in den anderen Arbeiterbezirken auch – kaum Tennisplätze gab. Konzentriert waren die Plätze hingegen – wie die Standortliste im Anhang zeigt – in ‚besseren‘ Bezirken, nämlich im 2., 3., 13., 18. und 19. Bezirk, und innerhalb der Bezirke in den ‚besseren‘ Gegenden. So war im 2. Bezirk, der den höchsten Bestand an Tennisplätzen überhaupt aufwies, eine besondere Häufung im »*Nobelprater*« feststellbar, in jenem Teil des Praters also, der von den Vornehmen genutzt wurde und in dem sich das Villen- und Diplomatenviertel des Bezirks erstreckte. Dort reihten sich neben dem »*Adeligen Tennis-Platz*« die Platzanlagen weiterer Tennisclubs aneinander. Andere Plätze befanden sich in Streulage und waren in dichtverbauten Gebieten der Innenbezirke oft in Innen- oder Hinterhöfen verborgen (Abb. 5). In weniger verbauten Gebieten bildeten die Plätze häufig ein Element von Gärten und Parks, in Stadtrandgebieten erschienen sie mitunter als in die stadtumgebende Landschaft hineinkomponiert. »*Rings von den Ausläufern des Wienerwaldes umrahmt*« bot etwa der als Eislaufplatz schon erwähnte Tennisplatz Pöle Nord »*ein entzückendes Bild landschaftlicher Schönheit*«.

Noch entzückender als dieses Bild mag die Kleidung der tennisspielenden Damen gewesen sein. Sie bestand aus einem knöchellangen Rock, langärmeliger, hochgeschlossener Bluse und Hut, während die Herren in langärmeligem Hemd mit Steh-Umlege-Kragen, langer Hose, gelegentlich auch mit Sakko und Krawatte spielten. Diese Kleidung, die in einem Dutzend Geschäften im 1. Bezirk erworben werden konnte, garantierte zwar für Gartenfeste Attraktivität, war aber für eine sportliche Aktivität alles andere als geeignet. Insbesondere die Bewegungsdynamik der Damen war dadurch stark eingeschränkt, doch stand für viele Damen und auch Herren ohnehin nicht das sportliche, sondern das gesellschaftliche Moment im Vordergrund. Demgemäß spielte man mehr um bestimmte Leute zu treffen, neue Verbindungen anzuknüpfen und sich in der Kunst des Flirtens zu üben. Das so motivierte Tennisspiel inspirierte *Arthur Schnitzler* zu seinem Drama »*Das weite Land*«, in welchem der Tennisplatz fast ständig präsent



Abb. 5:  
 Von Löfflers Tennisplatz im  
 Freihaus, einem Wohnhauskomplex  
 im 4. Bezirk, ist auf dieser Abbildung  
 lediglich das Einfriedungsgitter zu  
 erkennen (rechts am Bildrand).  
 Abbildung 1908  
 Quelle: ÖNB Bildarchiv und  
 Grafiksammlung, Signatur: ST 2758F

ist. Das Werk wurde 1911 am Burgtheater uraufgeführt, womit das Tennis auch die City ‚eroberte‘, freilich nur in Verbindung mit der Hochkultur.

## 2.5 Fußball

In der City präsent waren auch einzelne Fußballclubs, indem sie in dortigen Cafés ihren Sitz hatten, während der Spielbetrieb außerhalb der City vonstattenging. Es handelte sich dabei um bürgerliche Clubs, die auf eine vornehme Vereinsadresse Wert legten, zumal der aus England importierte Männersport Fußball auch weniger vornehme Kreise in seinen Bann zog. So kamen zu den bürgerlichen und vereinzelt auch adeligen Herren, die das Spiel zunächst unter maßgeblicher Beteiligung ortsansässiger Engländer betrieben, bald immer mehr Arbeiter dazu. Schon 1897, nur drei Jahre nach der Gründung des ersten Fußballvereins, des 1. Vienna Football Clubs, wurde der 1. Wiener Arbeiterfußballclub, nachmals SC Rapid, gegründet. Dieser später erfolgreichste Wiener Fußballverein war einer von ca. 40 neuen Clubs, die im Verlauf einer bis 1900 andauernden Gründungswelle solcher Vereine registriert wurden (Marschik 1997, S. 59). Neben den registrierten Vereinen entstanden zahlreiche »wilde Clubs« (ebd., S. 60). Oft ließ sich ein »wilder Club« später registrieren oder trat einem registrierten Verein bei oder dieser entstand aus der Fusion mehrerer »wilder Clubs«. Infolgedessen und durch Vereinspaltungen stieg die Zahl der registrierten Clubs bis 1914 auf 95 an. Damit einher ging ein steigender Bedarf an Sportstätten, obwohl sich viele Clubs in den Anfangsjahren ihrer Existenz mit der Benützung von Exerzierplätzen oder Wiesen begnügten, wo sie nur für die Dauer des Spiels Torpfosten aufstellten und das Spielfeld markierten. Meist erst etwas später erbauten sie sich permanente Plätze, womit eine Konjunktur im Platzbau einsetzte. »Nirgends kommt die Entwicklung des Fußballsports so deutlich zum Ausdruck, wie in der Anzahl der Plätze, die diesem Sport gewidmet werden«, schrieb eine Sportzeitung kurz vor Kriegsbeginn. »In Wien werden an allen Ecken und Enden kleinere Pflegestätten des Sports

gegründet«. <sup>15</sup> Diese Pflegestätten lagen häufig in der Nähe von Gasthäusern, die als Umkleideraum dienten. Nur die größeren und sportlich erfolgreichen Clubs konnten ihre Plätze mit Umkleidekabinen und Zuschauerplätzen ausstatten. Dazu und zur Errichtung der Plätze überhaupt wurden große unbebaute Flächen benötigt. Diese waren in den sich verdichtenden Innenbezirken innerhalb der Gürtelstraße kaum noch vorhanden und wenn, dann zumindest in den citynäheren Bereichen auf Grund der hohen Bodenpreise kaum finanzierbar. Deshalb wurden in den Bezirken 4 und 7 bis 9 überhaupt keine Vereinsplätze und die ohnehin insgesamt nur fünf Plätze in den Bezirken 3, 5 und 6 peripher, also an der Grenze zu Außenbezirken, errichtet (*Eppel et al.* 2008, Kartenbeilage). Nur von einem dieser Plätze, und zwar dem bezeichnenderweise bald von der Bebauung bedrohten Platz in der Mollardgasse im 6. Bezirk, konnte eine Zeitung behaupten, er sei »fast« zentral gelegen. <sup>16</sup> Jedenfalls befand sich das Gros der Plätze weit weg vom Zentrum, nämlich in den Außenbezirken. Dort waren in unbebauten Bereichen etwa entlang der Bahnlinien, in Fabrikgegenden und weitflächigen Arbeiterwohngebieten dutzende Plätze angesiedelt. Von diesen teilweise weit abgelegenen Plätzen war fast die Hälfte in nur drei Bezirken lokalisiert und zwar – für das wachsende Fußballinteresse der Arbeiter bezeichnend – in den Arbeiterbezirken 10, 11 und 21. Über diese Bezirke hinaus waren Fußballplätze auch noch im 2. Bezirk konzentriert, wofür der Grüne Prater mit seinen ausgedehnten ebenen Wiesenflächen beste Voraussetzungen bot.

Das Flächenreservoir des Praters wurde auch für den Schulfußball genutzt, dessen Anfänge weiter zurückreichen als jene des Clubfußballs. Zwei Jahre vor der ersten Clubgründung, 1892 also, begann die schon mehrmals erwähnte Theresianische Akademie auf einem in ihrem Garten markierten Platz mit dem Fußballspielen (Abb. 6). Nach bisheriger Auffassung stellte dies den Beginn des organisierten Fußballs in Wien überhaupt dar. <sup>17</sup> Wie sich nunmehr bei der Auswertung bislang nicht genutzten Quellenmaterials herausstellte, ist diese Auffassung falsch, weil sein Beginn zwei Jahre früher anzusetzen ist, nämlich im September 1890, als das Gymnasium im 8. Bezirk – im Zuge der Einführung der fakultativen Jugendspiele in Mittelschulen – das Fußballspiel aufnahm. <sup>18</sup> Dem folgten bald viele weitere Mittelschulen, darunter eben auch die Theresianische Akademie und noch vor dieser das Gymnasium im 3. Bezirk. <sup>19</sup> An diesen beiden und zahlreichen anderen Schulen avancierte das Spiel innerhalb weniger Jahre zum beliebtesten Schulsport der oberen Klassen. Dies obwohl es anfangs und vielfach auch weiterhin nur auf Behelfsplätzen praktiziert wurde. So wurden freie Wiesen besonders im Augarten und – wie bereits angedeutet – im Prater in temporäre Spielfelder umgewandelt. Oder es wurden Schulturnplätze, Schulhöfe, Ex-

---

<sup>15</sup> Illustriertes Österreichisches Sportblatt 21.5.1914, S. 8.

<sup>16</sup> Die Neue Zeitung 29.6.1910, S. 8.

<sup>17</sup> Gemäß dieser Auffassung wurde 1992 das 100jährige Jubiläum des Wiener Fußballs gefeiert, u.a. mit einer Ausstellung (Die Presse 31.10.1992, S. 8).

<sup>18</sup> Jahresbericht des k.k. Staatsgymnasiums im 8. Bezirke in Wien. Wien 1890/1891, S. 58.

<sup>19</sup> Jahresbericht des k.k. Staatsgymnasiums im 3. Bezirke in Wien. Wien 1891/1892, S. 48.



Fußball - Wettspiel der VI., VII. und VIII. Kamerate. Juni 1905.

Abb. 6: Spielszene auf dem Fußballplatz der Theresianischen Akademie  
Quelle: Jahresbericht des Gymnasiums der Theresianischen Akademie in Wien.  
Wien 1905, Bildbeilage

erzier- und Bauplätze zu provisorischen Plätzen umfunktioniert. Erst später besserte sich die Platzsituation insoweit, als sich einzelne Schulen die Benützung eines ehemaligen Fußballvereinsplatzes teilen konnten<sup>20</sup> und eine ganze Reihe weiterer Schulen in den Genuss der Mitbenützung bestehender Fußballvereinsplätze kam. Hingegen war die schulische Mitbenützung von Jugendspielvereinsplätzen meistens nicht möglich, weil die Vereine ihre Plätze in der in Frage kommenden Zeit, also an unterrichtsfreien Nachmittagen, selber benötigten. Sie hielten dort ihren eigenen Spielbetrieb ab, wozu nicht zuletzt die Pflege des Fußballspiels gehörte. Damit wollten sie Schüler, die das Fußballspiel selbstorganisiert auf der Straße pflegten, von dort wegbekommen. Dies gelang nur teilweise, wovon anhaltende Klagen über den Straßen-Fußball zeugen. Die Klagen glichen jenen, die über das Straßen-Rollschuhlaufen vorgebracht wurden.

---

20 Jahresbericht der Realschule im 4. Bezirke in Wien. Wien 1913/1914, S. 62.

### 3 Resümee

Zwar wurde Sport auch auf offener Straße betrieben, ausschlaggebend für seine Entwicklung zu einem relativ autonomen Bereich war aber die Verfügbarkeit eigener Räume. Solche Räume entstanden gehäuft im Prater, wo sich die verschiedenen neuerrichteten Sportstätten zu einer regelrechten Sportzone zusammenfügten. Darüber hinaus wurden Sportstätten in anderen Stadtteilen errichtet, wobei sich nach Sportart unterschiedliche Verteilungsmuster im Stadtgebiet ergaben. Während Fußballplätze überwiegend in von Arbeitern bewohnten Außenbezirken lokalisiert waren, wiesen Fechtsäle und Rollschuhbahnen Konzentrationen in den inneren Bezirken auf. Besonders stark war die Konzentration im noblen 1. Bezirk, wo sich sogar in Nähe der Stadtmitte, also des Stephansdoms, solche Sportstätten befanden. Diese Lokalisation großer Sportstätten mag heute, wo es im näheren Umkreis des Stephansdoms – von einem oder zwei kleinen Fitness-Studios abgesehen – keine Sportstätten gibt, erstaunen. Weiters mag aus heutiger Sicht die große Zahl der damals bestehenden und über das ganze Stadtgebiet verteilten Eislaufplätze überraschen. Eislaufen war weit verbreitet, Tennis hingegen ein exklusiver Sport der Ober- und Mittelschicht, weswegen Tennisplätze vor allem in den Wohngebieten dieser Schichten angesiedelt waren. Die soziale Gebundenheit der Sportarten wird in der Verteilung entsprechender Sportstätten über das Stadtgebiet deutlich.

#### Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird die Topographie des Eislaufens, Rollschuhlaufens, Fechtens, Tennis- und Fußballspiels in Wien vor dem Ersten Weltkrieg untersucht. Dazu wurde auf der Basis vielfältigen Quellenmaterials eine Standortliste diesbezüglicher Infrastrukturangebote erstellt und unter einer sozialräumlichen Perspektive analysiert. Im Ergebnis zeigt sich – neben einer Häufung der Sportstätten im Prater – eine territoriale Aufsplitterung zwischen Fußballplätzen einerseits und Tennisplätzen, Fechtsälen und Rollschuhbahnen andererseits. Während Fußballplätze überwiegend in den Außenbezirken und dort oft in Arbeiterwohngebieten angesiedelt waren, hatten Tennisplätze ihren Standort sowohl in Außenbezirken, als auch Innenbezirken, konzentriert in Wohngebieten der Ober- und Mittelschicht. Ebenfalls in den Wohngebieten dieser Schichten, aber in den inneren Bezirken und hier besonders im Stadtzentrum konzentriert waren Fechtsäle und Rollschuhbahnen. Hingegen waren Eislaufplätze relativ gleichmäßig über das gesamte Stadtgebiet verteilt, worin die soziale Ausweitung des Eislaufens deutlich wird.

## Summary

### Vienna, an urban historical geography of sports

This contribution deals with the topography of skating, roller-skating, fencing, tennis and soccer in Vienna before World War One. On the basis of manifold sources, a list of locations has been prepared and analysed in a social spatial perspective. The result of the investigation shows – beside the cluster of sport locations in the Prater area – a territorial split-up between football grounds on the one hand and roller-skating rinks on the other hand. While football grounds were located in the urban fringes, especially in the working-class areas, tennis courts were located both in the urban fringes and in the inner districts. In the inner districts the courts were concentrated in the residential areas of the upper and middle class. This also applies to the fencing halls and roller-skating rinks, which are especially concentrated in the town centre. However, the skating rinks were located everywhere evenly spread around the whole city area, clearly showing the social expansion of skating.

## Quellen

Zeitgenössische Zeitungen und Zeitschriften: Allgemeine Sport-Zeitung, Das Vaterland, Der Fremdenverkehr, Die Neue Zeitung, Die Presse, Illustrierte Kronen Zeitung, Illustriertes Österreichisches Sportblatt, Illustriertes Wiener Extrablatt, Neues Fremdenblatt, Neues Wiener Journal, Neues Wiener Tagblatt, Neuigkeits-Welt-Blatt.  
Adressbuch: Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien.  
Jahresberichte des k.k. Staatsgymnasiums im 3. Bezirk, des Gymnasiums der Theresianischen Akademie, des k.k. Staatsgymnasiums im 8. Bezirk, der Realschule im 4. Bezirk.

## Literatur

*Adamkiewicz, Eric (1998):* Les performances sportives de rue. – In: Les Annales de la recherche urbaine, No. 79, S. 50–57.  
*Eichberg, Henning (1980):* Sport im 19. Jahrhundert – Genese einer industriellen Verhaltensform. – In: Überhorst, Horst [Hrsg.]: Geschichte der Leibesübungen. Berlin (Band 3/1), S. 350–412.  
*Eppel, Peter; Hachleitner, Bernhard; Schwarz, Werner M. u. Spitaler, Georg [Hrsg.] (2008):* Wo die Wuchtel fliegt. Legendäre Orte des Wiener Fußballs. – Wien (Katalog zur 347. Sonderausstellung des Wien Museums, 24.4. bis 3.8.2008).  
*Faal, Arian (2017):* Ein Traum auf Kufen. – In: Wiener Zeitung 18/19.1.2017, S. 18f.  
*Heinemann, Klaus (2007):* Einführung in die Soziologie des Sports. – 5. Aufl., Schorndorf.  
*Herschmann, Otto (1905):* Wiener Sport. – Berlin u. Leipzig.  
*Marschik, Matthias (1997):* Vom Herrensport zum Männersport. Die ersten Jahre des Wiener Fußballs. – Wien.

- Meißl, Gerhard (2000)*: Hierarchische oder heterarchische Stadt? Metropolen-Diskurs und Metropolen-Produktion im Wien des Fin de siècle. – In: Horak, Roman et al. [Hrsg.]: *Metropole Wien*. Wien, S. 284–375.
- Norden, Gilbert (1998)*: »Schuhe zum Eislaufen ohne Eis« und »spiegelglatte, kaum von einem Eisspiegel zu unterscheidende Laufflächen«. Eine Geschichte des Rollschuhes und der Rollschuhbahnen bis 1914 unter besonderer Berücksichtigung Österreichs. – In: *Blätter für Technikgeschichte* 60, S. 11–42.
- Norden, Gilbert (1999)*: Sport, Technik und Vermarktung. Das Beispiel des Rollschuhlaufens (bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges und im späten zwanzigsten Jahrhundert). – In: *Spectrum der Sportwissenschaften* 11, Supplement, S. 17–24.
- Norden, Gilbert (2012)*: Tennistopografie. Adeliges und bürgerliches Spiel im Wien des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. – In: Strouhal, Ernst, Zollinger, Manfred u. Felderer, Brigitte [Hrsg.]: *Spiele der Stadt*. Wien u. New York (Katalog zur 384. Sonderausstellung des Wien Museums, 25.10.2012 bis 2.4.2013), S. 90–97.
- Peters, Christian (2010)*: Sport und Raum – eine sportwissenschaftliche Bestandsaufnahme. – In: *SportZeiten* 10, 1, S. 23–41.
- Pfister, Gertrud (1987)*: Sportstätten und Sportvereine in Berlin an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. – In: John, Hans-Georg [Red.]: *Vom Verein zum Verband. Die Gründerzeit des Sports in Deutschland*. Clausthal-Zellerfeld, S. 11–40.
- Sandgruber, Roman (2013)*: Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wiener und Wienerinnen im Jahr 1910. – Wien, Graz u. Klagenfurt.
- Weigl, Andreas (2015)*: Soziale Ungleichheit in der großstädtischen Gesellschaft. – In: Weigl, Andreas, Eigner, Peter u. Eder, Ernst Gerhard [Hrsg.]: *Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater*. Innsbruck, Wien u. Bozen, S. 17–62.
- Wenusch, Michael (1996)*: Geschichte des Wiener Fechtsports im 19. und 20. Jahrhundert. – Wien.

## Anhang

Adressenliste der Eislaufplätze, Rollschuhbahnen, Fechtsäle und Tennisplätze im Wien der letzten Vorkriegsjahre. Jeweils nach Trägerschaft sortiert, innerhalb derselben nach Bezirk

Eislaufplätze (T = Sommertennisplatz, R = Sommerrollschuhbahn)

Kommerzielle Plätze:

*Hübner*, 1, Stadtparkteich, Wienfluss, Garderobe 3, Meierei im Stadtpark; *Augarten* (Pächter bis 1911 *Sinndl*), 2, Augarten; *Jahudka*, 2, Kronprinz-Rudolfstraße (heute Lassallestraße) 82 (T); *Sudicky*, 2, Stephaniestraße (heute Hollandstraße) 2 (T); *Labschütz*, 3, Rüdengasse 5; *Mundt*, 3, Landstraßer Hauptstraße 31; *Löffler*, 4, Margaretenstraße 10–16 (T); *N.*, 4, Luisengasse (heute Mommsengasse) 30; *Christalnigg*, 5, Mittersteig 13; *Schug*, 6, Amerlingstraße 8; *Rothensteiner*, 7, Neustiftgasse 66 (T); *Frotzler*, 8, Albertgasse 15–17; *Arsenal*, 10, Maria-Josefa-Park (heute 3, Schweizergarten); *Graf*, 10, Sonnleithnergasse 10; *Schilberg*, 10, Alxin-

gasse 4–6; *Dreher-Park*, 12, Schönbrunnerstraße 307; *Pôle Nord*, 13, Elßlergasse 13, 1914 Geylinggasse (T); *Dittrich*, 15, Wurzbachgasse; *Schwarz*, 16, ?; *Schweigler*, 16, Ottakringerstraße 102; *Engelmann*, 17, Jörgerstraße 24 (T, R); *Döblinger Sportplatz*, 19, Leidesdorfgasse 6–10 (T); *Hotel Schloß Cobenzl*, 19, Am Cobenzl (T); *Kreuzspiegel*, 19, Kahlenberger Straße 10.

#### Plätze von Sportvereinen:

*Vienna Cricket und Football Club*, 2, Vorgartenstraße, 1913 von den *Straßenbahnern* übernommen; *Wiener Eislauf-Verein*, 3, Am Heumarkt 4 (T, R); *Favoritner Athletik Club*, 10, Gudrunstraße (Steinmetzwiese); *SC Simmering*, 11, Rinnböckstraße; *SC Rapid*, 13 (heute 14), Pfarrwiese; *Währinger Bicycle Club*, 18, Kreuzgasse (T); *Cottage Eislaufverein*, 19, Hasenauerstraße 2–4 (T); *1. Vienna Football Club*, 19, Hohe Warte (1914 verpachtet); *Turnverein Floridsdorf*, 21, Konrad Krafftgasse (heute Grabmayrgasse) 19; *Eislauf-Comité Groß-Jedlersdorf*, 21, Haspingerplatz.

#### Plätze von Jugendspielvereinen:

2, Erzherzog-Karl-Platz (heute Mexikoplatz); 3, Göllnergasse; 4, Alois-Drasche-Park; 6, Gumpendorferstraße 136; 10, Quellenstraße; 13, Ober St. Veit; 15, Vorpark Schönbrunn; 18, Türkenschanzpark; 18, Fürst Czartoryski-Park (heute Währinger Straße 173); 19, Osterleitengasse 14.

Plätze in Stadtverwaltung: 5, Margaretengürtel; 8, Schmidgasse 11; 12, Steinbauerpark; 16, Gallitzinstraße 2; 20, Allerheiligenplatz; 20, Sachsenplatz.

Schulplätze: *Mittelschuldirektionen des 1., 2., 3., 9. und 20. Bezirks* (verpachtet), 2, Augarten; *Realschule*, 2, Schüttelstraße 19d; *Theresianische Akademie*, 4, Favoritenstraße 15; *Bürgerschule*, 5, Gassergasse; *Mädchenschule*, 9, Galileigasse; *Volksschule*, 11, Herderplatz; *Carl Ludwig-Gymnasium*, 12, Rosasgasse 1–3; *Knabenschule*, 14 (heute 15), Ortnergasse 4; *Knabenschule*, 14 (heute 15), Selzergasse 19.

#### Hochschulplätze:

*Universität Wien*, 9, Währinger Straße, neben Institut für Anatomie (1910); *Universitätssportplatz*, verwaltet vom *Akademischen Sportclub*, 2, Augarten (T).

Plätze, deren Betreiber nicht eruiert werden konnten: 7, Wimberggasse; 8, Schönborngarten; 16, Sandleitengasse.

#### Privatplatz:

*Spiegler*, 18, Pötzleinsdorferstraße 34 (heute Starkfriedgasse 11) (T).

#### Rollschuhbahnen (Siehe auch Eislaufplätze)

##### Kommerzielle Bahnen:

*High Life Rollschuh-Palast*, 1, Kärntnerstraße-Weihburggasse 9 (1912/13); *Olympia Rollschuhbahn*, I, Rotenturmstraße 19, Rotgasse 9–11 (1913/14); *American Skating Rink*, 2, Ausstellungsstraße (bis 1914); *Venedig in Wien*, 2, Prater (ungedeckt, nur eine Saison).

## Bahnen von Vereinen:

*Wiener Park Club*, 2, Prinzenallee (heute Rustenschacherallee) 1; *Wiener Sport-Club*, 17, Rötzergergasse 6.

## Privatbahn:

*Villa Beer-Hofmann*, 18, Hasenauerstraße 59 (Dachgeschoß).

## Fechtsäle

## Säle von Privatfechtschulen:

*Barbasetti*, 1, Tuchlauben 3; *Franceschinis*, 1, Himmelpfortgasse 23, 1914 Hegelgasse 3; *Heller*, 1, Dominikanerbastei 22; *Micsiesco*, 1, Schottenring 5; *Odilon & Radwan*, 1, Riemergasse 11; *E. Targler*, 1, Heßgasse 7; *Werdnik*, 1, Kärntnerstraße 8; *Della Santa*, 1, Schwarzenbergplatz 16, ab Mai 1914 3, Schwarzenbergplatz 6; *L. Targler*, 8, Langegasse 37; *Ghittoni*, 9, Liechtensteinstraße 17, ab 1914 Porzellangasse 16; *Schau*, 9, Garnisongasse 1; *Sojka*, 9, Mariannengasse 15; *Merin*, 18, Staudgasse 26, 1914 Klostersgasse 11.

## Säle von Fechtvereinen (ST = Schulturnsaal):

*Fechtclub der Landwehroffiziere*, 1, Johannesgasse 4a (ST); *Residenz-Fecht-Club*, wie Fechtsaal *Werdnik*; *SC Donauwacht*, 1, Liebenberggasse 4; *Union-Fecht-Club*, wie Fechtsaal *Barbasetti*; *Wiener Athletiksport-Club*, wie Fechtsaal *Franceschinis*; *Wiener Fecht Club*, wie Fechtsaal *Della Santa*; *Wiener Herrenfechtclub*, 1, Biberstraße 26; *Österreichischer Fecht Club*, 2, Leopoldsgasse 3 (ST); *Wiener Park Club*, wie unter Rollschuhbahn; *Deutsche Klinge*, 3, Kollergasse 11 (Gasthaus); *Hakoah*, 3, Reiserstraße 23; *Akademischer Turn- und Fechtclub Hellas*, 4, Waltergasse 7; *1. Wiener Fecht Club*, 4, Karolinenplatz 7 (ST); *Die Nibelungen*, 5, Gassergasse 44 (ST); *Die Schreckensteiner*, 5, Schönbrunnerstraße 123; *Garnisonsfechtclub*, 7, Mariahilfer Straße, Stiftskaserne; *Leier und Schwert*, 7, Neubaugasse 42 (ST); *Rodenstein*, 7, Kirchengasse 19; *Friesen*, 8, Langegasse 36; *Wiener Akademischer Sportverein*, 8, Lerchenfelderstraße 46; *Sportclub Cobenzl*, 9, Nußdorferstraße 4 (Café); *Beamten-Fechtsport-Club*, 17, Hernalser Hauptstraße 100; *Wiener Sport-Club*, wie unter Rollschuhbahn.

## Universitätsfechtböden:

*Akademischer Universitätsfechtboden*, 1, Universität, Eingang Reichsratsstraße 4; *Universitätssportplatz*, wie unter Eislaufplatz.

## Tennisplätze (Siehe auch Eislaufplätze)

## Mietplätze, von Unternehmern betrieben:

*Landstraßer Tennisingarten*, 3, Landstraßer Hauptstraße 33; *Pension Bellevue*, 3, Lothringerstraße 14; *N.*, 6, Gumpendorferstraße; *N.*, 13, Weidlichgasse 12; *N.*, 18, Edelhofgasse 16; *Hotel Schneider*, 18 (heute 19), Salmannsdorferstraße 92; *Pension Döbling*, 19, Hofzeile 27.

Mietplätze, von Verschönerungsvereinen betrieben:

*Westend-Sportplatz*, 13, Preindlgasse; *Verschönerungsverein Hacking*, 13, Hackinger Au; *Verschönerungsverein Weidlingau*, heute 14, Weidlingau; *Verschönerungsverein Pötzleinsdorf*, 18, Starkfriedgasse 20.

Plätze von Sportvereinen:

»*Adeliger Tennis-Club*«, 2, beim Konstantinhügel; *Österreichischer Aero-Club*, 2, Nordportalstraße; *Radfahrclub der Staats- und Hofbeamten*, 2, Prinzenallee (heute Rustenschacherallee) 7; *Radfahrclub Die Wanderer*, 2, Ausstellungsstraße 172; *Vienna Cricket und Football Club*, wie unter Eislaufplatz; *Wiener Athletiksport-Club*, 2, Prinzenallee (heute Rustenschacherallee 9); *Wiener Park-Club*, wie unter Rollschuhbahn; *Tennisgesellschaft Josefstädterstraße*, 8, Josefstädterstraße 51; *Tennisgesellschaft Laudongasse*, 8, Laudongasse; *Tennisgesellschaft Skodagasse*, 8, Skodagasse; *Tennisclub Hetzendorf*, 12, Valerie-Cottage; *SC Rapid*, wie unter Eislaufplatz; *Österreichischer Skiverein*, 16, Ottakringerstraße/Rosensteingasse; *Wiener Sport-Club*, wie unter Rollschuhbahn (Hallenplatz) und 17, Hernalser Hauptstraße/Kainzgasse; *1. Vienna Football Club*, wie unter Eislaufplatz; *Tennis-Club Floridsdorf*, 21, Floridsdorf; *Wiener Ruderclub Pirat*, außerhalb des Stadtgebietes, Langenzersdorf (bis 1911).

Schulplätze:

*Gymnasium*, 3, Sophienbrückengasse (heute Kundmannngasse) 22; *Theresianische Akademie*, wie unter Eislaufplatz; *Elisabeth-Gymnasium*, 5, Rainergasse 39; *Realschule/Reformrealgymnasium*, 8, Albertgasse 18–23; *Krankenpflegeschule*, 9, Spitalgasse; *Gymnasium*, 13, Fichtnergasse 15; *Offizierstöchtereziehungsinstitut*, 17, Kalvarienberggasse 28; *Privatschule*, 19, Haubenbiglgasse (heute -straße) 6; *Realgymnasium*, 21, Franklinstraße 21.

Offizierstennisplatz: *Kaiser Franz Josef-Kavallerie-Kaserne*, 14, Breitenseer Straße.

Betriebstennisplatz:

*Kaiser Franz Josef-Spital*, 10, Kundratstraße 3 (für Ärzte).

Sanatoriumsplätze:

*Landessanatorium Steinhof*, 14, Baumgartner Höhe 1; *Cottage-Sanatorium*, 18, Sternwartestraße 74.

Privatplätze:

*Fürst Liechtenstein*, 2, Schüttelstraße 11; *N.*, 3, Schwalbengasse 5; *Herzig*, 3, Salmgasse 2; *Thorsch*, 3, Richardgasse (heute Jaurès-gasse) 3; *v. Rothschild*, 4, Theresianumgasse 14; *Fürst Auersperg*, 8, Auerspergstraße 1; *N.*, 13, Auhofstraße 221; *v. Caucig*, heute 14, Waldvilla, Sophienalpenstraße; *v. Czedik*, heute 14, Weidlingau, Villa Czedik; *v. Lenz*, heute 14, Weidlingau; *Hardy*, 19, Silbergasse 1a.



Katrin Schulze

## Pferderennen, Oktoberfest und Inline Skaten:

### Die Theresienwiese in München – ein traditioneller Ort städtischer Vergnügungen<sup>1</sup>

Mit 18 Abbildungen

Im öffentlichen Bewusstsein wird die Theresienwiese heute in erster Linie als Austragungsort des Oktoberfestes wahrgenommen, dem wohl größten Volksfest der Welt. Der Ursprung des Festes 1810 und die weitere Entwicklung der Theresienwiese als Ort städtischer Vergnügungen, aber auch als Schauplatz von Kunst und Politik stehen im engen Zusammenhang mit der Geschichte des jungen Königreichs Bayern und der städtebaulichen Entwicklung Münchens. Als große Freifläche in einer rasant wachsenden Stadt weckte die Theresienwiese schon seit dem 19. Jahrhundert zahlreiche, teils miteinander konkurrierende Ansprüche wie den Wunsch nach individueller Sport- und Freizeitnutzung, Veranstaltungen aller Art und nicht zuletzt auch gewinnbringender Bebauung. Die Geschichte der Theresienwiese ist daher bis in die Gegenwart geprägt von Diskussionen um ihre Nutzung einerseits und andererseits den Bemühungen, verschiedene Interessen miteinander zu vereinbaren – auch wenn heute der Erhalt der verbliebenen Freifläche nicht mehr grundsätzlich in Frage gestellt wird.

Wenn auch die ursprüngliche Ausdehnung der Theresienwiese bis heute stark reduziert wurde, so ist ihr Charakter doch immer noch geprägt von dem Zusammenspiel aus der prägnanten topographischen Situation, dem weithin wirksamen Ensemble aus Ruhmeshalle und Bavaria, dem Bavariapark auf der Theresienhöhe sowie dem Bavariaring mit Linden-Promenade als Verbindung zum anschließenden Wiesenviertel. Alle diese Elemente beziehen sich historisch aufeinander und treten auch heute noch gestalterisch in Wechselwirkung.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.



Abb. 1: Blick von Osten über die Theresienwiese zur Ruhmeshalle mit Bavaria (2016)  
Foto: Katrin Schulze

## 1 Lage der Theresienwiese und naturräumliche Gegebenheiten

Durch das gesamte Münchener Stadtgebiet verlaufen die eiszeitlichen Hangkanten des Isar-Urstromtals. Als markante Hochufer westlich und östlich der Isar prägen sie die Topographie der Stadt. Im Bereich der Theresienwiese bildet die westliche Hangkante eine deutlich sichtbare Geländestufe mit einem Höhenunterschied von bis zu acht Metern – früher als Sendlinger Höhe oder Sendlinger Berg bezeichnet. Heute ist dieser Bereich einer der wenigen unbebauten Abschnitte der Hangkante im Innenstadtgebiet, weshalb hier die eiszeitlich geprägte Topographie noch besonders gut ablesbar ist.

Auf der Hochebene oberhalb des Sendlinger Unterfelds, der späteren Theresienwiese, erstreckte sich die Sendlinger Haide, die abgesehen von den damaligen Dörfern Neuhausen und Untersendling mit der weithin sichtbaren Sendlinger Dorfkirche überwiegend unbesiedelt war. Aufgrund der wenig ertragreichen Böden wurde das Gebiet vor allem zum Kies- und Sandabbau und als Schafweide genutzt. Bereits Mitte des 18. Jahrhunderts errichteten einige Münchner Brauereien in der Haide Stadel zur Lagerung von Gerste und Hopfen.

Um 1800 entstanden am Rand der Haide auch die ersten Bier-Lagerkeller, da aus hygienischen Gründen das Sommersudverbot galt und das Bier in den Sommermonaten zur Vorratshaltung kühl gelagert werden musste. Ab 1812 war zudem der Bierausschank an den Kellern erlaubt, woraus sich die Biergärten als beliebte Ausflugsziele entwickelten. An der Hangkante oberhalb der Theresienwiese entstand 1812 mit dem Wagner-Keller der erste Bierkeller. Er wurde später von *Georg Pschorr* erworben und zum Bavaria-Keller umgebaut. Ab 1826 folgte der Pollinger-Keller (späterer Hacker-Keller) mit einem großen Biergarten. Bemerkenswert ist, dass die Bierkeller mit ihren Restaurationsgebäuden die ersten



Abb. 2: *Die eiszeitliche Hangkante: Blick von der Sendlinger Höhe (Theresienhöhe) nach Südwesten zur Sendlinger Dorfkirche*  
 Wilhelm von Kobell 1818, <https://commons.wikimedia.org/>

größeren Baulichkeiten waren, die die Hangkante entlang der Theresienhöhe besetzten.

Die Ebene unterhalb der Hangkante, das Sendlinger Unterfeld, war noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein durch landwirtschaftliche Nutzung geprägt. Das damals weit vor den Toren der Stadt gelegene Wiesen- und Ackergelände befand sich bis 1802/1803 im Besitz des Freisinger Bischofs und wurde als Lehen an Münchner Patrizierfamilien verliehen (Bauer 2012, S. 13). Zwei wichtige Ausfallstraßen nach Westen, die auf alte Handelsverbindungen und Poststraßen zurückgehen, begrenzten das Sendlinger Unterfeld und gaben auch die Struktur für die spätere Stadtentwicklung vor: Im Norden bildete die Pasinger Landstraße Richtung Pasing, Augsburg und Landsberg (heutige Bayerstraße/Landsberger Straße) die Grenze, im Süden die Sendlinger Landstraße (heutige Lindwurmstraße), über die bis ins 19. Jahrhundert der Fernverkehr Richtung Tirol und Italien geführt wurde. Um 1800 durchzogen einige Feldwege das Gelände, die sich später zu Straßen entwickelten, wie der Feldhüttenweg vom Sendlinger Tor aus nach Westen (spätere Pettenkoflerstraße) und etwas weiter südlich der von der Sendlinger Landstraße abzweigende Laimer Weg zur Sendlinger Höhe. Auch entlang der Hangkante verlief zu dieser Zeit bereits ein Weg in etwa in der Trasse der heutigen Straße Theresienhöhe.

Heute liegt die Theresienwiese als rund 40 ha große unbebaute Fläche westlich der Münchner Altstadt. Sie wird unmittelbar umschlossen von der Stadtbebauung der Bezirke Schwanthalerhöhe und Westend im Westen, Sendling mit dem Schlachthofviertel im Süden und der Ludwigsvorstadt im Osten. Zusammen mit einem Teil des östlich angrenzenden »Wiesenviertels« steht sie als Denkmalensemble unter Denkmalschutz.



Abb. 3: Lage der Theresienwiese vor den Toren der Stadt (1820)  
 Grafik: K. Schulze, Grundlage: Plan der Königlichen Residenzstadt München und ihren Umgebungen, 1820, Ausschnitt

## 2 Die Theresienwiese – ein Ort des Vergnügens und des Sports

### 2.1 Zur Geschichte des Oktoberfestes

Heute ist die Theresienwiese weltweit bekannt als Festwiese für das alljährliche Oktoberfest – in München daher als »die Wiesn« bezeichnet. Es geht zurück auf ein Pferderennen, das erstmalig am 12. Oktober 1810 anlässlich der Hochzeit des Kronprinzen *Ludwig* (1786–1868), dem späteren König *Ludwig I.*, mit Prinzessin *Therese* von Sachsen-Hildburghausen (1792–1854) stattfand.

Geplant hatte es nicht die königlichen Familie selbst, sondern der Bankier und Major *Andreas von Dall'Armi* (1765–1842), der einen Vorschlag des Lohnkutschers *Franz Baumgartner* aufgegriffen und bei König *Maximilian I.* vorgebracht hatte. Das Rennen wurde dann durch die Kavallerie des Münchener Bürgermilitärs organisiert. Die Rennbahn legte man im nördlichen Teil der Theresienwiese an, wobei die Hänge dem Publikum als eine Art natürliche Tribüne dienten. Das 1810 definierte Rennbahn-Oval beeinflusste als Motiv nicht zuletzt die späteren städtebaulichen Entwürfe und Planungen zur Teilbebauung der Theresienwiese. Das erste Pferderennen dauerte mehrere Tage an und zählte bereits am ersten



Abb. 4: Das Pferderennen auf der Theresienwiese 1810 (Peter von Hess, 1810)  
 Münchner Stadtmuseum, Sammlung Grafik/Gemälde

Renntag 40 000 Zuschauer. *Dall'Armi* setzte sich dafür ein, das Rennen zum Jahrestag zu wiederholen, was König *Maximilian I.* ebenso genehmigte wie seinen Vorschlag, den Festplatz auf dem Sendlinger Unterfeld nach der jung vermählten Prinzessin und zukünftigen bayerischen Königin »*Theresens-Wiese*« zu benennen. Im Sprachgebrauch setzte sich dann schon wenige Jahre später die Bezeichnung »*Theresienwiese*« durch (*Dering u. Eymold* 2010, S. 9).

Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des Oktoberfestes zu einer alljährlichen Veranstaltung war das Engagement des »*Landwirtschaftlichen Vereins Baiern*«. Dieser übernahm zum ersten Hochzeitstag des Kronprinzenpaares 1811 die Organisation des Pferderennens sowie eines Viehmarkts mit Prämierungen und führte dies auch in den folgenden Jahren durch. Aus den beim Rennen aufgestellten Buden entwickelte sich schnell ein jährlich anwachsendes Vergnügungs- und Verköstigungsgeschäft. Ab 1816 wurde die Veranstaltung ergänzt durch Volksbelustigungen wie dem »*Glückshafen*« und dem Vogelschießen, 1818 folgten die ersten Konzessionen für Karussells und Schaukeln (*Dering u. Eymold* 2010, S. 9). Erst 1819 wurde das Oktoberfest zu einem echten »*Münchener*« Fest, da nun der neu konstituierte Magistrat der Stadt die alleinige organisa-

torische und finanzielle Verantwortung für das Volksfest übernahm und ab jetzt im städtischen Haushalt einen eigenen Etat dafür vorsah. Der Landwirtschaftliche Verein blieb hingegen weiterhin für das ebenfalls jährlich durchgeführte »Central-Landwirthschaftsfest« zuständig. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rückte die Bedeutung des Oktoberfestes als bayerisches Volksfest mehr und mehr in den Vordergrund, während das Landwirtschaftsfest etwas an Bedeutung verlor. Die landwirtschaftlichen Sonderausstellungen wurden in die Räume des Landwirtschaftlichen Vereins in die Innenstadt verlagert und schließlich ab 1854 im neuen Glaspalast durchgeführt. Erst ab 1910 fand das Landwirtschafts-Fest wieder auf der Theresienwiese statt, nun aber durch einen Zaun vom Oktoberfest getrennt.

Der wirtschaftliche Aufschwung Münchens unter Prinzregent *Luitpold* ab 1886 brachte auch für das Oktoberfest einen starken Entwicklungsschub, unter anderem den Ausbau der technischen Infrastruktur mit elektrischem Licht, Wasser- und Gasleitungen (*Dering u. Eymold* 2010, S. 86). Auch die Schaustellerei, die bis in die 1850er Jahre eine eher untergeordnete Rolle gespielt hatte, entwickelte sich nun stark. Dazu trugen unter anderem die neue Gewerbefreiheit und das Wegfallen rechtlicher Beschränkungen nach der Gründung des Deutschen Reiches bei. Das Veranstaltungsgelände beschränkte sich lange auf die von der Rennbahn umgrenzte Fläche im nördlichen Teil der Theresienwiese. Erst zur Jubiläumswiesn 1910 wurde es mit Landwirtschaftsausstellung und Schießständen der Königlich privilegierten Hauptschützengesellschaft auf den südlichen Teil der Theresienwiese ausgeweitet.

Ausschlaggebend für die Entwicklung des Oktoberfestes gegen Ende des 19. Jahrhunderts war vor allem der Aufstieg vieler Münchner Brauereien zu Großunternehmen. Bisher waren die Bierbuden von ca. 70 m<sup>2</sup> Grundfläche im sogenannten »Wirtsbudenring« angeordnet, der mit seinem Mittelpunkt auf die Achse zwischen dem Königszelt am Hangfuß und der Königlichen Schießstätte auf der Theresienhöhe ausgerichtet war. Ab 1895 begnügten sich jedoch die florierenden Großbrauereien nicht mehr mit den kleinen Ausschankbuden, sondern beauftragten namhafte Architekten wie die Brüder *Gabriel* und *Emanuel von Seidl* oder das Büro *Heilmann + Littmann* mit Entwürfen für große abbaubare Festhallen. Dazu gehörten beispielsweise das »*Winzerer Fähndl*« im Stil einer Landsknecht-Burg oder die Schottenhamel-Festhalle, die außerhalb des Wirtsbudenrings errichtet wurden und bereits bis zu 2 000 qm Grundfläche hatten. 1907 wurde der Wirtsbudenring neu aufgeteilt in sechs ca. 1 800 m<sup>2</sup> große Parzellen für die Festhallen der Großbrauereien, in denen jeweils 1 000 bis 1 200 Besucher Platz fanden (*Dering u. Eymold* 2010, S. 94). Im Vergleich dazu sei die Größe eines heutigen Bierzeltes genannt: Das Hofbräu-Zelt bietet auf 7 000 m<sup>2</sup> Grundfläche 10 000 Sitzplätze.

Der Baurat und Architekt *Wilhelm Bertsch* widmete sich 1911 in seinen »*Gedanken über das Oktoberfest, die Ausgestaltung der Theresienwiese, die Errichtung der landwirtschaftlichen Bauten und Anderes*« einer Neuordnung der Flächen. In diesem Zusammenhang erörterte er auch ausführlich Nutzungskonflikte auf der Theresienwiese, die im Grunde bis heute diskutiert werden. *Bertsch*

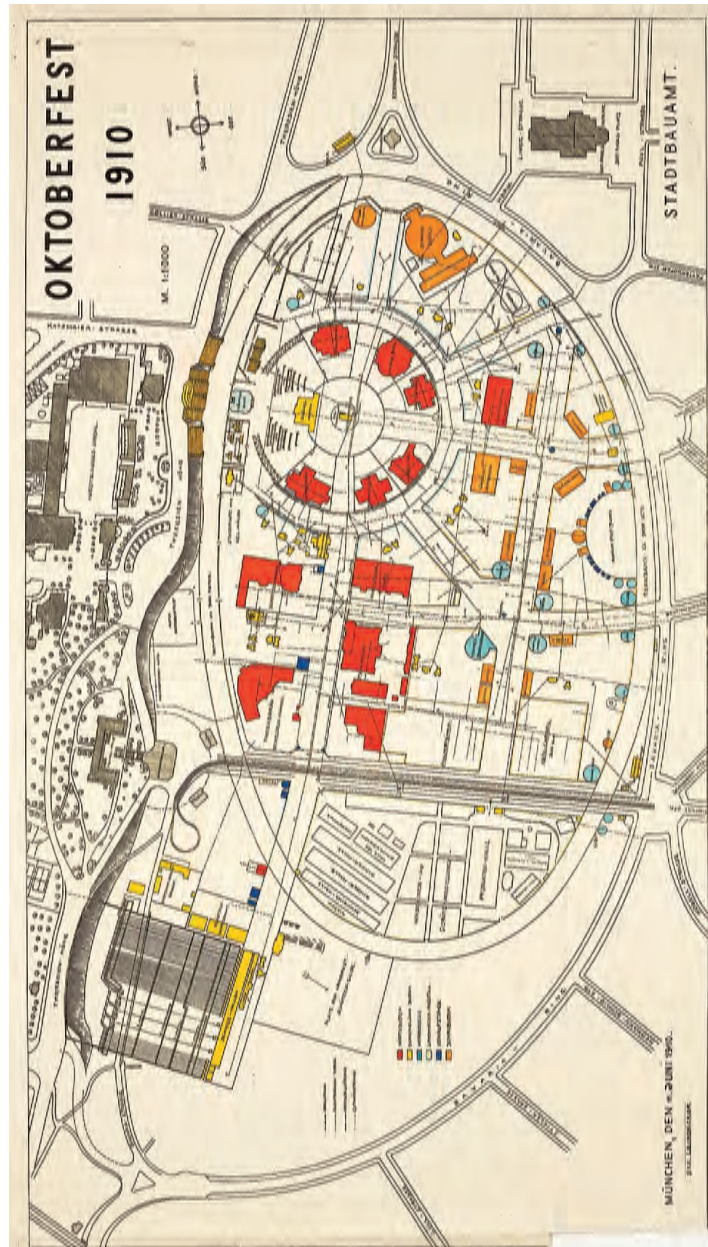


Abb. 5: Oktoberfest-Plan mit dem auf das Königszelt ausgerichteten Wirtsbudenring und dem Rennbahn-Oval (1910)

Münchner Stadtmuseum, Sammlung Grafik/Gemälde

spricht unter anderem die unterschiedlichen Anforderungen verschiedener Nutzungen wie Ballspiel, Reitbahnen oder landwirtschaftlicher Ausstellungen in Hinblick auf die Bodenbeschaffenheit an. Zu bemängeln war zu dieser Zeit offen-



Abb. 6: Blick von der St.-Pauls-Kirche nach Süden über das Oktoberfest. Ein Großteil der Theresienwiese wird von den Bauten der Bierzelte beansprucht. (2016)  
Foto: Katrin Schulze

sichtlich auch bereits der Zustand der Wiese, die von den früheren kleinen Zelten und Buden wenig beeinträchtigt worden war. Nun aber hätten »die Bierbuden eine Größe und infolgedessen eine Konstruktion angenommen, die für das Auf- und Abschlagen einige Monate erfordern. Und das ist nun ganz gewiß ein offener Mißstand, der aufhören muß, will man eine 'Wiese' haben« (StaM 1911, S. 4). Bertsch geht sogar so weit, vor dem Hintergrund einer zu erwartenden ständigen Ausweitung und Erhöhung der Besucherzahlen die Theresienwiese als Veranstaltungsort für das Oktoberfest völlig in Frage zu stellen. Sollte es aber weiterhin dort stattfinden, rät er zu einer Rückkehr zum früheren Charakter mit zeltartigen niedrigen Bauten, die schnell auf- und abgebaut werden können. Seine Mahnung hat bis heute keinesfalls an Aktualität verloren: »Ob ein solches ›Abrüsten‹ gegenüber dem jetzigen Zustand des Festes möglich ist, wird wahrscheinlich manchem Kopfschütteln begegnen; sollte aber nicht doch lieber der Versuch gemacht werden, das Fest von seinen Übertreibungen zu säubern und es auf einen einfacheren Boden zurückzubringen und damit eine längere Aufrechterhaltung zu ermöglichen?« (StaM 1911, S. 7).

Ende der 1920er Jahre wurde die Anordnung des Oktoberfestes grundlegend verändert. Der Wirtsbudenring bestand nur noch zur Hälfte, zumal er auch seinen Bezugspunkt am Scheitelpunkt des Rings, den früheren Standort des Königszeltes, nach dem Ersten Weltkrieg verloren hatte. 1930 organisierte die Stadtverwaltung schließlich die Festplatzanordnung völlig neu, indem der Wirtsbudenring ganz aufgelöst und durch das bis heute vorhandene orthogonale System ersetzt wurde. Dabei bilden die 35 m breite Wirtsbudenstraße und die parallel dazu verlaufende Schaustellerstraße die beiden Nord-Süd-Hauptachsen. Alle Straßen wurden 1936 asphaltiert (Dering u. Eymold 2010, S. 156).

Unter den Nationalsozialisten wurde das Landwirtschafts-Fest nach der Gleichschaltung der Bauernkammern nicht mehr durchgeführt. Die nationalsozialistische Propaganda vereinnahmte das Oktoberfest. So waren Personen jüdischer Abstammung seit der Machtergreifung nicht mehr zugelassen und ab 1936 wurde anstelle der bayerischen und der Münchner Landesfarben die Beflaggung mit Hakenkreuz-Fahnen angeordnet (*Dering u. Eymold 2010, S. 12*). Nachdem die Rennbahn im südlichen Teil der Theresienwiese neu angelegt worden war, führten die Nationalsozialisten von 1934 bis 1938 die Pferderennen als Trab- und Galopprennen unter dem Hakenkreuz durch. Im Zweiten Weltkrieg fanden keine Oktoberfeste statt. Nach den sehr reduzierten »Herbstfesten« in den Nachkriegsjahren 1946 bis 1948 wurde das erste richtige Oktoberfest 1949 zusammen mit dem Landwirtschafts-Fest gefeiert. Träger war nunmehr der Bayerische Bauernverband als Nachfolger des Landwirtschaftlichen Vereins. Das Landwirtschafts-Fest wurde auf Wunsch des Bauernverbands ab jetzt nur noch alle zwei Jahre veranstaltet, 1975 verlängerte man den Turnus auf alle drei Jahre. Seit 1996 findet es alle vier Jahre statt.

## 2.2 Seiltänzer und Cowboys: Veranstaltungen auf der Theresienwiese

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurde die Theresienwiese bereits für weitere Veranstaltungen außerhalb des Oktoberfestes genutzt, die aber meist von kurzer Dauer waren. Sie fanden entweder ganz unabhängig vom Oktoberfest statt wie Zirkusgastspiele oder artistische Vorführungen z.B. des Hochseilkünstlers »Mirano«. Manche Veranstaltungen standen aber auch in Zusammenhang mit dem Festprogramm der Wiesen, beispielsweise das »Velociped-Rennen«, das zwischen 1883 und 1897 regelmäßig auf einer Rennbahn am Fuß der Theresienhöhe durchgeführt wurde. Auch die um 1900 beliebten Völkerschauen mit Titeln wie »Nubierkarawane«, »Beduinenlager«, »Tunis in München« und viele andere, die mit großem Aufwand in Hinblick auf Gestaltung und Aufbauten veranstaltet wurden, waren Bestandteil des Festprogramms.

1890 wurde die Theresienwiese zum ersten Schauplatz auf der Europa-Tournee von »Buffalo Bill's Wildwest-Show«. Das zehntägige Spektakel mit Pferden, Bisons, Cowboys und »echten« Indianern – dem Häuptling *Sitting Bull* etwa – wurde aufgrund des riesigen Erfolgs um acht Tage verlängert. Es löste in München eine Art Wildwest-Fieber und die Gründung des ersten deutschen Cowboy-Clubs aus. Spektakulär war sicherlich auch die »Nationale Freiballonwettfahrt des Touring-Clubs«, die 1914 auf der Theresienwiese startete und gewissermaßen an die legendäre »Luftfahrt der Madame Reichhardt« mit einem Gasballon anlässlich der 10. Jubiläums-Wiesn im Jahre 1820 anknüpfte. Eine weitere, mehrmals wiederholte Großveranstaltung war das »Deutsche Bundesschießen«, ein vom Deutschen Schützenbund jährlich in einer anderen deutschen Stadt organisiertes Schützenreffen. In München fand es erstmals im Juli 1881 mit aufwändiger Festarchitektur auf der Theresienwiese statt und wurde 1906, 1927 und 1961 wiederholt.

### 2.3 Freizeit und Erholung auf der Theresienwiese

Bereits seit dem 19. Jahrhundert spielte auch die individuelle Nutzung der Theresienwiese für Freizeit und Erholung der Bevölkerung eine Rolle. So zeigt eine Lithographie aus dem »*Illustrierten Spaziergang durch München*« von 1864 die Münchener Gesellschaft mit Spaziergängern, spielenden Kindern und Reitern bei ihrer Freizeit vor den Toren der Stadt. *Carl von Spitzweg* malte um 1880 Kinder, die (vermutlich) auf der Theresienwiese ihre Drachen steigen lassen.<sup>2</sup> Beliebt war auch die Nutzung für Wintersportaktivitäten wie Eislaufen im nördlichen Teil der Theresienwiese oder Rodeln an den damals noch gehölzfreien Hängen südlich und nördlich der Bavaria.

In der Zeit um 1900 beantragten zahlreiche Vereine u.a. der Fußballclub Bavaria, der Kraftsport-Club, der Männerturnverein oder der Radfahrverein Monachia eine Genehmigung für die Nutzung des städtischen Turnspielplatzes auf der Theresienwiese. Der im südwestlichen Bereich der Wiese vor 1895 angelegte Platz verfügte über mehrere Ballspielflächen sowie eine Laufbahn und weitere Leichtathletik-Anlagen. Ab 1904 wurde der Platz zu geregelten Zeiten außerdem dem nahe gelegenen Theresien-Gymnasium als Schulsportplatz überlassen. Schon um 1900 wurde auch außerhalb des Turnspielplatzes auf »*wilden*« Plätzen Fußball gespielt, was zu Nutzungskonflikten mit Erholungssuchenden führte. Ein Beschwerdebrief beschreibt die Gefährdung von Spaziergängern durch Fußbälle und betont, dass davon insbesondere Frauen und Kinder betroffen seien (StaM 19081). Das Stadtbauamt ordnete hierauf eine Beschränkung des Fußballspiels auf den südlichen Teil der Theresienwiese an und wollte auch erreichen, »*dass das gefährliche Zerschlagen der Flaschen möglichst eingeschränkt wird und die vorhandenen Hütten und Einfriedungen geschützt werden*« (StaM 19082). Offensichtlich waren die Konflikte jedoch weiterhin erheblich, so dass 1909 Wächter eingestellt wurden, die die Spielplätze zu beaufsichtigen und die Spieler in den südlichen Bereich zu verweisen hatten sowie für ein »*anständiges und höfliches Benehmen gegenüber dem Publikum*« sorgen sollten (StaM 1909).

Nicht zuletzt zeigen die damaligen Nutzungskonflikte, dass die Theresienwiese bereits im frühen 20. Jahrhundert von verschiedenen Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Interessen intensiv für Freizeit und Erholung genutzt wurde. In Anträgen und Stellungnahmen wurde in Zusammenhang mit den Projekten zur Teilbebauung der Theresienwiese immer wieder ihr hoher Stellenwert als nutzbarer Freiraum für die Bewohner der umliegenden Quartiere hervorgehoben: Die dicht bewohnten Stadtviertel der westlichen Innenstadt und insbesondere das stark anwachsende Arbeiterviertel Westend waren mit Grünflächen unterversorgt, denn die Isarauen und der Englische Garten lagen für eine Nutzung zur Naherholung zu weit entfernt – Probleme, die nach wie vor bestehen, auch wenn sich die Bevölkerungsstruktur im Westend inzwischen grundlegend verändert hat.

---

2 Das Bild trägt nur den Titel »*Drachensteigen*«. Die Kunsthistorikerin *Angelika Wesenberg* vermutet, dass es sich um die Theresienwiese handelt (*Wesenberg* 2005, S.110).



Abb. 7: Münchner Bürger beim Freizeitvergnügen auf der Theresienwiese, im Hintergrund die Ruhmeshalle mit Bavaria und die Königlich Privilegierte Schießstätte (um 1864) Bayerische Staatsbibliothek München, Bildarchiv



Abb. 8: Eislaufen auf der Theresienwiese unbekannter Künstler 1889, <https://commons.wikimedia.org/>



Abb. 9: Heutige aktive Freizeitnutzung auf der Theresienwiese (2016)  
Foto: Katrin Schulze

### 3 Die Theresienwiese – ein Ort der Kunst und Politik

Die Bedeutung der Theresienwiese liegt nicht nur in ihrer Geschichte als Veranstaltungsort des weltberühmten Oktoberfestes. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts spielte sie auch eine Rolle als Ort der Kunst und Politik Münchens und Bayerns. Gestalt und Entwicklung der Theresienwiese können nicht unabhängig von der als bayerischem Nationaldenkmal erbauten Ruhmeshalle mit Bavaria behandelt werden. Die kolossale, begehbare Statue stellt mit ihrer charakteristischen Silhouette neben Frauenkirche und Olympiaturm das heute wohl beliebteste und volkstümlichste Wahrzeichen Münchens dar.

Ab 1843 ließ König *Ludwig I.* auf der Theresienhöhe Ruhmeshalle und Bavaria errichten, wobei die Wahl dieses Standortes nicht mit dem Oktoberfest zusammenhing. *Ludwig* hatte hingegen bereits 1825 das topographische Potenzial des markanten Höhenzugs vor den Toren der Stadt erkannt und für ein Nationaldenkmal in Erwägung gezogen. Zwischen 1826 und 1831 ließ er hier den »Theresienhain« in Gestalt eines parkartigen Eichenhains anlegen, den späteren »Bavariapark«. Nach Vollendung des Baus bildete er als landschaftlicher Hintergrund der Ruhmeshalle ein stark prägendes räumliches Element auf der damals ansonsten gehölzfreien Theresienhöhe.

Die Idee der Ruhmeshalle beruht auf einer Tradition der Ehrenhallen für verdiente Persönlichkeiten, die bis in die Renaissance zurückreicht. Die Münchener Ruhmeshalle muss jedoch auch in Zusammenhang mit den zwei anderen unter König *Ludwig I.* geschaffenen Nationaldenkmälern gesehen werden: Neben der Walhalla als Denkmal für die deutsche Nation und der Befreiungshalle in Kehl-

heim zur Erinnerung an die Befreiungskriege als Grundlage der deutschen Länder stellt die Ruhmeshalle auf der Theresienhöhe ein unmittelbar auf Bayern bezogenes Nationaldenkmal dar (*Gieß* 2013, o.S.). Der König gab damit nicht nur seiner patriotischen Haltung Ausdruck, sondern verfolgte auch politische und pädagogische Ziele. Er wollte das junge Königreich, dem nun außer Altbayern auch Schwaben, Franken und die Rheinpfalz angehörten, stärken und die unterschiedlichen bayerischen »Stämme« vereinen. Die Vollendung des Ensembles auf der Theresienhöhe gilt als Krönung des kunstpolitischen Wirkens *Ludwig I.* (*Bayerische Schlösserverwaltung* 2009, S. 68).

Bereits 1833 hatte König *Ludwig I.* einen Wettbewerb für eine bayerische Ruhmeshalle auf der Theresienhöhe ausgelobt, an dem neben *Leo von Klenze* (1784–1864), der als Gewinner hervorging, bedeutende Architekten wie *Friedrich von Gärtner*, *Georg Friedrich Ziebland*, *Joseph Daniel Ohlmüller* teilnahmen. Am 15. Oktober 1843, dem Namenstag der Königin *Therese*, wurde der Grundstein für die Ruhmeshalle gelegt. Nach *Klenzes* Entwurf vollendete man den Bau 1853 als dreiflügelige Halle auf dorischen Säulen. Den plastischen Schmuck am Gebäude entwarf der Bildhauer *Ludwig von Schwanthaler* (1802–1848). In den Giebelfeldern der Seitenflügel werden die vier Provinzen des bayerischen Königreichs allegorisch dargestellt. An der Rückwand der Säulenhalle ließ König *Ludwig* Büsten von 72 Persönlichkeiten anbringen, die sich für Bayern verdient gemacht hatten und dem Volk als Vorbild dienen sollten. Bis 2009 wurde im Lauf der Zeit die Anzahl der Büsten auf 98 ergänzt (*Bayerische Schlösserverwaltung* 2009, S. 143).

*Klenze* hatte in seinem Entwurf für die Ruhmeshalle bereits ein Gesamtensemble mit einer Allegorie Bayerns in Form einer weiblichen Kolossalfigur vorgesehen. 1837 wurde für die Ausführung der Skulptur ein Vertrag zwischen *Klenze* und *Schwanthaler* sowie den Kunstgießern *Ferdinand von Miller* (1813–1887) und *Johann Baptist Stiglmaier* (1791–1844) geschlossen. Die Bronzeskulptur der Bavaria entstand schließlich nach Skizzen, Modellen und Entwürfen, die *Schwanthaler* auf der Grundlage von *Klenzes* Idee anfertigte. Sie stellt eine Germania mit Schwert und Bärenfell dar, begleitet von einem Löwen als Zeichen von Kraft und Stärke.<sup>3</sup> Ein weiteres wichtiges Attribut ist der Eichenkranz, den sie in der hoch erhobenen linken Hand trägt und der auf die Ehrerbietung gegenüber den in der Ruhmeshalle verewigten Persönlichkeiten verweist. Die Bavaria ist daher nicht nur als Landesallegorie zu deuten, sondern steht ikonographisch in engem Zusammenhang mit Bedeutung und Funktion der Ruhmeshalle (*Bayerische Schlösserverwaltung* 2009, S. 50).

Der Guss der Bavaria in der Königlichen Erzgießerei unter der Leitung *Stiglmaiers* und von *Millers* erstreckte sich über einen Zeitraum von zehn Jahren – ein gewaltiges Unternehmen, für das sogar die Gebäude der Königlichen Erzgießerei vergrößert werden mussten. Nach drei Jahren Arbeit am Modell und der An-

---

3 Der Löwe wurde erst später darüber hinaus heraldisch interpretiert und als Zeichen für Bayern angesehen (*Bayerische Schlösserverwaltung* 2009, S. 49).



Abb. 10: *Ruhmeshalle und Bavaria an einem Winterabend (2017)*  
Foto: Katrin Schulze

fertigung von Gussformen konnte die Figur ab 1843 in Einzelteilen gegossen werden. Auch der Transport der fertigen Teile von der Gießerei in Neuhausen zur Theresienwiese war eine technische Herausforderung und erstreckte sich ab Juni 1850 über mehrere Monate. Insbesondere Transport und Aufsetzen des Kopfes wurden als feierliches Ereignis inszeniert. Zum 25. Regierungsjubiläum König *Ludwig I.* am 10. Oktober 1850 – also bereits zwei Jahre nach seiner Abdankung – wurde die Enthüllung der Bavaria mit einem Festzug gefeiert.

Das Standbild der Bavaria ist 18,5 m hoch und erreicht mit dem 9 m hohen Sockel eine Gesamthöhe von 27,5 m. Die Bavaria ist die erste nach dem Vorbild antiker Statuen ausgeführte Kolossalplastik der Neuzeit. Noch heute ist sie weltweit die höchste Bronzeskulptur und die größte begehbare Skulptur in Deutschland.<sup>4</sup> Die topographische Situation des Standorts auf der Theresienhöhe, die sich an dieser Stelle acht Meter über die Theresienwiese erhebt, lässt das Ensemble Ruhmeshalle-Bavaria noch höher erscheinen. Die monumentale Freitreppenanlage vermittelt dabei zwischen Architektur und Freifläche wie auch zwischen Hangkante und Ebene. Die in vielen historischen Ansichten dargestellte Wirkung des Nationaldenkmals ergibt sich im Zusammenspiel mit Landschaft und Topographie: die Ebene der Theresienwiese unterhalb der markanten Hangkante, die dunkle Baumkulisse des Bavariaparks hinter dem Denkmal und der Blick nach

---

4 Die New Yorker Freiheitsstatue ist zwar höher, besteht aber nicht aus Bronze, sondern aus Kupferblechen über einem Innengerüst (*Bayerische Schlösserverwaltung* 2009, S. 57).

Süden mit der im 19. Jahrhundert noch von hier aus erkennbaren Alpensilhouette.

Aufgrund ihrer Eigenschaft als große unbebaute Fläche, aber auch wegen der Bedeutung der Ruhmeshalle als Nationaldenkmal, war die Theresienwiese geradezu prädestiniert für politische Großveranstaltungen. Eine historische Dimension erreichte die Friedensdemonstration der sozialdemokratischen Parteien MSPD/USPD und der Gewerkschaften, zu der sich am 7. November 1918 über 40 000 Menschen auf der Theresienwiese versammelten. Unter der Führung von *Kurt Eisner* zog ein Teil der Demonstranten von hier aus nach Norden, wo die Revolutionäre erfolgreich und ohne Blutvergießen die Kasernen einnahmen. *Eisner* rief nach der geglückten Münchner Revolution am 8. November 1918 den Freistaat Bayern aus.

15 Jahre später nutzten die Nationalsozialisten die Theresienwiese für propagandistische Massenveranstaltungen, wie die ab 1933 von der Partei vereinnahmten Maikundgebungen sowie Wahlkampfveranstaltungen und Massenaufmärschen im Laufe der 1930er Jahre. Ein nicht realisiertes nationalsozialistisches Stadtplanungsprojekt sah zu diesem Zweck vor, die Theresienwiese als südlichen Anschluss an die monumentale Ost-West-Achse vom Karlsplatz (Stachus) über den Hauptbahnhof nach Pasing zu einem Aufmarschgelände zu gestalten.

#### 4 Die Theresienwiese und ihre Entwicklung zum städtischen Freiraum

*Andreas von Dall'Armi*, der Initiator des ersten Pferderennens 1810, schlug in seinem 1811 erschienenen Büchlein »*Das Pferderennen zur Vermählungs-Feyer Seiner königlichen Hoheit des Kron-Prinzen von Bayern*« ein Projekt für die Theresienwiese als künftigen Austragungsort des Oktoberfestes vor. Er empfahl sehr vorausblickend, die entsprechenden Grundstücke durch Ankauf von Privateigentümern für die Zukunft zu sichern. Im Zusammenhang mit seiner Idee, Theresienwiese und Theresienhöhe durch die Anlage von Rasenstufen in der Böschung zu einer Art natürlichem Amphitheater zu gestalten, zitierte er das unter *Napoleon* erbaute Amphitheater von Mailand. Die Theresienwiese solle aber »*nur benützt werden, um der schönste Circus in Deutschland zu seyn, und zur Verschönerung der Hauptstadt auf eine dem bayerischen Gemeinsinne und Patriotismus entsprechenden Weise beyzutragen*« (*Dall'Armi* 1811, S. 3). *Dall'Armi*s Projekt wurde zwar nicht ausgeführt, mit der Notwendigkeit der Flächensicherung sprach er unter anderem aber bereits Themen an, die auch in der weiteren Geschichte der Theresienwiese eine Rolle spielten.

Außerhalb der ehemaligen Stadtbefestigung wurde zwischen dem Sendlinger Tor und der Theresienwiese 1813 das Allgemeine Krankenhaus eröffnet, das den Ursprung des heutigen Klinikviertels bildete. Seit der Entfestigung Münchens um 1800 nahm man auch mit der »*Ludwigsvorstadt*« die städtebauliche Entwicklung westlich der Altstadt in Angriff. Ein Generalplan von 1818 sah die Erweiterung des Straßennetzes vor dem Karlstor und dem Sendlinger Tor bis zur Hangkante vor. Das Gelände im Umfeld des Krankenhauses sollte mit Rücksicht auf einen

frei zu haltenden »Gesundheitszirkel« nicht durch weitere Straßen erschlossen werden (Bauer 2012, S. 29).

Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt der städtebaulichen Entwicklung gab es Überlegungen zur Freihaltung der Theresienwiese als Festplatz sowie zu einer angemessenen Gestaltung ihrer Umgebung. So beantragte die städtische Baukommission 1816 eine Beschränkung auf jeweils einseitige Bebauung an der Nordseite der Bayerstraße sowie der Südseite der Sendlinger Landstraße (Lindwurmstraße) – den beiden großen Straßenachsen, die die Theresienwiese zu dieser Zeit noch im Norden und Süden begrenzten. Damit sollte vermieden werden, dass »im Hintergrunde nur hölzerne Ökonomiegebäude mit Ansicht gegen die Theresienwiese einen unfreundlichen Anblick verschaffen« (Baukommission 1816, zitiert nach Wanetschek 2005, S. 101). Zwei Jahre später legte die Kommission fest, das Gelände südlich der neuen Achse der Landwehrstraße für die Nutzung als Festwiese von Bebauung frei zu halten. Seit 1803 befand sich jedoch mit knapp sechs Hektar nur eine geringe Fläche der Theresienwiese im Besitz der Stadt München. Der größere Anteil gehörte verschiedenen privaten Eigentümern, die ihren Grund für das Oktoberfest zur Verfügung stellten (Münchner Stadtmuseum 1985, S. 68). Im Zuge der alljährlich zunehmenden Ausdehnung des Festes wuchsen allerdings die Konflikte mit den Grundeigentümern. Auch drohte die bauliche Entwicklung nördlich der Theresienwiese, Teile der Festwiese zu beanspruchen. Die Stadt sah sich schließlich gezwungen, zur Sicherung des Areals weiteren Grund anzukaufen, und vergrößerte bis 1826 ihren Besitz auf der Theresienwiese auf rund 35 Hektar.

Um den freien Stand des Bauensembles aus Ruhmeshalle und Bavaria auch zukünftig zu gewährleisten, war bereits vor Beginn der Bauarbeiten im Jahre 1840 ein Verbot weiterer Bebauung entlang der Theresienhöhe zwischen der Landsberger Straße und dem Dorf Untersending erlassen worden (Steinsdorf 1845, Reprint 1994, S.112). Ruhmeshalle und Bavaria bildeten von nun an für weitere Planungen im Umfeld der Theresienwiese den städtebaulichen Hauptbezugspunkt. 1852/1853 entstand mit Erlaubnis des Königs dennoch ein weiterer baulicher Akzent an der Hangkante: die Königlich Privilegierte Schießstätte nach einem Entwurf des Architekten *Friedrich von Bürklein* (1813–1872). Der dominante Bau prägte bis zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg neben Ruhmeshalle und Bavaria die Ansicht der Theresienhöhe und verdeutlichte damit auch den Stellenwert der Königlich Privilegierten Hauptschützengesellschaft.

Die Entwicklung der Ludwigvorstadt schritt im vorgegebenen Straßenraster voran, so dass um 1870 große Teile der nördlichen Theresienwiese zwischen Pasinger Landstraße und Landwehrstraße bebaut waren. Ab ca. 1865 hatte in Zusammenhang mit der Industrialisierung auf der so genannten Schwanthalerhöhe oberhalb der Hangkante auch die Entwicklung des Stadtviertels Westend mit dem Bau von Mietshäusern für Arbeiter eingesetzt. In Zusammenhang mit dem rasanten Stadtwachstum stieg in den 1870er Jahren außerdem der Druck zur baulichen Erschließung der Theresienwiese, die von vielen als Entwicklungshemmnis zwischen den angrenzenden Stadtteilen betrachtet wurde (Kroneder 1881, S. 21). Zudem verstärkten sich die Forderungen der zahlreichen Eigentümer, aus ihrem



Abb. 11: Mitte des 19. Jahrhunderts rückt die Stadtbebauung von Norden und Westen heran und beansprucht bereits Teile der Theresienwiese (1858/1859)

Grafik: K. Schulze, Grundlage: Plan der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München, 1858/1859, Ausschnitt

Grund auf der Theresienwiese begehrtes Bauland machen zu können. Der Stadt München gehörte nach wie vor nur die Fläche, die für das Oktoberfest vorbehalten war. Der Magistrat verfolgte aber trotzdem das Ziel, die gesamte Theresienwiese als Freiraum zu sichern und »die Wiese entweder ganz oder doch soviel als möglich im sanitären Interesse der Stadt und aus Gründen der Pietät, der Nützlichkeit und Annehmlichkeit dauernd zu erhalten« (StaM 1882, S. 1127).

Neben der Nutzung als Festwiese nahm auch die Bedeutung der Theresienwiese als Freiraum für die Bewohner der angrenzenden Stadtviertel und als Pufferzone zwischen der Innenstadt und dem industriell geprägten Westend zu. Auf Anregung des Stadtbaurats *Arnold Zenetti* (1824–1891) legte Hofgartendirektor *Carl von Effner* (1831–1884) im Jahre 1874 einen Entwurf für die Gestaltung der Theresienwiese vor. *Effner* plante eine großzügige Stadtparkanlage, die mit geschwungenen Wegen, Pflanzungen, einem Teich und weiten Wiesenflächen die Rennbahn in Form eines Hippodroms einschloss. Ein Kranz von Villen mit großen Gärten sollte die Anlage zur Sendlinger Landstraße und zur Goethestraße hin begrenzen. Der Münchner Architekten- und Ingenieurverein setzte sich für die Realisierung des Entwurfs ein. Er argumentierte, dass der Festplatz dadurch nicht eingeschränkt würde, die Anlage es aber ermögliche, »theils dem Prachtbau der Ruhmeshalle eine würdige Umgebung zu verschaffen, theils neuen Monumen-

ten einen sinnigen Aufstellungsort zu gewähren, daß Jung und Alt Erholungsplätze unbelästigt vom Staube, dem Geräusche und den dunstigen Atmosphären einer großen Stadt geboten werden; all dies und zugleich die künstlerische Schlaueheit der Anlage an u. für sich, hat für die Verwirklichung des Projektes so großen Enthusiasmus hervorgerufen, daß sofort und einstimmig der Entschluss gefaßt wurde, an Einen hochlöblichen Stadtmagistrat, die Bitte zu richten, ›Alles anzuwenden und die schöne Idee der Verwirklichung zuzuführen und hierdurch der Bevölkerung eine Wohlthat, der Stadt einen Reitz zu verleihen, um welcher ihn andere große Städte wohl beneiden dürften‹ (StaM 1874). Auch die Bewohner der angrenzenden Stadtviertel forderten in einer Petition an den Magistrat 1875 nachdrücklich die Umsetzung des Projektes (StaM 1875). Sie betonten die dringende Notwendigkeit einer öffentlichen Grünanlage für die dicht bebauten Viertel Münchens. Neben Einwänden der Grundbesitzer und verkehrsplanerischen Bedenken für die Anbindung des neuen Schlacht- und Viehhofes südlich der Theresienwiese scheiterte die Umsetzung des Stadtparkprojekts letztendlich an den Kosten, die für den notwendigen Ankauf von 125 Tagwerk (ca. 43 ha) auf die Stadtverwaltung zukamen (StaM 1882, S. 1128).

Da 1881 nach jahrelangen zähen Verhandlungen immer noch keine endgültige Entscheidung getroffen war, erhöhten die Eigentümer den Druck zur Ausweisung von Bauland, indem sie ihre Grundstücke auf der Theresienwiese mit Bretterplanken einzäunten und damit die Durchführung des Oktoberfestes gefährdeten (StaM 1882, S. 1129). Die Stadtverwaltung sah sich daraufhin zu dem Kompromiss gezwungen, lediglich einen Teil der Wiese zu sichern und den anderen Teil für Bebauung und Verkehrswege frei zu geben. 1882 wurde auf der Grundlage eines Entwurfs von *August von Voit d.J.* ein endgültiger Baulinienplan beschlossen und die begleitenden »Bestimmungen zur Ordnung der Verhältnisse auf der Theresienwiese« von Magistrat und Stadtrat ausführlich diskutiert und abgewogen (StaM 1882, S. 1128–1137).

Von der Gesamtfläche der Theresienwiese sah man nun 36 ha zur Bebauung vor, während gut 50 ha endgültig freigehalten werden sollten: Der westliche Teil blieb weiterhin dem Oktoberfest vorbehalten, während der östliche Teil als vornehmes Wohnviertel entwickelt werden sollte. *Voits* Plan zum »*Alignement auf der Theresienwiese*« führte die Rasterstruktur des Schwanthalerquartiers mit der Goethestraße und der Herzog-Heinrich-Straße als geforderte Nord-Süd-Verbindung fort und ergänzte diese durch den Kaiser-Ludwig-Platz als zentralem Schmuckplatz. Ein starker Bezug zwischen Wiesenviertel und Theresienwiese wurde durch die Radialstraßen hergestellt, die auf Ruhmeshalle und Bavaria ausgerichtet sind und in Form von runden und halbrunden Plätzen in den Bavariaring münden. Der Bavariaring greift mit seinem elliptischen Bogen das Motiv der Rennbahn auf und verknüpft als starkes städtebauliches Element die Bebauung des Wiesenviertels mit der Freifläche der Theresienwiese. Der bis heute erhaltene, charakteristische nierenförmige Umgriff der Theresienwiese wurde mit diesem städtebaulichen Entwurf festgeschrieben.

Das geplante neue Baugebiet – das heutige Wiesenviertel – sollte den Charakter einer durchgrünt Villenanlage mit Gärten und Vorgärten erhalten. In der



Abb. 12: Baulinienplan für die Teilbebauung der Theresienwiese mit dem Wiesenviertel (1882)

Stadtarchiv München (StAM Lokalbaukommission Nr. 23 819)

»Bekanntmachung die Bauanlage auf der Theresienwiese betreffend« machte die Lokalbaukommission sehr detaillierte Vorgaben zur Art der Bebauung (StAM 1884). Festgesetzt wurde ein offenes Pavillon-Bausystem aus einzelnstehenden Villen und Zweiergruppen aus Mietshäusern, wobei auch Vorgaben zu Größe, Anzahl der Geschosse und Abstand der Gebäude gemacht wurden. Auch die Tiefe der Vorgärten und Art der Einfriedung war verpflichtend. Jegliche Gewerbenutzung und das Errichten von Rückgebäuden wurden generell ausgeschlossen, womit sich das neue Viertel stark von den Stadterweiterungen im Süden und Südwesten abhob (Chevalley u. Weski 2004, Bd. 1, S. 97). Ein Großteil der Villen und repräsentativen Mietshäusern im Wiesenviertel entstand erst zwischen 1895 und 1900, überwiegend im Stil der Neorenaissance und des Neobarock. Nach 1900 kamen im südlichen Bereich noch einige Jugendstil-Bauten hinzu. Die Entwürfe stammten von namhaften Architekten, darunter *Emanuel* und *Gabriel von Seidl*, *August Thiersch* und *Heilmann + Littmann*. Als landschaftliches Verbindungselement zwischen dem auf der östlichen Seite bebauten Bavariaring und der Theresienwiese wurde der Bavariaring durch eine Promenade mit einer 1897/1898 gepflanzten zweireihigen Linden-Allee ergänzt und so zu einem großzügigen



Abb. 13: Die vierreihige Linden-Allee an der Promenade entlang des Bavariarings (2016)  
Foto: Katrin Schulze

Boulevard gestaltet. Anfang der 1930er Jahre stärkte man dieses Motiv durch die Erweiterung zu einer vierreihigen Allee.<sup>5</sup>

Da das Bauverbot für die Theresienhöhe 1873 aufgehoben worden war und sich das Wachstums des Westends als Industrie- und Arbeiterviertel ab 1880 stark beschleunigte, befürchtete man zunehmend, die Mietshausbebauung werde von Westen her zu nahe an die Ruhmeshalle heranrücken. Um den Bereich um Ruhmeshalle und Bavaria freihalten zu können, erwarb die Stadt München Grundstücke auf der Theresienhöhe für den Bau eines neuen Ausstellungsgeländes. Mit der Planung wurde 1895 der Architekt und Stadtplaner *Theodor Fischer* (1862–1938) beauftragt, ab 1901 abgelöst durch *Gabriel von Seidl* (1848–1913). Eine Beeinträchtigung des historischen Ensembles Ruhmeshalle und Bavaria wurde vermieden, indem man die Ausstellungshallen durch eine Höhenstaffelung von Ost nach West baulich unterordnete (*Chevalley u. Denis 2004*, Bd. 2, S. 634). An der Gestaltung der Ausstellungsbauten wirkten zahlreiche weitere, dem Jugendstil und den Ideen des Deutschen Werkbundes verpflichtete Künstler und Architekten mit. Das Ausstellungsgelände auf der Theresienhöhe wurde 1908 anlässlich der 750-Jahr-Feier mit der Ausstellung »*München 1908*« eröffnet, mit der man sich als führende Kunstgewerbestadt Deutschlands inszenierte. Der Bavariapark war als Ausstellungspark in das Gelände mit einbezogen worden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich insbesondere die Situation im Bereich des Ausstellungsgeländes, das bei Luftangriffen stark beschädigt worden war. In den 1950er Jahren wurde eine neue Kongresshalle errichtet und die Messe

5 Im Zuge einer Straßenverbreiterung wurde in den 1960er Jahren im nördlichen Abschnitt des Bavariarings eine der äußeren, Ende des 19. Jahrhunderts gepflanzten Linden-Reihen gefällt.



Abb. 14: Blick über die Theresienwiese von Südwesten, im Vordergrund das Ausstellungsgelände mit dem Bavariapark, im Hintergrund die (noch) zweireihige Linden-Allee am Bavariaring (Schrägluftbild, 1923)

ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv (Stiftung Luftbild Schweiz, Fotograf: W. Mittelholzer)



Abb. 15: Lage der inzwischen dicht umbauten Theresienwiese nach dem Zweiten Weltkrieg, das südliche Ende wurde durch den Bau einer Straße abgetrennt (1950)

Grafik: K. Schulze, Grundlage: Stadtkarte 1950, Ausschnitt

seit den 1960er Jahren entsprechend internationaler Standards ausgebaut und erweitert. Eine gravierende Veränderung für die Theresienwiese war außerdem der Bau der Hans-Fischer-Straße, die 1948 als neue Verkehrsverbindung zwischen Bavariaring und Theresienhöhe angelegt wurde, wobei der südliche Randbereich der Theresienwiese unwiederbringlich abgetrennt wurde.



Abb. 16: Blick über die Theresienwiese von Süden nach Nordwesten, im Hintergrund links die Bebauung der 1970er Jahre und rechts die St.-Pauls-Kirche (2016)  
Foto: Katrin Schulze

Eine weitere städtebauliche Veränderung, die bis heute den Blick von der Theresienwiese aus nach Nordwesten stark beeinträchtigt, ist der von 1971 bis 1974 errichtete großmaßstäbliche Hochhauskomplex auf der Schwanthalerhöhe mit Wohnungen, einem Einkaufszentrum sowie dem Hacker-Pschorr-Verwaltungsgebäude. Ein Kritiker bezeichnete den Neubau ironisch als »Ostalpen der Schwanthalerhöhe, das Betongebirge« (Chr. Hackelsberger, zitiert nach Onygerth 2015, S. 85). Die nach der Kriegszerstörung wieder aufgebauten traditionsreichen Bierkeller und -gärten waren trotz heftiger Bürgerproteste abgerissen worden.

Nach dem Neubau des Flughafens im Norden von München wurde 1998 die Messe auf das ehemalige Flughafengelände in München-Riem verlegt. Alle Messebauten mit Ausnahme der denkmalgeschützten Gebäude wurden abgerissen. Die Neubebauung des Messegeländes ab 2000 veränderte wesentlich die städtebauliche Situation westlich der Theresienwiese und erhöhte nochmals ihren Wert als unbebaute Fläche: Auf der Theresienhöhe entstand das neue Stadtquartier »Am Messepark« mit rund 1 600 neuen Wohnungen und 5 000 Arbeitsplätzen. Auch wenn der Bavariapark in diesem Zusammenhang saniert und der Öffentlichkeit wieder uneingeschränkt zugänglich gemacht wurde, kommt der Theresienwiese seit der Neubebauung eine noch größere Bedeutung als städtischer Freiraum zu. In München nimmt sie unter den »Grünflächen« sicherlich eine Sonderstellung ein. Wenn auch viel Kritik daran geübt wird, dass sie in vielen Bereichen kaum noch den Aspekt einer Wiese aufweist, so ist sie doch die einzige wirklich große Freifläche in der Stadt, die – zumindest außerhalb des Oktoberfestes inklusive Auf- und Abbauphasen und weiterer Veranstaltungen – mit ihrem großen Anteil an befestigten Flächen schier grenzenlose Möglichkeiten für individuelle sportliche Nutzungen bietet – vom Inline Skaten, Skateboardfahren und



Abb. 17: *Die Theresienwiese: auch ein Ort für ruhige Erholung (2016)*  
Foto: Katrin Schulze

Windskatzen über alle erdenklichen Ballspiele bis hin zum Fahrrad-Training für Geflüchtete. In den letzten Jahren wurden außerdem die Schotterrasen-Flächen und vor allem die Freitreppe an der Bavaria auch als Orte für ruhige Erholung oder Treffpunkte zum Picknicken und Feiern entdeckt.

##### 5 Festwiesen vor den Toren der Stadt – die Theresienwiese und der Cannstatter Wasen

In vielen Großstädten Europas ziehen Volksfeste und Vergnügungsparks große Mengen Besucher an und stellen als touristische Ziele einen wesentlichen Wirtschaftsfaktor dar. Viele dauerhafte Vergnügungsgelände sind Entwicklungen des 20. und 21. Jahrhunderts, einige blicken aber auch auf eine längere Tradition zurück. Zu den ältesten gehört der Wiener Prater als berühmtester und ältester Be-  
lustigungsort im deutschsprachigen Raum (Dering 1986, S. 19). Er entstand ab 1766, als Kaiser *Joseph II.* (1741–1790) ein Jagdgebiet für die Wiener Bevölkerung öffnete und sich dort bereits im 18. Jahrhundert Wirtshäuser und Cafés etablierten und die ersten Schaukeln und Karussells aufgestellt wurden. Auch später entstandene Orte städtischer Vergnügungen wie beispielsweise die zahlreichen, ab 1895 erbauten Vergnügungsparks auf Coney Island oder der 1901 gegründete Parc d'atraccions Tibidabo in Barcelona sind inzwischen über hundert Jahre alt.

Einen besonderen Reiz üben neben den Vergnügungsparks bis heute die Volksfeste aus. Ein Grund dafür mag neben ihrer meist langen Tradition in der begrenzten Dauer liegen: Nach der Definition der Gewerbeordnung ist ein Volksfest »eine im allgemeinen regelmäßig wiederkehrende, zeitlich begrenzte Veran-

staltung, auf der eine Vielzahl von Anbietern unterhaltende Tätigkeiten [...] ausübt und Waren feilbietet, die üblicherweise auf Veranstaltungen dieser Art angeboten werden.«(Gewerbeordnung § 60b). Ein interessanter Aspekt der traditionellen Volksfeste sind auch ihre jeweiligen Veranstaltungsgelände, die ursprünglich als Festwiesen meist außerhalb der dicht bebauten Städte lagen. Über lange Zeiträume hinweg mussten sie – und müssen es noch heute – für die alljährliche Veranstaltungen freigehalten und gegenüber anderen Interessen und Begehrlichkeiten verteidigt werden, wie am Beispiel der Theresienwiese gezeigt wurde.

An einem weiteren Ort in Süddeutschland findet ein traditionsreiches Volksfest statt: Das Cannstatter Volksfest in Stuttgart ist nach dem Oktoberfest das zweitgrößte Volksfest Deutschlands und zählt ebenfalls jährlich mehrere Millionen Besucher, obwohl es international weit weniger bekannt ist. Es gilt als das größte Schaustellerfest Europas und wird jedes Jahr ab Ende September zwei Wochen lang gefeiert. Die Bezeichnung des Festgeländes, der »Cannstatter Wasen«, wird auch als Synonym für das Fest selbst gebraucht. Der aus dem Althochdeutschen abgeleitete Begriff »Wasen« bedeutete ursprünglich Rasen oder feuchte Wiesenflächen (Kluge 1924, S. 842) und findet sich in vielen Ortsnamen als Toponym für feuchtes Grünland und Feuchtwiesen wieder.

Die Entwicklung des Cannstatter Volksfestes weist viele Parallelen zum Oktoberfest auf. König *Wilhelm I.* von Württemberg (1781–1864), der 1816 seinem Vater auf den Thron nachgefolgt war, hatte sich vor dem Hintergrund der rückständigen Landwirtschaft und der schlechten Ernährungslage in Württemberg zum Ziel gesetzt, Ackerbau und Viehzucht grundlegend zu verbessern. Als Anreize dafür sollte unter anderem die Prämierung von Zuchttieren und landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf dem »Landwirtschaftlichen Hauptfest« dienen, das er 1818 auf dem Wasen zum ersten Mal durchführen ließ. Ausgerichtet wurde es von der ein Jahr zuvor gegründeten »Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins« (Hartl 2010, S. 89). Um das Fest für möglichst große Kreise der Bevölkerung attraktiv zu machen, war das gleichzeitig gefeierte Volksfest von Anfang an ein fester Bestandteil. Zunächst eher als begleitendes Rahmenprogramm durchgeführt, trat es im Lauf der Zeit immer mehr in den Vordergrund. In seinem Ursprung hatte es unter anderem auch die Bedeutung eines Nationalfestes, denn Württemberg war wie Bayern 1806 zum Königreich erhoben worden und hatte gleichfalls mit neuen Territorien auch Untertanen dazu gewonnen, die es im jungen Königreich zu einen galt.

Als Veranstaltungsort hatte man Wiesen am Neckarufer bei Cannstatt gewählt: ein baumfreies und landwirtschaftlich genutztes Überschwemmungsgebiet, auf dem König *Wilhelm I.* durch Tausch von Wiesen und Zehntgefällen mit der Stadt Cannstatt 1817 einen Exerzierplatz für die Stuttgarter Garnison eingerichtet hatte, da es entsprechend große freie Flächen für diesen Zweck in Stuttgart nicht gab (Kuhn 2018, o.S.). Das Gelände des sogenannten Wasen lag zu diesem Zeitpunkt also relativ weit entfernt vom Zentrum der Residenzstadt Stuttgart und zudem durch den Fluss von der Stadt getrennt. Mit der gestalterischen Inszenierung des Festgeländes mit Rennbahn, Tribüne, Königszelt und Ausstellungsbereichen für Vieh und Ackergeräte beauftragte König *Wilhelm I.* eigens seinen Baumeister

*Nikolaus von Thouret* (1767–1845). Als Hauptattraktion der Volksbelustigungen wurde ein Pferderennen organisiert, für das das Rennen auf der Theresienwiese Pate gestanden hatte. Auch im Laufe der folgenden Entwicklung orientierte man sich immer wieder am Vorbild des Oktoberfestes, in dem man es mit einer Kommission öfters besuchte und umfangreiches Informationsmaterial wie Programmhefte, Presseartikel u.ä. zusammentrug (*Hartl* 2010, S. 90). Mit dem Cannstatter Volksfest trat Stuttgart in einen regelrechten Wettstreit mit München.

Ähnlich wie die Theresienwiese wurde auch der Wasen als große Freifläche für Veranstaltungen außerhalb des Volksfestes genutzt: Auch hier gastierte beispielsweise *Buffalo Bill* mit seiner Wild-West-Show auf der Deutschland-Tournee von 1890 (*Redies* 2018, S. 43). In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war der Wasen Schauplatz für spektakuläre Ereignisse aus der Pionierzeit des Fliegens wie den Flugversuchen von *Karl* und *Hans Vollmöller*, dem Schaufliegen des Württembergischen Flugsportklubs, einer Zeppelinlandung und einer internationalen Ballon-Wettfahrt (*Redies* 2018, S. 58ff.). Und nicht zuletzt wurde auch der Wasen im Lauf der Zeit mehrfach für politische Großveranstaltungen von historischer Bedeutung genutzt: 1907 fand in Stuttgart der Siebte Internationale Sozialistenkongress statt. Um neben den Kongress-Sitzungen ein größeres Publikum gewinnen zu können, wurde das »Große Meeting auf dem Volksfestplatz« abgehalten, auf dem prominente Redner wie *Jean Jaurès*, *Clara Zetkin* und *August Bebel* zu 60 000 Besuchern sprachen (*Redies* 2018, S. 51ff.). Auch für die Propaganda der Nationalsozialisten war der Wasen attraktiv: 1933 vereinnahmten sie die Ausrichtung des 15. Deutschen Turnfestes, für das sich 1928 ursprünglich Turnvereine aus Stuttgart und Umgebung beworben hatten, und führten es als Großveranstaltung mit 200 000 Gästen durch.

Eine bemerkenswerte Parallele in der Geschichte beider Festwiesen ist, dass sowohl die Theresienwiese als auch der Wasen mit einer hohen Kontinuität seit 200 Jahren und mehr als Veranstaltungsorte für traditionelle Volksfeste dienen, die in dieser gesamten Zeitspanne nie an einen anderen Ort verlegt wurden. Sowohl das Cannstatter Volksfest als auch das Oktoberfest entstanden als bzw. in enger Verbindung mit einem Landwirtschaftsfest und hatten als Nationalfeste eine besondere Bedeutung für Württemberg und Bayern als junge Königreiche. Beide Festwiesen mussten jedoch im Lauf der Zeit auch räumliche Einbußen hinnehmen: Die Neckarregulierung 1929 stellte eine nachhaltige Veränderung des Cannstatter Wasens dar (*Hartl* 2010, S. 101). Im 20. Jahrhundert erfolgte außerdem der Bau mehrerer großer Stadien und Veranstaltungshallen. 2005 wurde das Gesamtgelände als eigenständiges Freizeitareal zum »NeckarPark« umbenannt. Die Theresienwiese, die in viel engerem räumlichen Bezug zur Münchner Altstadt stand als der Wasen zur Stadt Stuttgart, wurde nach und nach durch die heranrückende Stadtbebauung in Anspruch genommen und schließlich ab 1882 zum Teil mit dem neuen Wiesenviertel bebaut. Ihre heutige Gestalt ist das Ergebnis städtebaulicher und freiraumplanerischer Lösungsansätze des 19. und 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt aber auch des zumindest teilweise erfolgreichen Ringens der Stadt München um ihre Freihaltung.



Abb. 18: Blick vom Bavariaring zur Ruhmeshalle während der Wiesn (2016)  
Foto: Katrin Schulze

Auch wenn sich Oktoberfest und Cannstatter Volksfest längst zum Massenvergnügen entwickelt haben, sind Theresienwiese und Wasen bis heute traditionelle Orte städtischer Vergnügen geblieben.

### Zusammenfassung

Als Veranstaltungsort eines weltberühmten Volksfestes blickt die Theresienwiese auf mehr als 200 Jahre Geschichte zurück. 1810 fand das erste Pferderennen anlässlich der Hochzeit des bayerischen Kronprinzen *Ludwig*, dem späteren König *Ludwig I.*, mit Prinzessin *Therese von Sachsen-Hildburghausen* statt, aus dem sich das seitdem alljährlich wiederholte Oktoberfest entwickelte. Mit dem Bau von Ruhmeshalle und Bavaria als bayerischem Nationaldenkmal entstand ein identitätsstiftender städtebaulicher Bezugspunkt auf der Theresienhöhe, der die Theresienwiese zu einem Schauplatz des kunstpolitischen Schaffens unter *Ludwig I.* machte. Schon seit dem 19. Jahrhundert wird die Theresienwiese auch für Veranstaltungen außerhalb des Oktoberfestes und als Ort für Freizeit, Sport und Erholung genutzt. Nicht zuletzt zeugt der heute erhaltene Teil der Theresienwiese von den Bemühungen und Erfolgen der Stadt München, einen städtischen Freiraum seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gegen das rasante Stadtwachstum zu verteidigen. Heute besteht die Herausforderung umso mehr darin, eine Balance zwischen Tradition, Kommerzialisierung und den Ansprüchen individueller Freizeitnutzung zu finden.

Betrachtet man allgemein Orte des städtischen Vergnügens, gehört die Festwiese vor den Toren der Stadt dazu. Interessante Parallelen zur Theresienwiese sind in der Entwicklung des Cannstatter Wasens in Stuttgart mit dem gleichnamigen Volksfest zu erkennen.

### Summary

Horse Racing, Oktoberfest and Inline Skating: the “Theresienwiese” in Munich – a Traditional Site of Urban Amusement

As the venue for a world-famous fair, the Theresienwiese can look back on more than 200 years of history. In 1810 the first horse race took place, organised for the wedding of the Bavarian Crown Prince *Ludwig*, later King *Ludwig I*, with Princess Therese of Saxonia–Hildburghausen. From this event evolved the annual Oktoberfest. With the construction of the Ruhmeshalle (Hall of Fame) and the colossal statue of ‘Bavaria’ as a Bavarian national monument, an identity-building and urbanistic point of reference was built on the Theresienhöhe, which made the Theresienwiese an important place of art-political creation under *Ludwig I*. Since the 19<sup>th</sup> century the Theresienwiese has also been used for events besides the Oktoberfest and as a place for leisure, sports and recreation. Last but not least the preserved part of the Theresienwiese is proof of the efforts and successes of the city of Munich to defend a free space since the last third of the 19<sup>th</sup> century against rapid urban growth. Today the challenge is to find a balance between tradition, commercialization and the demands of individual recreational use.

If one talks about general places of urban amusement the fairground outside the city of Munich has to be considered. Interesting parallels to the Theresienwiese can be seen in the development of the Cannstatter Wasen in Stuttgart with its identically named folk festival.

### Literatur und Internet-Quellen

- Auricoste, Isabelle (1993):* Freizeitparks in Europa: Orte der Unterhaltung und Flucht vor der Realität. – In: Mosser, Monique u. Teyssot, Georges [Hrsg.]: Die Gartenkunst des Abendlandes. Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Stuttgart.
- Bauer, Richard (2012):* Ludwigsvorstadt. – München.
- Bayerische Schlösserverwaltung [ Hrsg.] (2009): Ruhmeshalle und Bavaria. Amtlicher Führer. – München.
- Chevalley, Denis A. u. Weski, Timm [ Hrsg.] (2004):* Denkmäler in Bayern, Landeshauptstadt München Südwest, 2 Bände. – München.
- Dall’Armi, Andreas von (1811):* Das Pferderennen zur Vermählungs-Feyer Seiner königlichen Hoheit des Kron-Prinzen von Bayern. – München.
- Dering, Florian (1986):* Volksbelustigungen. Eine bildreiche Kulturgeschichte von den Fahr-, Belustigungs- und Geschicklichkeitsgeschäften der Schausteller vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. – Nördlingen.
- Dering, Florian u. Eymold, Ursula (2010):* Das Oktoberfest. – München.
- Gewerbeordnung § 60b: [https://www.gesetze-im-internet.de/gewo/\\_60b.html](https://www.gesetze-im-internet.de/gewo/_60b.html) (Zugriff 25.01.2019).

- Gieß, Harald (2013)*: Wem gehört die Theresienwiese? – Vortrag beim Münchner Forum e.V. am 17.1.2013, unveröffentlicht.
- Hartl, Andrea (2010)*: Oktoberfest und Cannstatter Volksfest. Vom Nationalfest zum Massenvergnügen. (Diss. Augsburg 2009). – München.
- Kluge, Friedrich (1924)*: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. – Berlin.
- Kroneder, Josef (1881)*: Sendling und der südwestliche Stadttheil von München. Eine Beleuchtung der dortigen Zustände und die Mittel zur Verbesserung derselben. – München.
- Kuhn, Daniel (2018)*: Cannstatter Wasen, publiziert am 19.04.2018 in: Stadtarchiv Stuttgart, [https://www.stadtlexikon-stuttgart.de/article/1a01d737-c874-463a-982c-a4e2ff3f65e8/Cannstatter\\_Wasen.html](https://www.stadtlexikon-stuttgart.de/article/1a01d737-c874-463a-982c-a4e2ff3f65e8/Cannstatter_Wasen.html) (Zugriff 20.01.2019).
- Münchner Stadtmuseum [Hrsg.] (1985): Das Oktoberfest. – München.
- Onygerth, Gerhard (2015)*: Münchner Bergführer. – München.
- Pitschi, Andreas (1936)*: Das Münchener Westend von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. – München.
- Radies, Rainer (2018)*: 200 Jahre Cannstatter Wasen. Kaiser, Zeppeline, Lenin und Wildwest. – Stuttgart.
- Steinsdorf, Kaspar von (1845)*: Darstellung der Baupolizei-Vorschriften für Hochbauten in der kgl. Haupt- und Residenzstadt München. – München (Reprint Klaus Bäumler, München 1994).
- Wanetschek, Margret (2005)*: Grünanlagen in der Stadtplanung von München 1790–1860. – München.
- Wesenberg, Angelika (2005)*: Münchner Malerei und Leibl-Kreis. – In: Keisch, Claude [Hrsg.]: Die Alte Nationalgalerie Berlin. München.

#### Archivalien (Stadtarchiv München)

- StaM (1874): Städtischer Grundbesitz, Nr. 626 Theresienwiese, Straßen und Wege 1827–1878, Schreiben des Vorstands des Münchner Architekten- und Ingenieurvereins an den Magistrat, 12. März 1874.
- StaM (1875): Lokalbaukommission Nr. 23 819 Baulinienakt Bavariaring, 1865–1908, Schreiben der Bewohner der südwestlichen Vorstädte Münchens an den Magistrat, Februar 1875.
- StaM (1882): Lokalbaukommission Nr. 23 819 Baulinienakt Bavariaring, 1865–1908, Sitzungsbericht und Bestimmungen zur Ordnung der Verhältnisse der Theresienwiese, in: Münchner Gemeinde Zeitung Nr. 92, 16. Nov. 1882.
- StaM (1884): Lokalbaukommission Nr. 23 819 Baulinienakt Bavariaring, 1865–1908, »Bekanntmachung die Bauanlage auf der Theresienwiese betreffend«, 1884.
- StaM (1908)1: Städtischer Grundbesitz, Nr. 689 Turnspielplatz auf der Theresienwiese, Schreiben vom 12. Mai 1908.
- StaM (1908)2: Städtischer Grundbesitz, Nr. 689 Turnspielplatz auf der Theresienwiese, Schreiben des Stadtbauamts vom 19. Mai 1908.
- StaM (1909): Städtischer Grundbesitz, Nr. 689 Turnspielplatz auf der Theresienwiese, Dienstes-Vorschriften für den zur Bewachung auf der Theresienwiese aufgestellten Wächter, Juni 1909.
- StaM (1911): Ausstellungen und Messen, Nr. 517 Ausstellungspark und gärtnerische Anlagen 1907–1950, *Bertsch, Wilhelm*: Gedanken über das Oktoberfest, die Ausgestaltung der Theresienwiese, die Errichtung der landwirtschaftlichen Bauten und Anderes, 1911.

Claus-Joachim Kind

## Muße und Kunst der altsteinzeitlichen Jäger und Sammler auf der Schwäbischen Alb<sup>1</sup>

Mit 13 Abbildungen

### 1 Einführung

Die altsteinzeitlichen Menschen lebten im Eiszeitalter oder Pleistozän über Jahrhunderttausende hinweg als Jäger und Sammler. Bei archäologischen Ausgrabungen in altsteinzeitlichen Fundplätzen werden Überreste ihrer Tätigkeiten gefunden. Hierbei sind ausschließlich ihre materiellen Hinterlassenschaften belegt, deren Zusammensetzung oftmals noch durch wechselnde Erhaltungsbedingungen im Boden verfälscht sein kann. Bei diesen Objekten handelt es sich vor allem um Steinwerkzeuge und die Abfallprodukte ihrer Herstellung sowie um Knochen der Jagdbeute und aus Knochen, Geweih oder Elfenbein hergestellte Waffen und Gerätschaften. Aber besonders Objekte aus unverbranntem Holz, obwohl sie – zumindest in den Zeiten, in denen Bäume wuchsen – sicherlich eine sehr wichtige Rolle spielten, tauchen nur sehr selten in der archäologischen Überlieferung auf. Hinweise auf Muße, Freizeit und Erholung lassen sich leider aus den Funden nur in Ausnahmefällen erschließen. Einen gewissen Hinweis vermögen aber altsteinzeitliche Kunstäußerungen zu liefern.

Generell ist festzuhalten, dass ein Großteil der in altsteinzeitlichen Lagerplätzen gefundenen Objekte unbrauchbar gewordene Gerätschaften oder einfach Abfall ist. Nur in Ausnahmefällen werden Gegenstände entdeckt, die noch intakt sind. Bei ihnen handelt es sich um Dinge, die entweder verloren oder absichtlich deponiert worden sind.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

## 2 Jäger und Sammler

Die altsteinzeitlichen Menschen waren Jäger und Sammler. Heute existieren nur noch wenige Menschen unserer globalisierten Welt auf dieser ökonomischen und sozialen Stufe. Tatsächlich gibt es sie aber noch, diese Jäger und Sammler oder Wildbeuter, wie sie auch genannt werden. Sie leben neben den modernen Gesellschaften und fristen ihr Dasein oftmals in letzten Rückzugsgebieten. Zu ihnen gehören z.B. die Inuit in Alaska, die San im südlichen Afrika, die Aborigines in Australien oder Gruppen von Menschen im südamerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Dschungel. Es ist einiges über das Leben dieser Wildbeuter bekannt, auch wenn dies heute durch die mannigfaltigen äußeren Einflüsse nur noch in den seltensten Fällen wirklich authentisch ist. Hinzu kommen schriftliche Überlieferungen aus den letzten Jahrhunderten von Völkerkundlern, Missionaren, Trappern oder Reisenden. Auch wenn diese Überlieferungen oftmals ideologisch unterlegt sind, geben sie doch Anhaltspunkte auf die Lebensweise der heutigen oder subrezenten Jäger- und Sammlergesellschaften. Es kann also versucht werden, die Lebensweise der steinzeitlichen Jäger und Sammler aus der der heutigen Wildbeuter in Analogien zu erschließen. Allerdings muss hier mit einer gebührenden Vorsicht vorgegangen werden. Eine vereinfachende Gleichsetzung der steinzeitlichen mit den rezenten oder subrezentem Verhaltensformen von Jägern und Sammlern muss unterbleiben. Auch wenn die Forschung heute dem Umweltdeterminismus mit einer gewissen Zurückhaltung gegenübersteht, waren bzw. sind heutige oder subrezente Jäger und Sammler durch Klima und Umwelt hochgradig spezialisiert. Es ist anzunehmen, dass dies auch unsere steinzeitlichen Vorfahren waren.

Die verschiedenen heute noch lebenden Jäger und Sammler haben unterschiedliche Lebensweisen. Eine Verallgemeinerung ist daher unmöglich. Trotzdem lassen sich einige gemeinsame Merkmale beschreiben. Jäger und Sammler leben in mobilen Gruppen von 20 bis 50 Personen, die sich regelmäßig innerhalb oftmals recht großer Areale nach einem saisonalen Rhythmus von Ort zu Ort bewegen (*Kelly* 1995, S. 111–160). Ihre Ernährung beruht, wie der Namen schon sagt, auf der Jagd und auf Sammeln von pflanzlicher Nahrung. Sie vermeiden Gewalt, sind egalitär in ihrer sozialen Organisation, fällen Entscheidungen im Konsens, haben geringen Besitz bzw. teilen, was sie besitzen (*Kelly* 1995, S. 295–296). Zudem gibt es bei ihnen üblicherweise nur eine geringe organisatorische Spezialisierung. Ausnahme sind hierbei Unterscheidungen, die genderbedingt sind.

Bevor über Muße, Freizeit und Erholung bei Jägern und Sammlern nachgedacht werden kann, muss zuerst das Gegenteil davon, nämlich Arbeit angesprochen werden. Unser Begriff Arbeit hat zwei Bedeutungen. Er meint einerseits Mühe und Last und ist überwiegend unangenehm; oder aber er meint andererseits jede Art von Tätigkeit, die etwas Sinnvolles bewirkt, gleichgültig ob es angenehm oder unangenehm ist. Wir benutzen dasselbe Wort für beide Bedeutungen, da sie sich oft überlappen. Jäger und Sammler dagegen haben kein Konzept für Arbeit als Mühe und verbinden Produktivität nicht mit unangenehmen Tätigkeiten (*Gray* 2009). Natürlich engagieren sie sich in vielen produktiven Aktivitäten,

die für ihr Überleben notwendig sind. Sie jagen, sammeln, bauen Hütten, stellen Gerätschaften her, bereiten Speisen zu, diskutieren und tauschen Informationen aus. Aber sie betrachten diese Tätigkeiten nicht als Last. Sie üben sie aus, weil sie es möchten.

Jäger und Sammler verbringen etwa 15 bis 20 Stunden pro Woche mit Jagen und Sammeln und weitere 10 bis 15 Stunden mit der Zubereitung der Nahrung, der Kinderbetreuung und der Herstellung von Gerätschaften (Harris 1989, S. 146–147). Zusammen sind dies etwa 25 bis 35 Stunden Arbeit pro Woche, der Rest der Woche kann als Freizeit bezeichnet werden. Allerdings kann der Umfang der Arbeit bei verschiedenen Jäger und Sammler-Stämmen unterschiedlich sein und es ist auch nicht anzunehmen, dass jedes Mitglied einer Gruppe von Jäger und Sammlern dieselben Aktivitäten mit derselben Intensität in derselben Zeit verrichtet. Die meiste Arbeit wird gemeinsam ausgeübt und ist in ein soziales Netzwerk eingebunden. Die sozialen Netzwerke mit gemeinsamen Anstrengungen, gegenseitigen Ermutigungen, Scherzen und Lachen geben der Arbeit eine spielerische Note (Gray 2009).

Heutige Jäger und Sammler kommen also für ihre Arbeit mit relativ wenig Zeit aus. Sie haben somit eine Menge Freizeit. Diese verbringen sie durch Singen, Erzählen von Geschichten, durch Spielen, durch Musizieren, Besuch bei anderen Personen oder einfach nur durch Herumliegen und sich ausruhen.

Aus den Informationen über Arbeit bei rezenten bzw. subrezentem Jägern und Sammlern ergeben sich auch Hinweise auf ihre Muße, Freizeit und Erholung. Tatsächlich scheinen Jäger und Sammler ein beträchtlicher Teil des Tages mit Nichtstun zu verbringen. Auch wenn leicht der Eindruck entsteht, dass man wieder den romantisch überhöhten »edlen Wilden« vor sich sieht, scheint es doch fast so, als ob Muße, Freizeit und Erholung bei Jägern und Sammlern in keinem wirklichen Gegensatz zur Arbeit stehen.

### 3 Steinzeitliche Jäger und Sammler

Auch wenn eine eindimensionale Gleichsetzung der Lebensverhältnisse bei heutigen und bei steinzeitlichen Jägern und Sammlern problematisch ist, geben die ethnologischen Parallelen doch Hinweise, wie das Leben der steinzeitlichen Wildbeuter vorzustellen ist.

Die Funde aus der Altsteinzeit finden sich in Südwestdeutschland überwiegend in den Höhlen der Schwäbischen Alb (z.B. Conard u.a. 2015). Dies bedeutet nun aber nicht, dass die steinzeitlichen Wildbeuter ausschließlich in Höhlen lebten, also Höhlenmenschen waren (Abb. 1). Tatsächlich dürften sie sich überwiegend unter freiem Himmel aufgehalten und dort ihre Lagerplätze errichtet haben. Sie lebten also mehr in der Landschaft als an speziellen, fest definierten Plätzen.

Archäologen finden bei den Ausgrabungen nur Überreste der materiellen Hinterlassenschaften. Hierbei handelt es sich bei der Altsteinzeit vorwiegend um Objekte aus Stein. Darunter befinden sich z.B. Geräte, die zum Schneiden und Schaben von Fleisch, Fellen, Häuten, Holz, Knochen, Geweih und Elfenbein



Abb. 1: Blick von Norden auf die Stadel-Höhle im Hohlenstein bei Asselfingen im Alb-Donau-Kreis als typisches Beispiel einer steinzeitlichen Fundstelle in einer Höhle  
© Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; Foto: C.-J. Kind

dienten (Abb. 2). Hinzu kommen Bewehrungen von Geschoß-Köpfen wie Pfeil- oder Speerspitzen. Daneben gibt es auch Objekte, die aus Knochen, Geweih oder Elfenbein hergestellt sind (Abb. 3).

Ebenfalls gefunden werden oftmals in großen Mengen die Überreste der Jagdbeute in Form von Knochen. Die Knochen der Tiere geben Hinweise, von was sich die steinzeitlichen Jäger und Sammler ernährt haben. In unseren Breiten sind es oft die Tiere der Eiszeit. Darunter befinden sich Reste von Mammut und Fellnashorn, daneben Knochen hauptsächlich von Huftieren wie Rentier, Wildrind und Wildpferd. Manchmal gibt es auch Hinweise auf Raubtiere wie Höhlenlöwe, Höhlenhyäne und Höhlenbär. Höhlenbären ernährten sich überwiegend pflanzlich. Trotzdem zeigt ihr häufiges Vorkommen, dass die Menschen der Altsteinzeit in ihren Höhlen in einer Konkurrenz mit den großen Beutegreifern standen.

Fast alle Fundobjekte, die bei Ausgrabungen in altsteinzeitlichen Fundplätzen entdeckt werden, sind keine Hinweise auf Muße, Freizeit und Erholung. Sie haben im Gegenteil alle mit Arbeit zu tun, mit der Herstellung von Geräten, der Benutzung dieser Geräte, der Jagd und der Sammeltätigkeit sowie Zubereitung von Nahrung. Deshalb ist die Suche nach weiteren Lebensäußerungen der steinzeitlichen Wildbeuter notwendig, die tatsächlich etwas mit Muße, Freizeit und Erholung zu tun haben können. Hierbei ist ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Erforschung altsteinzeitlicher Lebensverhältnisse die Entstehung von Kunst.



Abb. 2:  
Steinwerkzeuge aus  
der Aurignacien-Fund-  
schicht III aus dem  
Geißenklösterle bei Blau-  
beuren im Alb-Donau-  
Kreis. Ihr Alter beträgt  
etwa 42 000 Jahre  
© Universität Tübingen;  
Foto: M. Malina



Abb. 3:  
Harpunen als Waffen aus  
Geweih aus dem Hohle  
Fels bei Schelklingen im  
Alb-Donau-Kreis. Ihr  
Alter liegt bei etwa 15 000  
Jahren  
© Universität Tübingen;  
Foto: H. Jensen

#### 4 Frühe Kunst

Etwa vor 40 000–43 000 Jahren tauchte das erste Mal der Homo sapiens, der vernunftbegabte Mensch, zu dem auch alle heute lebenden Menschen gehören, in Europa auf. Er löste die bisher in Europa lebenden Neandertaler ab. Ein wichtiger Teil der kulturellen Errungenschaften des Homo sapiens ist die Verwendung von Symbolen. Unter dem Begriff »Symbol« versteht man in diesem Zusammenhang diejenigen Dinge, die keine alltäglichen Gebrauchsgegenstände sind und eine übertragene, kommunikative Bedeutung besitzen. Bestandteile der symbolischen Kommunikation sind z.B. Schmuckgegenstände, Farbstoffe und Kunstobjekte. Schmuckobjekte wie geschnitzte Anhänger und Perlen oder aus Tierzähnen und Schneckenhäusern gefertigte Anhänger tauchen in fast allen altsteinzeitlichen Fundplätzen des Homo sapiens auf. Farbstoffe wurden zum Einfärben der

Kleidung verwendet oder zur Bemalung des Körpers. Auch in Gräbern fand man Farbstoffe in Form von Röteln oder Hämatit, (z.B. *Händel u.a.* 2008; 2009). Wichtigster Bestandteil symbolischer Kommunikation des eiszeitlichen Homo sapiens war aber die Fertigung von Kunstgegenständen.

Es gibt in jüngerer Zeit immer häufiger Hinweise, dass auch die den modernen Menschen in Europa vorausgehenden Neandertaler sich schmückten. Sogar einfache Bemalungen von Höhlen werden ihnen zugeordnet (*Hoffmann u.a.* 2018). Trotzdem scheint nach dem derzeitigen Forschungsstand nur der Homo sapiens figürliche Kunst geschaffen zu haben.

Bei altsteinzeitlichen Kunstobjekten muss zwischen zwei Varianten unterschieden werden. Einerseits wurden in manchen Gegenden Europas während der Altsteinzeit die Wände von Höhlen dekoriert (z.B. *Leroi-Gourhan* 1971). Diese Höhlenmalereien werden als Wandkunst bezeichnet, die zwangsläufig nicht transportabel war. Daneben gibt es aber kleinere Kunstobjekte, die aus Elfenbein, Geweih, Knochen oder Ton geschnitten und geformt oder auf Knochen, Elfenbein, Geweih oder Steinen eingeritzt waren. Diese Kleinkunst war transportabel und konnte von einem Platz zum anderen mitgenommen werden.

In Süd- und Südwestfrankreich entstanden bald nach der Einwanderung des Homo sapiens die ersten Höhlenmalereien. Bestes Beispiel ist die berühmte Grotte Chauvet in der Ardeche (*Chauvet u.a.* 1996; *Clottes* 2001; *Clottes u. Geneste* 2007). Die Wände der Grotte Chauvet wurden mit sehr aufwändig gestalteten Malereien verziert, die ein Alter zwischen 34 000 und 36 000 Jahren besitzen (Abb. 4). Sie wurden während des sogenannten Aurignacien hergestellt. Das Aurignacien wurde nach der Fundstelle von Aurignac in Süd- und Südwestfrankreich benannt. Es gehört zu den ersten Epochen des sogenannten Jungpaläolithikums, dem jüngeren Abschnitt der Altsteinzeit, nachdem der Homo sapiens Europa erreicht hatte.

Auch in den darauf folgenden Abschnitten der jüngeren Altsteinzeit, dem Gravettien, Solutréen und Magdalénien wurden die Wände von Höhlen dekoriert. Weltberühmt sind z.B. die Höhlen von Lascaux in Südwestfrankreich (z.B. *Delluc* 1991) und Altamira in Nordspanien (z.B. *Saura Ramos* 1999). Vereinzelt gibt es aber auch Wandkunst in anderen Regionen Europas, so z.B. in den Höhlen Creswell Crags in Großbritannien (*Bahn u. Pettitt* 2009), Coliboaia in Rumänien (*Ghemis u.a.* 2011) und Kapova in Russland (*Abramova* 1995). Eine starke Häufung findet sich aber im südlichen Frankreich und im nördlichen Spanien. Hier gibt es sicherlich mehr als 100 Höhlen mit Wandkunst (z.B. *Leroi-Gourhan* 1971; *Lorblanchet* 1995). Oftmals sind dies nur vereinzelte Motive, manchmal wurden die Wände auch mit regelrechten Friesen verziert.

Wie sind die Kunstäußerungen nun zu interpretieren? Tritt uns mit diesen Darstellungen, gleichgültig ob als Wandkunst oder als Kleinkunst, etwas entgegen, das wir mit dem heutigen Kunstbegriff gleichsetzen dürfen? Dies ist zu bezweifeln. Kunst um der Kunst willen waren diese Darstellungen mit Sicherheit nicht. Es ist für die eiszeitliche Kunst anzunehmen, dass sie eingebettet in gesellschaftliche Zusammenhänge war und einen bestimmten Zweck erfüllte. Eine einfache Interpretation gibt es dabei nicht.



Abb. 4: *Der bekannte Löwenfries aus der südfranzösischen Höhle Grotte Chauvet in der Ardeche*  
© DRAC Rhône-Alpes; Foto: M. Kneubühler

Auf der einen Seite stehen profane Deutungsversuche. So sehen manche Kollegen in den Bildern nur einfache Graffiti, so wie heute die Wände von Bahnhöfen, Fabrikhallen und Mauern mit Zeichen und Bildern verziert werden. In ähnliche Richtung geht die Deutung, dass vorbeikommende Gruppen von Jägern und Sammlern sich als Markierung ihres Reviers an den Wänden der Höhlen verewigten. Gegen diese Interpretation der Bilder als solche eher beiläufige Meinungsäußerungen sprechen ihre sorgfältige Ausführung und die Position der Bilder oftmals tief im Innern der Höhlen.

Es ist daher wahrscheinlicher, dass die Höhlen, die mit Bildern verziert waren, eine Art von Heiligtümern waren. Sie sind in einem Zusammenhang mit Religion zu sehen. Wahrscheinlich glaubten die Menschen der Steinzeit, dass sie in den Höhlen mit Göttern, Geistern, Tieren oder Vorfahren in Kontakt treten konnten. In diese Richtung deutet unter anderem, dass nicht nur realistische Bilder an die Wände gemalt wurden, sondern oft auch für uns unverständliche Zeichen. Dazu gehören auch Höhlen mit negativen Abdrücken von Händen. Vielleicht haben in den Höhlen auch Zusammenkünfte stattgefunden, die mit Jagdmagie zu tun hatten. Hierbei wurden religiöse Rituale durchgeführt. Der Erfolg der Jagd wurde beschworen, indem man das Jagdwild an die Wände der Höhlen malte. Man versuchte dadurch, eine mögliche Beute durch magische Handlungen zu beeinflussen. Dahingehend kann man Darstellungen deuten, bei denen Tiere mit Pfeilen

abgebildet wurden. Vielleicht haben sich die Menschen der Steinzeit durch die Bilder auch mit ihrer Umwelt auseinandergesetzt. In den Bildern wurde das Erlebte an den Wänden der Höhlen festgehalten. Eine Erklärung, die in den letzten Jahren verstärkt in die Diskussion gebracht wurde, besagt, dass die eiszeitliche Kunst etwas mit Schamanismus zu tun haben könnte. Schamanen waren die Priester oder Medizinmänner der steinzeitlichen Gesellschaften und traten in direkten Kontakt mit den Kräften der übernatürlichen Welt. Dies geschah zumeist unter Zuhilfenahme von Ekstase- und Trancepraktiken. Wenn ein Schamane sich in die andere Welt begab, hatte er Visionen. Diese Visionen, bei denen die Grenzen zwischen den verschiedenen Lebewesen verschwimmen können, wurden dann an die Wände der Höhlen gemalt.

## 5 Frühe Kunst aus Südwestdeutschland

Höhlenmalereien gibt es in Südwestdeutschland nicht. Dafür schnitzten die Menschen der Altsteinzeit kleine Figuren aus Mammutelfenbein. Sie stammen aus vier Höhlen. Diese liegen in zwei Tälern der Schwäbischen Alb (*Conard u.a.* 2015). Das eine ist das Lonetal nordöstlich von Ulm mit der Stadel-Höhle im Hohlenstein und dem Vogelherd, das andere das Achtal zwischen Blaubeuren und Schelklingen mit dem Geißenklösterle und dem Hohle Fels.

Die Elfenbeinplastiken aus Südwestdeutschland gehören ebenfalls in das Aurignacien, haben aber ein Alter von etwa 35 000 bis 40 000, vielleicht sogar bis 43 000 Jahren (*Conard u. Bolus* 2008; *Higham u.a.* 2012). Sie dürften somit etwas älter sein als die Malereien der Grotte Chauvet und gehören daher zu den derzeit weltweit ältesten Belegen für figürliche Kunst. Deshalb wurden die Höhlen der Schwäbischen Alb mit der frühen Eiszeitkunst im Sommer 2017 in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen.

Die Figuren sind bis auf eine Ausnahme alle sehr klein, mit einer Länge, die 6–8 cm nur selten überschreitet. In einer Höhle bei Niederstotzingen, die Vogelherd genannt wurde, entdeckten die Ausgräber bereits 1931 die ersten dieser Figuren (*Riek* 1934). Neue Datierungen an Funden aus den betreffenden Fundschichten des Aurignacien ergaben ein Alter von etwa 35 000 bis 40 000 Jahren (*Conard u. Bolus* 2008). Besonders berühmt ist die kleine rund 5 cm große Darstellung eines Wildpferds (*Riek* 1934; Taf. II; *Conard u.a.* 2015, S. 98; *Conard u. Kind* 2017, S. 74–75). Die Rücken- und Halslinie ist geschwungen und sehr realistisch dargestellt (Abb. 5). Daneben gibt es auch Darstellungen von Mammuts (Abb. 6) wie z.B. ein kleines Exemplar mit einer Länge von nur knapp 4 cm (*Conard* 2007; *Conard u.a.* 2007; 2015, S. 218–219; *Conard u. Kind* 2017, S. 82). Mehrmals wurden Höhlenlöwen abgebildet (Abb. 7). Bei einer etwa 9 cm langen Figur sind besonders deutlich die Verzierungen zu erkennen, die auf dem Körper des Tieres angebracht sind (*Riek* 1934, Taf. III; *Conard u.a.* 2015, S. 103; *Conard u. Kind* 2017, S. 76). Es handelt sich in diesem Fall um Punkte und X-Zeichen. Ähnliche Zeichen wurden auch auf anderen Figuren entdeckt. Sie lassen sich nicht leicht interpretieren. Sie geben keine bestimmten Körperpartien



Abb. 5: Darstellung eines Wildpferdes, aus Mammutelfenbein geschnitzt, aus dem Vogelherd bei Niederstotzingen im Landkreis Heidenheim. Alter der Figur 35 000–40 000 Jahre, Länge 4,8 cm  
© Universität Tübingen; Foto: H. Jensen



Abb. 6: Darstellung eines Mammuts, aus Mammutelfenbein geschnitzt, aus dem Vogelherd bei Niederstotzingen im Landkreis Heidenheim. Alter der Figur 35 000–40 000 Jahre, Länge 3,7 cm  
© Universität Tübingen;  
Foto: J. Lipták



Abb. 7: Darstellung eines Höhlenlöwen aus Mammutelfenbein geschnitzt, aus dem Vogelherd bei Niederstotzingen im Landkreis Heidenheim. Alter der Figur 35 000–40 000 Jahre, Länge 8,8 cm  
© Universität Tübingen;  
Foto: H. Jensen

wieder, auch das Fell kann durch sie nicht angedeutet sein. Offensichtlich vermitteln diese Zeichen eine Botschaft, die wir heute nicht mehr entziffern können. Dies deutet darauf hin, dass bei den eiszeitlichen Menschen neben der Sprache zumindest noch eine zweite Kommunikationsebene existierte.

Eine weitere Höhle heißt Geißenklösterle (Hahn 1988). Sie liegt im Achtal zwischen Schelklingen und Blaubeuren auf der Schwäbischen Alb. In den Aurignacienschichten mit einem Alter zwischen 35 000 und 43 000 Jahren (Higham u.a. 2012) wurden ebenfalls mehrere Figuren gefunden. Aus Bruchstücken zusammengesetzt wurde eine nicht ganz vollständige, 7 cm große Darstellung eines Mammuts, mit der typischen Einziehung der Rückenlinie hinter dem Hinterkopf (Hahn 1988, S. 226; Conard u. Kind 2017, S. 150). Auch diese Figur ist mit Zeichen verziert. Besonders wichtig ist ein Fund aus dem Geißenklösterle, der den Menschen

ins Bild bringt (*Hahn* 1988, S. 225; *Conard u.a.* 2015, S. 152; *Conard u. Kind* 2017, S. 148). Mit knapp fünf Zentimetern ist dieses Objekt ebenfalls sehr klein. Es zeigt im Halbreief eine kleine Figur mit erhobenen Armen (Abb. 8). Zwischen den Beinen scheint sich ein Schurz oder Schwanz zu befinden. Auf der Rückseite des Plättchens sind Reihen von Punkten zu erkennen, denen sicherlich eine Bedeutung zukam. Figuren mit erhobenen Armen werden in der Ikonographie gemeinhin als Betende interpretiert. Eine ähnliche Deutung wird auch für die kleine Figur aus dem Geißenklösterle angenommen. Hiermit zeigt sich ein deutlicher Bezug zu einer religiösen Motivation, die dieser Darstellung zu Grunde liegen dürfte. Die Figur scheint zudem eine eigenartige Mischung menschlicher und tierischer Attribute zu tragen.

Nur wenige Kilometer vom Geißenklösterle entfernt liegt der Hohle Fels im Aichtal. In Schichten des Aurignaciens fanden sich wiederum mehrere Statuetten. Ihr Alter liegt wieder zwischen 35 000 und 40 000 Jahren vor heute. Eine 5 cm lange Figur stellt einen schwimmenden Wasservogel dar (*Conard u.a.* 2015, S. 135; *Conard u. Kind* 2017, S. 123). Früher wurde angenommen, dass die großen und gefährlichen Tiere wie Mammut und Höhlenlöwe besonders gerne nachgebildet wurden (*Hahn* 1986). Die Abbildung eines Wasservogels widerspricht dem sehr eindeutig (Abb. 9). Dagegen ergibt sich ein Bezug auf Schamanismus. Vögel gelten als Mittler zwischen zwei Welten, zwischen der Erde und der Luft. Wasservögel vermitteln nun sogar zwischen drei Welten, weil das Element Wasser noch hinzukommt. Vielleicht gibt uns diese kleine Vogelfigur somit einen Hinweis, wie wir die Schnitzereien aus Mammutelfenbein insgesamt deuten müssen.

Im Jahr 2008 kam bei den Arbeiten im Hohle Fels ein Fund zu Tage, der die bisherigen Vorstellungen über die Entwicklung der figürlichen Kunst in Südwestdeutschland auf den Kopf stellte. Bisher war angenommen worden, dass die ältesten Objekte aus dem Aurignacien überwiegend nur Tiere darstellen. Dies änderte sich nun. In der untersten Aurignacienschicht des Hohle Fels wurde eine 6 cm kleine Frauenfigur gefunden (*Conard* 2009; *Conard u.a.* 2015, S. 136; *Conard u. Kind* 2017, S. 126). Sie wurde Venus vom Hohlen Fels genannt und ist mit einem Alter von 35 000 bis 40 000 Jahren die älteste Frauendarstellung, die wir weltweit kennen (Abb. 10). Die Statuette weist überdeutliche weibliche Geschlechtsmerkmale auf. Am Körper befinden sich einige lineare Einschnitte. Wahrscheinlich gehören auch diese Linien zu den Zeichen, die wir noch nicht entschlüsseln können. Die Arme der Frau, mit dargestellten Händen, liegen beidseitig auf dem Bauch. Erstaunlicherweise fehlt der Frauenfigur der Kopf. An seiner Stelle befindet sich eine Öse, an der man die Figur aufhängen konnte. Bei der markanten Darstellung des Weiblichen liegt man sicherlich nicht falsch, in der Figur die Darstellung einer Mutter- oder Fruchtbarkeitsgöttin zu sehen.

Der Hohlenstein, eine weitere Fundstelle, ist ein großes Felsmassiv, welches am südlichen Rand des Lonetals liegt. Einer der in diesem Felsen befindlichen steinzeitlichen Fundplätze wird Stadel-Höhle genannt (*Wetzel* 1961; *Kind u.a.* 2014). Der wichtigste Fund aus der Stadel-Höhle ist zweifellos der Löwenmensch (Abb. 11). Er wurde in einer Fundschicht des Aurignacien gefunden und besitzt ein Alter von ebenfalls 35 000 bis 40 000 Jahren.



Abb. 8:  
Kleines Halbrelied aus  
Mammutelfenbein mit der  
Darstellung einer aufrecht  
stehenden Figur mit erhobe-  
nen Armen aus dem Geißen-  
klösterle bei Blaubeuren im  
Alb-Donau-Kreis.  
Alter der Figur 35 000–40 000  
Jahre,  
Länge 3,8 cm  
© Landesmuseum Württem-  
berg, Stuttgart;  
Foto: P. Frankenstein,  
H. Zwietasch



Abb. 9: Darstellung eines Wasservogels aus dem  
Hohle Fels bei Schelklingen im Alb-Donau-Kreis.  
Alter der Figur 35 000–40 000 Jahre,  
Länge 4,7 cm  
© Universität Tübingen; Foto: J. Lipták



Abb. 10: Darstellung einer Frauenfigur aus dem Hohle Fels  
bei Schelklingen im Alb-Donau-Kreis.  
Alter der Figur 35 000–40 000 Jahre, Länge 6,0 cm  
© Universität Tübingen; Foto: J. Lipták

Der Löwenmensch ist wiederum aus Mammutelfenbein geschnitzt und mit einer Höhe von über 30 cm die größte der Figuren aus dem Aurignacien der Schwäbischen Höhlen (Hahn 1970; Wehrberger 2013; Kind u.a. 2014). Er zeigt eine Mischung aus menschlichen und tierischen Merkmalen. Während Kopf und Arme von einem Höhlenlöwen stammen, sind die allgemeine Haltung, die Beine und Füße sowie der Unterleib als menschlich zu identifizieren. An ihrem linken Oberarm trägt die Figur sieben parallele Einschnitte, die als Tattoo oder Schmutznarben anzusehen sind. Eine Chimäre wie diese Figur kommt in der Realität nicht vor. Dies beweist eine erhebliche Vorstellungskraft und eine immense intellektuelle Fähigkeit bereits ganz am Beginn der Jüngerer Altsteinzeit, nur eine kurze



*Abb. 11:  
Der Löwenmensch,  
die größte der Figuren  
aus der Schwäbischen  
Höhlen, aus der Stadel-  
Höhle im Hohlenstein  
bei Asselfingen im  
Alb-Donau-Kreis.  
Alter der Figur  
35 000– 40 000 Jahre,  
Länge 31,1 cm  
© Museum Ulm  
und Landesamt für  
Denkmalpflege im  
Regierungspräsidium  
Stuttgart;  
Foto: Y. Mühleis*

Zeit nachdem sich der Homo sapiens in Europa ausbreitete. Es ist anzunehmen, dass eine Figur wie der Löwenmensch ihre Wurzeln in der geistigen Welt der eiszeitlichen Jäger und Sammler hatte. Vielleicht stellt sie ein gottähnliches Wesen aus einer übernatürlichen Sphäre dar oder ein Wesen, das ein Schamane in Trance gesehen hat. Es ist auch nicht völlig auszuschließen, dass die Statuette Abbild des Schamanen selbst ist, der sich mit dem Kopf und dem Fell eines Höhlenlöwen maskiert hat.

Die Aurignacienschichten von drei der genannten Höhlen erbrachten nicht nur Nachweise für die älteste figürliche Kunst. In diesen drei Plätzen wurden auch Reste von Flöten entdeckt (Hahn u. Münzel 1995; Conard u.a. 2004; 2009). Diese Flöten wurden einerseits aus Vogelknochen hergestellt (Abb. 12). Daneben erstaunten die Bruchstücke einiger Flöten, die aus Mammutfelßen geschnitzt wurden. Bei Mammutfelßen ist die Form einer Flöte nicht wie bei einem hohlen Vogelknochen bereits in der natürlichen Grundform vorgegeben. Vielmehr mussten zwei Schalen hergestellt werden, die dann passgenau aneinander geklebt wurden. Dies setzt ein hohes Maß an technischem Knowhow voraus.

*Abb. 12:  
Knochenflöte aus dem  
Oberarm-Knochen  
eines Gänsegeiers aus  
dem Hohle Fels bei  
Schelklingen im Alb-  
Donau-Kreis.  
Alter der Flöte 35 000–  
40 000 Jahre,  
Länge 21,8 cm  
© Universität Tübingen;  
Foto: H. Jensen*





Abb. 13: Anhänger und Perlen aus Mammutelfenbein aus dem Hohle Fels bei Schelklingen im Alb-Donau-Kreis. Alter der Perlen 35 000– 40 000 Jahre  
© Universität Tübingen; Foto: A. Binczik

In jeder der Höhlen wurde Schmuck der Eiszeitmenschen gefunden. Darunter befinden sich aus Mammutelfenbein geschnittene Perlen und Anhänger (Abb. 13). Sie ergänzen die Inventare aus den Höhlen der ältesten Eiszeitkunst um eine weitere kunsthandwerkliche Facette.

## Diskussion

Die Venus vom Hohle Fels, der kleine Adorant aus dem Geißenklösterle, vielleicht auch der Wasservogel aus dem Hohle Fels sowie nicht zuletzt der Löwenmensch aus der Stadel-Höhle weisen darauf hin, dass diese Figuren ihre Wurzeln in der geistigen Welt der eiszeitlichen Jäger und Sammler hatten. Mit dieser Erkenntnis fällt es schwer, den anderen dargestellten Tieren wie Mammuts, Wildpferden und Wildrindern eine ausschließlich profane Bedeutung zuzugestehen. Die oftmals auf den Statuetten angebrachten Zeichen deuten darauf hin, dass mit ihnen Botschaften verbunden waren. Diese Botschaften sind zwar heute nicht mehr zu entschlüsseln, sie weisen aber auf eine spezielle Kommunikationsebene hin, die mit den Tierfiguren verbunden war. Dies zeigt, dass sie nicht einfach nur Spielzeuge waren, sondern insgesamt in der Mythologie, in der Spiritualität und vielleicht auch in der Religion der eiszeitlichen Menschen eine wichtige Rolle gespielt haben dürften.

Die Statuetten, Musikinstrumente und Schmuckstücke haben primär wieder etwas mit Arbeit zu tun. Es gibt heutzutage Menschen, die versuchen, mit Steinwerkzeugen derartige Figuren nachzubilden. Zur Herstellung eines kleinen Wildpferdes benötigte ein erfahrener Experimentalarchäologe zwischen 30 und 35 Netto-Arbeitsstunden (*Hein* 2013). Setzt man die genannte Wochenarbeitszeit bei Jägern und Sammlern mit 25 bis 35 Stunden an, hat der eiszeitliche Künstler sich somit eine ganze Woche mit einer solchen Figur beschäftigt. Auch die Statuette des Löwenmenschen wurde nachgebildet. Hierzu benötigte der Experimentalarchäologe sogar mehr als 360 Netto-Arbeitsstunden. Der steinzeitliche Künstler hat also wahrscheinlich mehrere Wochen an der Figur gearbeitet. Während dieser Zeit musste er von der Gruppe mit Nahrung versorgt werden. Dies läßt wiederum Rückschlüsse auf die soziale Organisation dieser Gruppe zu.

Auch wenn die Herstellung der Figuren, der Musikinstrumente und der Schmuckstücke Arbeitszeit kostete, dienten diese Objekte anderen Zwecken. Vielleicht hatten sie tatsächlich etwas mit Muße, Freizeit und Erholung zu tun. Mit den Schmuckstücken schmückten sich die Menschen. Es kann sein, dass die Perlen und Anhänger aus Elfenbein auf der Kleidung aufgenäht waren. Sie wurden als Schmuck getragen, dienten aber auch der Identifikation des Individuums, gegebenenfalls auch der ganzen Gruppe. Mit den Flöten wurde Musik gemacht. Experimente zeigen, dass mit ihnen differenzierte Melodien gespielt werden können, wobei die hohe Tonlage erstaunt. Musizieren kann eine Freizeitbeschäftigung sein, möglicherweise war es aber auch in spirituelle Praktiken eingebettet. Wie bereits ausgeführt, dürften die Figuren aus Mammutelfenbein mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls etwas mit Mythologie, Spiritualität oder gar Religion zu tun haben. Diesbezügliche Tätigkeiten waren in die geistige Welt integriert. Denkbar ist hierbei zum Beispiel das Veranstellen von rituellen Festen, wobei auch die Flöten zum Einsatz kamen.

Die Höhlen der ältesten Eiszeitkunst und ihre Umgebung waren Teil des Habitats des frühen Homo sapiens. Es ist anzunehmen, dass der frühe Homo sapiens nicht nur in den Höhlen lebte, sondern auch in der umgebenden Land-

schaft. Die Täler und die umgebende Landschaft sind deshalb mit den Herstellern der Kunstobjekte und den Objekten selbst verbunden. Die Höhlen dienten als Siedlung, Atelier und Musikhalle. Sie dürfen nicht nur als geologische Lagerplätze der Objekte angesehen werden. Sie waren wie die umgebende Landschaft gleichzeitig Quelle der Inspiration, Herstellungsort und Kontext der frühen Kunst. Die Komponenten Landschaft, Höhlen und Kunstwerke bilden deshalb ein Ensemble.

Es kann nachgewiesen werden, dass Landschaft und Höhlen Südwestdeutschlands Orte der Arbeit von steinzeitlichen Jägern und Sammlern waren. Vielleicht verzerren die archäologischen Funde hierbei allerdings die ehemalige Realität. Es ist zu vermuten, dass die aus den Funden erschließbare Arbeit nur ein Teil der tatsächlich stattgefundenen Tätigkeiten war. Wegen der Kunstwerke, der Musikinstrumente und der Schmuckstücke ist zu vermuten, dass Landschaft und Höhlen auch als Orte der Muße, der Freizeit und der Erholung dienten.

## 7 Zusammenfassung

Während der Altsteinzeit lebten die Menschen in Eurasien und Afrika als Jäger und Sammler. Etwa vor 43 000 Jahren erreichte der moderne Mensch (*Homo sapiens*) Europa. Soweit dies bislang bekannt ist, entwickelte sich figürliche Kunst in Europa, nachdem sich die modernen Menschen ausgebreitet hatten. Die bisher frühesten Kunstobjekte gehören zum sogenannten Aurignacien. Das Aurignacien war eine der frühesten Stufen des jüngeren Abschnitts der Altsteinzeit und datiert in Europa in einen Zeitraum zwischen etwa 43 000 und 33 000 Jahren.

In zwei Talabschnitten der Flüsse Ach und Lone (Baden-Württemberg) befinden sich Höhlen. Sie werden Vogelherd, Stadel-Höhle, Geißenklösterle und Hohle Fels genannt. Neben anderen wurden in diese Höhlen auch Fundschichten entdeckt, die zum Aurignacien gehören. Diese Schichten gehören in den Zeitraum zwischen etwa 35 000 und 43 000 Jahren. Die meisten in diesen Schichten gefundenen Objekte können als Geräte sowie Waffen für die Jagd interpretiert werden.

Es ist nur sehr wenig über Muse und Freizeit der steinzeitlichen Menschen bekannt. Aber unter den Funden aus diesen Höhlen befinden sich auch Objekte, die zur symbolischen Kommunikation zu zählen sind. Die Aurignacienschichten enthielten hunderte von Schmuckgegenständen, mindestens acht Musikinstrumente (Flöten aus Mammutelfenbein und Vogelknochen) sowie mehr als 50 Figuren, die aus Mammutelfenbein geschnitzt worden sind. Unter diesen Figuren befinden sich Mischwesen aus Tieren und Menschen, eine Frauen-Statuette und Darstellungen der eiszeitlichen Tiere. Zumindest die Kunstgegenstände waren mit der Mythologie, dem Spiritualismus und vielleicht sogar der Religion der Eiszeitmenschen verbunden.

## Summary

### Muse and art of Old Stone Age hunters and gatherers on the Schwäbisch Alb

During the Old Stone Age people all over Eurasia and Africa lived as hunter-gatherers. Some 43,000 years ago modern humans (*Homo sapiens*) reached Europe. As far as it is known today art began to develop after these people have spread into Europe. The earliest art objects found belonged to the so-called Aurignacian. The Aurignacian was one of the earliest cultural stages of the Upper Palaeolithic period and was dated in Europe between 33,000 and 43,000 years ago.

Located in two valley sections of the rivers Ach and Lone (Baden-Württemberg, Southwest Germany) are caves called the Vogelherd, Hohlenstein Stadel Cave, Geißenklösterle and Hohle Fels. Here, beside others, archaeological layers belonging to the Aurignacian were discovered. These layers date back 35,000 to 43,000 years. Most of the objects found in these layers can be identified as tools/equipment as well as weapons for hunting.

Little is known about muse and leisure during the Old Stone Age, but among the finding from these caves are objects which were part of the symbolic communication of the people at that time. The Aurignacian layers contained hundreds of items of personal ornament, at least eight musical instruments (flutes made of ivory and bird bone) and more than 50 figurines carved from mammoth ivory. Among these are three therianthropes (composite beings that are half human, half animal) as well as the statuette of a woman and figurines depicting various animals from the Ice Age. At least the art objects can be associated with the mythology, the spiritualism and even the religion of the Ice Age people.

## Literatur

- Abramova, Z. (1995): L'Art paléolithique d'Europe orientale et de Sibérie. – Grenoble.*  
*Bahn, P. u. Pettit, P. (2009): Britain's Oldest Art: The Ice Age cave art of Creswell Crags. – Swindon.*  
*Chauvet, J.-M.; Brunel-Deschamps, E. u. Hillaire, C. (1996): Chauvet Cave. The discovery of the world's oldest paintings. – London.*  
*Clottes, J. [Hrsg.] (2001): La Grotte Chauvet. L'art des origines. – Paris.*  
*Clottes, J. u. Geneste, J.-M. (2007): Le contexte archéologique et la chronologie de la Grotte Chauvet/ Der archäologische Kontext und die Chronologie der Grotte Chauvet. – In: Floss, H. u. Rouquerol, N. [Hrsg.]: Les chemins de l'art Aurignacien en Europe/Das Aurignacien und die Anfänge der Kunst in Europa. Aurignac, S. 363–378.*  
*Conard, N. J. (2007): De nouvelles sculptures en ivoire aurignaciennes du Jura souabe et le naissance de l'art figuratif. – In: Floss, H. u. Rouquerol, N. [Hrsg.]: Les chemins de l'art Aurignacien en Europe/Das Aurignacien und die Anfänge der Kunst in Europa. Aurignac, S. 317–330.*  
*Conard, N. J. (2009): A female figurine from the basal Aurignacian of Hohle Fels Cave of southwestern Germany. – In: Nature 459, S. 248–252.*  
*Conard, N.J. u. Bolus, M. (2008): Radiocarbon dating the late Middle Paleolithic and the Aurignacian of the Swabian Jura. – In: Journal of Human Evolution 55, S. 886–897.*

- Conard, N.J.; Bolus, M.; Dutkiewicz, E. u. Wolf, S. (2015): Eiszeitarchäologie auf der Schwäbischen Alb. Die Fundstellen im Ach- und Lonetal und in ihrer Umgebung. – Tübingen.
- Conard, N.J. u. Kind C.-J. (2017): Als der Mensch die Kunst erfand. Eiszeithöhlen der Schwäbischen Alb. – Stuttgart.
- Conard, N. J.; Lignau, M. u. Malina, M. (2007): Einmalige Funde durch die Nachgrabung am Vogelherd bei Niederstotzingen – Stetten, Kreis Heidenheim. – In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg, S. 20–24.
- Conard, N.J.; Malina, M. u. Münzel, S.C. (2009): New flutes document the earliest musical tradition in southwestern Germany. – In: Nature 460, S. 737–740.
- Conard, N.J.; Malina, M.; Münzel, S.C. u. Seeberger, F. (2004): Eine Mammutelfenbeinflöte aus dem Aurignacien des Geissenklösterle. – In: Archäologisches Korrespondenzblatt 34, S. 447–462.
- Delluc, B. (1991): Die Höhle von Lascaux. – Bordeaux (Éditions Sud Ouest).
- Ghemis, C.; Clottes, J.; Gély, B. u. Prud'homme, F. (2011): An exceptional archaeological discovery – the art gallery in Coliboaia cave, Apuseni Mountains, Romania. – In: Acta Archaeologica Carpathica 46, S. 5–18.
- Gray, P. (2009): Play as a foundation for hunter-gatherer social existence. – In: American Journal of Play 1, S. 476–522.
- Hahn, J. (1970): Die Stellung der männlichen Statuette aus dem Hohlenstein-Stadel in der jungpaläolithischen Kunst. – In: Germania 48, S. 1–12.
- Hahn, J. (1986): Kraft und Aggression. Die Botschaft der Eiszeitkunst im Aurignacien Süddeutschlands. – Tübingen (Archaeologica Venatoria, 7).
- Hahn, J. (1988): Die Geißenklösterle – Höhle im Achtal bei Blaubeuren I. Fundhorizontbildung und Besiedlung im Mittelpaläolithikum und im Aurignacien. – Stuttgart (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, 26).
- Hahn, J. u. Münzel, S. (1995): Knochenflöten aus dem Aurignacien des Geißenklösterle bei Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis. – In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 20, S. 1–12.
- Händel, M.; Einwögerer, T. u. Simon, U. (2008): Krems-Wachtberg – A Gravettian settlement site in the middle Danube region. – In: Wissenschaftliche Mitteilungen des Niederösterreichischen Landesmuseums 19, S. 91–108.
- Händel, M.; Simon, U.; Einwögerer, T. u. Neugebauer-Maresch, C. (2009): New excavations at Krems-Wachtberg, approaching a well-preserved Gravettian settlement site in the middle Danube region. – In: Quartär 56, S. 187–196.
- Harris, M. (1989): Kulturanthropologie – Ein Lehrbuch. – Frankfurt a.M. u. New York.
- Hein, W. (2013): Löwenmensch & Co. Elfenbeinbearbeitung im Experiment. – In: Wehrberger, K. [Hrsg.]: Die Rückkehr des Löwenmenschen. Geschichte, Mythos, Magie. Begleitpublikation zur Ausstellung im Ulmer Museum 15.11.2013–09.06.2014. Ostfildern, S. 150–153.
- Higham, T.; Basell, L.; Jacobi, R.J.; Wood, R.; Bronk Ramsey, C. u. Conard, N.C. (2012): Testing models for the beginnings of the Aurignacian and the advent of figurative art and music: the radiocarbon chronology of Geißenklösterle. – In: Journal of Human Evolution 30, S. 1–13.
- Hoffmann, D.L.; Standish, C.D.; García-Diez, M.P.; Pettitt, B.; Milton, J.A.; Zilhão, J.; Alcolea-González, J.J.; Cantalejo-Duarte, P.; Collado, H.; de Balbín, R.; Lorblanchet, M.; Ramos-Muñoz, J.; Weniger, G.-Ch.; u. Pike, A.W.G. (2018): U-Th dating of carbonate crusts reveals Neandertal origin of Iberian cave art. – In: Science 359, S. 912–915.
- Kelly, R.L. (1995): The foraging spectrum. Diversity in hunter-gatherer lifeways. – Washington u. London.

- Kind, C.-J.; Ebinger-Rist, N.; Wolf, S.; Beutelspacher, T. u. Wehrberger, K. (2014):* The Smile of the Lion Man. Recent excavations in Stadel Cave (Baden-Württemberg, southwestern Germany) and the restoration of the famous Upper Palaeolithic figurine. – In: *Quartär* 61, S. 129–145.
- Leroi-Gourhan, A. (1971):* Prähistorische Kunst. Die Ursprünge der Kunst in Europa. – Freiburg i.Br.
- Lorblanchet, M. (1995):* Les grottes ornées de la Préhistoire. Nouveaux regards. – Paris.
- Riek, G. (1934):* Die Eiszeitjägerstation am Vogelherd im Lonetal. – Tübingen.
- Saura Ramos, P.; Perez-Seoane M.; de Quiros F.; Lasheras J. u. Beltran A. (1999):* The cave of Altamira. – Barcelona.
- Wehrberger, K. [Hrsg.] (2013):* Die Rückkehr des Löwenmenschen. Geschichte, Mythos, Magie. Begleitpublikation zur Ausstellung im Ulmer Museum 15.11.2013–09.06.2014. – Ostfildern.
- Wetzel, R. (1961):* Der Hohlestein im Lonetal. – In: *Mitteilungen des Vereins für Naturwissenschaft und Mathematik in Ulm* 26, S. 21–75.

Folker Reichert

## Zur freien Verfügung

### Heiliglandpilger zwischen Pauschalismus und individueller Erfahrung<sup>1</sup>

Mit 5 Abbildungen

Aus der langen Geschichte der christlichen Wallfahrt ins Heilige Land ragen die Pilgerreisen des 14. bis 16. Jahrhunderts hervor. Denn in diesem Zeitraum, genauer: zwischen 1335 und 1517, entstanden und bewährten sich Organisationsformen des Reisens, die sich mit denen des modernen Tourismus vergleichen lassen (Reichert 2018). Daran waren drei Personengruppen beteiligt: Venezianische Reeder spezialisierten sich auf das Geschäft mit den Pilgern und sorgten für den Transport nach Palästina und zurück. Amtsträger des Mamluken-Sultanats stellten Geleit und garantierten für Sicherheit im Heiligen Land. Die Franziskaner vom Berg Sion bei Jerusalem führten und betreuten die Pilger vor Ort, also in Jaffa, Emmaus, Jerusalem, Bethlehem und an den anderen biblischen Gedenkstätten. Für all das war ein pauschaler Betrag zu entrichten, abhängig von Umfang und Qualität der vereinbarten Leistungen. Da die Verträge mit »Gesellschaften« abgeschlossen wurden und Einzelreisende sich in aller Regel nicht auf die aufwändige Wallfahrt nach Jerusalem einließen, haben wir es mit perfekt organisierten Pauschal- oder Gruppenreisen zu tun. Auch die Route war deshalb immer die gleiche.

Allerdings gab es Auszeiten, Zeiten, für die keine Betreuung vorgesehen war. Die Reisenden mussten sich selbst unterhalten, und zwar in des Wortes doppelter Bedeutung. Daraus ergaben sich Konflikte: Man konnte darüber streiten, wer für die dabei anfallenden Kosten aufzukommen hatte, der »Reiseunternehmer« oder sein Kunde. Denn wie heute gingen die Meinungen darüber auseinander, was alles in dem vereinbarten Pauschalbetrag eingeschlossen sein sollte. »All inclusive« heißt nicht, dass alles bezahlt wird. Man konnte außerdem darüber streiten, wie lange solche Unterbrechungen dauern durften. Die Seeleute hatten ganz andere Interessen als die Passagiere (Reichert 2008). In diesem Fall kam es darauf an, die

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

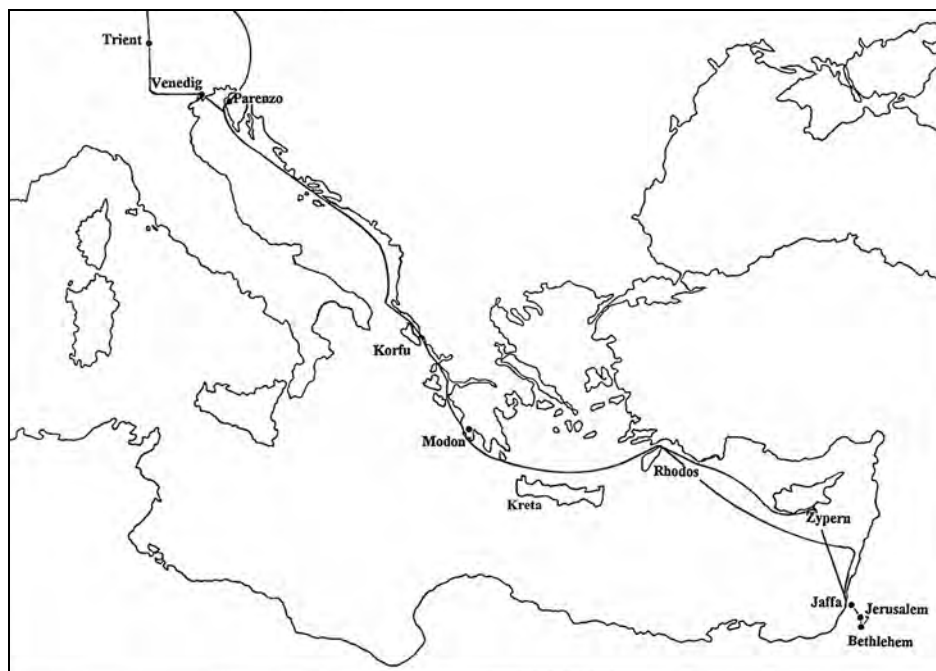


Abb. 1: Die Route von Venedig nach Jerusalem  
Entwurf: Folker Reichert

Wartezeit so sinnvoll wie möglich zu nutzen. Die Pilger hatten jeweils mehrere Tage »zur freien Verfügung«, und ein jeder nutzte sie nach seinem Geschmack. Wie sie das taten, womit sie sich die Zeit vertrieben und inwieweit sie davon profitierten, soll an drei repräsentativen Beispielen gezeigt werden.

### 1 Der Schatz der Welt: Venedig

*Konrad Grünemberg* stammte aus Konstanz und gehörte dem dortigen Patriziat an. Seine Familie zählte aber nicht zu den alten Geschlechtern in der Reichsstadt. Erst *Konrad* gelang der Aufstieg von den Zünften in die patrizische Gesellschaft »Zur Katz«. Er wurde Mitglied zunächst des Großen, dann des Kleinen Rats und hatte wichtige kommunale Ämter inne. Mit dem Hof Kaiser *Friedrichs III.* stand er lebenslang in Verbindung. Trotzdem glaubte er, seine herausgehobene gesellschaftliche Stellung immer wieder beweisen zu müssen. Er verstand sich als sozialen Aufsteiger, der seine aristokratischen Lebensformen betonte. Er führte ein Wappen, machte sich umfassende heraldische Kenntnisse zu eigen und ließ sich schriftlich über die adligen Tugenden aus. Auch seine Heiliglandreise ist in diesem Kontext zu sehen. Denn ein so aufreibendes und gefährliches Unternehmen

wurde in adligen Kreisen als Mut- und Bewährungsprobe verstanden, mit der man Ruhm und Ehre gewann. Die dabei erworbenen Ehrenzeichen (das fünffache Jerusalemkreuz vor allem) wurden gerne gezeigt. *Grünemberg* erhob auf diese Weise den Anspruch, dem ritterlichen Turnier-Adel als gleichwertig zu gelten.

Über seine Reiseerlebnisse schrieb *Grünemberg* einen ungewöhnlich farbigen und lebendigen Bericht. Da er ein gebildeter Mann war, berief er sich auf antike und mittelalterliche Autoritäten und ließ gleichzeitig viel von seiner persönlichen Anschauung einfließen, sei es, dass er seine Eindrücke kommentierte, sei es, dass er sie mit Anekdoten illustrierte, die den Text auflockern. Der Leser begegnet einem neugierigen Reisenden und aufmerksamen Beobachter, der es verstand, auf unterhaltsame Weise über seine Abenteuer zu berichten. Außerdem schmückte er seine Erzählungen durch eine Folge kolorierter Federzeichnungen, die wahrscheinlich von seiner eigenen Hand stammen. Später ließ er diese durch einen professionellen Künstler überarbeiten, sodass wir jeweils *Grünembergs* authentische Darstellung sowie eine aufwändiger und prächtiger gestaltete Fassung besitzen (*Denke* 2011, S. 222–268; *Grünemberg* 2015, S. 44–75).

Die Bedeutung Venedigs geht schon daraus hervor, dass drei der Zeichnungen sich auf den Ausgangspunkt der Reise beziehen. Die eine zeigt die Markuskirche als sichtbares Symbol der Republik, die zweite das Pilgerschiff unter vollen Segeln und die dritte dessen Durchfahrt durch den Lido. Drei bis vier Wochen hielt sich *Grünemberg* an der Lagune auf (*Denke* 2011, S. 134f.). Das war nicht unüblich, sondern entsprach dem Durchschnitt. Schließlich gab es vieles zu regeln, bevor die Pilger aufbrechen konnten. Die Auswahl des Schiffs, die Verhandlungen mit dem Reeder (dem *padrone*) und der Abschluss des Transportvertrags, die Besorgung von Lebensmitteln und Utensilien: das alles kostete nicht nur Geld, sondern auch Zeit. Trotzdem kam sie dem einen oder anderen zu lang vor. Gerade wer es – als Geistlicher zum Beispiel – mit der Wallfahrt ernst meinte, dem fiel das Warten »*sehr schwer*« (*Fabri* 2013, S. 312: *valde grave*).

Weltliche Herren taten sich leichter. Venedig hatte so viel zu bieten, dass Langeweile nicht aufkommen konnte. Gerade *Grünembergs* Bericht gibt davon einen anschaulichen Eindruck. Auch seine Pilgergruppe nutzte die Wartezeit, um die zahlreichen Kirchen und Klöster Venedigs zu besuchen, die dort aufbewahrten Reliquien (oft orientalischen Ursprungs) zu verehren und sich auf diese Weise auf die bevorstehende Pilgerreise geistig und geistlich einzustimmen. Man sah den Arm des Hl. *Georg* in San Giorgio Maggiore, ein Stück vom Hl. Kreuz, einen Daumen *Konstantins* und den ganzen Leib seiner Mutter *Helena* in Sant' Elena, Gebeine der Hl. *Christophorus* und *Lucia* in Santa Maria Cruciferorum bzw. Santa Lucia, den Bischofsstab des Hl. *Nikolaus von Myra* in San Nicolò di Lido und vieles andere mehr. Aber auch bedeutende Kunstwerke konnte man bewundern, etwa das Chorgestühl in der Frari-Kirche, dessen Darstellungen so natürlich seien wie die Bilder des *Apelles*, oder den Marmorfußboden in San Marco mit Vögeln, Pfauen und anderen Tieren, die so wiedergegeben seien, »*als ob sie lebten*« (*Denke* 2011, S. 295). Die Besucher waren als Pilger in Venedigs Kirchen unterwegs, aber immer wieder wurde die religiöse Empfindung durch den Genuss der Kunstwerke überlagert.

Im Dogenpalast setzte sich der staunende Kunstgenuss fort. Dessen hochgotische Architektur, das Maßwerk der Pfeiler, Wimperge und Fialen, ließ sich – dem Zeitgeist entsprechend – wieder am besten mit antiken Reminiszenzen beschreiben: Kunstfertigkeit und Technik griffen so perfekt ineinander, wie wenn der Bildhauer *Praxiteles* und der Mathematiker *Euklid* zusammengewirkt hätten (*Denke* 2011, S. 296). In der Schatzkammer schließlich, dem Tesoro di San Marco, wo dem Besucher der Dogenhut, wertvolle Edelsteine und sogar ein Einhorn (der Stoßzahn eines Narwals) gezeigt wurden, ging ihm nur dessen (angeblich von *Plinius* beschriebene) Gift anzeigende Wirkung durch den Sinn. Christliche Deutungen, die er ebenfalls hätte anführen können, spielten keine Rolle für ihn. *Grünemberg* zeigte sich an den Kirchen und Klöstern mitsamt dem dort ausgestellten Heiltum interessiert; aber fasziniert hat ihn der Reichtum der Stadt. Denn in Venedig befand sich, wie ein anderer Heiliglandfahrer sich ausdrückte, »*der Schatz der Welt*« (*Münsinger* 1998, S. 145).

Geradezu zur Schau gestellt wurde er bei den beiden Staatsfesten, mit denen Venedig sich selbst zelebrierte: erstens bei dem *Sposalizio del mare*, der »*Vermählung des Dogen mit dem Meer*«, auch *Festa della sensa* genannt, jeweils am Himmelfahrtstag, und zweitens an Fronleichnam drei Wochen später, das eine wie das andere ein überwältigendes Erlebnis. *Grünemberg* war nur bei der zweiten Feier zugegen, zeigte sich aber umso tiefer beeindruckt. Sogar den Dogen selbst konnte er sehen, den damals schon steinalten *Marco Barbarigo*, umgeben von Würdenträgern und Räten, alle gekleidet in kostbare Gewänder. Eine Prozession, bestehend aus Bruderschaften (*scuole*), Ordens- und weltlichem Klerus, umrundete den Markus-Platz, der mit weißen Tüchern verhängt, mit goldenen Kerzen geschmückt war. Samt und Seide, wo man hinsah, Gold und Perlen an den Gewändern, das heilige Sakrament von Musikinstrumenten begleitet – das alles machte großen Eindruck auf den Gast aus dem Norden. Venedigs Macht und Reichtum, Anspruch und Wirklichkeit der *Serenissima*, wurden auf einmal demonstriert.

Noch mehr aber interessierte sich der Beobachter für die Rolle der vornehmen Venezianerinnen bei dem Spektakel. Zwar liefen sie nicht auf den Straßen herum, sondern verfolgten das Treiben von den Fenstern. Aber sie ließen sich ausnahmsweise unverschleiert blicken und schäkerten sogar mit den Fremden. *Grünemberg* versetzte der Anblick (mehr noch der Rückblick) ins Schwärmen: das goldfarbene Haar und die rosigen Wangen mit Grübchen darin, Zähne klein wie Kristalle, Häse weiß wie Hermelin und Münder rot wie Korallen; gerne hätte er in einen gebissen! Offenbar hatte er in Konstanz nichts dergleichen erlebt. In der Urfassung seines Berichts stellte er Vergleiche mit den Damen an König *Artus'* Hof an, in der späteren Überarbeitung brachte er die schöne *Helena* ins Spiel, legte also die Messlatte noch ein Stück höher (*Grünemberg* 2015, S. 83; *Denke* 2011, S. 302–306). Das Ergebnis war das gleiche.

Offen bleibt die Frage, wie sich *Grünbergs* Begeisterung für die attraktiven Venezianerinnen mit seinem Status als Heiliglandpilger vereinbaren ließ. Immerhin stand er mit seinem Interesse keineswegs allein. *Arnold von Harff*, ein rheinischer Pilger, machte mit einer Zeichnung sichtbar, was die Fremden so anzog (Abb. 2). In *Konrad Grünemberg* sehen wir einen vornehmen, recht gebildeten

Konstanzer Bürger mittleren Alters, der die lange Wartezeit nutzte und sich vor Antritt der Wallfahrt in Venedig umsah. Dabei hatte er nicht nur offene Augen für Kunst und Kultur, sondern auch für noch weltlichere Dinge wie Feste und Frauen.

## 2 Insel der Götter: Kreta

*Felix Fabri* war von anderem Schlag. Eigentlich stammte er aus Zürich und hieß mit Nachnamen *Schmid*. Doch seine Familie geriet in die mörderischen Auseinandersetzungen des Hauses Habsburg



Abb. 2: Venezianerinnen  
Brall-Tuchel, H. u. Reichert, F. [Hrsg.]: Rom – Jerusalem – Santiago. Das Pilgertagebuch des Ritters *Arnold von Harff* (1496–1498). – Köln, Weimar u. Wien: Böhlau 2007

mit der frühen Eidgenossenschaft, er selbst trat in den Dominikanerorden ein und latinisierte seinen Namen zu *Fabri*. Nach dem Studium in Basel wurde er nach Ulm versetzt, wo er sich voll und ganz integrierte. Zeitlebens blieb er Ulmer aus Leidenschaft und Überzeugung. Mit einem Traktat über Geschichte, Verfassung und die inneren Verhältnisse der Stadt (dem ersten dieser Art nördlich der Alpen) brachte er seine innige Beziehung zum Ausdruck (*Fabri* 2012). Auch unterwegs sehnte er sich immer wieder in die geliebte (Wahl-)Heimat zurück.

Frater *Felix Fabri* (FFF, wie er seinen Namen abkürzte) reiste zweimal nach Jerusalem, zuerst 1480 und drei Jahre später noch einmal, weil er vieles nicht hatte sehen und würdigen können. Allzu oft kam so etwas nicht vor. Über seine beiden Reisen schrieb *Fabri* einen umfangreichen Bericht, die umfangreichste Reisebeschreibung, die wir aus dem Mittelalter besitzen, einen Bericht voller Ansichten und Einsichten, gespickt mit detaillierten Informationen, gewürzt mit persönlichen Kommentaren und literarischen Zitaten. Niemand, der sich mit der Geschichte des Reisens beschäftigt, kommt an *Felix Fabri* vorbei.

Als Ordensbruder hatte *Fabris* Reise zuvorderst ein geistliches Ziel. Er wollte die Gedenkstätten im Heiligen Land besuchen und dort beten, wo »seine [nämlich Jesu Christi] Füße gestanden hatten« (*ubi steterunt pedes eius*). Ausführlich beschreibt er den spirituellen Gewinn, den er von dort mitnahm. Sensationen wie das Gebaren der venezianischen Frauen, die *Konrad Grünenberg* und anderen weltlichen Pilger so gefielen, waren für ihn nicht von Belang; »Nichtigkeiten« (*vanitates*) nannte er sie (*Fabri* 2013, S. 348). Gleichwohl war *Fabri* ein neugier-

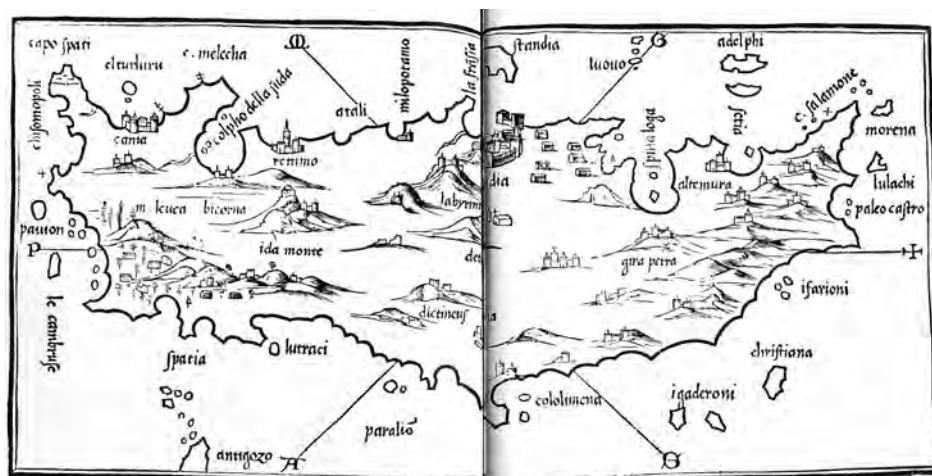


Abb. 3: Frühneuzeitliche Karte von Kreta: in der Mitte die Hauptstadt Candia und das Labyrinth, westlich davon der Berg Ida Benedetto. Benedetto Bordone, *Isolario*, 1528 (Nachdruck Rom: Bulzoni Editore 1988)

riger, hellwacher, leicht erregbarer Zeitgenosse (einen Sanguiniker könnte man ihn nennen), der vieles wahrnahm, was nicht zum eigentlichen Programm der Pilgerfahrt gehörte. Vor allem dort, wo ein längerer Aufenthalt fällig wurde, hatte er reichlich Gelegenheit dazu – auf der großen Insel Kreta zum Beispiel.

Dass sie sich für einen Zwischenstopp anbot, geht schon aus den geographischen Verhältnissen hervor. Kreta, seit 1204 unter venezianischer Herrschaft, diente nämlich als sicherer Hafen nach der ersten Teilstrecke über das offene Meer. Bis dahin hatte man an der dalmatinischen und griechischen Küste entlang segeln können. Auf der Rückreise nutzten die Seeleute die Gelegenheit, etwas von den Reichtümern einzuladen: Zypressenholz, Zucker, Schafskäse und schwere Süßweine, den begehrten Malvasier vor allem. Damit wollten sie zusätzliche Einnahmen erzielen und ihr Einkommen etwas aufbessern. Doch die meisten Pilger hatten kein Verständnis dafür und bestritten den Sinn einer weiteren Landung. Einmal ist es einer Pilgergruppe sogar gelungen, gewaltsam einen Aufenthalt zu verhindern (*Baumgartner* 1986, S. 63). Hätte sie sich mit der Verzögerung abgefunden, hätte sie immerhin Gelegenheit gehabt, die Reichtümer der Insel zu bestaunen und ihren Kummer in hochwertigen Weinen zu ertränken (*Reichert* 2008, S. 29).

*Fabri* hielt sich mehrfach auf Kreta auf, kam aber nie über die Hauptstadt Candia (das heutige Iráklion) hinaus. Das Innere der Insel lernte er nicht kennen, auch nicht die Kalksteinhöhlen bei Górtyn, die man für das Labyrinth des *Dädalus* und die Wohnung des monströsen Minotaurus hielt (*Buondelmonti* 1981, S. 282f.; Abb. 3); aber er ließ sich gern davon erzählen. Schließlich stand ihm als gebildetem Kleriker die antike Mythologie mitsamt ihrem göttlichen oder halb-göttlichen Personal lebendig vor Augen. *Giovanni Boccaccios* »*Genalogien der*

heidnischen Götter« (*Genealogiae deorum gentilium*) hatte er in Ulm zur Verfügung. Er wusste, dass Kreta im Denken der Alten einen zentralen Platz einnahm und als glückliche Insel betrachtet wurde, mit einem gesunden Klima gesegnet und einstmals durch die Gegenwart der Götter geehrt. *Demogorgon*, der Urvater von allen, habe hier sein Unwesen getrieben und *Saturn* seine Kinder verschlungen; nur *Zeus* sei entkommen, weil er vor seinem Vater verborgen von wilden Bienen mit deren Honig aufgezogen worden sei. Auch sein angebliches Grab befand sich auf Kreta (*Fabri* 1849, S. 270–278).

Wie viele Besucher vor und nach ihm sah auch *Fabri* sich veranlasst, die Mythen der Antike mit den eigenen Eindrücken zu verbinden. Denn nicht nur das Wirken der Götter, sondern auch der Fleiß der Menschen habe dazu beigetragen, die Insel zum Paradies auf Erden zu machen und als den Mittelpunkt der Welt erscheinen zu lassen. So viele nützliche Erfindungen hätten von hier ihren Ausgang genommen: das Pflügen mit Rindern, Weinbau und Zuckergewinnung, das Steuern von Schiffen mit Rudern, die Kunst des Bogenschießens, ein schriftliches Recht, nicht zuletzt die Musik. Von all dem zeigte sich *Fabri* beeindruckt. Denn das eine oder andere könne man heute noch sehen (*Fabri* 1849, S. 280). Überflüssig gab es an allem, und dass man Schnee vom Berg *Ida* in *Candia* verkaufte, musste *Fabri* als ein »Wunder« (*mirabile*) betrachten.

Doch er hatte auch Einwände, und zwar Einwände von grundsätzlicher Art. Denn die antiken Sagen konnte er nur als »Erfindungen der Dichter« (*fictiones poeticae*) betrachten. Eigentlich bereiteten sie ihm »Ekel« (*taedium*), und er musste sich überwinden, darüber zu sprechen. Außerdem zeigte sich bei näherem Hinsehen, dass nicht alles so einmalig war wie man sagte. Auf der *Alb*, beim Kloster *Blaubeuren*, habe er, geführt von den Mönchen, eine Höhle begangen, die es mit dem Labyrinth des *Dädalus* leicht aufnehmen konnte. Hätten die antiken Dichter sie gekannt, dann hätten sie diese wahrscheinlich genauso besungen. *Fabri* schlug deshalb vor zu differenzieren: Das Land sei gut, aber manches an ihm, vor allem was die Bewohner der Insel betrifft, könne man nur als »abscheulich« (*detestabilia*) bezeichnen (*Fabri* 1849, S. 284–287).

1. Der Schmutz: Allen Unrat, auch den menschlichen, kippe man auf die Straße. Kloaken gebe es nicht. Der Gestank sei nicht zu ertragen, und der Dreck auf den Straßen liege schon höher als die Türschwellen der Häuser. *Fabri* ließ sich von Einheimischen die Ursachen erklären, hielt sich aber lieber an ein heimisches Sprichwort: »Wo Reichtum ist, da gibt es Unrat« (*ubi opes ibi sordes*).
2. Die Unterkünfte für die Fremden: Kaufleute, Pilger, Türken und Sarazenen – sie alle würden gezwungen, in Stundenhotels zu übernachten. Die meisten würden von deutschen »Hurenwirten« (*lenones hospites*) geleitet. Wann immer *Felix Fabri* nach *Candia* kam, immer landete er in einem Bordell.
3. Die Juden in *Candia*, die sich nach seinem Eindruck vor allem als Apotheker betätigten. Dies aber verstoße gegen kanonisches Recht. Auch andernorts in seinen Werken lässt *Fabri* anklingen, dass er sich mit jüdischen Lebensweisen nicht anfreunden wollte (*Scholl* 2015).
4. Die Anwesenheit von Türken auf Kreta: Denn Europa litt unter der osmanischen Expansion. Der ganze Balkan, Griechenland und sogar *Konstantinopel*

waren verloren gegangen, Rhodos hatte sich nur mit knapper Not behaupten können. Doch Venedig stecke mit den Türken unter einer Decke und lasse es zu, dass diese auf Kreta unbehelligt ein- und ausgehen könnten. »*Verehrer des Kreuzes*« (*crucis veneratores*), also Christen, würden mit den Feinden des Kreuzes (*inimici crucis*), den Türken, paktieren. Es sei eine Schande.

5. Schließlich und endlich die orthodoxen Griechen mit ihrem anhaltenden Hass auf die lateinischen Christen: Sie seien schuld daran, dass das Heilige Land und der ganze Osten den Muslimen in die Hände fiel. Die römische Kirche lasse sie mit ihren Riten gewähren; aber jeden Sonntag würden in ihren »*Kirchlein*« (*ecclesiolae*) der Papst, die Stadt Rom, die lateinische Geistlichkeit und das ganze katholische Kirchenvolk verflucht. Der lange schwelende und seit 1054 eklatante Konflikt zwischen östlicher Orthodoxie und westlicher Katholizität bildet sich in *Fabris* drastischen Worten exzessiv ab.

*Felix Fabri* machte als geistlicher Herr und Ordensmann eine Reihe von Vorbehalten geltend. Alle Kreter schienen ihm »*Kinder des Teufels*« (*filii diaboli*), »*Lügner, böse Tiere, faule Bäuche*« (*mendaces, malae bestiae, ventres pigri*) zu sein. Auf den Apostel *Paulus* konnte er sich dabei berufen (an *Titus* 1,12). Damit erklärte er sich seine Eindrücke und war froh, die Insel wieder verlassen zu können. Immerhin nahm er nicht nur Ärger, sondern auch ein paar Erinnerungstücke mit nach Hause. Nachdem er glaubte, »*alles*« in Candia gesehen zu haben, ging er zu den Souvenirgeschäften und kaufte wie die anderen Pilger Andenken ein: fein gearbeitete Kästchen (*scrinia*) aus Zypressenholz und Ikonen mit dem Bild *Marias*, wie es der Evangelist *Lukas* (also nach dem Leben) gemalt hatte. Das wollte er sich denn doch nicht entgehen lassen.

### 3 Koloniale Gesellschaft: Zypern

Pfalzgraf *Ottheinrich*, damals Herzog von Pfalz-Neuburg, später bedeutender Renaissance-Fürst, der in Heidelberg residierte, unternahm im Jahr 1521 die Wallfahrt ins Heilige Land. Er war da gerade 19 Jahre alt geworden und entsprach damit dem üblichen Muster: Junge Adlige sollten sich auf der abenteuerlichen Reise die ersten Sporen verdienen. Später, als er immer mehr an Gewicht zunahm und wegen seiner Leibesfülle einem Zeitgenossen gar als Monstrum erschien, wäre er dazu nicht mehr in der Lage gewesen. *Ottheinrich* war der letzte Fürst des Alten Reichs am Heiligen Grab. Erst Kaiser *Wilhelm II.* trat in seine Fußstapfen.

Auf der Hin- wie auf der Rückfahrt wurde eine Landung auf Kreta vermieden. Denn die Pilger hatten keine Lust dazu. Umso länger fiel ihr Aufenthalt auf Zypern aus. Von vornherein wurde damit gerechnet. Laut Vertrag sollte das Pilgerschiff in keinem Hafen länger als drei Tage bleiben. Nur für Zypern waren acht Tage vorgesehen. Daraus wurden zunächst zehn Tage und bis zur Abreise sogar zwei Wochen. Denn neben Zucker wurde auf Zypern vor allem ein – besonders wertvolles – Handelsgut eingeladen: Salz, das aus Meerwasser gewonnen wurde. In einem »*See*« bei Salinas an der Südküste ließ man Salzwasser an der Sonne

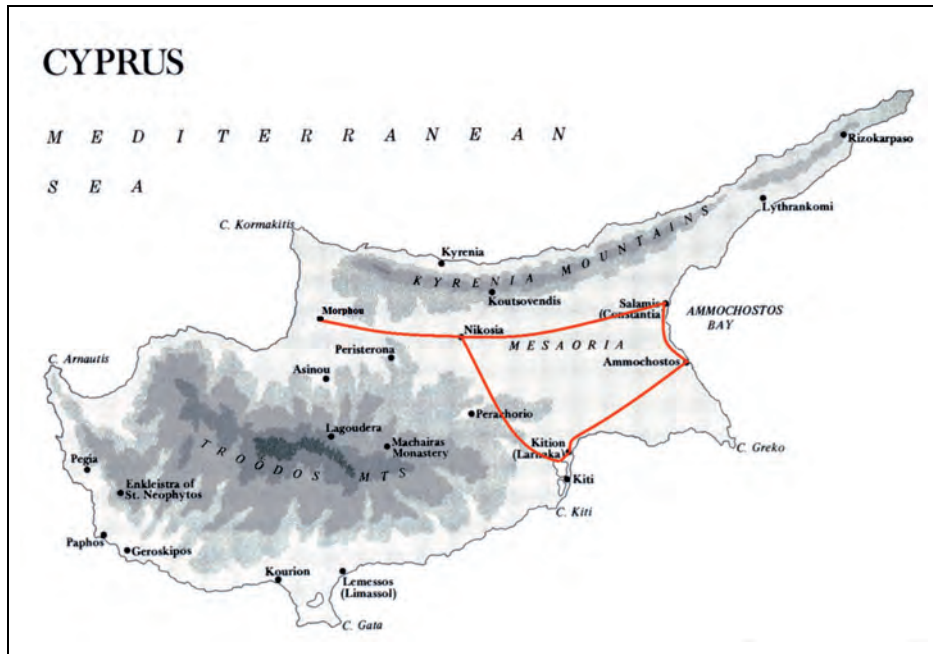


Abb. 4: Pfalzgraf Ottheinrichs Rundreise auf Zypern  
Entwurf: Folker Reichert

verdunsten, dann wurde das ausgehauene, »wie gefrorene Eisschemel« (Reichert 2005, S. 211) wirkende Salz portioniert, bis es ganz weiß war, und schließlich nach Salinas verfrachtet, wo die Handelsschiffe anlanden konnten. Nur die Republik Venedig und die venezianischen Kaufleute durften davon profitieren. Die Griechen wurden für die einfachen Arbeiten, vor allem für den Transport von den Salzpflanzen zu den Schiffen, bezahlt. Venedig hatte 1489 die Herrschaft über die Insel übernommen und eine Art kolonialer Ökonomie etabliert. Fast jedem Reisenden fiel das harsche Gefälle von den venezianischen Herren zur einheimischen Bevölkerung auf. Zypern lag immer an der Schnittstelle verschiedener Kulturen und bot Raum für transkulturelle Kontakte (Rogge u. Grünbart 2015); aber Venedig hatte einen kolonialen Außenposten aus der Insel gemacht.

Auch *Ottheinrich* machte sich die Asymmetrie der politischen und sozialen Verhältnisse bewusst. Die Gelegenheit dazu gab ihm eine mehrtägige Rundreise, mit der er sich die lange Wartezeit vertrieb (Reichert 2005, S. 204–215). Das tat er sicher nicht allein, sondern in Begleitung eines kleinen Gefolges, von dem wir etwa den Hofmeister *Reinhart von Neuneck* und den Dieburger Bürger *Philipp Ulner* kennen. Man ritt nachts. Denn man fürchtete die »böse zyprische Luft«, für die die Insel berüchtigt war. Nur Bozen besaß einen ähnlich schlechten Ruf bei den Pilgern.

Man ritt kreuz und quer durch das Land und nahm von jedem Ort besondere Eindrücke mit. In Famagusta (d.i. verballhornt für griech. Ammóchos) konnte

man schon an den Festungswerken sehen, wie sehr die venezianische Herrschaft unter Druck stand, nach außen durch die osmanischen Türken, nach innen durch die griechischen Bewohner. *Ottheinrich* ließ sich erzählen, dass die Venezianer keine Griechen in Sold nehmen; denn sie trauen ihnen nicht, und sobald ein Soldat eine Griechin zur Frau nimmt, werde er umgehend entlassen. *Ottheinrich* nahm also wahr, worin sich die venezianische Fremdherrschaft ausdrückte. Deren Zentrum befand sich in Nikosia, wo ein Vizekönig und ein lateinischer Erzbischof prunkvoll residierten.

In Alt-Famagusta dagegen (dem antiken Salamis, das von den Byzantinern Constantia genannt wurde) konnte man nur mehr ein Ruinenfeld erkennen. Es bezeugte die Legende der Hl. Jungfrau *Katharina*, Tochter eines Königs *Costus*, die hier gelebt haben und zum christlichen Glauben bekehrt worden sein soll. Wer als Pilger den Ort aufsuchte, durfte das halbe Rad der Hl. *Katharina* als Ehrenzeichen zusätzlich zu seinem Wappen führen. Für *Ottheinrich* ist das nicht belegt, aber für seinen Begleiter, den Hofmeister *Reinhard von Neuneck*, durchaus. Er hat sich seitdem als Katharinenritter verstanden.

Auch auf den weiteren Etappen seiner kleinen Rundreise hat der junge Pfalzgraf *Ottheinrich* geistliche Stätten besucht: in Nikosia das Grab eines (angeblich) deutschen Heiligen, der auf Zypern verehrt wurde, in Mórphou weit im Westen das Kloster des Hl. *Mámas*, im Kloster Stavrovouní bei Lárnaka das angeblich freischwebende Kreuz des »guten« Schächers zur rechten Hand *Christi*. Gerne nahm er Heiltum von solch segensreichen Orten mit oder zumindest hielt er Andacht bei ihnen. Zwischen lateinischen und griechischen Gedenkstätten hat er dabei nicht unterschieden. In Stavrovouní wohnte er einem griechischen und einem lateinischen Gottesdienst bei. Die Entschiedenheit, aber auch Einseitigkeit, mit der der Geistliche *Felix Fabri* den Unterschied zwischen den Konfessionen betonte, lag ihm fern.

Vielmehr erkennt man in *Ottheinrich* einen jungen, noch unbedeutenden Reichsfürsten, der die abenteuerliche Wallfahrt nach Jerusalem unternahm, um sowohl geistlichen Lohn wie auch weltliche Ehre zu erwerben. Auch den ausgedehnten Aufenthalt auf Zypern benutzte er dazu, um geistliche Ziele zu verfolgen, auf eigene Faust ein kleines Abenteuer zu bestehen und sich gleichzeitig das Land anzusehen. Auf der ganzen Pilgerfahrt hat er sich weder durch großen Mut noch durch besondere Neugier ausgezeichnet. Aber die Tage, die ihm auf Zypern »zur freien Verfügung« standen, hat er sinnvoll verwendet.

Doch eines wird auch klar: Alles, was *Konrad Grünenberg*, *Felix Fabri* und der Pfalzgraf erlebten, war zwar freie Zeit, Freizeit, wenn man so will, aber es war keine Muße und keine Erholung. Die Reise nach Jerusalem mitsamt ihren Unterbrechungen war immer ungesund, äußerst anstrengend und gefährlich für Leib und Leben. Nicht wenige blieben auf der Strecke. Wer die Strapazen überstand, den hielt es meistens nicht lange in Venedig, sondern er trat zügig die Heimreise an. Man hatte genug von der Fremde. Doch von einigen wissen wir, dass sie von Venedig aus ein paar Kilometer nach Westen, nach Padua (Abb. 1), und von dort in die Colli Euganei fuhren – sei es, um sich vor der Pilgerfahrt für diese zu stärken, sei es, um sich hinterher von den Strapazen zu erholen. Denn dort, bei



Abb. 5: *Francesco Bertelli: Die Bäder von Abano, Anfang des 17. Jahrhunderts*  
 Museo di storia della medicina e della salute in Padova

Abano Terme, im Ortsteil Monteortone, gab es heiße Quellen, in denen man baden und sich auskurieren konnte. Schon in der Spätantike wurde deren Wirkung gepriesen (Kaufmann 2009, S. 79). Dort fand man all das, was man auf einer Heiliglandfahrt vermissen musste: »Muße, Freizeit und Erholung«.

#### 4 Zusammenfassung

Die Heiliglandfahrten des späten Mittelalters waren professionell organisierte Reisen zum geistigen Zentrum der christlichen Welt. Venezianische Reeder, mamlukische Amtsträger und die Franziskaner vom Berg Sion bei Jerusalem sorgten dafür, dass die Pilger wohlbehalten an ihr Ziel kamen und auch die Rückreise sicher überstanden. Es gab aber immer auch Unterbrechungen, während derer die Reisenden sich selbst überlassen blieben und ihren eigenen Interessen nachgehen konnten. An drei Beispielen wird gezeigt, wie sie mit dieser Situation umgingen und wie sie die sich ihnen eröffnenden Einsichten nutzten. *Konrad Grünemberg*, vornehmer Bürger aus Konstanz, interessierte sich in Venedig für die Kunstschatze der Kirchen und den Prunk bei öffentlichen Festen, bei Gelegenheit aber auch für die fremdartige Schönheit der venezianischen Frauen. Der gelehrte Dominikaner *Felix Fabri* ließ sich auf Kreta bestätigen, was er von der antiken Götterwelt wusste, er fand dort aber auch vieles vor, was den Unwillen

des Geistlichen erregen musste. Der junge Pfalzgraf *Ottheinrich* unternahm auf Zypern eine mehrtägige Rundreise, die ihm ein kleines Abenteuer bescherte und ihm gleichzeitig Einblicke in die politischen und sozialen Probleme der Insel verschaffte. Die Beispiele zeigen, dass die Pilgerfahrt ins Heilige Land nicht nur spirituelle Erfahrungen möglich machte. Vor allem während der Wartezeiten an bestimmten Orten konnte man auch ganz andere, nicht weniger fesselnde Eindrücke gewinnen.

### Summary

“Free time at your disposal”: Pilgrims to the Holy Land between package tourism and personal experience

In the Later Middle Ages, pilgrimages to the Holy Land were professionally organized voyages to the spiritual centre of the Christian world. Venetian ship-owners, Mamluk office-bearers and, last but not least, the Franciscan monks of Mount Sion near Jerusalem took care of the pilgrims on their way to the Holy City and back to Venice as well. But there were always breaks in which their customers were free to pursue their own goals. This article shows in three examples how they handled this situation and how much they profited from the insights they had. *Konrad Gruenemberg* from Constance, staying in Venice in 1486, was interested in art treasures and splendour of public festivities, but also in the exotic beauty of Venetian women. The learned Dominican *Felix Fabri* from Ulm, visiting Crete four times between 1480 and 1483, saw confirmed what he already knew about the mythology of ancient Greece, but apart from this he found a lot of things that were detestable for a clergyman like him. The young 19-year-old Count Palatine *Ottheinrich*, while waiting for the departure of his ship, made an adventurous excursion on Cyprus giving him various impressions of the political and social problems of the island under Venetian rule. These three cases show that the pilgrimage to the Holy Land enabled pilgrims not only to gather spiritual experiences. In particular during the waiting periods at certain places, they gained rather worldly, but not less exciting, impressions.

## Literatur

- Baumgartner, Stefan (1986):* Reise zum Heiligen Grab 1498 mit Herzog Heinrich dem Frommen von Sachsen, hrsg. von *Thomas Kraus*. – Göppingen (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 445).
- Buondelmonti, Cristoforo (1981):* Descriptio insule Crete et Liber insularum, cap. XI: Creta. Édition critique par *Marie-Anne van Spitael*. – Iráklion.
- Denke, Andrea (2011):* Konrad Grünembergs Pilgerreise ins Heilige Land 1486. Untersuchung, Edition und Kommentar. – Köln (Stuttgarter Historische Forschungen, 11).
- Fabri, Felix (1849):* Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem, ed. *Cunradus Dietericus Hassler*, Bd. 3. – Stuttgart (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, 4).
- Fabri, Félix (2013):* Les Errances de frère Félix, pèlerin en Terre sainte, en Arabie et en Égypte. Édition critique de *Jean Meyers et Michel Tarayre*, Bd. 1. – Paris (Textes littéraires du Moyen Âge, 25).
- Fabri, Felix (2012):* Tractatus de civitate Ulmensi – Traktat über die Stadt Ulm, hrsg., übersetzt und kommentiert von *Folker Reichert*. – Konstanz (Bibliotheca Suevica, 35).
- Grünemberg, Konrad (2015):* Von Konstanz nach Jerusalem. Eine Pilgerfahrt ins Heilige Land im Jahre 1486. Eingeleitet, kommentiert und übersetzt von *Folker Reichert und Andrea Denke*. – Darmstadt.
- Kaufmann, Pius (2009):* Gesellschaft im Bad. Die Entwicklung der Badefahrten und der »Naturbäder« im Gebiet der Schweiz und im angrenzenden südwestdeutschen Raum (1300–1610). – Zürich.
- Münsinger, Johannes (1998):* Peregrinatio illustris Wirtembergici comitis domini Eberhardi barbati in terram sanctam 1468. – In: Gerhard Faix u. Folker Reichert [Hrsg.]: Eberhard im Bart und die Wallfahrt nach Jerusalem im späten Mittelalter. Stuttgart, S. 137–172.
- Reichert, Folker (2001):* Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter. – Stuttgart.
- Reichert, Folker (2005):* Die Reise des Pfalzgrafen Ottheinrich zum Heiligen Land 1521. – Regensburg.
- Reichert, Folker (2007):* Das Land der Griechen mit der Seele suchend: Cristoforo Buondelmonti und Ciriaco d’Ancona in der Ägäis. – In: Huber-Rebenich, Gerlinde u. Ludwig, Walther [Hrsg.]: Frühneuzeitliche Bildungsreisen im Spiegel lateinischer Texte, Weimar – Jena, S. 57–73.
- Reichert, Folker (2008):* Pilger und Patrone. Aspekte einer gespannten Beziehung. – In: Herbers Klaus u. Schmieder, Felicitas [Hrsg.]: Venezia incrocio di culture. Percezioni di viaggiatori europei e non europei a confronto. Rom, S. 21–31.
- Reichert, Folker (2018):* Reiseziel Jerusalem: Pilgerfahrt und Tourismus im Spätmittelalter. – In: Opll, Ferdinand u. Scheutz, Martin [Hrsg.]: Fernweh und Stadt. Tourismus als städtisches Phänomen. Innsbruck (Beiträge zur Geschichte der Städte mitteleuropas, 28), S. 43–56.
- Reichert, Folker (2015):* Felix Fabris Antike. – In: Franz Fuchs u. Gudrun Litz [Hrsg.], Humanismus im deutschen Südwesten. Wiesbaden, S. 61–74 (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 29).
- Rogge, Sabine u. Grünbart, Michael [Hrsg.] (2015):* Medieval Cyprus. A place of cultural encounter. – Münster u. New York (Schriften des Instituts für Interdisziplinäre Zypern-Studien, 11).

*Scholl, Christian (2015):* Wahrnehmung und Darstellung des »Anderen«: Juden und Judentum in den Schriften des Dominikanermönchs Felix Fabri. – In: Oschema, Klaus; Lieb, Ludger u. Heil, Johannes [Hrsg.]: Abrahams Erbe. Konkurrenz, Konflikt und Koexistenz der Religionen im europäischen Mittelalter. Berlin, S. 522–533.

Kilian Jost

## Das domestizierte Hochgebirge – Alpenmotive im Landschaftsgarten<sup>1</sup>

»Wenn man einen rechten Park sehen will, so muss man nur vier Wochen in der Schweiz herumziehen [...].«

Mit 32 Abbildungen

Für die meisten Gartenhistoriker steht fest, der Landschaftsgarten wie er sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem Kontinent ausformt, ist durch die Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts geprägt. Die Maler *Claude Lorrain* und *Nicolas Poussin* haben mit ihren Werken den Blick für die Landschaft geschult. Ihre Motive waren der römischen Campagna entnommen und vor allem in England beliebt. Idealisierte Kompositionen heiterer Landschaften und antiker Architektur bilden die arkadischen Landschaftsgemälde, die für den neuen Gartenstil vorbildlich wurden. Neben den heiteren Szenen nach *Lorrain* und *Poussin* entstanden jedoch auch erhabene oder heroische Bilder aus Felspartien und naturnahen Wasserfällen mit dichten, dunklen Bepflanzungen. Doch woher stammen die Inspirationen für diese Gestaltungen?

Eine erste Spur führt wieder nach Italien. Tivoli mit Rundtempel, Wasserfällen und der Neptungrotte gehörte als feste Station zur Grand Tour (*Sautter* 1981, S. 43). Diese erhabene Szene des Rundtempels mit Cella in Kombination mit einer felsigen Anhöhe und einem Wasserfall wurde mehrfach in Gärten verwirklicht (Abb. 1–2). Neben diesem Tivolimotiv finden sich jedoch weitere wiederkehrende Muster und eine zweite Spur. *Otto Carl Friedrich Graf zu Schönburg* hatte die klassischen Bildungslandschaften Italiens nicht besucht. Er schuf im Grünfelder Park bis 1795 die »Nachahmung eines großartigen Alpenerlebnisses« (*Vogel* 1987, S. 230). Über ein Jahrhundert später wird der Potsdamer Drachenberg nach Plänen des Hofgartendirektors *Gustav Adolph Fintelmann* im »alpinen Charakter« gestaltet (*Tagesgeschichte* 1905, S. 312). Dass die Alpen als Vorbild einer sächsischen oder gar märkischen Gartenanlage dienen konnten, liegt in zahlreichen tradierten Assoziationen dieser Gestaltungen begründet. Die Alpenland-

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.



Abb. 1  
 Jacob Philipp Hackert: *Blick auf den Sibyllentempel und die große Kaskade in Tivoli, 1779*  
 Museum für Kunst und Kulturgeschichte  
 Dortmund

schaft, ihre Bewohner und Naturwunder wurden ab Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt und – für Europäer des 21. Jahrhunderts vielleicht überraschend – wohl als ebenso exotisch empfunden, wie die gleichzeitig entdeckte Südsee. Insbesondere die Schweizer Alpenlandschaft hatte einen gewaltigen Niederschlag in Dichtung und Kunst, der für die Gartenkunstgeschichte kaum berücksichtigt ist. Die unüberschaubare, exponentiell steigende Anzahl an Publikationen, die während der Schweizbegeisterung zwischen 1750 und 1800 über das Land erschienen, macht offensichtlich, welch großes Interesse an dieser europäischen ›terra incognita‹ bestand. Vor allem Reisebeschreibungen und Bildbände etablierten einen Kanon von ikonischen Motiven (Jost 2016). Das Blatt »*Le Grand Theatre des Alpes et des Glaciers*« zeigt eine Zusammenschau der wichtigsten Schweizer Motive (Abb. 3).

Nach einer Gotthardwanderung schreibt *Johann Wolfgang von Goethe* 1797: »Wenn man einen rechten Park sehen will, so muss man nur vier Wochen in der Schweiz herumziehen und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen.« (Goethe 1999, S. 342). Er ist nicht der erste, der Hochgebirge und Garten einander gleichsetzt. Bereits *Horace Walpole* definierte in seinem Essay »*On Modern Gardening*« 1771 drei Gartentypen, darunter den »Wald oder wilden Garten« (Walpole 1771). In *Schlegels* Übersetzung heißt es: »Ich meine jene Alpenszenen, die fast ganz aus Tannen und Fichten, wenigen Birken und solchen Bäumen bestehen, die in einem wilden und gebirgigen Boden übereinstimmen.« (Walpole 1800, S. 56). Er erklärt das Alpenmotiv zum eigenen Topos, zum Äquivalent des erhabenen, wilden Gartenteils. Noch vor Felsen oder Wasserfällen nennt er die passenden Pflanzungen für die Identifikation der Szene. Das Alpenzitat scheint

bereits 1771 Teil eines Zitatkanons zu sein, auf den der Landschaftsgarten zurückgreift (Trotha 1999, S. 111). Auch der deutsche Gartentheoretiker *Christian Cay Lorenz Hirschfeld* pries die Natur der Eidgenossenschaft in der »*Theorie der Gartenkunst*«: »Die Natur scheint über die Schweiz das Füllhorn ihrer Schönheiten ausgeleert zu haben [...]. Man kann keinen Schritt thun, ohne auf Scenen zu treffen, die [...] sich zur Wirkung der lebhaftesten Überraschung steigern.« (Hirschfeld 1785, S. 251). Noch im Jahr 1900 erklärt der Felsen­spezialist *F.W. Meyer*: »Von allen Naturschönheiten wirken wohl die Gebirge am anziehendsten [...] wo die wesentlichsten Bestandteile jedes schönen Landschaftsbildes, nämlich Felsen, Pflanzen und Gewässer in verschiedenen Formen sich zu einem malerischen Bilde vereinigen. Wie erhaben ist der Eindruck, den wohl jeder, der die Schweiz bereist, beim Anblick solcher herrlichen Naturbilder empfindet [...]. Es ist deshalb kein Wunder, daß wir geneigt sind, wenigstens den Versuch zu machen, das, was unserem Schönheitsgefühl in der Natur so imponiert, auch in unsere Gärten einzuführen.« (Meyer 1900, S. 28).



Abb. 2 (oben): Johann Baptist Pöhl, *Der Leopoldinientempel mit Teich* (im Schloßpark Eisenstadt, 1822/1823)  
Fürstl. Esterhazysche Sammlungen  
Eisenstadt

Abb. 3 (unten): Caspar Wolf: *Le grand Théâtre des Alpes et Glaciers*  
Aus: *R.S. Henzi, Vues Remarquables de Montagnes de la Suisse*, Amsterdam 1785,  
Taf. 86 (Nationalbibliothek Bern)

Ein nationaler Charakter lässt sich im Landschaftsgarten jeweils nur schwer nachweisen, da Pflanzungen starken Veränderungen unterworfen sind. Daher sind Gartenszenen besser über die Bildzeichen der Staffagen lesbar. Im nördlichen Teil des Schlossparks Altenstein bei Liebenstein erinnert ein Ensemble an alpine Landschaften. Eine Sennhütte neben einem künstlichen Wasserfall steht



Abb. 4: Luisenthal mit Wasserfall im Schlosspark Altenstein, 1799  
Foto: Kilian Jost

hier in Sichtbeziehung zu »zwei mächtigen schroffen Felsen, die durch eine Hängebücke an ihren Gipfeln miteinander verbunden sind. [...] Diese etwas düster gehaltene Felsenparthie hat auch den schauerlichen Namen die Teufelsbrücke.« (Storch 1839, S. 211). Die Beschreibung ist einem Reiseführer aus dem Jahr 1839 entnommen. Weiter heisst es: »Die weitschauende Romantik jenes Teuffelfelsen, und die abgeschlossene eng begrenzte Idyllennatur dieses Hexenthals bilden einen schönen Gegensatz. [...] und rauschend und plätschernd stürzt sich das Wiesen=Büchlein, aus einem dunklen Fichtenwäldchen hervorkommend, von der mäßig hohen Wand eines röhlichen Granitfelsen in mehrfache Strahlen getheilt und gebrochen, von silbernem Funkenregen umsprüht, von Klippe zu Klippe in den Weiher herab. [...] Ohnfern dem Wasserfalle und von ihm nur durch eine kleine Thalung getrennt steht auf der Spitze einer Höhe, Hexenberg genannt, eine freundliche Sennhütte im Geschmack und Baustyl des Berner Oberlandes. An der Seite gehen zackige Felshörner zu Tage [...]. Gegenüber der Sennhütte und dem Wasserfall, unten im Thalgrund, steht ein großer steinerner Tisch mit Ruhebänken, von denen aus wir die Schweizerlandschaft in Miniatur am schönsten überblicken.« (Storch 1839, S. 211–212). Dunkler Nadelwald, die Teufelsbrücke zwischen den Felsen, das Tal mit Granitfelsen und Wasserfall sowie eine Sennhütte bilden die Hauptmotive der Schweizer Szene (Abb. 4). Die Elemente Schweizerhaus bzw. Sennhütte, Wasserfall, Felsen, waldartige Bepflanzung und Teufelsbrücken finden sich in zahlreichen Parks und Gärten bis nach 1900. Für eine Rezeption der Alpen



Abb. 5:  
 »Vierwaldstättersee« mit Schweizerhaus  
 und »Rigi« im Leopoldspark (Anholter  
 Schweiz), 1894–1898  
 Foto: Kilian Jost



Abb. 6:  
 »Vierwaldstättersee« und »Pilatus« im  
 Leopoldspark (Anholter Schweiz),  
 1894–1898  
 Foto: Kilian Jost

in deutschen Gärten gibt es Indizien, die selten so deutlich sind wie die Nachbildungen des Vierwaldstätter Sees samt den Bergen Rigi und Pilatus im Leopoldspark bei Anholt (Abb. 5–6). An zwei gängigen Motiven soll im Folgenden exemplarisch der Schweizbezug geprüft werden: an der Teufelsbrücke und am Wasserfall.

## 1 Die Teufelsbrücke

»[...] denn hier, fürwar thronet die Gottheit des Schreckens.«

Als *Friedrich Reichardt* den 1795 landschaftlich umgestalteten Wilhelmsthaler Schlosspark besichtigt, beschreibt er ihn: »Da hab ich nichts von Einsiedeleien, nichts von Ritterburgen und Teufelsbrücken gesehen; und doch ist der Eindruck der ganzen hoch einfachen Naturbildung größer, tiefer, inniger, als es all jene Künsteleien nur je zu erreichen vermöchten!« (Reichardt 1910, S. 7). Für Reichardt gehörten Teufelsbrücken offensichtlich zu den gängigen Staffagen im landschaftlichen Garten. Teufelsbrücken sind tatsächlich mindestens ebenso häufig wie das Tivolimotiv anzutreffen. Die Bezeichnung wurde geradezu inflationär vergeben, die jeweiligen Objekte weisen jedoch ein sehr heterogenes Erscheinungsbild auf. Teufelsbrücken treten als gewölbte Brücken aus Bruchstein, Gusseisen oder Holz auf, oder aber als Kettenbrücken. Sie überspannen felsige Schluchten, stille

Kanäle oder tosende Wasserfälle. Bei der Untersuchung von circa 100 Gartenanlagen vor allem in Deutschland ließen sich drei Typen ausmachen. Erstens die Teufelsbrücke am Wasserfall, zweitens die Kettenbrücke, drittens die Ruinenbrücke (Abb. 7–9). Das berühmteste Beispiel beherbergt Wilhelmshöhe. Mit Namen und Lage zwischen gebauten Felsen über künstlichem Wasserfall erinnert die dortige Situation an eine reale Landschaft der Schweizer Hochalpen. *Reichardt* verfügte mit seiner Bibliothek über zahlreiche Reisebeschreibungen der Schweiz (*Lang* 2007, S. 56). Die häufig beschriebene und abgebildete Teufelsbrücke war ihm sicher bekannt.

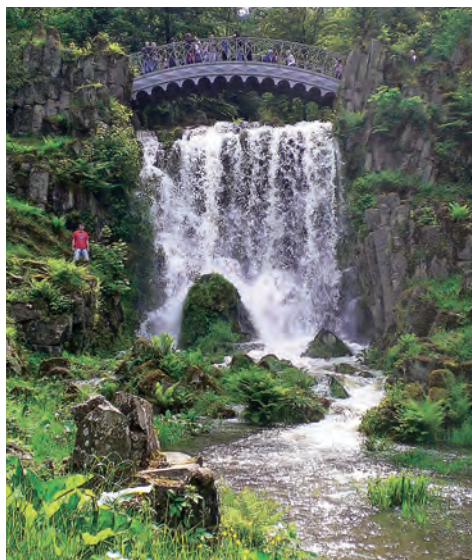


Abb. 7: *Teufelsbrücke im Bergpark Kassel Wilhelmshöhe, 1792*  
Foto: *Kilian Jost*



Abb. 8: *Teufelsbrücke im Schloßpark Altenstein, um 1800*  
Foto: *Kilian Jost*



Abb. 9: *Teufelsbrücke im Schloßpark Glienicke, 1838*  
Foto: *Gabriele Kantel*

## 1.1 Die Teufelsbrücke in der Schweiz

Die Teufelsbrücke im Kanton Uri ist Teil des Passes über das Gotthardmassiv, neben Brenner oder San Bernardino der bekannteste Pass der Zentralalpen. Der Gotthard liegt auf gerader Linie zwischen den Handelsplätzen Basel und Mailand, beide Alpenketten lassen sich hier in einem einzigen Auf- und Abstieg überwinden. Ein gravierendes Hindernis ist jedoch die ›Schellenen‹ oder ›Schöllenen‹ genannte Schlucht der Reuss zwischen den Orten Geschenen und Andermatt. Die hier zusammenstossenden Gebirgsketten bilden mit dem Urserental ein hochgelegenes Alpental, das durch Furka und Oberalp an beiden Enden quer abgeriegelt ist. Die Reuss schuf sich einen spektakulären Abfluss (Abb. 10): »Der harte und glattspringende Granit bewirkte [...], daß der Fluß nur einen engen Einschnitt mit jäh abfallenden, zum Teil fast senkrechten, harten, glatten Seitenwänden bilden konnte, Wände, die nur wenige Borten zur Anlage eines Weges boten, bisweilen aber Partien von hundert und mehr Meter Höhe bildeten, die völlig glatt und kaum passierbar waren, während unten die Reuß keinen Fuß breit trockenen Stein ließ. Am ausgeprägtesten sind diese Verhältnisse bei der Teufelsbrücke.« (Laur-Belart 1934, S. 54–55). Bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts passierten jährlich 10 000 Menschen den Gotthardpass und somit die Teufelsbrücke, 1820 waren es schon 16 000 Personen (Nething 1990, S. 18). Die erste steinerne Brücke über die Reuss bestand spätestens ab Ende des 16. Jahrhunderts als hoher, gemauerter Bogen. Es gibt Hinweise aus dem Jahr 1587, die Brücke sei nur fünf bis sechs Fuss breit und »ohne Lehen« (Brüstungen) ausgeführt, um große Holzbündel quer darüber ziehen zu können (Trog 1891, S. 198). Im »Hand-Book for Travellers« beschreibt Murray sie als »thin segment of a circle, spanning a terrific abyss [...] at once of boldness and fragility [...]. The single arch of slight masonry, suspended in the air at a height of 70 feet above the Reuss, with scarce a parapet at the side, and with barely breadth to allow two persons to pass, almost seemed to tremble with the rushing of the torrent under the feet of the traveller.« (Murray 1838, S. 96–97). Diese Brücke wurde bis zum Neubau einer



117 VUE DU PONT DU DIABLE.

A.P.D.R.

1740.

Abb. 10: La vue du Pont du Diable

Aus: B.-F. Zur Lauben und J.-B. De La Borde: Tableaux topographiques [...] de la Suisse, Bd. 3. – Paris 1780, Taf. 163 (Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne)

breiteren parallelen Brücke 1830 genutzt, also auch während der Schweizbegeisterung, und stürzte 1888 in die Schlucht. Wegen der Spritzwasser der Reuss wird die Teufelsbrücke im 14. Jahrhundert als ‚Stiebende Brücke‘ bezeichnet. Namen wie ‚pons inferni‘ (1481), ‚vallis inferna‘ (1568) oder ‚Teufelsbrücke‘ und ‚Höllnbrücke‘ (1587) werden im 15. und 16. Jahrhundert gebräuchlich (*Laur-Belart* 1934, S. 148–155). Diese literarischen Bezeichnungen treten anfänglich in überregionalen Zeugnissen (Urkunden, Grenzbestimmungen, Reiseberichten) auf und werden von den lokalen Quellen erst deutlich später übernommen (*Laur-Belart* 1934, S. 166).

Als Wegstück der Grand Tour und während der Schweizbegeisterung ab 1750 wurde die Brücke durch Stichwerke und Reisebeschreibungen in das kollektive Gedächtnis aufgenommen. Name und Lage entsprach in jeder Hinsicht der ästhetischen Kategorie des Erhabenen, des Sublimen nach Burke (*Burke* 1757), der ‚delightfull horror‘ ist noch heute in zeitgenössischen Berichten zu spüren. 1763 beschreibt *Schinz* zuerst die 23 Wegkreuze für die hier von Felsen erschlagenen Reisenden, dann die Teufelsbrücke, als »gefährlichsten Ort der ganzen Gothardischen Landstraß.« (Zitat nach *Nething* 1990, S. 53.) Immer wieder wird der Fall der Reuss als Naturgewalt beschrieben, der die Brücke und ihre Umgebung in feuchte Nebel hüllt (*Schellenberg* 1770, S. 42). Der im Felsenkanal aufkommende Wind wird gefährlich kanalisiert, »so dass ein Reisender, [...] um nicht vom Wind ergriffen zu werden, auf Händen und Füßen darüber zu kriechen, gleichsam ge[z]wungen wird[...].« (*Schellenberg* 1770, S. 42). Interessanterweise beschreibt auch der Gartentheoretiker *Hirschfeld* die Szene noch vor derjenigen in Tivoli, als eine, »die nicht brausender, noch fürchterlicher erdacht werden könnte: das tobende Geräusch eines ziemlich wasserreichen, sich in unzähligen Absätzen tief abstürzenden Flusses; eine sehr enge und fürchterliche Felsenklüft; hundert gespaltene und dem Ansehen nach den Einsturz drohende Felsen; einen in den perpendicular in die Höhe gehenden Felsen eingehauenen, hoch über den Abgrund, wodurch der Fluß sich so wütend herunterstürzt, gleichsam in der Luft schwebenden Weg; und endlich eine schmale, hoch über eben diesen Abgrund gehende Brücke; dieses ist die sogenannte Teufelsbrücke, über die man weg muß, um auf den gedachten, an dem Felsen eingehauenen Weg herüber zu kommen. Man wird mitten auf dieser Brücke von dem tobenden Geräusch des Wassers betäubt, von der Höhe schwindelnd, und von dem in Staub zerschmetterten und sich in der Luft herumtreibenden Wasser ganz naß. Das Greuliche dieser Szene ist über alle Beschreibung, und man begreift kaum, wie Menschen es haben unternehmen können, sich einen Weg hierdurch zu bahnen.« (*Hirschfeld* 1780, S. 120–121). Stets wird die Gefahr der Passage betont: »Denn hier, fürwar thronet die Gottheit des Schreckens.« (*Andreae* 1776, S. 106–107). Nachdem eine parallele Brücke die Gefahr mildert, bedauert *Murray* 1838: »Modern improvements have deprived the bridge and its vicinity of much of its terror and sublimity.« Die parallel errichtete neue Brücke ist breiter, massiver und »though nearer to the fall than the old, may be passed without the slightest emotion of the nerves, thanks to its solidity and high parapets.« (*Murray* 1838, S. 96–97).

Neben Beschreibungen der Teufelsbrücke waren früh Bilder in Stichwerken veröffentlicht worden. Der Schweizer Universalgelehrte *Johann Jakob Scheuchzer* publiziert 1712 die »*Nova Helvetiae Tabula Geographica*«, eine bebilderte Karte der Schweiz, die neben Grindelwald- und Rhône-gletscher die Schöllenschlucht mit der Teufelsbrücke zeigt (Abb. 11). Seine späteren »*Itinera per Helvetiae alpinae regiones*« zeigen die Brücke sogar auf dem Frontispiz (*Scheuchzer* 1723). Weitere Veröffentlichungen *Scheuchzers* wie die »*Natur-Geschichte des Schweizerlandes*« und die »*Natur-Historie des Schweizerlandes*« sind nur knapp bebildert, die Teufelsbrücke ist jedoch stets darunter (*Scheuchzer* 1746; 1752). Ab 1754 gibt *David Herrliberger* seine »*Topographie der Eydgenossenschaft*« heraus (*Herrliberger* 1754–1773). Die bis 1773 erscheinenden Hefte beinhalten 258 Abbildungen, davon über



Abb. 11: Teufelsbrücke  
(Ausschnitt Randvignette)  
Aus: *J.J. Scheuchzer: Nova Helvetiae Tabula Geographica*. – Zürich 1712  
(Zentralbibliothek Zürich)

30 »*seltsame Natur-Prospecte*«, darunter die Teufelsbrücke mit dem Fall der Reuss. 1773 erscheint zum wiederholten Male *Hallers* Gedicht »*Die Alpen*« (*Haller* 1773). Auf dem Frontispiz steht ein Stich von *Herrliberger* mit Tell-Legende und Rütlichschwur umrahmt von zehn Darstellungen der Alpen, darunter auch die Teufelsbrücke mit Wasserfall (*Herrliberger* 1773). Kurz: Die Teufelsbrücke ist seit *Scheuchzers* »*Nova Helvetiae*« in nahe-zu jedem Stichwerk zur Schweiz enthalten. Zwischen 1776 und 1789 erscheinen bahnbrechend und erfolgreich die »*Vues remarquables des montagnes de la suisse*« in mehreren deutschen und französischen Auflagen in Bern, Paris und Amsterdam.<sup>2</sup> Sie enthalten bis zu 42 Farbaquatintas von *Caspar Wolf*, darunter die Teufelsbrücke (Abb. 12). Die »*Tableaux topogra-*

2 *Wagner, Abraham: Vues remarquables des montagnes de la Suisse*. – Bern 1776. *Wagner, Abraham: Merkwürdige Prospekte aus den Schweizer Gebuergen und derselben Beschreibung*. – Bern 1776; *Wagner, Abraham: Alpes Helveticæ*. – Bern 1777; *Wagner, Abraham: Vues Remarquables des montagnes de la Suisse*. – Paris 1780–1782; *Henzi, Rudolf Samuel: Vues Remarquables des Montagnes de la Suisse dessinées et colorées d'après Nature avec leur Description*. – Amsterdam 1785; *Ochs, J. A.: Collection de Vues Remarquables des Alpes de la Suisse*. – Bern 1789.

*phiques*« von *Zur Lauben* und *La Borde* erscheinen zeitgleich mit 350 Abbildungen, davon gleich mehrere zur Teufelsbrücke (*Zur Lauben u. La Borde* 1777–1788). Über Reisebeschreibungen und Stiche erlangte die Teufelsbrücke ikonische Berühmtheit und wurde das wohl bekannteste Bild der Schweizer Landschaft. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ist sie dramatisches Motiv für Maler wie *Joseph Mallord William Turner*<sup>3</sup> oder *Carl Blechen* (Abb. 13).<sup>4</sup> Wie andere Reiseerinnerungen der Grand Tour wird auch sie im Garten nachempfunden.

Abb. 12:  
Caspar Wolf: *Pontis Diaboli*  
Aus: R.S. Henzi: *Vues Remarquables de Montagnes de la Suisse*. – Amsterdam 1785, Taf. 20  
(Nationalbibliothek Bern)



Abb. 13:  
Carl Blechen,  
*Bau der Teufelsbrücke*, 1838  
Bayerische  
Staatsgemälde-  
sammlungen



3 Turner, *Joseph Mallord William*: *Liber Studiorum*, *Kleine Teufelsbrücke*, 1809.

4 *Blechen, Carl*: *Bau der Teufelsbrücke*, 1832, Neue Pinakothek München.

## 1.2 Die Teufelsbrücke im Garten

Trotz der großen Anzahl lassen sich nur für wenige Teufelsbrücken in Landschaftsgärten Belege für einen Schweizbezug finden. Für Schönbusch bei Aschaffenburg haben *Albert* und *Helmberger* die Schweizer Teufelsbrücke als Vorlage für eine Gartenszene mit dem 1778 datierten Entwurf von Emanuel *Joseph von Herigoyen* belegt (*Albert u. Helmberger* 1999, S. 52, Abb. 83). Mit dem Aushub des unteren Sees konnten dort drei künstliche Berge aufgeschüttet werden, die für den Hochgebirgscharakter nur wenig bepflanzt und mit Felsen belegt wurden. Eine Teufelsbrücke spannt sich über den geplanten Gebirgsbach, der wegen Wassermangels nie realisiert wurde. Die erste Teufelsbrücke wurde um 1779 aus grob behauenen Baumstämmen gebaut. Schlichte Knüppelbrücken wurden häufig in landschaftlichen Gärten eingesetzt. Die Namen der Brücken verweisen vielfach auf die Schweizer Alpen. In Downton Castle existierte eine ›Alpine bridge‹ (*Siegmund* 2011, S. 289), in Hawkstone wird eine ›Swiss bridge‹ errichtet, eine Holzkonstruktion, »welche zwei Felsen kühn miteinander verbindet.« (*Pückler-Muskau*, zitat nach *Erler* 1992, S.146). *Loudon* liefert eine Beschreibung dieses Typs: »Die Schweizerbruecke ist ohne Kunst, von ungeschälten Baumstaemmen errichtet.« (*Loudon* 1826, S. 440). Die Teufelsbrücke in Schönbusch allerdings ließ *Friedrich Ludwig von Sckell* bereits 1788 durch einen filigranen, weiß gestrichenen, hölzernen Neubau von *Herigoyen* ersetzen. *Herigoyens* Brücke wurde 1875 durch eine Eisenkonstruktion ausgetauscht, diese wiederum 1985 durch einen Stahlneubau (*Helmberger* 1999, S. 40) (Abb. 14). Die



Abb. 14:  
Teufelsbrücke im  
Park Schönbusch,  
Aschaffenburg  
Foto: Werner Helmberger  
(Bayerische Verwaltung  
der staatlichen Schlösser,  
Gärten und Seen)

heutige weiße Stahlkonstruktion über einem Parkweg hat im Vergleich zur Szene mit der groben Knüppelbrücke über einer geplanten Felskaskade einiges an Schauerlichkeit eingebüßt, der Schweizbezug ist verschleiert.

Anders ist es in Kassel Wilhelmshöhe: Wasserfall und Teufelsbrücke im Bergpark werden von *Buttlar* als Erinnerung an die Schweizer Alpen gelesen (*Buttlar* 2010, S. 21.), *Korsmeier* und *Hoss* vermuten durch ihren Namen einen Bezug zur berühmten Brücke am Gotthard (*Korsmeier* 2000, S. 14; *Hoss* 2010, S. 64). Die Schlossbibliothek Wilhelmshöhe weist tatsächlich ein Kupferstichwerk über die Schweiz auf, die »*Tableaux de la Suisse*« von 1785, in welchem neben zahlreichen Abbildungen von Wasserfällen auch die Teufelsbrücke enthalten ist (*Paetow* 1929, S. 31; *La Borde* 1785). Für einen zeitgenössischen Besucher ist die Assoziation mit der Schweiz im Jahr 1799 dokumentiert: »*Was manche Reisende in den wilden Gegenden der Schweiz schon bemerkten, daß die Gegenstände alle zu groß seyen, daß man von ihnen gedrückt und erdrückt werde; das fand ich auch hier.*« (*Gamper* 1998, S. 128).

Es ging in Wilhelmshöhe nicht um eine direkte Übernahme der baulichen Form, denn *Jussow* legte dem Landgrafen im September 1792 vier Zeichnungen zur Auswahl vor. Neben einer Brücke aus bemoosten Felsen und einer aus keilförmig gefügten Werksteinen fiel der Entscheid für eine gewölbte Holzbrücke (*Vogel* 1958, S. 26–27). Ob ästhetische oder finanzielle Gründe der hölzernen Brücke den Vorzug gaben ist unbekannt, die Fragilität sowie Knarren und Schwingen der hölzernen Brücke betonen die potentielle Gefahr und verstärken den Schauer. *Jussows* hölzerne Brücke wird 1826 von einem seiner Schüler, *Konrad Bromeis*, ersetzt (*Vogel* 1958, S. 26–27). Die nach einem Katalog der Berliner Eisengießerei von 1815 gezeichnete und von der Eisenhütte im nahen Veckerhagen hergestellte Konstruktion hat bis heute Bestand (*Paetow* 1929, S. 31 u. S. 56) (Abb. 15). Auch sie ist sehr filigran und hat zudem einen dunklen Anstrich. In den Neuen Anlagen in Wörlitz befindet sich seit 1791 die »eiserne Brücke«, eine verkleinerte Kopie der 12 Jahre zuvor errichteten ersten Gusseisenbrücke von *Wilkinson* in Coalbrookdale (*Trauzettel* 1998, S. 60). *Burkhardt* geht davon aus, dass die Eisenbrücke – in ihrer filigranen Form und durch den schwarzen Anstrich geradezu »durchsichtig« – damals ähnliche Gefühle von Unsicherheit ausgelöst haben mag wie Kettenbrücken (*Burkhardt* 1996, S. 210). Zudem betonen die mit unregelmäßigen Findlingen massiv ausgeführten Wiederlager der eisernen Brücke den Gegensatz zu ihrer luftigen Transparenz. Auch in Wilhelmshöhe steht die Geometrie der Brücke im Kontrast zur zerklüfteten Felswand. Der darunterliegende Wasserfall wurde 1791–1793 von *Jussow* konstruiert (*Becker u. Karosch* 2007, S. 308) und besteht aus künstlich aufgestellten, oblongen Basalttuffblöcken, die mit Eisenklammern befestigt wurden (*Modrow* 2010, S. 28). Der Wasserfall der Teufelsbrücke wird stets mit einer geringen Wassermenge überflossen. Bei Inszenierungen gehen in 10 Minuten 400 Kubikmeter Wasser über die Klippen (*Hoss* 2010, S. 64). In kaum einem anderen Landschaftspark konnte diese Naturgewalt so meisterlich nachgestaltet werden.

Das Motiv der Teufelsbrücke findet sich in zahllosen Parks. Im Schlosspark Eisenstadt ließ Fürst *Nikolaus II. Esterházy de Galantha* zwischen 1803 und 1824



Abb. 15: Teufelsbrücke im Bergpark Wilhelmshöhe, Kassel  
Foto: Elke Bremer (Stadt Kassel)

einen landschaftlichen Teil mit Felsenszenerien und zwei Wasserfällen anlegen. Der abgelegene ist Teil einer Szene mit Schweizer Bezug. Unmittelbar über den Wasserfall war eine steinerne Brücke geführt (Prost 2001, S. 68). Auch in den Fürstlichen Anlagen Inzighofen, die bis 1829 in natürlichen Felsen angelegt wurden, befindet sich eine Teufelsbrücke, die die wildromantische ›Höll‹-Schlucht überquert. 1843 als Holzbrücke konstruiert wurde sie 1895 durch eine Betonkonstruktion ersetzt. Beim Schloss Neuschwanstein ließ König *Maximilian II.* von Bayern 1845 einen hölzernen Reitsteg 90 Meter über dem Pöllatfall der gleichnamigen Schlucht errichten, die 1866 durch eine filigrane Eisenkonstruktion ersetzt wurde.<sup>5</sup> Auch ohne die Bezeichnung Teufelsbrücke entsprechen diese Beispiele dem Motiv wie ungezählte andere.

Nur einige wenige Brücken wurden als halbkreisförmige Bögen aus Findlingen oder aus mit Bruchstein verkleidetem Ziegelmauerwerk errichtet, wie die Hohe Brücke in Wörlitz oder die Teufelsbrücke in Kromlau. Hier, in direkter Nachbarschaft zu *Pücklers* Muskau legt *Friedrich Hermann Rötschke* ab 1844 den Park des Rittergutes an (Rave 1939 B, S. 166). Die Basaltbrücke über den Rakotzsee ist

<sup>5</sup> Den Entwurf lieferte der Königliche Oberbaurat *Heinrich Gottfried Gerber*, die Herstellung übernahm die Maschinenbau-Gesellschaft Nürnberg in ihren Gustavsburger Werkstätten.



Abb. 16: Teufelsbrücke (Rakotzbrücke) im Park des Rittergutes Kromlau, um 1848  
Foto: Dieter Jost

mit ihrem überschlanken Bogen aus Feldsteinen eine Reminiszenz an ihre Namenspatronin (Abb. 16).

Bei dem Motiv Teufelsbrücke ging es offensichtlich nie um die exakte Kopie des Schweizer Originals, sondern vielmehr darum, durch die Lage über einem Wasserfall, zwischen rauhen Felsen oder über einer tiefen Schlucht bestimmte Empfindungen auszulösen. Schrecken und Schauer waren das Ziel der Inszenierung, die freilich immer hinter dem Vorbild im Hochgebirge zurückblieb. Daher wurde die gewünschte schauerliche Wirkung mit fragilen oder fragil scheinenden Konstruktionen unterstützt. Die sogenannten Schweizer Brücken, also Knüppelbrücken, waren dabei die erste Wahl. Mit der Entwicklung des Gusseisens wurde auf diese haltbarere, aber ebenso filigrane Lösung zurückgegriffen und von Gartentheoretikern auch empfohlen (*Jäger* 1877, S. 193). Hier wird die Haltbarkeit und Sicherheit des Übergangs schließlich über das Gartenbild und seinen Effekt gestellt, der Schweizbezug jedoch wurde damit zunehmend verschleiert.

### 1.3 Die Kettenbrücken im Garten

Auch im Park von Wilhelmsbad war eine Teufelsbrücke bereits um 1779 mit dem landschaftlichen Kurpark entstanden. Sie führt über einen trockenen Graben und ist an schmiedeeisernen Ketten aufgehängt. Derselbe Name, aber eine völlig andere Konstruktion. Gibt es ein weiteres Vorbild, eine zweite Teufelsbrücke?

Neben der Teufelsbrücke war ein weiteres Bauwerk für die Gangbarmachung der Schöllenschlucht von Bedeutung: Die Twärrenbrücke. Sie war keine eigentliche Brücke, sondern ein Holzsteg, der bis 1708 nahe der Teufelsbrücke um den Chilchberg (Kirchberg) herumführte (Abb. 17). Der siebenzig Meter lange Steg wurde an Felsvorsprüngen befestigt mit einer zusätzlichen Unterstützung durch Stützmauerchen und in Felsritzen geklemmte hölzerne Kloben (Baumann 2001, S. 12). Noch Laur-Belart spricht die Vermutung aus, der Steg sei mit Ketten gesichert worden (Laur-Belart 1934, S. 156). Baumann lehnt diese Variante ab, da für den Unterhalt der Twärrenbrücke in den Rechnungen nie Eisenteile auftauchen. Er ist der Ansicht, dass die Vorstellung von einer Kettenbrücke erst nach dem Verschwinden der Twärrenbrücke aufkam (Baumann 2001, S. 13). Sicher ist, dass große Schmelzwasser die Konstruktion regelmäßig fortrissen, eine Quelle spricht gar von einer Erneuerung des Stegs alle sieben Jahre (Baumann 2001, S. 13). Daher wurde der Vaubanschüler Pietro Morettini beauftragt 1707/1708 das Urner Loch durch den Chilchberg zu treiben, den ersten Tunnel einer Alpenstraße.

Der verschwundene Holzsteg aber wurde ein Mythos. Dabei spielt – ob historisch korrekt oder nicht – die Aufhängung an Ketten stets eine wesentliche Rolle, um die Gefährlichkeit der Passage zu belegen. Ähnlich den um 1800 sehr beliebten Gothic Novels überboten sich die schauerhaften Schilderungen des schwankenden und rutschigen hölzernen Steges. Die Entwicklung lässt sich an Ebels Reiseführer ablesen. In der ersten Auflage schreibt Ebel 1793 nur von einer »hölzernen Brücke, die in Ketten hieng.« (Ebel 1793, S. 166). In der zweiten Auflage 1804 heißt es: »[...] der Eingang ins Ursern-Thal geschah über eine Brücke, welche außerhalb des Teufels-Berges in Ketten über der brausenden Reuß hieng, und, weil sie ständig von dessen Wasserstaub besprüzt wurde, die stäubende Brücke hieß [...] welche zuverlässig ein Schauspiel dargeboten haben muß, desgleichen nirgends in der Natur mehr zu sehen ist, und welches die kühnste Phantasie nicht erreichen kann.« (Ebel 1793, S. 44). Man sieht, wie die Szene in den elf Jahren gewachsen ist. Die fast 100 Jahre verschwundene Twärrenbrücke wird als phantastischen Schauspiel beschrieben und mit der historischen Bezeichnung für die



Abb. 17: Twärrenbrücke, Rekonstruktion von G. Koch  
Aus: H. Hitzer: Die Straße. – München 1971, Abb. 158

Teufelsbrücke »stäubende Brücke« genannt, der Kirchberg wird zum »Teufelsberg«. Die Twärrenbrücke wurde als »Kettenbrücke« oder als »Stiebende Brücke« zunehmend mit der Teufelsbrücke verwechselt (Laur-Belart 1934). Die unter Zeitgenossen bekannteste Quelle ist vermutlich Johannes von Müllers »Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft«, auf der auch Schillers »Wilhelm Tell« fußt (Meyer 1858, S. 3).<sup>6</sup> Müller schreibt bereits 1780: »[...] am einzigen Pfad, welchen Menschen finden konnten, wurden von den Langobarden oder einer benachbarten Völkerschaft, [...], eine in Ketten hangende Brücke über den Abgrund geworfen; auch jetzt, da sie steinern ist, schwindelt vielen zu sehen, was jene getan; [...].« (Müller 1780, S. 131.) Hier besteht bereits eine Vermischung der steinernen Teufelsbrücke mit der Legende der nicht mehr vorhandenen Twärrenbrücke. Man erfand drei unterschiedliche Positionen für ihren Verlauf, am häufigsten wurde die Kettenbrücke jedoch fälschlich als Vorgängerbau der Teufelsbrücke beschrieben (Nüscherer 1872, S. 66). In der Vorstellung der Reisenden existiert daher sowohl die selbst erlebte Situation mit der steinernen Teufelsbrücke hoch über dem Wassersturz der Reuss, als auch der Mythos einer ehemals als Kettenbrücke ausgeführten Konstruktion an selber Stelle. Die am Fels aufgehängte Eisenkettenkonstruktion über der schäumenden Reuss regte die Phantasie der Reisenden an und wird zu einer Ikone des schauerlichen Alpenerlebnisses. Hirschfeld schließlich empfiehlt solch eine »schwebende Brücke« für romantische Gartenszenen (Hirschfeld 1782, S. 113).

In der romantischen Partie von Schochs Garten in Wörlitz wurde 1781 eine Kettenbrücke zwischen zwei künstlichen Felsbauwerken aufgehängt. Sie besteht aus vier Ketten und einem Holzbohlenbelag. Die Brücke kombiniert große Höhe und Spannweite mit einer Leichtkonstruktion und neigt so zu Instabilität und Formänderung (Abb. 18–19) (Burkhardt 1996, S. 216). Nach William Chambers, der derartige Beispiele aus China beschrieb, soll das Schwanken die Besucher schrecken. Der Kontrast zwischen den (künstlichen) massiven Felsspornen und der beweglichen Brücke war wirkungsvoll: »Ueber künstliche, mit Gebüsch gekrönte Felsen führen uns nun die Stufen bald auf, bald ab; bis wir auf einmal am Rande einer Felsenklüft stehen, aus deren Tiefe ein helles Gewässer uns entgegenblickt. Nichts als eine schmale, zwischen den kahlen Felsenwänden auf Ketten schwebene Brücke bietet sich zum Uebergange dar. [...] Das Auge späht umher. Vor sich erblickt es nichts als eine starre Felsenmasse [...]. Nachdem die erste Überraschung vorüber ist, wagt man es dennoch, sich der lustigen, schwankenden Kettenbrücke anzuvertrauen. In der Tat ist auch keine Gefahr dabei.« (Rode 1798, S. 156–158).

Die Kettenbrücke kann man von der felsigen Bogenbrücke aus sehen wodurch der Kontrast zwischen der felsigen und der schwankenden Überquerung betont wird. Besonders augenscheinlich scheint der Kontrast auch vom Wasser aus wahrgenommen worden zu sein. Der Zeitgenosse Rode schreibt: »Gelangt der Nachen endlich vor die Bogenbrücke selbst, so schaut, wie durch eine Öffnung hindurch

---

<sup>6</sup> Meyer nennt außerdem als sichere Quellen auch Tschudi, Etterli, Stumpf, Ebel und Scheuchzer.

das getäuschte Auge die in der Luft schwebende Kettenbrücke. Ein Anblick, den die Einbildungskraft trifft und den Geist nach China zaubert, wo die Kühnheit der Menschen zuerst luftige durch reißende Ströme, geschiedene Felsenwände durch dieses Mittel vereint haben soll.« (Rode 1798, S. 238.) Rode bezieht sich damit wohl auf William Chambers »Dissertation on Oriental Gardening« oder Fischer von Erlachs »Entwurf Einer Historischen Architectur«, die eine Kettenbrücke über die Schlucht von King-tong zeigt (Chambers 1772; Fischer von Erlach 1721). Carl August Boettiger verweist jedoch ein Jahr eher als Rode eindeutig auf eine unmittelbare Anregung durch die Schweizer Reise des Dessauer Fürstenpaares 1771 (Boettiger 1985, S. 37).



Abb. 18: Kettenbrücke im Schloßpark Wörlitz, 1781  
Foto: Kilian Jost

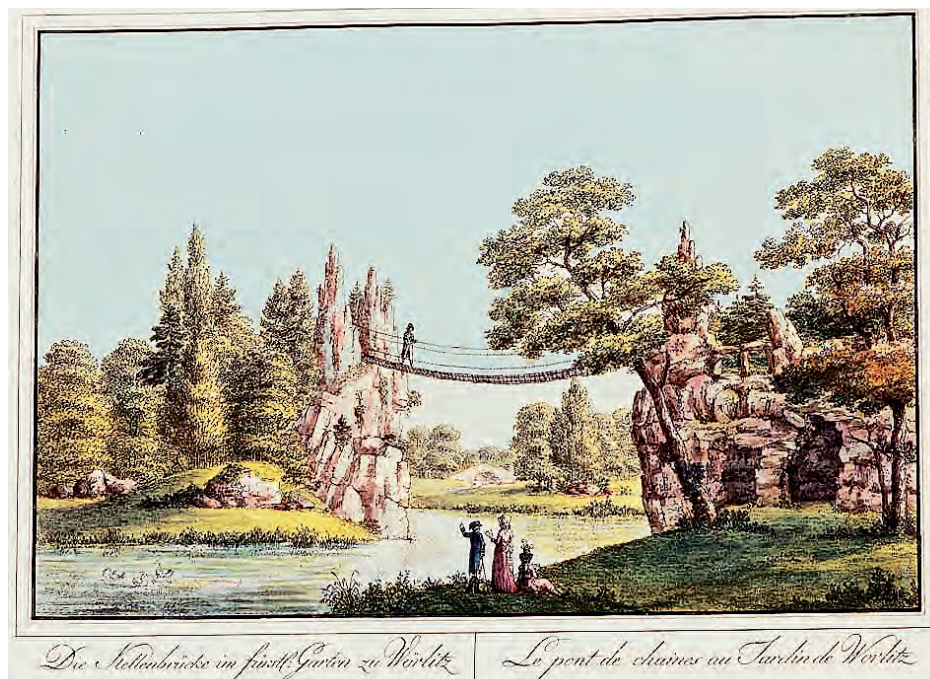


Abb. 19: Johann Friedrich Nagel, Die Kettenbrücke im fürstl. Garten zu Wörlitz, 1793  
Anhaltische Gemäldegalerie Dessau

Die zweite Brücke, die *Rode* als Bogenbrücke beschreibt, ist die 1786 von *Georg Christoph Heseke* errichtete Hohe Brücke, die sich in Sichtweite der Kettenbrücke über denselben Kanal spannt (*Trauzettel* 1998, S. 54). Sie ist wie die Schweizer Teufelsbrücke als hoher Halbkreis gemauert, sehr schmal, mit niedrigem Geländer und rohen Steinen verkleidet. Sollten hier beide Gotthardbrücken, die Teufelsbrücke und die Twärrenbrücke, dargestellt werden? Die zahlreichen Deutungen dieser Gartenanlage könnten mit einer weiteren überlagert werden, dem beschwerlichen Weg über die Alpen in das heitere Arkadien.

Kettenbrücken fanden unter der Bezeichnung Teufelsbrücke, Kettenbrücke oder Schaukelbrücke sich ab circa 1785 in der Eremitage von Arlesheim, 1788 in Wilhelmsbad, 1796 in Schönau, im Sächsischen Wolkenburg spätestens ab 1810, im preußischen Paretz ab 1820, im Weimarer Ilmpark 1833 und in Altenstein. Auch in *Grohmanns* einflussreichem »*Ideen-Magazin*« sind mehrfach Kettenbrücken wiedergegeben, 1797 wird eine Brücke in Untersicht gezeigt, wie sie in landschaftlicher Szenerie zwei Felsen über einem Wasserfall verbindet. Eine zweite Zeichnung erläutert die Beplankung der Ketten (*Grohmann* 1797, Nr. 13, Taf. 7). Dasselbe Blatt erscheint nochmals 1835 (*Grohmann* 1835–1837, Nr. 5, Taf. 4). 1797 wird ebenfalls in Untersicht eine Seilbrücke gezeigt, die zwischen gewaltigen Felsen über einen Fluss verläuft (*Grohmann* 1797, Nr. 41, Taf. 9). Die Brücke führt von einer pappelumstandenen Villa im Sonnenlicht zu einer Burgruine in dunklem Gebüsch, verbindet zwischen antikischer und nordischer Landschaft.

#### 1.4 Die Ruinenbrücken im Garten

Im Glienicker Park verläuft ein natürlicher Höhenrücken von West nach Ost, der gleichsam zwei unterschiedliche Teile des Parks voneinander trennt. Südlich davon liegen weite lichte Rasenflächen, nördlich finden sich ausgedehnte Laubholzbestände und kleinere Lichtungen. Der kleinere Ost-West-Höhenzug zwischen den Parkteilen versinnbildlicht die Alpen als natürliche Trennlinie (*Krosigk u. Wiegand* 1984, S. 50–51). Auf dieser Linie errichtete *Persius* eine Brücke über künstlichem Wasserfall. Die Teufelsbrücke im Glienicker Park ist somit als Zitat des Alpenübergangs zu lesen.

Der Entwurf von *Ludwig Persius* aus dem Jahr 1838 (Abb. 20) zeigt eine vierbogige steinerne Brücke von deren drei Pfeilern bereits einer wie vom tosenden Wasser weggerissen fehlt (*Krosigk* 2010, S. 117). Die somit ebenfalls fehlenden anderthalb Bögen sind mit einer einfachen Holzkonstruktion »repariert«.



Abb. 20: *Ludwig Persius*,  
Entwurf zur Teufelsbrücke  
Klein Glienicke, 1838  
Stiftung Preußische  
Schlösser und Gärten



Abb. 21: Johann Baptist Seele, *Kampf der Russen und Franzosen auf der Teufelsbrücke am St. Gotthardpass im Jahre 1799*, 1802  
Staatsgalerie Stuttgart

Ihre Konstruktion aus zwei beidseitig ansteigenden Rampen bis zum Scheitel des Bogens erinnert an frühe Bogenbrücken in den Alpen und führt über einen künstlich angelegten Wasserfall (Burkhardt 1996, S. 213). *Kopisch* beschrieb 1852, dass beim Bau der Teufelsschlucht im Schlosspark Glienicke »die Alpennatur« Vorbild war (Sievers 1942, S. 72). In seinem »*Hand-Book for Travellers*« beschreibt *Murray* auch die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Russen an der Teufelsbrücke in Uri im Jahr 1799. Nachdem die Franzosen den Brückenbogen sprengten, errichteten die Russen für ihre Armee eine temporäre Konstruktion »by binding together beams of wood with officers scarfs; and over this the Russian army passed [...].« (Murray 1838, S. 97). Diese Notlösung (Abb. 21) wurde Vorbild für die Teufelsbrücke im Glienicker Park.

Die Vorliebe für Ruinen im Landschaftsgarten war nichts Neues (Siehe: *Hartmann* 1981 u. *Zimmermann* 1989). Die 1785 von Erdmannsdorff errichtete Ruinenbrücke im Dessauer Georgium wurde mehrfach publiziert (*Hirschfeld* 1782, S. 161 u. *Grohmann* o.J. [um 1800] Nr. 24, Taf. 8). Andere Vorlagen finden sich 1796 in *Beckers »Taschenbuch für Gartenfreunde«* (*Becker* 1795–1799),<sup>7</sup> oder in *Grohmanns »Ideen-Magazin«* (*Grohmann* 1796, Nr. 6, Taf. 1). Bei *Grohmann* wird erläutert, warum häufig Wasserfälle im Hintergrund der hölzernen »Repara-

7 Dieselbe Zeichnung auch bei *Klinsky* 1799, Taf. 24, Text S. 13.

turen« auftauchen: »Das Wasser, welches hinter diesem neuen Theile von einem Felsen herab stürzt, windet sich mühsam und schäumend durch Felsenstücke, um in mehr als einer Rücksicht den Schein vom Einsturz der Brücke zu rechtfertigen.« (Grohmann 1796, Nr. 6, Taf. 1). Persius hat in Glienicke zwei bereits existente Motive, die Ruinenbrücke und die Teufelsbrücke, verschmolzen. Diese Deutung war für etwa 60 Jahre verschleiert, denn eine Restaurierung der 1930er Jahre hatte die künstliche Ruine fertiggebaut. Erst in den 1990er Jahren wurde diese Ergänzung zugunsten der ursprünglichen Fassung wieder rückgebaut.

### 1.5 Die Teufelsbrücke als Schweizer Topos im Garten

War die Schweiz Vorbild für die romantischen Partien der landschaftlichen Gärten? Das Motiv der Teufelsbrücke in all seinen Spielarten ist der Schlüssel für eine solche Interpretation. Als bildliche Ikone und durch Mythen von Gefahr und Abenteuer aufgeladen fand sie früh weite Verbreitung und erlangte im Kanon der Schweizer Motive eine herausragende Stellung. Wie andere Reiseerinnerungen der Grand Tour wird das bekannteste Bild der Schweizer Landschaft im Garten nachempfunden. Dabei wird nicht allein auf den namensgebenden Bau zurückgegriffen, sondern ebenso auf den Mythos der Twärrenbrücke. Daher muss die Schweizer Teufelsbrücke als Ursprung mindestens zweier Gartenbilder gesehen werden, die als Teufelsbrücke am Wasserfall und als Kettenbrücke zu eigenständigen Motiven wurden. Sie tauchen früh in Wilhelmshöhe und Wörlitz auf und können von dort ausstrahlen. Nach der Zerstörung und notdürftigen Instandsetzung der Schweizer Teufelsbrücke 1799 verschmilzt das Motiv mit dem älteren Gartenbild der Ruinenbrücke als dessen Sonderform im Glienicker Park. Offensichtlich ging es nicht um die präzise Übernahme baulicher Details, sondern um den in Reisebeschreibungen geschilderten Effekt den diese Brücke auslöste. Inmitten der Naturgewalten des Hochgebirges und des Wasserfalls entsprach dieser Ort wie kein anderer der Vorstellung des erhabenen Landschaftsbildes. Ganz im Sinne der Empfindsamkeit steht das Erlebnis des Schreckens, des Schauders im Fokus und wird zeichenhaft in die landschaftlichen Anlagen übernommen.

## 2 Der Wasserfall

»Wasserfälle [gehören ...] zu den am meisten besuchten Glanzpunkten eines Gartens«

Wasserfälle gelten den gartentheoretischen Schriften des 18. und 19. Jahrhunderts als besonders ästhetische, aber schwierig herzustellende Staffage. Der Wasserfall ist Stimmungsträger und Höhepunkt eines erhabenen Landschaftsbildes im Garten. Schon die Vertreter des französischen Gartens bezeichnet Wasser als »Seele der Gärten« (Dézallier d'Argenville u. Le Blond 1731, S. 349–350), auch die Theoretiker und Gartenkünstler der landschaftlichen Richtung wie Christian Cay Lorenz Hirschfeld, Friedrich Ludwig von Sckell und Eduard Petzold sehen im Wasser die »Seele« der Landschaft bzw. des Gartens (Hirschfeld 1780, S. 124;

*Sckell* 1825, S. 55; *Petzold* 1888, S. 117). Im 19. Jahrhundert avancieren gerade Wasserfälle zu den wichtigsten Naturstaffagen. *Johann Gottfried Klinsky* schreibt in seinen »Geschmackvollen Darstellungen« 1799 »Wasserfälle, wo sie anzubringen sind, dienen unstreitig Naturgärten zu einer großen Verschönerung.« (*Klinsky* 1799, Taf. 24, Text S. 13). Der Großherzoglich Sächsische Hofgarten-Inspektor *Hermann Jäger* vertritt 1864 im »Illustrierten Allgemeinen Gartenbuch« gar die Ansicht: »Wasserfälle [sind] in bergigen Gegenden das Schönste, was sich durch Wasser erreichen läßt.« (*Jäger* 1864, S.473). Im »Lehrbuch der Gartenkunst« unterstreicht er 1877 schließlich, dass »Wasserfälle wenn sie gelungen und stark sind, zu den am meisten besuchten Glanzpunkten eines Gartens gehören.« (*Jäger* 1877, S. 230). Sie bildeten »eine der herrlichsten und wirkungsvollsten Zierden. Daher ist die Anlage von Wasserfällen überall anzuempfehlen, wo sie möglich und naturwahr sind.« (*Jäger* 1877, S. 225). Auch der Park- und Gartendirektor *Eduard Petzold* meint 1888 in »Die Landschaftsgärtnerei«, gelungene Beispiele seien »der schönste Schmuck einer Anlage« (*Petzold* 1888, S. 131). Trotz dieser den Wasserfällen zugemessenen Bedeutung lässt sich die Skepsis der Autoren kaum verbergen, da nahezu jeder die Schwierigkeiten der künstlichen Erstellung eines Wasserfalls anmahnt. Gerade die Kombination aus künstlichen Felsen und den Anforderungen an Gefälle und Wasserzufuhr fordern Gestalter und Konstrukteure heraus (siehe: *Jost* 2015; *Jost* 2016b). Dennoch beweisen über den gesamten fast 150 Jahre dauernden Zeitraum der landschaftlichen Gartengestaltung zahlreiche realisierte Wasserfälle den Drang, dieses Naturschauspiel als Staffage zu übernehmen.

Naturnahe Kaskaden finden sich bereits früh in Italien wie eine nicht mehr erhaltene Kaskade in Tivoli, die im 17. Jahrhundert nach Entwurf von *Bernini* aus gewaltigen Felsbrocken montiert wurde (*Lauterbach* 2010, S. 104). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts entstehen auch in England naturalistische Kaskadenentwürfe von *William Kent*, 1720 für Chiswick und 1743 für Chatsworth (*Zech* 2010, S. 131). Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt sich auf dem Kontinent der naturimitierende Wasserfall (*Zech* 2010, S. 166). Die Inszenierungen lassen auch hier natürliche Vorbilder aus den Alpen vermuten.

In der »Theorie der Gartenkunst« schreibt der Gartentheoretiker *Hirschfeld* 1780 zum Thema Wassersturz: »Kein Land ist von der Natur mit so vielen kleinen und grossen Wasserfällen und Katarakten erfüllt, als die Schweiz. In den gebuegigten Gegenden hoert man auf allen Seiten Baeche und Waldstroeme rauschen.« (*Hirschfeld* 1780, S. 120). Tatsächlich kann man die Schweiz mit etwa 10 000 Wasserfällen zumindest im europäischen Raum in Bezug auf Anzahl und Fallhöhe als das Land mit den spektakulärsten Wasserfällen bezeichnen (*Schneider* 1989, S. 11–12). Dementsprechend sind hier zahlreiche Bezeichnungen für verschiedene Ausprägungen der Fallgewässer gebräuchlich. *Hirschfeld*, der von 1765 bis 1767 durch die Schweiz reiste (*Thietje* 1994, S. 135.), entwickelt in seiner »Theorie der Gartenkunst« drei Bezeichnungen, den »Wasserguß«, den »Wasserfall« und den »Wassersturz« (*Hirschfeld* 1780, S. 113–124). Als beispielhaft nennt er mehrere Wasserfälle in den Alpen, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts als Abbildungen weit verbreitet wurden. Auch die beiden wohl meistdargestellten Wasserfälle

Europas sind darunter: der Rheinfall von Schaffhausen und der Staubbachfall. Hier sind neben zahlreichen weiteren vor allem *Johann Ludwig Aberlis* Umrissradierungen und *Caspar Wolfs* Abbildungen in den »*Vues remarquables des montagnes de la Suisse*« zu nennen (Jost 2016) (Abb. 22–25). Beide Wasserfälle hatte *Hirschfeld* auf der Schweizreise gesehen (Thietje 1994, S. 135.), beide dienen ihm offensichtlich als Vorbild für Gartenszenen.

Auch andere Gartentheorien beschreiben Wasserfälle in der Schweiz als Vorbilder des Landschaftsgartens. Der Königlich Bayerische Hofgartenintendant *Friedrich Ludwig von Sckell* nennt in den »*Beiträgen zur Bildenden Gartenkunst*« 1825 neben



Abb. 22: *Gabriel Lory (père)*, *Lauterbrunnen Staubbachfall*, aus: ders., *Voyage pittoresque de l'Oberland Bernoise*, 1822

British Museum



Abb. 23: *Johann Ludwig Aberli*, *Lauterbrunnen Staubbachfall*, 1768  
British Museum



Abb. 24: *Caspar Wolf*, *Seconde Chute du Staubbach*

Aus: *J.S. Wyttenbach u. A. Wagner*: *Vues remarquables*. – 1776, Taf. 4 (Nationalbibliothek Bern)

dem Wasserfall in Tivoli auch den Pissevache und den Staubbach in der Schweiz als vorbildlich (Sckell 1825, S. 156). Auf Gartenkünstler *Eduard Petzold* hat in Bezug auf Wasserfälle die Alpenwelt »einen mächtigen Eindruck« gemacht (Rohde 1998, S. 24–25). Auch Forstmeister *Rudolf Geschwind* beschreibt 1880 die »Grossartigkeit und Lieblichkeit einer alpinen Scenerie« als vorbildhaft für die Gestaltung künstlicher Wasserfälle (Geschwind 1880, S. 122). Während die frühen Theorien zunächst die Schweiz als Land der Wasserfälle nennen, weiten sich die Vorbilder im Laufe des Jahrhunderts auf die gesamte Alpenlandschaft aus. Der Berliner Stadtgartendirektor *Hermann Mächtig* sucht das Vorbild für seinen Wasserfall im Berliner Viktoriapark schließlich im schlesischen Riesengebirge.

Die in landschaftlichen Anlagen umgesetzten Wasserfälle kommen in einigen wenigen Varianten vor, die zum einen durch die vorhandene Wassermenge, zum anderen durch das Gefälle definiert sind. *Jäger* unterscheidet 1877 im »Lehrbuch der Gartenkunst« zwei Arten eines Wasserfalls. Bei ersterer stürzt das Wasser über eine Felswand oder durch eine Felsenschlucht, als zweite Variante nennt er niedrige Fälle in Flüssen (*Jäger* 1877, S. 226–228). Damit orientiert sich *Jäger* nur am Gefälle. *Hirschfeld* hingegen unterscheidet seine drei Kategorien nach Wassermenge und Fallhöhe (*Hirschfeld* 1780, S. 113–124). Insbesondere für »Wasserfall« und »Wassersturz« gibt *Hirschfeld* Schweizer Vorbilder an.



Abb. 25: Frontispiz (Staubbachfall)  
Aus: G.S. Gruner: Die Eisgebirge des Schweizerlandes. – Bern 1760, S. 6  
(ETH-Bibliothek Zürich)

## 2.1 Der Staubbachfall als Wasserfall im Garten

Für den Wasserfall soll eine geringe Wassermenge ausreichen, jedoch muss sie von einer hohen Felswand herabstürzen (*Hirschfeld* 1780, S. 116). Seine Beschreibung liest sich wie eine solche vom Staubbachfall im Lauterbrunnental des Berner Oberlandes: »In den Alpen ergießen sich Wasserfälle, die aus den Wolken herabzuschäumen scheinen, indem umherschwebende Nebel ihren Ursprung verhüllen.« (*Hirschfeld* 1780, S. 116). Tatsächlich folgt eine Abbildung des Staubbachfalls (Abb. 26). Entsprechend empfiehlt *Hermann Jäger* 1864 im »Illustrierten Allgemeinen Gartenbuch« einen natürlichen Wasserlauf zu nutzen, »welcher ohne große Kosten bis zu einem Fall-

punkt geleitet werden kann, und dazu passender Fels in großen Blöcken« (Jäger 1864, S. 475). Die Umleitung eines natürlichen Baches und dessen Sturz über eine Felswand nennt er 1877 im »Lehrbuch der Gartenkunst« noch einmal als Möglichkeit, einen Wasserfall zu gestalten (Jäger 1877, S. 226). Solche Wasserfälle wurden unter anderem in den Schlossparks von Eutin und Altenstein verwirklicht. In Eutin hatte Hofbildhauer August Friedrich Moser 1790 den kleineren drei Meter hohen Wasserfall aus den Sielbecker Tuffsteinen fertiggestellt, 1791 den Großen Wasserfall beendet (Thietje 1998, S. 226–228). Seine Felswand wurde 1799 auf fünf Meter erhöht (Thietje 1994, S. 192.), das Wasser stürzt nun aus vier Metern Höhe (Barg 1997, S. 85) (Abb. 27–28). Laut Petzold würde bereits eine geringe Höhendifferenz von vier bis fünf Fuß (etwa 1,20 bis 1,50 Meter) für die künstliche Anlage eines Wasserfalls genügen, wenn ausreichend Wasser zugeführt wird und der Wasserfall entsprechend breit sei (Petzold

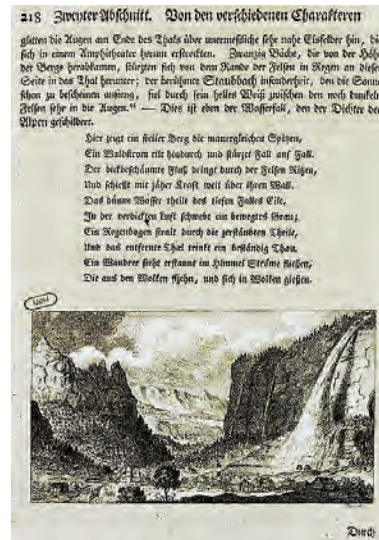


Abb. 26: Illustration (Lauterbrunnental mit Staubbachfall)  
Aus: C.C.L. Hirschfeld:  
Theorie der Gartenkunst. –  
Leipzig 1779–1785, Bd. 1,  
S. 218 (Universitätsbibliothek Heidelberg)



Abb. 27: Ludwig Phillip Strack, Der große Wasserfall in Eutin, um 1800  
Oldenburgisches Landesmuseum

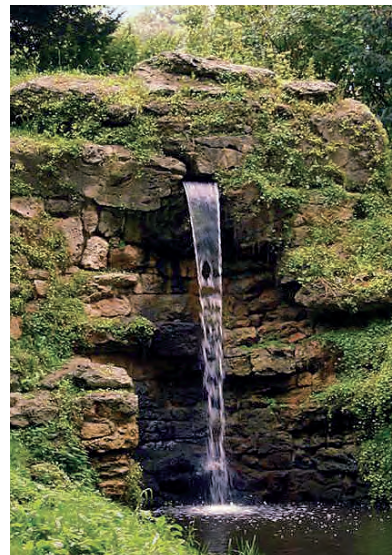


Abb. 28: Großer Wasserfall im Schloßpark Eutin 1790/1791  
Foto: Dieter Jost



1888, S. 132). Sicherlich ist auch der Wasserfall am großen Kunstberg des Village Suisse auf der Weltausstellung 1900 in Paris am Staubbachfall im Lauterbrunnental orientiert (Abb. 29).

Abb. 29: Wasserfall im Village Suisse, Weltausstellung Paris 1900  
 Aus: Anonym: L'Exposition de Paris 1900. – Paris 1900, Bd. 3, S. 289.  
 (Universitätsbibliothek Heidelberg)

## 2.2 Der Rheinflall von Schaffhausen als Wassersturz im Garten

Ein Wassersturz – *Hirschfelds* dritte Kategorie – ist ebenso an Felsen und Höhe gebunden wie ein Wasserfall, jedoch unterscheidet er sich durch eine größere Schnelligkeit und Heftigkeit (*Hirschfeld* 1780, S. 120–123). Als Beispiele nennt *Hirschfeld* den Rheinflall von Schaffhausen, den Reussfall an der Teufelsbrücke und den »Pissevache im Waliserlande« noch vor den Niagarafällen oder denen in Tivoli und Terni (*Hirschfeld* 1780, S. 120–123). Die drei Schweizer Beispiele sind sich nicht ähnlich. Während der Rheinflall über eine den Rhein querende, stauwehrartige Felsbank stürzt und von hochaufragenden Blöcken unterbrochen wird, hat sich der Reussfall eine felsige Schlucht ins Gotthardmassiv gegraben. Der Pissevache hingegen ist ein wasserreicher Fall, der aus großer Höhe nahezu senkrecht in die Rhône stürzt. Der Reussfall mit der darüber geführten Teufelsbrücke als erkennbare Staffage wurde wie beschrieben im Garten umgesetzt. Aufgrund der vergleichsweise leichten Realisierbarkeit als Flusswehr bei gleichzeitig hoher Bekanntheit, ist der Rheinflall als Inspiration für eine Gartenszene interessant (Abb. 30).

Im Englischen Garten München gestaltete *Skell* den Kreuzungspunkt vom Eisbach mit dem Schwabinger Bach zum Wasserfall um, wo sich bis dahin ein Wehr und Mühlen befanden. Die Mühlen wurden abgeräumt, der Bau der Kaskade 1807 beschlossen und 1814 vollendet (*Hallbaum* 1927, S. 209). Die das Wehr verkleidenden Tuffsteine sind entlang des Wehres und der Uferböschungen gruppiert und täuschen gemeinsam mit einem nahe dem Ufer gelegenen, künstlichen

Abb. 30:  
Karl Gotthard Graß,  
*Der Rheinfall bey Schaffhausen im April 1797*  
Aus: Fragmente von  
Wanderungen in der  
Schweiz [...]. – Zürich  
1797 (Niedersächsi-  
sche Staats- und Uni-  
versitätsbibliothek  
Göttingen)



Felsenhügel ein felsiges Terrain vor (Abb. 31).

Noch eindrücklicher erscheint das Bild einer weiteren Anlage. In seinem Muskauer Park hat Fürst *Hermann von Pückler-Muskau* 1835 in einem Nebenfluss der Neiße den Eichseewasserfall errichtet. Die Hermannsneiße wird durch eine Barriere aus Klinkermauerwerk aufgestaut, stromabwärts bilden grobe, gebrochene Steine und lockere Findlingsreihungen eine natürliche Kaskade. Die Gründung des Wasserfalls erfolgte auf Holzrostern, die Einbindung der Randbereiche durch grüne Stauden. 1838 wird am Wasserfall ein großer aufrechtstehender Stein von den Braunsdorfer Feldern ver setzt, was einen hohen »Kostenaufwand von 132 Thlr. 14 Ggr. 3 Pf. verursachte«, den *Petzold* in »Der Park von Muskau« 1856 extra erwähnt, die Anlage wird er noch 1888 als vorbildlich beschreiben (*Petzold* 1856, S. 35. *Petzold* 1888, S. 119). Speziell diese Gestaltung schien *Pückler* besonders wichtig, in seinen »Andeutungen über



Abb. 31: Wasserfall im Englischen Garten  
München, 1807–1814  
Foto: Philipp Hayer



Abb. 32:  
Eichseewasserfall  
im Park  
von Muskau  
Aus: Hermann Fürst  
von Pückler-Muskau:  
Andeutungen über  
die Landschaftsgärt-  
nerei. – Leipzig 1834,  
Taf. VIII (ETH-  
Bibliothek Zürich)

die Landschaftsgärtnererei« empfiehlt er beim Versatz der Steine »einen, oder einige der grössten einzeln hoch daraus hervorragend zu lassen« (Pückler-Muskau 1834, S. 141). Diese Gestaltung hat eine besondere Ähnlichkeit mit dem Rheinfluss (Abb. 32).

Diese wehrartigen Inszenierungen vorhandener Fließgewässer werden mehrfach in Gartenschriften empfohlen und häufig in landschaftlichen Anlagen umgesetzt (Jost 2015a). Mit Steinschüttungen wurden 1838 in der Itz im Schlosspark Rosenau (Schelter 2008, S. 159) und 1876 im Mühlbach im Schlosspark Rauischholzhausen Wasserfälle errichtet (Fezer-Modrow 1991, S.12.), auch im Ilmpark in Weimar wird der natürliche Fluss nahe der Schaukelbrücke über einen kleinen künstlichen Sturz geführt und der Eintritt der Läuira in den Floßgraben ebenfalls als kleiner Wasserfall inszeniert.

Imposantere Wasserstürze mit großem Höhenunterschied sind am schwierigsten in ihrer Herstellung. Sie entsprechen am ehesten der Vorstellung einer erhabenen Naturstaffage wie der Schlucht der Reuss am Gotthard. »Die Schönheit der Wasserfälle [wird ...] vornehmlich durch die Höhe, woher sie sich herabgießen, und durch den Reichthum und die Klarheit des Wassers bestimmt [...]« meint Hirschfeld in der »Theorie der Gartenkunst« und weiter: »sobald das Wasser von einer beträchtlichen Höhe, von einem Berg oder Felsenstück herunter spielt, so gewinnt die Scene an Eindruck, zumal, wenn helle durchsichtige Massen den Anblick beleben.« (Hirschfeld 1780, S. 115–116). Allein in Kassel Wilhelmshöhe sind drei Bauten zu nennen, die diese Ansprüche erfüllen. Der 1792 bis 1793 von Carl Steinhöfer errichtete Steinhöfer Wasserfall, der ab 1792 von Heinrich Christoph Jussow und Steinhöfer erbaute Wasserfall an der Teufelsbrücke sowie der Neue Wasserfall aus dem Jahren 1823 bis 1825 von Steinhöfer und Karl Broméus. Die Anlagen in Kassel Wilhelmshöhe, namentlich das Aquädukt und den Steinhöfer Wasserfall erwähnt Petzold in der »Landschaftsgärtnererei« 1888 als vorbildlich

(*Petzold* 1888, S. 133). Im Schlosspark von Eisenstadt wurde eine entsprechende Partie mit Felsen, Wasserfall, Wasserfallbecken und Bepflanzung 1824 fertiggestellt (*Prost* 2001, S. 57). Ferner gehören der um 1838 in eine natürliche Erosionsrinne gelegte Wasserfall an der Glienicker Teufelsbrücke von *Ludwig Persius* sowie der ab 1890 die Erosion antäuschende Wasserfall von *Hermann Mächtig* im Viktoriapark Berlin zu dieser Gruppe. *Mächtig* selbst – wohl mit Kenntnis von *Hirschfelds* Einteilungen – bezeichnet seinen Wasserfall im Viktoriapark auf den Planunterlagen und im Erläuterungsbericht stets als ‚Wassersturz‘. Trotzdem es auch andere Vorbilder gab, sind Wasserfälle im Landschaftsgarten, ohne die Inspiration durch die Schweizer Alpen sicher nicht zu denken.

### 3 Zusammenfassung

Schweizer Partien waren insbesondere um 1800 beliebt und wurden bis in das späte 19. Jahrhundert gestaltet. Die als nordisch, romantisch, heroisch oder erhaben bezeichneten Gartenpartien lassen sich als Kompositionen aus schweizerisch inspirierten Versatzstücken lesen, zu denen Felsen und Wasserfälle, Sennhütten und Teufelsbrücken zählen. Die Schweizer Teufelsbrücke am Gotthardt lässt sich als Vorbild für drei unterschiedliche Gartenbilder nachweisen. Wasserfälle ohne weitere Staffagebauten sind schwieriger zu identifizieren. Hier kann man aufgrund der Bekanntheit und Vielzahl von Abbildungen sowie ihrer Verbreitung in Reise- und Gartenliteratur jedoch davon ausgehen, dass insbesondere der Staubbachfall in Lauterbrunnen und der Rheinfall bei Schaffhausen als Inspiration für gebaute Wasserfälle im Garten gedient haben.

### Summary

The domesticated high mountains – Alps motifs in the English landscape garden  
Swiss sections in English landscape gardens were particularly popular around 1800 and were designed until the late 19th century. The garden sections, which are referred to as Nordic, romantic, heroic or sublime, are compositions of Swiss-inspired set pieces, which include rocks and waterfalls, chalets and Devil's Bridges. The Swiss Devil's Bridge on the Gotthardt is probably used as model for three different garden pictures. Waterfalls without additional staffage structures are more difficult to identify. However, due to the fame and variety of illustrations and their dissemination in travel and garden literature, it can be assumed that the Staubbach Falls in Lauterbrunnen and the Rhine Falls near Schaffhausen in particular have served as inspiration for built waterfalls in the garden.

## Literatur

- Albert, Jost u. Helmberger, Werner (1999)*: Der Landschaftsgarten Schönbusch bei Aschaffenburg. – Worms.
- Andrae, Johann Gerhart Reinhart (1776)*: Briefe aus der Schweiz nach Hannover geschrieben, in dem Jahre 1763. – Zürich.
- Barg, Hartwig (1997)*: Die Wasserkunst des Eutiner Schlossgartens. – In: Denkmal. Zeitschrift für Denkmalpflege in Schleswig-Holstein, Heft 4, S. 82–86.
- Baumann, Heinz (2001)*: Der Gotthardpass – Teil 1: Das Säumerwesen. – Altdorf.
- Bechtoldt, Frank-Andreas u. Weiss, Thomas [Hrsg.] (1996)*: Weltbild Wörlitz – Entwurf einer Kulturlandschaft. – Wörlitz.
- Becker, Horst u. Karkosch, Michael (2007)*: Park Wilhelmshöhe Kassel – Parkpflegewerk. – Regensburg.
- Becker, Wilhelm Gottlieb [Hrsg.] (1795–1799)*: Taschenbuch für Garten Freunde. – Leipzig.
- Beer, Gavin Rylands de (1930)*: Early Travellers in the Alps. – London.
- Bierende, Edgar; Hoiman, Sibylle Mint, Anna u. Noell, Matthias [Hrsg.] (2010)*: Helvetische Merkwürdigkeiten – Wahrnehmung und Darstellung der Schweiz in der Kunst- und Kulturgeschichte seit dem 18. Jh. – Bern.
- Boettiger, Carl August (1797)*: Reise nach Wörlitz 1797, herausgegeben von Erhard Hirsch. – Wörlitz 1985.
- Bosbach, Franz u. Gröning, Gert [Hrsg.] (2008)*: Landschaftsgärten des 18. und 19. Jh. – Beispiele deutsch-britischen Kulturtransfers. – München.
- Burke, Edmund (1757)*: Philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful. – London.
- Burkhardt, Berthold (1996)*: Das Brückenprogramm in Wörlitz. – In: Bechtoldt u. Weiss, S. 207–218.
- Buttlar, Adrian von u. Meyer, Margita Marion [Hrsg.] (1998)*: Historische Gärten in Schleswig-Holstein. – Heide.
- Buttlar, Adrian von (2010)*: Vom Karlsberg zur Wilhelmshöhe. Die Sonderstellung des Kasseler Bergparks in der Geschichte der Gartenkunst. – In: Kress u. Verhoeven, S. 13–22.
- Chambers, William (1772)*: Dissertation on Oriental Gardening. – London.
- Dézallier d'Argenville, Antoine-Joseph u. Le Blond, Alexandre (1731)*: Die Gärtnerey, so wohl in ihrer Theorie oder Betrachtung, als Praxi oder Übung. – Augsburg (Nachdruck Leipzig 1986).
- Ebel, Johann Gottfried (1793)*: Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen. – Zürich.
- Erler, Therese [Hrsg.] (1992)*: Hermann Fürst von Pückler-Muskau: Reisebriefe aus England und Irland. Eine Auswahl aus den Briefen eines Verstorbenen. – Berlin.
- Fezer-Modrow, Ulrike (1991)*: Der Schloßpark Rauschholzhausen – Ein Kunstwerk aus Raum und Zeit. – In: Rüdernburg, S. 1–38.
- Fischer von Erlach, Johann Bernhard (1721)*: Entwurf Einer Historischen Architectur. – Wien.
- Frei-Heitz, Brigitte u. Nagel, Anne (2012)*: Gartenwege der Schweiz – Landschaftsgärten des 19. Jh. in Basel und Umgebung. – Baden.
- Gamper, Michael (1998)*: »Die Natur ist zu republikanisch« – Zu den ästhetischen, anthropologischen und politischen Konzepten der deutschen Gartenliteratur im 18. Jh. – Würzburg.

- Goethe, Johann Wolfgang von (1999)*: Werke. Herausgegeben im Auftrag von Großherzogin Sophie von Sachsen (Sophienausgabe/Weimarer Ausgabe). – Weimar, Bd. IV.
- Geschwind, Rudolf (1880)*: Die Felsen in Gärten und Parkanlagen. – Stuttgart.
- Grohmann, Johann Gottfried [Hrsg.] (1796)*: Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, Englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern, Bd. 1, Heft 6. – Leipzig.
- Grohmann, Johann Gottfried [Hrsg.] (1797)*: Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, Englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern, Bd. 2, Heft 13. – Leipzig.
- Grohmann, Johann Gottfried [Hrsg.] (o. J. [um 1800])*: Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, Englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern, Bd. 2, Heft 24. – Leipzig ohne Jahr.
- Grohmann, Johann Gottfried [Hrsg.] (1832–1834)*: Ideenmagazin für Architekten, Künstler und Handwerker [...] wie auch für Bauherren und Gartenbesitzer, Bd. 1, Heft 9. – Leipzig.
- Grohmann, Johann Gottfried [Hrsg.] (1835–1837)*: Ideenmagazin für Architekten, Künstler und Handwerker [...] wie auch für Bauherren und Gartenbesitzer, Bd. 2, Heft 5, Leipzig.
- Grohmann, Johann Gottfried [Hrsg.] (1835–1837)*: Ideenmagazin für Architekten, Künstler und Handwerker [...] wie auch für Bauherren und Gartenbesitzer, Bd. 2, Heft 10, Leipzig.
- Hajós, Géza (1989)*: Romantische Gärten der Aufklärung – Englische Landschaftskultur des 18. Jh. in und um Wien. – Wien.
- Hajós, Géza (1997)*: Beiträge zur Bedeutung der Tempelszenerie. – In: Verein Freunde des Eisenstädter Schloßparks, S. 10–17.
- Hajós, Géza [Hrsg.] (2006 A)*: Der malerische Landschaftspark in Laxenburg bei Wien. – Wien.
- Hajós, Géza (2006 B)*: Die Geschichte des Laxenburger Parks zwischen 1700 und 1914. – In: Hajós 2006 A, S. 13–152.
- Hallbaum, Franz (1927)*: Der Landschaftsgarten – Sein Entstehen und seine Einführung in Deutschland durch Friedrich Ludwig von Sckell 1750–1823. – München.
- Haller, Albrecht von (1773)*: Gedicht von der Schönheit und dem Nutzen der Schweizerischen Alpen. – Bern.
- Hartmann, Günther (1981)*: Die Ruine im Landschaftsgarten – Ihre Bedeutung für den frühen Historismus und die Landschaftsmalerei der Romantik. – Worms.
- Hassler, Uta; Berger Julia u. Jost, Kilian (2015)*: Konstruierte Bergerlebnisse – Wasserfälle, Alpenszenarien, illuminierte Natur. – München.
- Helmberger, Werner (1999)*: Entstehungsgeschichte des Schönbusch. – In: Albert u. Helmberger, S. 11–44.
- Hempel, Doris [Hrsg.] (1987)*: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff 1736–1800. Leben – Werk – Wirkung. – Wörlitz.
- Herrliberger, David (1754–1773)*: Neue und vollständige Topographie der Eydgenossenschaft, in welcher die in den Dreyzehen und zugewandten auch verbündeten Orten und Landen dermal befindliche Städte, Bischtümer, Stifte, Klöster, Schlösser, Amtshäuser, Edelsitze, und Burgställe: Dessgleichen die zerstörte Schlösser, seltsame Natur-Prospecte, Gebirge, Bäder, Bruggen, Wasser-Fälle beschrieben, und nach der Natur oder bewährten Originalien perspectivisch und kunstmässig in Kupfer gestochen. – Zürich.
- Herrliberger, David (1773)*: Helvetien in seinen Gebürgen, und in seinen Alpen betrachtet: als Quellen seiner Glückseligkeit. – Bern.
- Henzi, Rudolf Samuel (1785)*: Vues Remarquables des Montagnes de la Suisse dessinées et colorées d'après Nature avec leur Description. – Amsterdam.

- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1780)*: Theorie der Gartenkunst. Bd. 1–5. – Leipzig 1779–1785, Bd. 2 (5. Nachdruck Hildesheim 2011).
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1782)*: Theorie der Gartenkunst, Bd. 1–5. – Leipzig 1779–1785, Bd. 4. (5. Nachdruck Hildesheim 2011).
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1785)*: Theorie der Gartenkunst. Bd. 1–5. – Leipzig 1779–1785, Bd. 5 (5. Nachdruck Hildesheim 2011).
- Hoss, Siegfried 2010*: Der Bergpark Wilhelmshöhe. Die Faszination von Wasser und Topographie. – In: Kress u. Verhoeven, S. 57–67.
- Jäger, Hermann (1864)*: Illustriertes Allgemeines Gartenbuch. – Leipzig.
- Jäger, Hermann (1877)*: Lehrbuch der Gartenkunst. – Berlin.
- Jost, Kilian (2015)*: Vom Gewölbe zur Schale – Die Konstruktion von Felsenlandschaften. – In: Hassler; Berger u. Jost 2015, S. 146–189.
- Jost, Kilian (2016a)*: Felsenlandschaften – Eine Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts. Grotten, Wasserfälle und Felsen in landschaftlichen Gartenanlagen (Diss). – Zürich.
- Jost, Kilian (2016b)*: Forscherdrang und Reiselust – Kanonisierung der Schweizer Naturwunder. – In: Jost 2016a, S. 43–66.
- Jost, Kilian (2016c)*: Verborgenes Prestigeobjekt – Von Dampfmaschinen und Druckleitungen. – In: Jost 2016a, S. 251–266.
- Klinsky, Johann Gottfried (1799)*: Geschmackvolle Darstellungen zur Verschönerung der Gärten und öffentlichen Plätze. – Leipzig.
- Korsmeier, Jutta (2000)*: Wasserkünste im Schlosspark Wilhelmshöhe. – Regensburg.
- Kress, Sandra u. Verhoeven, Jennifer [Hrsg.] (2010)*: Hortus ex Machina – Der Bergpark Wilhelmshöhe im Dreiklang von Kunst, Natur und Technik. – Wiesbaden.
- Krosigk, Klaus von u. Wiegand, Heinz (1984)*: Glienicke. – Berlin.
- Krosigk, Klaus von (2010)*: Anmerkungen zur Bedeutung und Restaurierung des Persius-Wasserfalls und seines Umfelds im Landschaftspark von Klein-Glienicke. – In: Kress u. Verhoeven, S. 116–122.
- La Borde, Jean Benjamin de (1785)*: Tableaux de la Suisse ou Voyage Pittoresque fait dans les treize Cantons du Corps Helvétique & Etats alliés du Corps Helvétique représentant les divers Phénomènes de la Nature y rassemble & les beautés dans l'Art les a enrichis. – Paris.
- Lang, Gundula (2007)*: Bürgerliche Privatgärten in deutschen Landen um 1800 – Fallstudien zu Gestalt, Nutzung und Bedeutung im Kontext des gesellschaftlichen Umbruchs. – Worms.
- Laur-Belart, Rudolf (1934)*: Studien zur Eröffnungsgeschichte des Gotthardpasses mit einer Untersuchung über Stiebende Brücke und Teufelsbrücke. – Zürich.
- Lauterbach, Iris (2010)*: Die Seele der Gärten und ihre vornehmste Zierde. Wasser in der Gartenkunst des Barock. – In: Kress u. Verhoeven, S. 97–106.
- Loudon, John Claudius (1822)*: Encyclopaedia of Gardening. – London.
- Loudon, John Claudius (1826)*: Eine Encyclopaedie des Gartenwesens. – Weimar.
- Märker, Peter u. Wagner, Monika [Hrsg.] (1981)*: Mit dem Auge des Touristen – Zur Geschichte des Reisebildes. – Tübingen.
- Meyer, F.W. (1900)*: Felsenanlagen, Teiche und Bäche in unseren Gärten (1). – In: Die Gartenkunst, Heft 2, Berlin, S. 28–30.
- Meyer, Joachim (1858)*: Schillers Wilhelm Tell – auf seine Quellen zurückgeführt. – Nürnberg.
- Modrow, Bernd (2010)*: Das »Künstliche« und das »wie Natürliche« kunstvoll vereint in der Kasseler Gartenlandschaft. Wilhelmshöhe – Karlsau – Wilhelmsthal. – In: Kress u. Verhoeven, S. 23–33.

- Müller, Johannes von (1780)*: Die Geschichten der Schweizer Eidgenossenschaft. Bd. 1. – Boston.
- Murray, John (1839)*: A hand-book for travellers in Switzerland and the Alps of Savoy and Piedmont including the protestant valleys of the Waldenses. – London (Nachdruck New York 1970).
- Nething, Hans Peter (1990)*: Der Gotthard – Eine Paß- und Verkehrsgeschichte. – Thun.
- Nüscheler, Arnold (1872)*: Historische Notizen über den Gotthardpaß. – Bern.
- Ochs, J.A. (1789)*: Collection de Vues Remarquables des Alpes de la Suisse. – Bern.
- Paetow, Karl (1929)*: Klassizismus und Romantik auf Wilhelmshöhe. – Kassel.
- Petzold, Eduard (1856)*: Der Park von Muskau: für Freunde der Landschaftsgärtnerei und den Fremden zum Wegweiser. – Hoyerswerda.
- Petzold, Eduard (1888)*: Die Landschaftsgärtnerei – Ein Handbuch für Gärtner, Architekten und Freunde der Gartenkunst. – 2. erw. Aufl. Leipzig (1. Aufl. Leipzig 1862, Nachdruck Barsinghausen 2013).
- Prost, Franz [Hrsg.] (2001 A)*: »Der Natur und Kunst gewidmet« – Der Esterházyische Schlosspark in Eisenstadt. – Wien.
- Prost, Franz (2001 B)*: Geschichte des Esterházyischen »Hofgartens« in Eisenstadt. – In: Prost 2001 A, S. 35–74.
- Pückler-Muskau, Hermann Fürst von (1834)*: Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau. – Stuttgart.
- Rave, Paul Ortwin (1939 A)*: Die alten Gärten und ländlichen Parke in der Mark Brandenburg. – Potsdam.
- Rave, Paul Ortwin (1939 B)*: Verzeichnis der alten Gärten und ländlichen Parke in der Mark. – In: Rave 1939 A, S. 143–190.
- Reichardt, Johann Friedrich (1910)*: Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien. – Amsterdam (Neudruck Gustav Guggitz [Hrsg.], München 1915).
- Rode, August (1798)*: Beschreibung des Fürstlichen Anhalt-Dessauischen Landhauses und Englischen Gartens zu Wörlitz. – Dessau.
- Rohde, Michael (1998)*: Eduard Petzold – Weg und Werk eines deutschen Gartenkünstlers im 19. Jh. – Hannover.
- Rüdenburg, Uwe [Hrsg.] (1991)*: Park und Schloß Rauischholzhausen. – Marburg.
- Sautter, Wolfgang (1981)*: Tempel an stürzenden Wassern – Tivoli. – In: Märker u. Wagner, S. 39–46.
- Schellenberg, Johann Ulrich (o.J. [1770])*: Kurze Erläuterung über die 10 Kupferplatten, wovon 9 auf dem St. Gotthardsweg gemacht sind. – Zürich (Nachdruck hrsg. v. Bruno Weber. Zürich 1987).
- Schelter, Alfred (2008)*: Der Rosenauer Schlosspark – Ein mittelalterlicher Traum. – In: Bosbach u. Gröning, S. 145–164.
- Scheuchzer, Johann Jacob (1723)*: Itinera per Helvetias Alpina regions. – Leyden.
- Scheuchzer, Johann Jacob (1746)*: Natur-Geschichte des Schweizerlandes. – Zürich.
- Scheuchzer, Johann Jacob (1752)*: Natur-Historie des Schweizerlandes. – Zürich.
- Schneider, Karl (1989)*: Wasserfälle der Schweiz und berühmte der Welt. – Bern.
- Sckell, Friedrich Ludwig von (1825)*: Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber. – München (Nachdruck Worms 1982).
- Siegmund, Andrea (2011)*: Der Landschaftsgarten als Gegenwelt. – Würzburg.
- Sievers, Johannes (1942)*: Bauten für den Prinzen Carl von Preußen (Karl Friedrich Schinkel Lebenswerk). – Berlin.
- Stadler, Georg (1975)*: Aigen – Park und Gesundbrunnen zur Zeit der Romantik. – In: Ziegeleder, S. 14–57.
- Storch, Ludwig (1839)*: Altenstein. – In: Sydow, S. 206–225.

- Sydow, Friedrich Wilhelm von [Hrsg.] (1839):* Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. Bd. 1. – Sonderhausen.
- Tagesgeschichte (1905). – In: *Gartenwelt*, S. 312.
- Thietje, Giesela (1994):* Der Eutiner Schloßgarten – Gestalt, Geschichte und Bedeutung im Wandel der Jh.e. – Neumünster.
- Thietje, Giesela (1998):* Eutin. – In: *Buttlar u. Meyer*, S. 215–229.
- Trauzettel, Ludwig (1998):* Wörlitzer Anlagen – Ein Traum wurde geschaffen. – In: *Weiss*, S. 22–61.
- Trog, Hans (1891):* Das Reisebüchlein des Andreas Ryff. – In: *Basler Jahrbuch*, S. 198.
- Trotha, Hans von (1999):* Angenehme Empfindungen – Medien einer populären Wirkungsästhetik im 18. Jh. vom Landschaftsgarten bis zum Schauerroman. – München.
- Turner, Joseph Mallord William (1809):* Liber Studiorum. Kleine Teufelsbrücke. – o.O.
- Verein Freunde des Eisenstädter Schloßparks [Hrsg.] (1997): *Principessa, bellina, bonina, carina*. Geschichte und Schicksal des Loepoldinentempels und seines Umfelds im Esterházy'schen Schloßpark in Eisenstadt. – Eisenstadt.
- Vogel, Hans (1958):* Heinrich Christoph Jussow (1754–1825) – Baumeister in Kassel und Wilhelmshöhe. – Kassel.
- Vogel, Gerd-Helge (1987):* Otto Carl Friedrich von Schönburgs Park »Greenfield« zu Waldenburg – Ein Beispiel für die Nachfolge und Weiterentwicklung der landschaftsgärtnerischen Absichten des Dessau-Wörlitzer Gartenreiches. – In: *Hempel*, S. 225–235.
- Wagner, Abraham (1776 A):* Vues remarquables des montagnes de la Suisse. – Bern.
- Wagner, Abraham (1776 B):* Merkwürdige Prospekte aus den Schweizer Gebuergen und derselben Beschreibung. – Bern.
- Wagner, Abraham (1777):* Alpes Helveticæ. – Bern.
- Wagner, Abraham (1780–1782):* Vues Remarquables des montagnes de la Suisse. – Paris.
- Walpole, Horace (1771):* Essay on modern gardening. – London.
- Walpole, Horace (1800):* Über die englische Gartenkunst. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel. – Leipzig (Nachdruck hrsg. von *Frank Maier-Solck*. Heidelberg 1994).
- Weiss, Thomas [Hrsg.] (1998):* Das Gartenreich Dessau-Wörlitz. – Hamburg.
- Zech, Heike Juliane (2010):* Unordnung auf Ordnung. Die Wasserkünste der landgräflichen Gärten in Kassel im europäischen Kontext. – In: *Kress u. Verhoeven*, S. 123–133.
- Ziegeleder, Ernst [Hrsg.] (1975):* Naturpark Aigen. – Salzburg.
- Zimmermann, Reinhard (1989):* Künstliche Ruinen – Studien zu ihrer Bedeutung und Form. – Wiesbaden.
- Zur Lauben, Beat-Fiedel von u. Laborde, Jean-Benjamin de (1777–1788):* Tableaux topographiques, pittoresques, physiques, historiques, moraux, politiques, littéraires, de la Suisse. – Paris.



Petra Martin

## »[...] verbannt in die Landschaft« – Die Halbinsel Höri im Bodensee als Künstlerort<sup>1</sup>

*In Gedenken an Jan Dix †*

Mit 18 Abbildungen

»Hier war ja weiter nichts [...] Ich bin verbannt worden in die Landschaft [...] Sie interessiert mich eigentlich gar nicht sehr.«<sup>2</sup>

So äußerte sich *Otto Dix* in einem Interview 1965 über seine Zeit auf der Höri in den 1930er/1940er Jahren. Einer Zeit, die für die Halbinsel Höri einen Höhepunkt in ihrer Geschichte darstellt. Einer Zeit, in der zu den bereits hier ansässigen Künstlern und Literaten zahlreiche neue Künstler auf die Halbinsel im Bodensee gekommen waren. Die Höri wurde deswegen in der Literatur zuweilen auch als Künstlerkolonie bezeichnet. Inzwischen haben sich die Begriffe Höri-Künstler und Künstlerort Höri durchgesetzt, wie er auch im Titel dieses Beitrags Verwendung findet.

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich zunächst mit dem Thema Künstlerkolonien in Europa, wobei hier nur ein grober Überblick gegeben werden kann.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht dann die Entwicklung der Halbinsel Höri als Aufenthalts- und Inspirationsort von Künstlern von den Anfängen um 1900 bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Abschließend soll die Rezeption der Landschaft durch die Höri-Künstler anhand zweier ausgewählter Künstler skizziert werden.



Abb. 1: *Otto Dix auf der Gartenterrasse in Hemmenhofen mit Blick auf den Untersee*  
Foto von *Hannes Kilian* 1961  
(mit freundlicher Genehmigung von *Gundel Kilian*)

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

2 Interview mit *Maria Wetzel* für den diplomatischen Kurier. Zitat nach *Moser* 2000, S. 8.

### Künstlerkolonien in Europa

Auf die Höri bezogen bemerkte der Maler *Ferdinand Macketanz* 1960: »Mann soll ja kein Worpswede aus der Gegend machen; wir, die wir da unten wohnen, sind alle Einzelgänger und keiner kümmert sich um den anderen«.<sup>3</sup> Worpswede, in der Nähe von Bremen gelegen, ist weithin bekannt und gilt allgemein als Inbegriff einer Künstlerkolonie. Darüber hinaus erfahren derzeit Künstlerkolonien öffentliche Aufmerksamkeit durch die beabsichtigte Nominierung der Mathildenhöhe in Darmstadt zum UNESCO Welterbe.<sup>4</sup> Dass Künstlerkolonien aber schon seit geraumer Zeit ein Forschungsgegenstand sind, zeigen die vielen grundlegenden Publikationen zum Thema.<sup>5</sup> Dabei sind die Disziplinen, die sich damit beschäftigen, breit gefächert. Allen voran haben sich die Kunst- und Architekturgeschichte, aber auch Literaturwissenschaft, Philosophie bis hin zu Soziologie des Gegenstands angenommen. Die Schwerpunkte der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Künstlerkolonien liegen allerdings im Bereich der Malerei und der bildenden Kunst, der Beschäftigung mit den örtlichen Künstlern und ihren vor Ort geschaffenen Werken.

Wie unterschiedlich dabei die Begriffe »Künstlerkolonie«, »Künstlerort« oder »*rural artists' colony*« in der Literatur interpretiert wurden, offenbart die getroffene Auswahl an Beispielen (Abb. 2). Allerdings handelt es sich bei drei der vier für diesen Beitrag ausgewerteten Standardwerke um wissenschaftliche Begleitbände zu Ausstellungen, sodass auch kuratorische Einschränkungen Einfluss genommen haben könnten. Trotzdem fällt auf, dass von 76 verzeichneten Orten lediglich sechs in allen vier Publikationen behandelt werden. Zurückzuführen ist das nicht zuletzt darauf, dass *Gerhard Wietek* 1976 nur deutsche Orte untersuchte. Aber selbst außerhalb Deutschlands gibt es wenige Übereinstimmungen. *Nina Lübbren* legte mit ihrer 2001 in Manchester erschienenen Dissertation den Schwerpunkt deutlich in das nördliche Westeuropa und behandelt ausschließlich reine Malerkolonien. Den größten Raum und die größte Bandbreite an Künstlerkolonien decken die Ausstellungen zu Künstlerkolonien in Europa ab, die 2001 das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg<sup>6</sup> und 2016 unter dem Titel »*Mythos Heimat*« das Niedersächsische Landesmuseum in Hannover<sup>7</sup> veranstalteten.

Die Uneinheitlichkeit in der Behandlung des Themas macht es auch schwer, etwaige Muster in der geographischen Verteilung erkennen zu wollen. Feststellen lässt sich eine deutliche Orientierung zu den Küsten des Atlantiks und von Nord- und Ostsee, worin sich auch die generelle Vorliebe der Impressionisten für Wasser- und Seemotive widerspiegelt.<sup>8</sup> Die Konzentration in Belgien und den

3 Zitat nach *Hofmann* 1989, S. 7.

4 *Asshoff* u. *Verhoeven* 2017. Siehe außerdem den Führer zu 22 Künstlerkolonien in Deutschland, der Schweiz, Polen und Litauen (*Bröhan* 2017).

5 Zum Beispiel *Wietek* 1976; *Rödiger-Diruf* u. *Baumstark* 1998; *Lübbren* 2001; *Pese* 2001; *Eiden* u. *Blübaum* 2015 und zuletzt *Andratschke* 2016. In diesen – wenn nicht gesondert angegeben – auch zahlreiche Einzelnachweise zu den im Beitrag behandelten Orten.

6 *Pese* 2001.

7 *Andratschke* 2016.

8 *House* 2007.

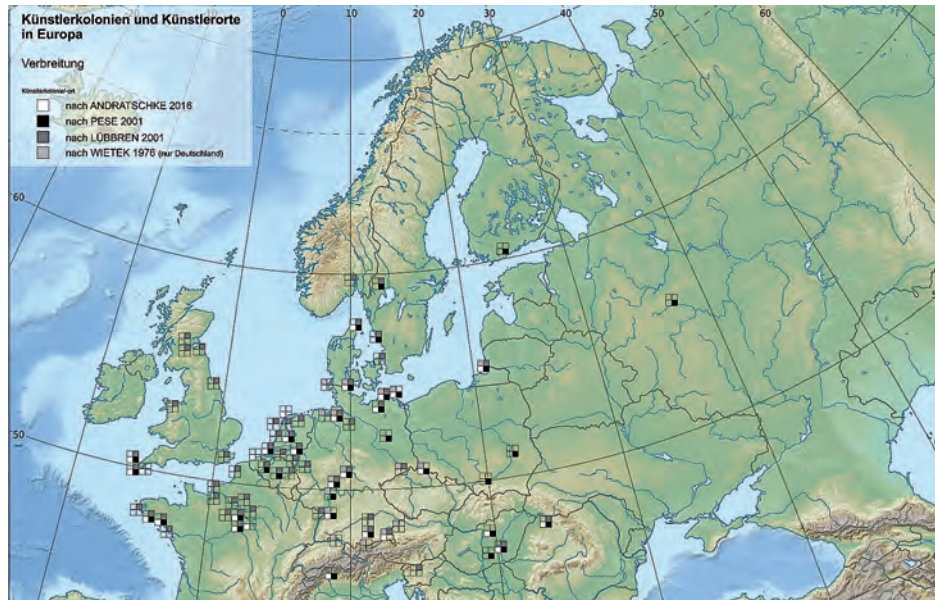


Abb. 2: *Künstlerkolonien in Europa*  
 Nach Wietek 1976; Lübbren 2001; Pese 2001 u. Andratschke 2016,  
 Entwurf: P. Martin, Kartographie: V. Eidloth

Niederlande ist zudem der eigenwilligen Definition und Auswahl von *Lübbren 2001* geschuldet, die alle Orte auflistet, an denen zeitweise mehrere Maler arbeiteten. Zu den Küstenstandorten kommen einige wenige Mittelgebirgsregionen wie das Riesengebirge<sup>9</sup> und das deutsche Voralpenland mit seinen Seen und Mooren.<sup>10</sup> Die wenigen Kolonien im östlichen Europa haben ganz eigene Entstehungsgeschichten, auf die hier im Einzelnen nicht näher eingegangen werden kann.<sup>11</sup> Deutlich zeichnet sich die Île-de-France mit Paris im Zentrum ab, womit auch sogleich eines der wichtigsten Merkmale vor allem der von Malern gebildeten Künstlerkolonien angesprochen wäre: Die Nähe und gute Erreichbarkeit größerer, künstlerisch bedeutsamer Städte, aus deren Kunstakademien die Künstler nicht selten kamen und die umgekehrt den Markt für die entstandenen Werke bildeten. Bei den Küstenstandorten war letzteres weniger wichtig, hatten diese sich zu der Zeit doch meist schon als Sommerfrische oder Seebad etabliert,<sup>12</sup> so dass die potentielle, städtische Kundschaft vor Ort anzutreffen war.

<sup>9</sup> Zu den Künstlerkolonien im Riesengebirge *Grundmann 1972* und *Gesellschaft für inter-regionalen Kulturaustausch 1999*.

<sup>10</sup> Zum Beispiel der Chiemsee (*Negendank 2008*) oder das Dachauer Moos (*Zweckverband Dachauer Galerien und Museen 2013*).

<sup>11</sup> Siehe dazu *Dimitrieva 2016*; zu ungarischen Künstlerkolonien *Szentendre Művészetiért Alapítvány 2007*.

<sup>12</sup> Vergleiche auch den Beitrag von *Volkmar Eidloth* in diesem Band.



Abb. 3: »Wald von Fontainebleau«  
Gemälde von Jean-Baptiste Camille Corot 1834, wikimedia commons

Versucht man, diverse Grundtypen an Künstlerorten herauszufiltern, stößt man in der Literatur als erstes unweigerlich auf Barbizon. In der Île-de-France am Rand des Waldes von Fontainebleau, rund 50 Kilometer südlich von Paris gelegen, gilt der Ort als Prototyp und »Mutter der Künstlerkolonien«.<sup>13</sup> Bereits um 1830 hatten *Theodore Rousseau* und *Charles Daubigny* die so genannte Schule von Barbizon gegründet. Die Maler der Schule von Barbizon pflegten die von den steifen Kompositionsregeln der Akademien befreite »Freilichtmalerei« und gelten als Erfinder der sogenannten »*paysage intime*«,<sup>14</sup> des einfachen Landschaftsausschnitts, den sie mitunter in einer kleinen Waldlichtung oder einer verknorpelten Eiche im Wald von Fontainebleau entdeckten (Abb. 3).<sup>15</sup> In ihren Bildern spiegelte sich die Sehnsucht nach einem als ursprünglich empfundenen Leben abseits der Großstadt nieder.

Die regelmäßige Anwesenheit der Maler brachte auch den in Barbizon Einheimischen Vorteile. Gegen Entgelt stand man den Malern selbst Modell oder lieh sein Vieh dafür aus. In Dachau ging das soweit, dass die Professoren der Münchener Akademie darüber stöhnten, immer wieder den gleichen prächtigen Ochsen

---

<sup>13</sup> *Andratschke* 2016, S. 107–127.

<sup>14</sup> *Müllerschön u. Maier* 2002.

<sup>15</sup> *Kimberly* 2008.

von den Malschülern gemalt zu bekommen.<sup>16</sup> Allerdings waren die Bilder von der Landbevölkerung und ihrer Arbeit mitnichten wirklichkeitsgetreue Darstellungen sondern Idealisierungen eines vermeintlich einfachen Landlebens. Die Einwohner konnten Quartiere vermieten und richteten den Künstlern provisorische Atelierräume ein. Die Wirtshäuser wurden zum Malertreff. Kunstliebhaber und Sammler pilgerten nach Barbizon, das schon 1849 durch die Bahnlinie nach Melun von Paris aus gut erreichbar war; ab 1899 führte eine Straßenbahn bis in das Dorf (Abb. 4). Eine enge Arbeits- und Lebensgemeinschaft bildeten die Maler in Barbizon und den anderen Künstlerorten im Wald von Fontainebleau nicht. Erst Ende des 19. Jahrhunderts taucht in Reiseführern für Barbizon der Begriff »colonied artists« auf. Zu der Zeit hatte das Vorbild Barbizon allerdings bereits zahlreiche Nachahmer und in ganz Europa Verbreitung gefunden.<sup>17</sup>

Alle deutschen Malerkolonien im Inland und auch jene an den Küsten wie Ahrenshoop<sup>18</sup> an der Ostsee, Ekensund am Nordufer der Flensburger Förde,<sup>19</sup> Nidden<sup>20</sup> auf der Kurischen Nehrung oder das dänische Skagen folgen letztlich dem Modell Barbizon. Ab den 1870er Jahren hatten sich in dem Fischerdorf Skagen regelmäßig Maler der Kopenhagener Kunstakademie getroffen oder später wie der Maler und Dichter *Holger Drachmann* niedergelassen (Abb. 5).<sup>21</sup> Motive der Künstler in den Küstenorten waren selbstredend das Meer und die



Abb. 4: Endhaltestelle der Straßenbahn von Melun nach Barbizon Ansichtskarte 1910, Archiv: V. Eidloth



Abb. 5: Haus von Holger Drachmann bei Skagen Ansichtskarte um 1920, Archiv: V. Eidloth

16 Am 12. August 1906 erschien ein zweiseitiger Artikel (Text und Fotos von *Filip Kester*) über die Dachauer Künstlerkolonie und ihre »lebenden Modelle« in der »*Berliner Illustrierten Zeitung*« (abgedruckt in *Zweckverband Dachauer Galerien und Museen* 2013, S. 98–99).

17 Zur Barbizon-Rezeption in Deutschland *Werche* 2010. Den Sommer 1874 hatte der Berliner Maler Max Liebermann Barbizon selbst besucht und sich davon inspirieren lassen (*Bertuleit* 1994).

18 *Negendank* 2011.

19 *Schulte-Wülwer* 2000.

20 *Schimpke* 2017.

21 *Olsen* 1989.



Abb. 6: »Sommerabend am Skagener Südstrand«  
Gemälde von Peter Severin Krøyer 1893, wikimedia commons

Arbeit der Fischer. Dazu kam aber auch das mondäne Strandleben der Sommerfrischler und Badegäste aus den Städten (Abb. 6).

Auch Worpswede gehört in diese, dem Vorbild Barbizon folgende Reihe. Hier ist es die düstere Moorlandschaft und das urtümliche Leben und Arbeiten der Torfbauern, die 1889 *Fritz Mackensen*, *Otto Modersohn*, *Heinrich Vogeler* und andere anzogen. Neu ist und von den reinen Malerkolonien unterscheidet Worpswede sich dadurch, dass es dort um ein ganzheitliches Gestaltungswollen ging, das auch kunsthandwerkliche Unternehmungen miteinschloss.<sup>22</sup> Mit *Rainer Maria Rilke* war zudem ein Schriftsteller Impuls gebender Teil der Künstlergemeinschaft. Deren Treff- und Mittelpunkt bildete der von *Heinrich Vogeler* umgebaute Barkenhof (Abb. 7). 1894 wurde außerdem ein »Künstler-Verein Worpswede« mit schriftlich fixierter Satzung gegründet.

War es in Worpswede die Eigeninitiative von Künstlern, die die Kolonie entstehen ließ, wurde auf der Mathildenhöhe in Darmstadt 1899 von Großherzog *Ernst Ludwig* eine Künstlerkolonie gezielt gegründet. *Ernst Ludwig*, der in England die Arts and Crafts-Bewegung kennengelernt hatte, wollte mit seiner Künstlerkolonie sowohl die wirtschaftliche Förderung der Gewerbebetriebe in und um Darmstadt fördern, als auch der Bevölkerung künstlerisch anspruchsvolle Kunstgewerbeprodukte nahe bringen.<sup>23</sup> Die Mathildenhöhe begründete somit einen ganz anderen Typ von Künstlerkolonie. Nach Plänen des aus Wien abgeworbenen

<sup>22</sup> Groth u. Herrmann 2014; Berching 2015.

<sup>23</sup> Institut Mathildenhöhe Darmstadt 1993; Asshoff u. Verhoeven 2017.



Abb. 7:  
Barkenhof in Worpswede  
Foto 2017, P. Martin



Abb. 8: Künstlerhäuser auf der Mathildenhöhe in Darmstadt  
Ansichtskarte 1905,  
Archiv: V. Eidloth

Josef Maria Olbrich wurden Ausstellungsgebäude und Arbeitsstätten errichtet. Die Wohnhäuser gestalteten die einzelnen Künstler samt Inneneinrichtung (Abb. 8).<sup>24</sup> 1901 eröffnete die Mathildenhöhe, die sich nun selbst dezidiert als »Künstlerkolonie« bezeichnete, mit der Ausstellung »Ein Dokument deutscher Kunst«.

Ebenfalls auf Privatinitiative eines Mäzens, des Eisenbahnunternehmers Sawwa Mamontow, entstand die Künstlersiedlung Abramzewo 60 Kilometer nordöstlich von Moskau.<sup>25</sup>

Dazu stellte dieser das Herrenhaus eines erworbenen ehemals adeligen Gutes zur Verfügung. Später ließ er im zugehörigen Park eine Art Bauerndorf aus mehreren Atelier- und Wohnhäusern im ortstypischen Stil errichten, in denen die Künstler in den Sommermonaten gemeinsam arbeiten und leben sollten.

Murnau ist ein schönes Beispiel für noch eine weitere Variante des Künstlerorts. Als Gabriele Münter und Wassily Kandinsky 1908 erstmals nach Murnau

<sup>24</sup> Stadt Darmstadt 1999.

<sup>25</sup> Paston 2008.

kamen, war der Marktflecken längst eine beliebte Sommerfrische der Münchner und auch sie eigentlich nur auf der Suche nach einem ländlichen Wohnsitz für die Sommermonate. Doch die Landschaft vor der grandiosen Alpensilhouette begeisterte das Paar. 1909 kauften sie ein einfaches Landhaus, das später als das »*Russenhaus*« bekannt werden sollte (Abb. 9). Der Ort Murnau mit seinen Gassen und Häusern und das Murnauer Moos wurden vor allem für *Gabriele Münter* zu einem bevorzugten Motiv.<sup>26</sup> Der Kontakt zu ihren Münchner Malerfreunden war unterschiedlich eng – nicht alle kamen regelmäßig nach Murnau,<sup>27</sup> *Franz Marc* beispielsweise ging nach Kochel am See – und die Künstlervereinigung des »*Blauen Reiters*« wurde erst später und in München gegründet.

Als eine Form von Künstlerkolonie können zuletzt noch die Siedlungen der Lebensreformbewegung genannt werden,<sup>28</sup> wie die 1900 gegründete Siedlungsgemeinschaft von Lebensreformern, Pazifisten, Künstlern, Schriftstellern am Monte Verità bei Ascona. Neben der kommunitären Lebens- und Arbeitsweise gehörte sich künstlerisch auszudrücken zu deren Kernanliegen.<sup>29</sup> Einflüsse der Lebensreformbewegung lassen sich bei fast allen jüngeren Künstlerkolonien finden wie beispielsweise in Worpswede oder Darmstadt und selbst bei der in Murnau aktiven Künstlergruppe des »*Blauen Reiters*«.<sup>30</sup> Gerade am Monte Verità entstand allerdings erst im Nachhinein über die Rolle als Bohème-Treffpunkt eine Art Künstlerort.



Abb. 9: »*Russenhaus*« in Murnau  
Foto 2015, P. Martin

<sup>26</sup> *Salmen* 2003.

<sup>27</sup> *Salmen* 2008.

<sup>28</sup> *Blubacher* 2013.

<sup>29</sup> *Szeemann* 1979.

<sup>30</sup> *Koch* 2001; *Ulmer* 2001; *Walther* 2001.

## Die Höri als Künstlerort

Die Halbinsel Höri im Bodensee weist Merkmale fast aller skizzierten Varianten von Künstlerkolonien und Künstlerorten auf.<sup>31</sup> Die Entdeckung der Bodenseelandschaft durch Fremde setzte bereits im 18. Jahrhundert ein. Doch erst mit der Anbindung an das Eisenbahnnetz und den Ausbau der Dampfschiffahrt im 19. Jahrhundert wird man von einem Bodensee-Tourismus sprechen können.<sup>32</sup> An den Ufern des Sees wurden Promenaden geschaffen sowie Hotels, Sanatorien und Kureinrichtungen errichtet. Am Untersee fällt diese Entwicklung in die zweite Jahrhunderthälfte nachdem Konstanz 1863 an das Eisenbahnnetz angebunden worden war und ab 1875 die Seelinie auch die Schweizer Seite des Untersees erschlossen hatte (Abb. 10).<sup>33</sup> Vermehrt wählten nun auch Maler den Untersee für ihren Sommeraufenthalt. Ein bei ihnen beliebtes Gasthaus war nachweislich seit 1883 der »Adler« in Ermatingen am Schweizer Ufer.<sup>34</sup> Gut mit der Bahn zu erreichen, fanden die Maler dort preiswert Unterkunft und konnten sich der Freilichtmalerei widmen.

Um 1870 entdeckten die Landschaftsmaler verschiedener süddeutscher Kunstakademien zudem die Insel Reichenau für ihre Studienaufenthalte. Die Reichenau stellte für sie eine günstige Alternative zum teuren Malaufenthalt beispielsweise an der entfernten Nord- oder Ostseeküste dar. Die Künstler, die zu jener



Abb. 10: Karte der Höri  
»Führer durch die Halbinsel Höri« herausgegeben vom Verkehrsverein Höri 1925,  
Archiv: V. Eidloth

31 In den einschlägigen Überblicksdarstellungen wird die Höri dennoch nur bei Wietek 1976 (S. 162–169) behandelt.

32 Trapp 1991.

33 Fidler 2008, S. 138.

34 Trapp 1991, S. 108.



Abb. 11: Hof Hepfer in Gaienhofen  
Foto 2016, P. Martin

Zeit den Bodensee aufsuchten, kamen in der Regel alleine und vorwiegend als Sommerfrischler. Im Sommer 1890 fand sich eine Gruppe um den Münchner Grafiker *Peter Halm* auf der Insel ein, die bei Einheimischen in Privatquartieren unterkamen. *Wilhelm Balmer*, einer jener Maler, schilderte seine Zeit auf der Reichenau folgendermaßen: »Wir wohnten in Mittelzell, arbeiteten jeder seine Wege gehend und trafen uns nur für die Malzeiten. Abends ruderte man etwa nach Ermatingen, badetet dort und traf Bekannte, Es war ein ideales Leben. Mit den Eingeborenen, meist Fischer vertrug man sich aufs beste [...]«. <sup>35</sup>

Die Höri konnte, obschon sie ab 1865 mit dem Dampfschiff auf der Route Konstanz-Schaffhausen angefahren wurde, zunächst weder vom Tourismus profitieren, noch wurde sie von den Malern wahrgenommen und behielt vorerst ihren ländlichen Charakter. Als erster Künstler kam 1904 der Schriftsteller *Hermann Hesse* mit seiner Frau *Mia* auf die Höri. Auf der Suche nach einer preiswerten Unterkunft hatten sie ein Bauernhaus in der Ortsmitte von Gaienhofen entdeckt (Abb. 11). Die Jahresmiete für den Wohnteil des Bauernhauses betrug lediglich 150 Goldmark. <sup>36</sup> Das Paar suchte das einfache Leben auf dem Lande, fernab vom großstädtischen Getriebe. Gaienhofen entsprach diesen Vorstellungen. Es war »ein verwünschtes Nest ohne Lärm, mit reiner Luft, mit See und Wald«, erinnerte sich *Hesse* später. <sup>37</sup> Viele befreundete Literaten und Künstler besuchten

<sup>35</sup> Zitat nach *Langenkamp u. Stark* 1998, S. 13–14.

<sup>36</sup> *Hübner* 2009, S. 12.

<sup>37</sup> Zitat nach *Langenkamp u. Stark* 1998, S. 15.

den Dichter auf der Höri, ohne sich dort aber auf Dauer anzusiedeln. Nachdem der Bauer *Hepfer* das Gehöft selbst benötigte, entschlossen sich *Hesse's* zum Bau eines eigenen Wohnhauses. Nach Plänen des befreundeten Baseler Architekten *Hans Hindermann* entstand 1907 ein komfortables großzügiges Landhaus mit Garten am Rande des Ortes, das sie bis zu ihrem Weggang 1912 bewohnten (Abb. 12).<sup>38</sup>

Gleich 1905 war der Dichterkollege *Ludwig Finckh* seinem Freund *Hesse* auf die Höri gefolgt. Zuerst in einer Mietwohnung einquartiert, erwarb er bald ein Häuschen im Ort, das aber 1907 während seiner Hochzeitsreise niederbrannte. Dies war der Anlass, sich von *Hindermann* ebenfalls ein neues Haus bauen zu lassen (Abb. 13).<sup>39</sup> Es lag in Sichtweite des Hauses *Hesse* ebenfalls in Ortsrandlage.<sup>40</sup> Dem Wunsch folgend «*Unser Haus sollte im ländlichen Stil bleiben und einen hohen Giebel der Seeseite zu bekommen, ins Täle und in die Schweiz schauend [...]*»<sup>41</sup> fiel es deutlich schlichter aus als der Neubau von *Hermann Hesse*.

1904 kam auch der Baseler Grafiker und Maler *Max Bucherer* nach Gaienhofen und nahm sich eine Wohnung im Haus des



Abb. 12: *Haus von Hermann Hesse in Gaienhofen*  
Foto 2006, Landesamt für Denkmalpflege  
Baden-Württemberg



Abb. 13: *Haus von Ludwig Finckh in Gaienhofen*  
Ansichtskarte 1932 (Ausschnitt),  
Archiv: V. Eidloth

<sup>38</sup> *Wichmann* 2000, S. 158–159, und 2003, S. 119–123; *Scheuffelen* 2002; *Eberwein* 2015.

<sup>39</sup> *Wichmann* 2000, S. 159–160.

<sup>40</sup> *Wichmann* 2003, S. 120–121.

<sup>41</sup> Zitat nach *Scheuffelen* 2002, S. 1.

Schneiders *Köpfler*, die er bis 1908 behielt. Nach seinem Fortgang zogen dort die Münchner Maler *Otto Blümel* und *Ludwig Renner* ein, beide gern gesehene Gäste im Haus *Hesse*.<sup>42</sup> Die Entstehung der Höri als Künstlerort ist demnach vor allem Literaten zu verdanken, die im Dorf zunächst Quartier bezogen und später eigene Häuser bauten. In ihrem Gefolge kamen befreundete Maler, die die landschaftlichen Reize und die Beschaulichkeit schätzten, sich aber nur zeitweise aufhielten und sich meist nur über die Sommermonate einmieteten.

Eine zweite Phase bildet die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis 1933. Der Maler *Walter Waentig* hatte die Höri durch einen Besuch bei seinem Schwager in Konstanz kennengelernt. Von der Landschaft beeindruckt zog er kurze Zeit später, im Jahre 1919, nach Gaienhofen. Zuerst quartierte er sich beim Schneider *Köpfler* ein, wie bereits einige seiner Kollegen dies vor ihm getan hatten. Schon kurz darauf konnte *Waentig* das von *Hesse* erbaute Haus am Erlenloh mieten, welches er schließlich 1921 durch Kauf erwarb und bis zu seinem Tod im Jahre 1962 bewohnte.<sup>43</sup> In Wangen ließ sich 1929 der mit *Ludwig Finckh* freundschaftlich verbundene Grafiker *Hugo Boeschenstein* nieder.<sup>44</sup> 1925 illustrierte er den ersten zur Höri veröffentlichten Fremdenverkehrsführer mit Holzschnitten von prägnanten Motiven der Halbinsel und des Hegaus (siehe auch Abb. 10).<sup>45</sup>

Ein besonderer markanter Zeitabschnitt in der Entwicklung der Höri zum Künstlerort setzt 1933 ein. Das ist insoweit nicht verwunderlich, als sich mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten die Situation in Deutschland insbesondere auch für viele Künstler dramatisch veränderte. In einem unerbittlichen Säuberungskrieg gegen die Moderne Kunst wurde diese als »entartet« in Ausstellungen stigmatisiert, beschlagnahmt und vernichtet. Der modernen Kunst nahestehende Direktoren und Lehrende wurden mit Arbeitsverboten belegt oder entlassen. Dies bildete den biographischen Hintergrund für die meisten Künstler und Maler, die sich in der Zeit auf der Höri niederließen. Die Höri schien weit abgelegen von den Zentren der Macht in der letzten Ecke Deutschlands gelegen. Man sah in ihr einen vorübergehenden Aufenthaltsort, der zudem den Vorteil hatte, nahe an der Schweizer Grenze zu sein. Dass man allerdings auch in der Abgeschlossenheit der Höri nicht vor Nachstellungen gefeit war, zeigt das Beispiel des aus Breslau stammenden Malers *Walter Eberhard Loch*. Schon 1932 war er, um der nationalsozialistischen Zensur zu entgehen, von Dresden nach Gaienhofen zu *Walter Waentig* in das ehemalige Hesse-Haus gezogen.<sup>46</sup> Nur sieben Jahre später ließen ihn Überwachungswillkür und rassistische Anfeindungen von dort nach Neufrach, einem kleinen Weiler im Hinterland des Bodensees fliehen.<sup>47</sup>

In den 1930er Jahren war die Halbinsel immer noch ein offener, wenig zersiedelter ländlicher Landschaftsraum. Landwirtschaft, Obstanbau und Fischerei

---

42 Ebd., S. 10.

43 *Hofmann* 1989, S. 22.

44 Ebd., S. 156.

45 *Zimmermann* 1925.

46 *Stege, Burkhard et al.* 1997/1998, S. 217.

47 *Wachter* 2009, S. 54.

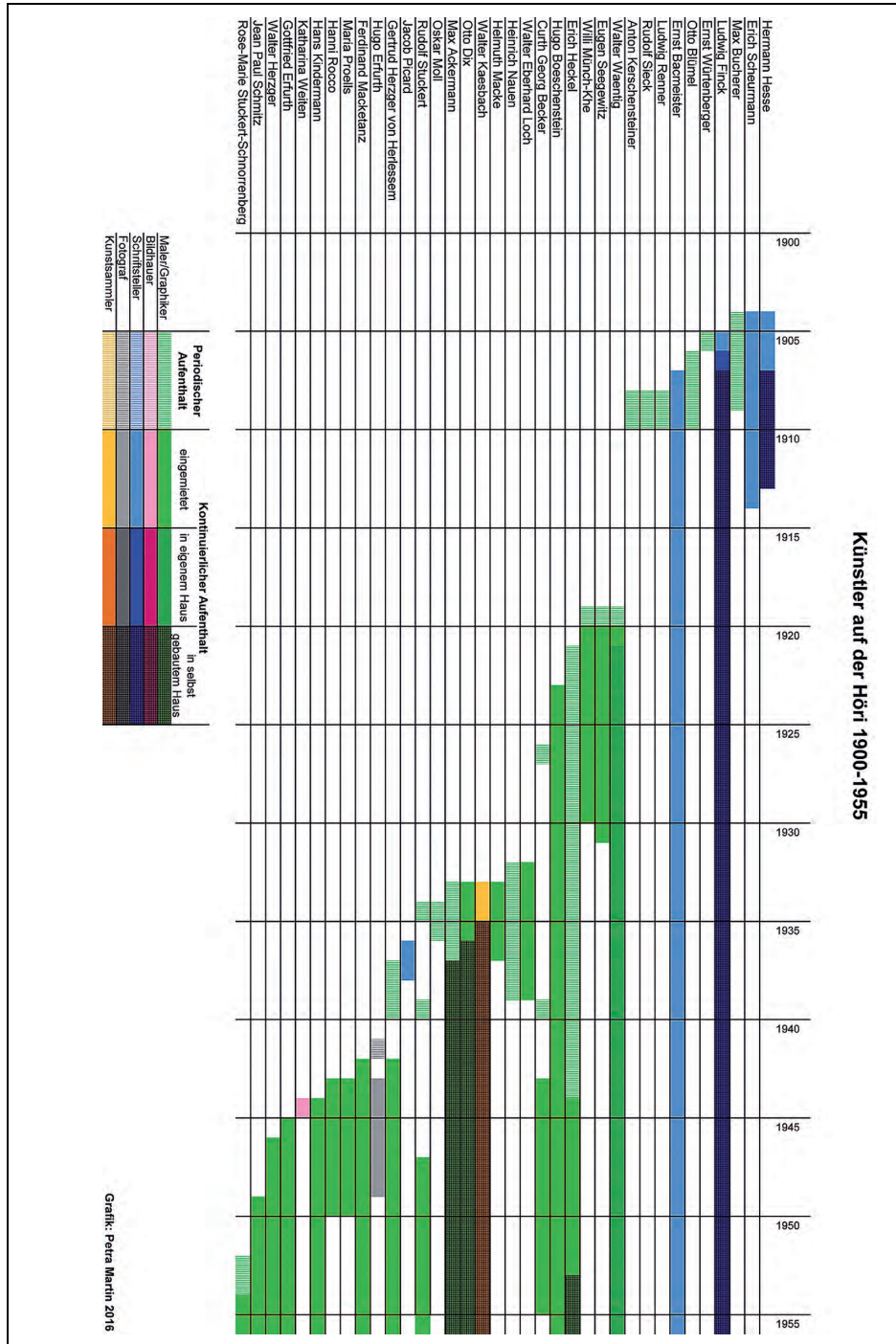


Abb. 14: Aufenthaltsdauer und -art von Künstlern auf der Höri 1900–1955  
Grafik: P. Martin



Abb. 15: Schrägluftbild der Höri mit Hemmenhofen  
Ansichtskarte um 1935, Archiv: V. Eidloth

bildeten die Haupterwerbsquellen (Abb. 15). Als einer der ersten hatte sich im Frühjahr 1933 *Helmuth Macke* aus dem Düsseldorfer Künstlerkreis hierher zurückgezogen und beschlossen in der alten Mühle in Hemmenhofen neben der Malerei eine Pension für Feriengäste zu betreiben.<sup>48</sup> Auf sein Anraten folgte im Juli 1933 *Walter Kaesbach*, Direktor der Düsseldorfer Akademie, Sammler expressionistischer Bilder und im April 1933 von den Nationalsozialisten zwangspensioniert. Zuerst fand er Unterkunft bei *Macke*, dann in einem Holzhäuschen des Gärtnermeisters *Otto Löhle* in Wangen, bis er 1934 in das Pfarrhaus in Wangen umziehen konnte. Bereits im November 1933 hatte *Kaesbach* ein Grundstück auf dem Guggenbühl in Hemmenhofen erwerben können. Im Jahr darauf begann er mit dem Bau eines eigenen Hauses, einem Holzblockhaus nach Plänen des Architekten *Hermann Nannizzi*.<sup>49</sup> Das Haus wurde Treffpunkt von Kunsthändlern, Verlegern, Museumsdirektoren und *Walter Kaesbach* so zu dem »Mentor der Moderne« in der Bodenseeregion.<sup>50</sup> Da er den Kontakt zu seinen Freunden aus Düsseldorfer Zeit gehalten hatte, zog es zudem zahlreiche weitere Künstler wie *Rudolf Stuckert*, *Curth Georg Becker*, *Ferdinand Macketanz* und *Hans Kindermann* auf die Höri, von denen sich einige später dort auch dauerhaft niederließen.<sup>51</sup>

48 *Hofmann* 1989, S. 46.

49 *Wichmann* 2000, S. 161.

50 *Bauer u. Stark* 2008.

51 *Schläger* 1987, S. 180.



Abb. 16:  
*Haus von Otto Dix  
in Hemmenhofen*  
Foto 2017, P. Martin

*Otto Dix* (Abb. 1) zog nach seiner Entlassung an der Dresdner Kunstakademie im Oktober 1933 nach Randegg in das Schloss seines Schwagers *Hans Koch*. Begünstigt durch eine Erbschaft seiner Frau *Martha* konnten sie 1935 durch Vermittlung *Kaesbach's* ein Grundstück in Hemmenhofen erwerben. Man beauftragte den Dresdener Architekten *Arno Schelcher* mit dem Entwurf für das neue Wohnhaus in un bebauter Hanglage abseits des Dorfes mit Blick auf den See. Bereits 1936 war das großzügige, villenartige Landhaus bezugsfertig,<sup>52</sup> dessen Garten sowohl den erweiterten Lebensraum der Familie mit Ehefrau *Martha* und den Kindern *Nelly*, *Ursus* und *Jan* als auch eine der Inspirationsquellen für *Otto Dix's* Malerei bildete (Abb. 16).<sup>53</sup>

Hatten die Schriftsteller der ersten Phase noch Gaienhofen für den Bau ihrer Häuser bevorzugt, siedelten sich die Künstler und Maler, die Mitte der 1930er Jahre auf der HÖri Zuflucht suchten, dagegen vorwiegend in Hemmenhofen an. *Kaesbach* und *Dix* bauten in nächster Nachbarschaft ihre Häuser. Nicht weit entfernt wohnte *Helmuth Macke* in der alten Mühle und errichtete später auch *Erich Heckel* sein Wohnhaus.<sup>54</sup>

<sup>52</sup> *Wichmann* 2000, S. 161–163, und 2003, S. 123–126; *Jakobs u. Mack* 2014.

<sup>53</sup> *Martin u. Stoffler* 2014.

<sup>54</sup> *Wichmann* 2000 und 2003 mit Kartierung der Standorte (S. 111).

### Die Landschaft im Werk der Höri-Künstler

Abschließend soll noch kurz auf wenigstens zwei Maler und ihr auf der Höri entstandenes Werk eingegangen werden: Einen, der die Höri und den Hegau liebte und sich freiwillig hier niederließ – *Walter Waentig*. Und einen, der gezwungenermaßen auf die Höri kam und ein ambivalentes Verhältnis zur Landschaft hatte – *Otto Dix*.

*Walter Waentig* gilt als der erste Maler, der sich auf der Halbinsel niederließ. 1881 in Zittau geboren, studierte er an der Kunstakademie in Dresden bei *Carl Bantzer*, einem Anhänger der Freilichtmalerei. Von 1902 bis 1910 setzte er seine Ausbildung durch Aufenthalte in der Künstlerkolonie Willingshausen in der Schwalm fort. Wie oben erwähnt, kam *Walter Waentig* 1919 nach Gaienhofen. Dort mietete er das frühere Haus von *Hermann Hesse* und erwarb dieses 1921. Da es am Bodensee an zahlungskräftigen Auftraggebern nicht mangelte, konnte er seine Arbeit als bekannter und viel gefragter Porträtist auch auf der Höri fortsetzen.<sup>55</sup> Daneben galt seine besondere Liebe aber der Landschaftsmalerei, für die er in der Umgebung reichlich Motive fand. Mit dem befreundeten Maler *Helmuth Macke*, dem Schriftsteller *Ludwig Finckh* und dem Botaniker *Arno Bacmeister* erwanderte, erforscht und erkundet er die Landschaft der Höri und des Hegau.<sup>56</sup>

In seinen Gemälden und Zeichnungen hielt er auch seltene, vom Aussterben bedrohte Pflanzen und Pflanzengemeinschaften wie Seerosen, Diptamblüten, Iriswiesen, Enzian mit Wollgras oder Akeleiblüte fest (Abb. 17). Im zunehmenden Tourismus in der Region sah er eine Gefährdung für die Natur und engagierte sich leidenschaftlich für den Erhalt der natürlichen Biotope. Zusammen mit *Finckh* war er Streiter im »*Kampf um den Hohentwiel*«, des vom Basaltabbau bedrohten Vulkankegels im Hegau. 1936 wurde er zusammen mit *Finckh* und *Bacmeister* zum ehrenamtlichen Beauftragten für Natur- und Landschaftsschutz ernannt. Ihrem Engagement ist die Erklärung des Hohentwiel zum Naturdenkmal und die vieler noch heute bestehender Naturschutzgebiete in der Region zu verdanken.<sup>57</sup>

*Otto Dix* wurde 1871 in Gera-Untermhaus in Thüringen geboren. 1909 ging er zum Studium an die Kunstgewerbeschule nach Dresden. Freiwillig meldete er sich 1914 zum Kriegsdienst. Die grausamen Erlebnisse des Stellungskrieges hat er schonungslos in seinen Kriegsbildern dargestellt. Zusammen mit seiner Frau *Martha* zog er 1925 nach Berlin, wo er das brodelnde und ausschweifende Großstadtleben der 1920er Jahre genoss. Seine erste große Einzelausstellung 1926 in Berlin wurde zum großen Erfolg. Im Jahr darauf nahm er die Berufung an die Kunstakademie in Dresden an, wo er 1928 eines seiner Hauptwerke, das Triptychon »*Großstadt*«, vollendete. 1933 wurde *Dix* entlassen und zog mit seiner

<sup>55</sup> Stege, Burkhard et al. 1997/1998, S. 233.

<sup>56</sup> Ebd., S. 234

<sup>57</sup> Zimmermann 1957; Stege, Burkhard et al. 1997/98, S. 235.



Abb. 17:  
»Diptamblüten«  
Gemälde von  
Walter Waentig 1939,  
Kunstmuseum  
Singen

Familie an den Bodensee, 1936 schließlich auf die HÖri, wo er in die »innere Emigration« ging. Die Halbinsel wurde für ihn zu einem Rückzugsort mit dem er zeit lebens haderte: »Ich bin ja eigentlich kein Landbewohner, kein Dorfbewohner [...] eigentlich ein Stadtmensch in allem was ich mache«, beschrieb er sich 1966 in einem Rundfunkinterview selbst.<sup>58</sup>

1934 überredete ihn sein Freund *Franz Lenk*, inzwischen Professor für Landschaftsmalerei in Berlin, zu einer »unverdächtigen« Reise in die Landschaftsmalerei. Gemeinsam durchstreiften sie den Hegau und malten die Landschaft mit den Vulkanbergen (Abb. 18). Die Bilder wurden 1935 in einer von *Lenk* organisierten Ausstellung in Berlin mit nur mäßigem Erfolg gezeigt. Dennoch behielt *Dix* die gemeinsam verbrachte Malerzeit in guter Erinnerung, wie sein gezeichneter Neujahrsgruß »Unsere gemeinsame Landschaftsmalerei im Lichte der Kritik« am Jahresende erkennen lässt.<sup>59</sup>

*Otto Dix* blieb bei der Landschaftsmalerei, die ihm unverdächtig scheint. Im Zeitraum von 1933 bis 1945 malte er über 160 Landschaftsbilder.<sup>60</sup> Nach den Hegau Bildern entstanden zunächst altmeisterliche, vedutenhafte Wiedergaben der Landschaft,<sup>61</sup> die er in seinem Arbeitsbuch selbst als »breughel-ähnlich« bezeichnete.<sup>62</sup> Gleichzeitig änderte sich jedoch seine Sicht auf die Landschaft. Sie war ihm nun weniger Motiv, das abgebildet wird, sondern diente als Fundus, dessen er sich bedient und den er zu Phantasielandschaften zusammensetzt.<sup>63</sup> »Ich mache meistens Landschaft, viel Bäume und Häuserstudien, um vom Motiv

58 Zitat nach *Fischer* 2010, S. 3.

59 *Dix* 2013, S. 483.

60 *Kicherer* 2000, S. 78.

61 Wie z.B. das Gemälde »Durchblick auf den See«, 1940 (Otto Dix Stiftung Vaduz).

62 *Kicherer* 2000, S. 78.

63 Vergleiche z.B. das Bild »Winter am See«, 1951 (Otto Dix Stiftung Vaduz).



Abb. 18:  
 »Hegaulandschaft  
 am Abend«  
 Gemälde von  
 Otto Dix 1935,  
 Kunstmuseum  
 Singen,  
 Leihgabe der Otto  
 Dix Stiftung Vaduz,  
 © VG Bild-Kunst  
 Bonn 2019

*unabhängig zu werden und die Landschaft frei zu erfinden. [...] Ich scheue mich nicht die Ufer des Bodensees mit Felsen und Gebirgen zu versehen, die es gar nicht geben kann.*<sup>64</sup>

Otto Dix verbrachte den Rest seines Lebens auf der Höri und die Höri und der Bodensee blieben ein zentrales Motiv in seinem Oeuvre. Dabei sind seine Landschaftsbilder zu allererst Seelenlandschaften. Ob er sich irgendwann nicht mehr »in die Landschaft verbannt« gefühlt haben mag, ist ungewiss. Gewiss ist, dass er auf der Höri eine Zuflucht gesucht und einen Ort der Inspiration und eine neue Heimat gefunden hat. Otto Dix starb 1969 in Singen und ist auf dem Friedhof in Hemmenhofen begraben.

Bis heute wird die Höri als Künstlerort vor allem mit den beiden Namen Hermann Hesse und Otto Dix verbunden. Dass Erich Heckel und ein Walter Kaesbach hier lebten und arbeiteten, wird schon nur noch von Fachleuten wahrgenommen. Noch weniger bekannt sind die vielen anderen Maler und Künstler, die sich auf der Höri aufhielten und nicht nur mit ihren Werken Spuren hinterlassen haben. Mehr darüber erfährt man in den regionalen Heimatmuseen und auf einer inzwischen eingerichteten touristischen Künstler-Wanderroute zu ausgewählten Standorten.<sup>65</sup> Sie halten die Erinnerung an die mehr als ein halbes Jahrhundert währende Rolle der Höri als Künstlerort wach. So lange hat kaum eine andere Künstlerkolonie überdauert und der Ruf als Künstlerort wirkt bis heute nach.

<sup>64</sup> Brief an Ernst Bursche vom 23. Juni 1939 (Dix 2013, S. 497).

<sup>65</sup> Im Internet unter: <https://www.bodenseewest.eu/Entdecken/Kultur/Kunst-am-Bodensee/Kunstroute-Untersee> (aufgerufen am 25.01.2019).

## Zusammenfassung

Die Halbinsel Höri im Bodensee hat ein halbes Jahrhundert lang Künstler angezogen. Sie steht damit im Kontext anderer europäischer Künstlerkolonien, mit denen sie Gemeinsamkeiten teilt, zu denen sie aber auch Unterschiede aufweist. Das Phänomen der Künstlerkolonien setzte Mitte des 19. Jahrhunderts ein, verbreitete sich rasend schnell in ganz Europa und erreichte seinen Höhepunkt in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. In Abkehr von der akademischen Malerei und der Hinwendung zur Freilichtmalerei zogen Maler an die ländlichen Orte ihrer Motive. Sie verbrachten dort den Sommer und ließen sich in der Folge häufig auch dauerhaft nieder. Die meisten Künstlerkolonien entwickelten sich allmählich. Daneben gibt es aber auch als Arbeits- und Lebensgemeinschaft bewusst gegründete Kolonien sowie von Mäzenen gezielt eingerichtete und geförderte Künstlerkolonien.

Mit der Erschließung des Bodenseeraumes durch die Eisenbahn setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben dem Tourismus auch der Sommeraufenthalt von Malern ein. Die Entwicklung der Höri findet in verschiedenen Phasen statt. Auf den Schriftsteller *Hermann Hesse*, der 1904 auf die abgeschiedene Halbinsel gezogen war, folgten zunächst vor allem Literaten. Nach dem Ersten Weltkrieg waren es dann vorwiegend Maler wie *Walter Waentig*, die die Landschaft des Untersees für sich entdeckten und sich auf der Höri niederließen. Eine besondere Bedeutung gewann die nahe der Schweizer Grenze gelegene Halbinsel in den 1930er Jahren als Zufluchtsort für im Nationalsozialismus verfemte Künstler. Für viele war die Höri dabei nur eine Durchgangsstation, einige jedoch wie der Maler *Otto Dix* und der Kunstsammler und -mäzen *Walter Kaesbach* blieben, bauten sich Häuser und wurden am Bodensee sesshaft. Die Rolle der Höri als Künstlerort wird inzwischen auch vom Tourismus wiederentdeckt.

## Summary

»[...] banished in the landscape« – The peninsula Höri in the Lake of Constance as an artists' colony

The peninsula Höri in the Lake of Constance was attracting artists for half a century. Compared with other European artists' colonies on the peninsula one can find common features, but also differences. The phenomenon of artists' colonies emerged in the middle of the 19<sup>th</sup> century, rapidly spread all over Europe and reached its heydays in the first decennia of the 20<sup>th</sup> century. Departing from the set way of scholastical and academical painting and turning towards the open-air/outdoor painting artists physically moved to rural places and areas, which served as motives. They planned to stay for the summer, but often they settled down permanently. Most of the artists' colonies gradually developed to these, for artists, inspiring special places. . Apart from these places working and living communities were founded and actively built as well as specifically equipped and from patrons promoted artists' colonies.

During the second half of the 20<sup>th</sup> century the area around the Lake of Constance opened up for tourism via newly built railway tracks allowing more and more painters and artists to stay for the summer. Looking at the development of the peninsula Hõri in particular certain phases can be recorded. After the author *Hermann Hesse* moved to the isolated peninsula in 1904 other writers followed in due course. After the First World War especially painters like *Walter Waentig* discovered the landscape of the Untersee and settled on Hõri. During the 1930s, as the peninsula was situated near the Swiss border, Hõri gained in significance as a sanctuary for ostracised artists by National Socialism. For many artists Hõri was only a transit point, others, however, like the painter *Otto Dix* and the art collector and patron *Walter Kaesbach*, became residents. They settled on the Lake of Constance and built houses. Nowadays the role of Hõri as artists' colony has been rediscovered by tourism.

## Literatur

- Andratschke, Thomas [Hrsg.] (2016):* Mythos Heimat. Worpsswede und die europäischen Künstlerkolonien. Eine Ausstellung des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover. – Dresden.
- Asshoff, Carmen u. Verhoeven, Jennifer (Red.) (2017):* »Eine Stadt müssen wir erbauen, eine ganze Stadt!« Die Künstlerkolonie Darmstadt auf der Mathildenhöhe. / »A city, we need to build an entire city!« The Darmstadt Artists' Colony on the Mathildenhöhe. Internationale Fachtagung veranstaltet vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen, der Wissenschaftsstadt Darmstadt und dem Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS e.V. Darmstadt, 17.–19. April 2016. – Berlin (ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees, 64/Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, 30).
- Bauer, Christoph [Hrsg.] (2003):* Otto Dix. Werke von 1933 bis 1969. – Köln.
- Bauer, Christoph u. Stark, Barbara [Hrsg.] (2008):* Walter Kaesbach – Mentor der Moderne. – Lengwil am Bodensee.
- Berchtig, Frauke (2015):* Künstlerkolonie Worpsswede. Fitz Mackensen, Paula Modersohn-Becker, Otto Modersohn, Hans am Ende, Fritz Overbeck, Heinrich Vogeler. – Berlin.
- Berner, Herbert (1987a):* Dr. Walter Kaesbach und die Maler in der Höri. – In: Götz, Franz [Hrsg.]: Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Gaienhofen. 2. Aufl. Singen (Hegau-Bibliothek, 36), S. 176–183.
- Berner, Herbert (1987b):* Bildende Künstler in Gaienhofen. – In: Götz, Franz [Hrsg.]: Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Gaienhofen. 2. Aufl. Singen (Hegau-Bibliothek, 36), S. 184–197.
- Bertuleit, Sigrid (1994):* Max Liebermann und Barbizon. Landleben – Naturerlebnis. – Hannover (Meisterwerke zu Gast in der Niedersächsischen Landesgalerie Hannover, 2).
- Blubacher, Thomas (2013):* Frei und inspiriert. Sehnsuchtsorte der Dichter, Denker, Künstler und Aussteiger. Ascona, Attersee, Capri, Bali, St. Moritz, Hiddensee. – München.
- Bröhan, Nicole (2017):* Künstlerkolonien. Ein Führer durch Deutschland, die Schweiz, Polen und Litauen. – Berlin.
- Dimitrieva, Marina (2016):* Der Pastorale-Blick: Künstlerkolonien im östlichen Europa. – In: Die Frauensiedlung Loheland in der Rhön und das Erbe der Europäischen Lebensreform. Beiträge zur Fachtagung am 29./30. Mai 2015 und zum »Waggonia«-Workshop am 8. Oktober 2015. Darmstadt (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, 28), S. 66–74.
- Dix, Otto (2013):* Briefe. Herausgegeben von *Ulrike Lorenz*, bearbeitet und kommentiert von *Gudrun Schmidt*. – Köln.
- Eberwein, Eva (2015):* Der Garten von Hermann Hesse. Von der Wiederentdeckung einer verlorenen Welt. – München.
- Eiden, Maximilian u. Blübaum, Doris [Hrsg.] (2015):* Aufbruch ins Freie. Künstlerkolonien in Deutschland um 1900. – Ravenburg.
- Fidler, Helmut (2008):* »Die Landschaft ist licht und hübsch [...]. Sie sollten einmal kommen!« – Die touristische Entdeckung des Untersees. – In: Hegau 65, S. 131–176.
- Finckh, Ludwig (1935):* Der unbekannte Hegau. – Bühl.
- Fischer, Bernd Erhard (2010):* Otto Dix in Hemmenhofen. – Berlin (Menschen und Orte). Gesellschaft für interregionalen Kulturaustausch e.V., Berlin u. Muzeum Okręgowy w Jeleniej Górze [Hrsg.] (1999): Die imposante Landschaft. Künstler und Künstlerkolonien im Riesengebirge im 20. Jahrhundert. / *Wspaniały Krajobraz. Artyści i kolonie artystyczne w Karkonoszach w XX wieku.* – Berlin u. Jelenia Góra.

- Groth, Katharina u. Herrmann, Björn [Hrsg.] (2014):* Mythos und Moderne. 125 Jahre Künstlerkolonie Worpswede. – Köln.
- Grundmann, Günther (1972):* Künstler und Künstlerkolonien im Riesengebirge. – In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrichs-Wilhelm-Universität zu Breslau 17, S. 349–384.
- Hofmann, Andrea (1989):* Künstler auf der Höri. Zuflucht am Bodensee in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. – Konstanz (Beiträge zur Singener Geschichte, 19 / Hegau-Bibliothek, 65).
- House, John (2007):* Impressionists by the sea. – London.
- Hübner, Ute [Hrsg.] (2006):* Literaturlandschaft Höri. – Stuttgart.
- Hübner, Ute [Hrsg.] (2009):* Hermann Hesse in Gaienhofen. – Stuttgart.
- Institut Mathildenhöhe Darmstadt [Hrsg.] (1993):* Aufbruch zur Moderne. Die Darmstädter Künstlerkolonie zwischen Tradition und Innovation. Wissenschaftliches Symposium anlässlich der Eröffnung des Museums Künstlerkolonie Darmstadt, 4. Mai 1990, Mathildenhöhe Darmstadt. – Darmstadt.
- Jakobs, Dörthe u. Mack, Oliver (2014):* Museum Haus Dix. Ein Künstler-Wohnhaus im Wandel der Zeit. – In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 43, S. 89–95.
- Jones, Kimberly et al. (2008):* In the forest of Fontainebleau. Painters and photographers from Corot to Monet. – New Haven u. London.
- Kicherer, Michael (2000):* Otto Dix – Landschaften 1933–1969. – In: Tann, Siegfried u. Wiedmann, Bernd [Hrsg.]: Otto Dix – Der See – die Kunst – die Landschaft. Friedrichshafen, S. 76–115.
- Kicherer, Michael [Bearb.] (2009):* Otto Dix. »... zum Kotzen schön.« Die Landschaft am Bodensee und im Hegau. Ausstellung im Otto-Dix-Haus-Hemmenhofen, 22. März bis 25. Oktober 2009. – Hemmenhofen.
- Koch, Ingo (2001):* Lebensreform in Worpswede oder: Warum der Künstler Professor Bernhard Hoetger eine Kuh kaufen möchte. – In: Buchholz, Kai et al. [Hrsg.]: Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900. Bd. 1. Darmstadt, S. 505–509.
- Langenkamp, Anna u. Stark, Barbara [Hrsg.] (1998):* See-Blick. Deutsche Künstler am Bodensee im 20. Jahrhundert. – Konstanz.
- Lübbren, Nina (2001):* Rural artists' colonies in Europe 1970–1910. – Manchester.
- Martin, Petra u. Stoffler, Johannes (2014):* Künstlerische Inspirationsquelle und familiärer Lebensraum. Der Garten des Hauses Dix und seine Restaurierung. – In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 43, S. 102–107.
- Moser, Eva (2000):* Hälfte des Lebens. Otto Dix am Bodensee. – In: Tann, Siegfried u. Wiedmann, Bernd [Hrsg.]: Otto Dix – Der See – die Kunst – die Landschaft. Friedrichshafen, S. 8–14.
- Müllerschön, Bernd u. Maier, Thomas (2002):* Die Maler der Schule von Barbizon. Wegbereiter des Impressionismus. Mit Biographien und Werkbeschreibungen von 70 Künstlern. – Stuttgart.
- Negendank, Ruth (2008):* Künstlerlandschaft Chiemsee. – Fischerhude.
- Negendank, Ruth (2011):* Künstlerkolonie Ahrenshoop. Eine Landschaft für Künstler. 2. Aufl. – Fischerhude.
- Olsen, Claus [Hrsg.] (1989):* Künstlerkolonie Skagen. Eine Ausstellung des Skagens Museum in Skagen, Dänemark im Altonaer Museum in Hamburg 12. April–11. Juni 1989. – Hamburg.
- Paston, Eleonora (2008):* Die Künstlerkolonie Abramzewo. Geburtsstätte des neo-russischen Stils und Wiege der russischen Moderne. – In: Beil, Ralf [Hrsg.]: Russland 1900. Kunst und Kultur im Reich des letzten Zaren. Darmstadt, S. 169–183.

- Pese, Claus [Hrsg.] (2001):* Künstlerkolonien in Europa. Im Zeichen der Ebene und des Himmels. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, 15. November 2001 bis 17. Februar 2002. – Nürnberg.
- Rödiger-Diruf, Erika u. Baumstark, Brigitte [Bearb.] (1998):* Deutsche Künstlerkolonien 1890–1910. Worpswede, Dachau, Willingshausen, Grötzingen, Die »Brücke«, Murnau. Städtische Galerie Karlsruhe, 26. September 1998 bis 17. Januar 1999. – Karlsruhe.
- Salmen, Brigitte (2003):* Gabriele Münter malt Murnau. Gemälde 1908–1960 der Künstlerin des »Blauen Reiter«. – Murnau.
- Salmen, Brigitte [Hrsg.] (2008):* 1908/2008. Vor 100 Jahren. Kandinsky, Münter, Jawlensky, Werefkin in Murnau. – Murnau.
- Scheuffelen, Thomas (2002):* »Vor meinen Fenstern stundenweit der See ...« Hermann Hesse als Bauherr in Gaienhofen am Bodensee. – Marbach am Neckar (Spuren, 3).
- Schimpke, Bernd (2017):* Künstlerkolonie Nidden. »Eine Landschaft voll Licht und Farbe«. – Humptrup.
- Schläger, Herbert (1987):* Dichter und Schriftsteller in Gaienhofen. – In: Götz, Franz [Hrsg.]: Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Gaienhofen. 2. Aufl. Singen (Hegau-Bibliothek, 36), S. 168–175.
- Schulte-Wülwer, Ulrich (2000):* Künstlerkolonie Ekensund am Nordufer der Flensburger Förde. – Heide.
- Stadt Darmstadt [Hrsg.] (1999):* Mathildenhöhe Darmstadt. 100 Jahre Planen und Bauen für die Stadtkrone. Band 1: Die Mathildenhöhe – ein Jahrhundertwerk. – Darmstadt.
- Stark, Barbara (2009):* Idylle auf Zeit. Malerferien am Untersee 1880 bis 1914. – Konstanz.
- Stege, Burkhard et al. (1997/1998):* Prominente Bewohner des Hesse-Hauses in Gaienhofen: Walter Andrae (1875–1956), Architekt, Maler und Archäologe, Walter Eberhard Loch (1885–1979) Maler und Schriftsteller, und Walter Waentig (1881–1962), Maler und Umweltschützer auf der Höri. – In: Hegau 54/55, S. 209–237.
- Szeemann, Harald [Hrsg.] (1979):* Monte Verità – Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie. – Mailand.
- Szentendre Művészetiért Alapítvány [Hrsg.] (2007):* Magyarországi művésztelepek / Hungarian Artist Colonies / Ungarische Künstlerkolonies. Történeti művek / Historic Works of Art / Historische Werke. – Szentendre.
- Trapp, Werner (1991):* Die organisierte Bemühung um den »Fremdenzufluss«. Der »Verband der Gasthofbesitzer am Bodensee und Rhein« und der »Bodensee Verkehrsverein«. – In: Internationaler Arbeitskreis Bodensee-Ausstellungen [Hrsg.]: Sommerfrische. Die touristische Entdeckung der Bodenseelandschaft. Rorschach, S. 11–21.
- Ulmer, Renate (2001):* Die Darmstädter Künstlerkolonie als lebensreformerisches Projekt. – In: Buchholz, Kai et al. [Hrsg.]: Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900. Bd. 1. Darmstadt, S. 483–488.
- Wachter, Anne (2009):* Walter Eberhard Loch 1885–1979. Lebensstationen eines Künstlers in Text und Bild. – Salem.
- Walther, Sigrid (2001):* Die Lebensreform und der Blaue Reiter. – In: Buchholz, Kai et al. [Hrsg.]: Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900. Bd. 1. Darmstadt, S. 257–260.
- Werche, Bettina (2010):* Die frühe Barbizon-Rezeption in Deutschland. München 1869 und die Folgen. – In: Wendermann, Gerda [Hrsg.]: Hinaus in die Natur! Barbizon, die Weimarer Malerschule und der Aufbruch zum Impressionismus. Bielefeld, S. 89–121.
- Wietek, Gerhard (1976):* Deutsche Künstlerkolonien und Künstlerorte. – München.
- Wichmann, Petra (2000):* Künstlerhäuser auf der Höri. – In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 29, S. 156–168.

- Wichmann, Petra (2003):* Die Künstlerhäuser in der Landschaft des Untersees. – In: Was haben wir aus dem See gemacht? Kulturlandschaft Bodensee. Teil 2 – Untersee. Stuttgart (Arbeitsheft Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, 12), S. 111–131.
- Zimmermann, Joseph (1925):* Führer durch die Halbinsel Höri am Bodensee (Deutschland). – Stuttgart.
- Zimmermann, Josef (1957):* Walter Waentig, Gaienhofen (Bodensee), ein verdienter Maler und Naturschützer, 75 Jahre alt. – In: Hegau 1(3), S. 68–70.
- Zweckverband Dachauer Galerien und Museen [Hrsg.] (2013): Künstlerkolonie Dachau. Blütezeit von 1880 bis 1920. – Fischerhude.

Marcus Mogk

## Rheinromantik – Rheinreisen – Rheinpanoramen

### Bemerkungen zu Realität und Illusion<sup>1</sup>

Mit 6 Abbildungen

#### 1 Vorbemerkung

Wenn es Landschaften der Freizeit, vielleicht auch der Muße und Erholung im Deutschland des 19. Jahrhunderts gegeben hat, so gehörte das Rheintal zwischen Mainz und Köln als ein ›place to be‹ auf jeden Fall dazu. Damals wie heute begleiten Panoramakarten in Form von Leporellos den Rheinreisenden, die – damals wie heute – Ungenauigkeiten und Unstimmigkeiten aufweisen. Handelt es sich dabei um Versehen oder Verlagsökonomie? Vielleicht folgen die Darstellungen aber auch nur einer mehr oder weniger bewussten Vorstellung von romantischer Idylle.

#### 2 Reisen und Romantik

Bis in die frühe Neuzeit galt, dass das Unterwegs-Sein fast immer mit einer Notwendigkeit verknüpft war. Reisen im Sinne des Erlebens von ›Muße, Freizeit und Erholung‹ gab es nur selten und nur für wenige. Man gab sich, wenn man ›auf Achse‹ war, keinen Illusionen hin, sondern hatte mit Realitäten zu kämpfen. Zu vielfältig waren die Hindernisse, die einer unbeschwerten Reise entgegenstanden. Neben den prekären wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zwängen, wie sie für die weitaus größte Zahl der Menschen in Mitteleuropa bestanden, waren die schwierigen Fortbewegungsmöglichkeiten auf einem weitgehend unzureichenden Wegenetz zu bedenken, ebenso die mangelhaften Beherbergungsmöglichkeiten, eine herrschaftliche ›Wegelagerei‹ an Zollstellen oder gar Raubüberfälle.

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.

Unterwegs waren vor allem Händler und Kaufleute, nicht wenige Pilger, vereinzelt Handwerker und Studenten, einige Bildungsreisende, fahrendes Volk sowie Angehörige der Oberschicht auf Inspektionsreisen oder zum Besuch eines der frühen Badeorte. Zwar gibt es Berichte über z.B. mehr als 10 000 Besucher aus allen Ländern Europas, die in den Jahren 1556/1557 beim ›großen Wundergelauf‹ nach Pyrmont kamen. Dabei handelte es sich jedoch noch um singuläre Ereignisse – Wallfahrten zu Orten einer Wunderheilung zogen die Menschen magisch an. All dies hatte noch nicht viel mit ›Muße, Freizeit und Erholung‹ zu tun.

Zu einem ersten ›Reiseboom‹ kam es in Europa im ausgehenden 17. Jahrhundert. Nun wurden sukzessive Badeorte wie Karlsbad und Bath, Aix-les-Bains und Spa, Baden-Baden, Bad Kissingen oder Wiesbaden für Angehörige des Adels, später auch des gehobenen Bürgertums, ausgebaut. Berühmt wurde der Pyrmont-Fürstensommer 1681, bei dem 34 Fürsten vier Wochen lang Trinkkur mit Diplomatie verbanden, was Pyrmont endgültig zum Bad der Könige und Fürsten machte.

Eine zweite Reisewelle, die teilweise mit der Badekur verbunden wurde, war die ›Grand tour‹ oder Kavaliertour, die ab dem 17. Jahrhundert vor allem von England ausging. Diese Mode erfasste später andere Staaten auf dem europäischen Kontinent. Nun gehörte es zum guten Ton in den Adelsfamilien, dass ihr Nachwuchs die Welt – im Regelfall Frankreich, Italien und Teile Mitteleuropas – im Zuge einer mehrmonatigen, nicht selten mehrjährigen Reise ›erfahren‹ sollte. Dabei ging es allerdings weniger um Freizeit und Erholung, sondern in erster Linie darum, sich auf künftige Aufgaben vorzubereiten, indem man andere Personen von Stand besuchte und Netzwerke knüpfte: »Für den jungen Cavalier war die Welt, die es kennenzulernen galt, le monde: will sagen, die vornehme Gesellschaft, nicht etwa ein Kanon von kulturellen Denkmälern« (Enzensberger 1962, S. 187). Und ergänzend Tümmers (1994, S. 197): »Die Bildungsreise zum Kontinent verschaffte dem jungen Aristokraten Beziehungen zu ausländischen Höfen und Fürstensitzen, weitete seinen Gesichtskreis, gab ihm Weltläufigkeit und seinen gesellschaftlichen Fähigkeiten den letzten Schliff.«

Wer es sich leisten konnte, nahm zur Vorbereitung seiner Tour bestimmte Dienstleistungen in Anspruch. Dieser Service hatte Tradition, schließlich gab es bereits im Mittelalter Reiseagenten, die Pilgerreisen inklusive der Ausflüge in die Umgebung der jeweiligen Zielorte organisierten. Im 17. und 18. Jahrhundert boten sie Pauschalarrangements für bestimmte Reisen an wie z.B. Rom–Neapel inklusive Besteigung des Vesuv oder Städtetouren ins europäische Ausland inklusive Versorgung mit Pässen, Karten und Reiseführern, Quartiersbeschaffung, Gesellschaftstouren und englischem Essen, wobei Chesterkäse und Portwein nicht fehlten (Löschburg 1997, S. 153f.). Wie populär das Reisen innerhalb der zahlenmäßig kleinen Oberschicht war, mag man auch daran erkennen, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Göttinger Professor August Ludwig von Schlözer eine »eigene Wissenschaft vom Reisen« begründete und »zu diesem Thema wöchentlich zwei bis drei Stunden ein ›Reise-Collegio‹« abhielt (Löschburg 1997, S. 81).

Im Zuge der ›Grand tour‹ kristallisierten sich bestimmte Orte als Pflichtstationen heraus, was zwangsläufig zur Bevorzugung bestimmter Routen führte. Zu ihnen zählte das Rheintal, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor allem bei Engländern in Mode kam, da es dem rauen und wilden Lake District in Nordengland ähnelte. Diese als dramatisch empfundenen Gegenden kamen einem neuen Natur- und Landschaftsverständnis entgegen: »Die geometrischen Gartenanlagen des Barock hatten die weitere Umgebung durch Alleen und Sichtschneisen in den Gartenprospekt einbezogen und auf die Schlossachse hin geordnet. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wandelte sich dieses Naturverständnis. In England wurde unter dem Einfluss Jean Jacques Rousseaus und der School of Taste des empfindsamen Earl of Shaftsbury die Natur entdeckt. Das neue Naturgefühl, die Empfindung der Landschaft als Stimmungsspiegel bei Rousseau und Macpherson (Ossian) und die Entdeckung der wilden Landschaft als pittoresk verbanden sich« (Tümmers 1994, S. 198). So gab es im Zeitalter der Aufklärung und des Rationalismus neben dem Empfindsamen (z.B. ›A Sentimental Journey through France and Italy‹ von Laurence Sterne, 1768) seine Steigerung ins Schauerliche der Gothic Novels (z.B. ›Castle of Otranto‹ von Robert Walpole, 1764). Deren Autoren arbeiteten mit Motiven und Versatzstücken wie Burgen, Wasserfällen, Friedhöfen, schroffen Felsen und Ruinen. »Diese und alle anderen pittoresken Elemente entdeckten die englischen Reisenden am Rhein« (Tümmers 1994, S. 198), 40 Jahre bevor mit Schlegel, Brentano und von Arnim die literarische deutsche Rheinromantik beginnt. »Für mich sind nur die Gegenden schön, welche man gewöhnlich rauh und wild nennt; denn nur diese sind erhaben, nur erhabene Gegenden können schön sein, nur diese erregen den Gedanken der Natur«, schreibt Schlegel zu Beginn des 19. Jahrhunderts angesichts des Mittelrheintals (zit. in Meyer-Doeringhaus 2015, S. 45f.).

Nicht zuletzt dank einer größeren Bequemlichkeit und Sicherheit beim Reisen konnte nun die Landschaft aus dem Blickwinkel romantischer Sehnsucht und Phantasie wahrgenommen werden. Sicher, es war Illusion, denn man sah, was man sehen wollte. Aber noch ließ sich diese Illusion mit der ungestört pittoresken Realität in Übereinstimmung bringen – anders als dies fünfzig oder siebzig Jahre später sein wird. Allerdings war nicht jeder gleichermaßen empfänglich für diese landschaftlichen Besonderheiten. So berichtete Georg Forster 1790 von seiner Rheinreise und dass er »auf der Fahrt durch das Rheingau [...] eine Reise nach Borneo gelesen [...]« habe und ihn nichts »für die Nacktheit des verengten Rheinufer unterhalb Bingen zu entschädigen« vermochte (zit. in Tümmers 1994, S. 203f.).

Literatur und Malerei trugen zwar auf längere Sicht zur »Popularisierung der Rheinromantik« bei (Schmitt 1996, S. XV), doch ganz praktisch hielt sich die Zahl der Rheinreisenden aufgrund der Besetzung der Rheinlande durch die Truppen Napoleons, der Kontinentalsperre und der zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten zunächst noch in engen Grenzen, wie es auch die geringe Zahl wenig aktueller bildhafter Rhein-Beschreibungen bis etwa 1820 zeigt. Insgesamt erschienen im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nur sieben und im Zeitraum bis 1820 nur zwei weitere Ansichtswerke (Schmitt 1996, S. XVII). Diese waren – von einer

Ausnahme abgesehen<sup>2</sup> – mehr oder weniger ›vor-romantisch‹ und enthielten Kopien nach älteren Vorlagen oder den Merian-Topos tradierende Ansichten von Stadt- und Ortsbildern bzw. Kompositionen in der Manier des Rokoko (Schmitt 1996, S. XVI): »Sie waren noch nicht darauf angelegt, Reiseerinnerung, -vorbereitung, -anleitung oder gar Reiseersatz zu sein« (Schmitt 1993, S. 42).

Dies alles änderte sich binnen weniger Jahre. Rückblickend aus dem Jahr 1842 schreibt der englische Chronist und Satiriker *Thomas Hood*: "It is a statistical fact, that since 1814, an unknown number, bearing an indefinite proportion to the gross total of the population of the British Empire, have been more or less ‹abroad›. [...] In fact, no sooner was the Continent opened to us by the Peace, than there was a general rush towards the mainland. [...] It resembled a geographical panic – and of all the Country and Branch Banks in Christendom, never was there such a run as on the Banks of the Rhine" (Hood 1842, S. 311).<sup>3</sup>

Begünstigt durch die politische Stabilisierung nach den napoleonischen Kriegen, den freien Schiffsverkehr nach dem Wiener Kongress 1815 bzw. der Unterzeichnung der Rheinakte 1831, besonders aber durch die technische Entwicklung der Schifffahrt kam es zu einer ungeahnten Steigerung von Handel und Reisen auf dem Rhein:

- 1816 fuhr die ›The Defiance‹ als erstes Dampfschiff von Rotterdam in viereinhalb Tagen bis Köln, eine Reise, die üblicherweise 30 bis 40 Tage in Anspruch nahm und der Unterstützung von 20–30 Zugpferden bedurfte.
- 1817 dampfte die ›Caledonia‹ von *James Watt* bereits bis Koblenz (wenn auch mit Unterstützung von Pferden auf dem letzten Teil der Strecke).
- 1824 kam die ›De Zeeuw‹ zwecks Erkundung der Möglichkeiten einer regelmäßigen Linienverbindung von Rotterdam nach Mainz.
- Ab Mai 1827 gab es einen regelmäßigen Schiffsverkehr zwischen Köln und Mainz mit zwei Schiffen, der ›Concordia‹ und ›Friedrich Wilhelm‹.

Das Passagieraufkommen stieg innerhalb von zwanzig Jahren von einigen Tausend auf eine Million Passagiere an. Zunehmend waren es nun Reisende, die um des Reisens willen unterwegs waren; ob sie in ihrer Freizeit auch ›Muße‹ oder ›Erholung‹ fanden, sei dahingestellt:

- 1827: 18 000 Passagiere
- 1828: 36 000 Passagiere
- 1834: > 100 000 Passagiere
- 1843: > 800 000 Passagiere
- 1849: > 1 000 000 Passagiere

Nun waren es »nicht mehr nur die privilegierten Schichten der Gesellschaft [...], sondern alle, die es sich leisten konnten: Die Rheinreise wurde eine Form der

2 *John Gardner*: Views taken on and near the river Rhine. – 1788.

3 Nicht von ungefähr fragt *Mephisto*: »Sind Briten hier? Sie reisen sonst so viel, Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen, gestürzten Mauern, klassisch dumpfen Stellen; das wäre hier für sie ein würdig Ziel.« (Goethe, Faust II, Zeile 7118ff.).



Abb. 1: *Sommerabend am Rhein*, Christian Eduard Böttcher, 1862  
Kölnisches Stadtmuseum. © Rheinisches Bildarchiv Köln

*Selbstdarstellung der Emporgekommenen; man musste den Rhein gesehen haben, wollte man daheim etwas gelten*« (Tümmers 1994, S. 200). Das romantische Gefühl, das bei den frühen deutschen Romantikern sich in Erzählungen, Legenden und Balladen (z.B. Brentano, ›Lore Lay‹, 1800) niedergeschlagen oder über Verserzählungen wie Byrons ›Childe Harold's Pilgrimage‹ die Rheinbegeisterung der Briten angefacht hatte, ging im Ansturm der Besucher zunehmend verloren, so dass Baedeker 1849 vor dem »übersättigten, anmaßenden Reisepöbel, der in dem engen Rheintal vermöge des leichten Dampfverkehrs das Land heuschreckenartig überflutet« warnt (zit. in Wieland 2015, S. 225). Spätestens jetzt war aus der ›Voyage pittoresque‹, der ›Grand tour‹, eine ›Family tour‹ geworden (Schmitt 1996, S. XV).

Zur Entromantisierung trug neben der Masse der Reisenden, den unzureichenden Unterbringungsmöglichkeiten und den schlechten Manieren der Bediensteten unterwegs auch das neue Verkehrsmittel selbst bei. So schreibt Annette von Droste-Hülshoff 1826 an ihre Mutter: »Ein so großes Dampfschiff ist Etwas höchst Imposantes, man kann wohl sagen, Fürchterliches. [...] im Schiffe steht eine hohe dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf herausströmt in einer grauen Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch wie das der Flamme bei einem brennenden Hause. [...] Kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine« (zit. in Meyer-Doeringhaus 2015, S. 57f.).

Auch die teilweise noch in der literarischen Romantik wurzelnden Epigonen wie Freiligrath, Kinkel und Simrock konnten mit ihren Werken nicht mehr dar-

über hinwegtäuschen, dass sich die Zeiten grundlegend wandelten. Die idealisierenden Naturvorstellungen der frühen Romantiker unterlagen im aufkommenden Maschinenzeitalter zunehmend der Desillusionierung. Der einsetzende Massentourismus – ein Begriff, der sich im 19. Jahrhundert zunehmend auch im deutschen Sprachgebrauch einbürgert – und der sichtbare technische Fortschritt mit Dampfschiff und Eisenbahn markieren den Beginn einer massiven Umwidmung des Mittelrheintals – aus der Illusion einer romantischen Idylle entwickelt es sich zur Realität einer Reisedestination. Gleichzeitig verstärkt sich, den Verlust ahnend, die Sehnsucht nach der idealen Rheinlandschaft der Vergangenheit mit dem Ergebnis, dass bei den Touristen zunehmend nicht mehr die Wirklichkeit gefragt war, sondern das inzwischen manifeste Klischee vom romantischen Rhein (Schmitt 1996, S. XXXVIII). So wurde das romantische Gefühl zur Ware und blieb dabei letztlich auf der Strecke: Heute wird nicht mehr das Waldhorn an der Loreley geblasen, vielmehr verweht der Verkehrslärm das Lied aus den Schiffslautsprechern.

### 3 Landkarten und Rheinpanoramen

Diese Entwicklung spiegelt sich in den Rheinpanoramen wider, denn wenn sie auch als Landkarten räumliche Orientierung geben, so sind sie doch immer auch »Produkte und Konstrukte sich wandelnder sozialer und politischer Interpretation, Strategie oder Ambition« (Eser 2014, S. 81).

Es sind vor allem zwei wichtige Neuerungen, die in der Renaissance für die Weiterentwicklung von Karten wesentlich sind. Zum einen ist es die Wiederentdeckung der Zentralperspektive, die nach einer ersten Blütezeit besonders in der römischen Antike über viele Jahrhunderte durch die Bedeutungsperspektive ersetzt worden war. Zum anderen ist es die auf mathematisch-geometrischen Grundlagen beruhende Triangulation, die zur exakten Landaufnahme seit dem frühen 16. Jahrhundert in Europa bekannt war.

Im Gegensatz zu Landkarten bieten Panoramakarten ein dreidimensionales und daher sehr plastisches und realistisches Bild der Umgebung. Aus der Vogelperspektive wurden ab dem 16. Jahrhundert die ersten Stadtansichten in Schrägprojektion gezeichnet wie die Stadtansicht von Venedig aus dem Jahr 1500, die *Jacopo de Barbari* zugeschrieben wird. Ein anderes Beispiel ist der erste Stadtatlas »Civitates Orbis Terrarum«, aus dem Jahr 1572 von *Georg Braun* und *Frans Hogenberg* aus Köln.

Die Geschichte der Rheinpanoramen beginnt 1811 und ist nach *Thieme* (1907, S. 86) eng verbunden mit *Susanna Maria Rebecca Elisabeth von Adlerflycht* (1775–1846) aus Frankfurt. Sie war Malerin und skizzierte auf einer Rheinfahrt im Jahr 1811 die Strecke von Bingen bis Koblenz in einer völlig neuen Art und Weise, die als »gleitende Vogelperspektive« bezeichnet werden kann (<http://www.blb-karlsruhe.de/aktuelles/ausstellungen/vergangene-ausstellungen/archiv-ausstellungen-2002/>). In einer 1822 erschienenen Besprechung der Erstveröffentlichung heißt es: »Die Darstellung ist von eigener Art, sie ist weder von oben, aus der Luft

herab, noch, was auch nicht möglich wäre, von einem einzigen festen Standpunkte aus genommen, sondern sie ist fortlaufend, so dass die Gegenstände in malerischer Zeichnung, wie sie sich in der Natur an einander anreihen und dem Auge des auf dem Flusse hinabschwimmenden Beobachters darstellen, wiedergegeben sind, und das Blatt eine zusammenhängende Reihe von Landschaften liefert« (zit. in Sattler 1993, S. 16).<sup>4</sup>

Diese farbig ausgeführte Skizze ›Das Rheinthal von der Mündung der Nahe bis zur Mündung der Mosel‹ blieb ein Jahrzehnt unveröffentlicht, bis 1820 Elisabeths Tochter Sophie den Sohn des Verlegers Johann Friedrich Cotta heiratete. Die familiären Beziehungen zu einer der bedeutenden Verlegerfamilien im deutschsprachigen Raum können als Hintergrund genommen werden für die zwei Jahre später erfolgte Umsetzung des Panoramas zum Druck durch den Schweizer Lithographen Heinrich Keller, der als der »beste Spezialist für die Ausführung räumlicher Landschaftsdarstellungen« (Steckner 1993, S. 37) galt und dessen Panorama des Rigi vom Kulm 1814 für den einsetzenden Tourismus zum Rigi von großer Wirkung war. Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Aktivitäten von Johann Friedrich Cotta kann vermutet werden, dass er sich einen vergleichbaren Erfolg für seinen Verlag vorstellen konnte. Er hatte die Lithographie mit den Worten ankündigen lassen: »Es gibt gewisse Ideen, bey welchen man, wie bey glücklichen Erfindungen, sich verwundern muß, daß nicht schon längst Jemand darauf gekommen ist.« (zit. in Steckner 1993, S. 35). Cotta war ein umtriebiger Entrepreneur und u.a. an der Entwicklung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und dem Rhein prominent beteiligt, welche eine wesent-



Abb. 2: *Der Rhein von Rüdesheim bis Koblenz*  
Elisabeth von Adlerflycht  
1822. © Rheinisches Bildarchiv Köln

4 Leider sind keine Aufzeichnungen darüber bekannt, wie Elisabeth von Adlerflycht ihr Panorama gezeichnet hat. »Das Wissen um die Entstehung ist verloren gegangen«, schreibt Steckner (1993, S. 36). Da nur von einer Rheinreise die Rede ist, sind mehrfache Ausflüge auf die den Fluss links- und rechtsrheinisch begleitenden Hochflächen zur Erfassung der Landschaft nach der Natur eher unwahrscheinlich. Auch heutige Panoramazeichner sind an dieser Stelle ratlos, wie Telefonate des Verfassers mit früheren und aktuellen Panorama-Verlegern und Panoramazeichnern ergaben.

liche Voraussetzung für den Transport einer großen Zahl an Reisenden und somit potenzieller Kunden war.

Mit dem zunehmenden Rheintourismus wuchs die Nachfrage nach derartigen malerischen Reliefs und schon bald gab es zwei weitere Publikationen in mehreren Auflagen, von denen sich nicht mehr klären lässt, ob sie im Auftrag von *Cotta* erfolgten. Nach *Steckner* (1993, S. 35ff.) druckte ab 1824 der Kölner Lithograph *Friedrich August Mottu* ein Panorama, das beinahe identisch war mit dem der *Elisabeth von Adlerflycht*. Der Zeichner könnte *Friedrich Wilhelm Delkeskamp* (1794–1872) gewesen sein, der auch in Verbindung mit *Heinrich Keller* stand und bereits seit 1823 für das Frankfurter Verlagshaus *Wilmans* eine weitere Fassung des Panoramas bearbeitete, nun jedoch über den gesamten Streckenabschnitt von Mainz bis Köln. Diese Fassung kam 1825 auf den Markt und war so erfolgreich, dass sich der Begriff, den *Delkeskamp* seinem Werk gegeben hatte, »Panorama des Rheins und seiner nächsten Umgebungen von Mainz bis Cöln«, fortan für alle anderen in der Folgezeit auf dem Markt erscheinenden Faltpäne des Flusslaufes durchsetzte.

Trotz des Erfolgs war es nach *Delkeskamp* später geäußerter Ansicht ein »Werk der Eile« gewesen (zit. in *Sattler* 1993, S. 18f.). *Delkeskamp* schreibt: »Am 29. Septbr. reiste ich von Frankfurt ab, am 30. begann ich mein Werk, von der Furcht getrieben, ich möchte es nicht beenden können; bis zum 18. Octbr. war die Aufnahme vollendet. Daß ich in diesen wenigen kurzen Tagen, oft von Nebel unterbrochen, diese weite Stromstrecke nicht in allen Theilen naturgetreu zeichnen konnte, wird jedem Sachkundigen einleuchten; alles vom Rhein Entfernte mußte, um den bestimmten Raum auszufüllen, hinzu erfunden werden, so konnte natürlich auch kein treues Bild der Gebirgsformation entstehen; und wurde auch der Hauptcharakter der Gegend, der in vielen Theilen nicht eigentlich der eines Gebirgslandes, sondern einer Hochebene ist, in welche das Wasser ein Hauptthal und viele Nebenthäler eingeschnitten hat, ganz verfehlt.« *Delkeskamps* nachvollziehbare Selbstkritik aus dem Jahr 1837 ist allerdings auch zu verstehen als Werbung für sein »Neues Panorama des Rheins«, das er 1837 nunmehr im eigenen Verlag herausbrachte (*Sattler* 1993, S. 19).

Das grundsätzlich Neue an dieser Ausgabe war, dass er den starren Rahmen des Panoramas mit seiner seitlichen Beschriftung auflöste und dort mit 60 Randbildern von Burgen und architektonischen Sehenswürdigkeiten als »freundliche Erinnerungsblätter« versah. Hierdurch konnten nicht nur uninteressante Hochflächen links und rechts des Rheins überdeckt werden. Vielmehr machten diese Randbilder »das Panorama recht eigentlich zum Souvenir« (*Sattler* 1993, S. 30f.), da viele Reisende ihren Aufenthalt auch zum Besuch nahegelegener Sehenswürdigkeiten nutzten.

Damit kam *Delkeskamp* dem Zeitgeist entgegen. »Die Rheinlandschaft – inzwischen fast ausschließlich auf den Mittelrhein festgelegt – erfährt eine Verbürgerlichung durch gezielte Kommerzialisierung« (*Schmitt* 1993, S. 46). So verdankt sich der große Erfolg der Panoramen in erster Linie dem einsetzenden Massentourismus auf dem Rhein. »In den nächsten 25 Jahren druckte *Delkeskamp* das Panorama fast Jahr für Jahr neu. [...] Alle zwei bis drei Jahre wurde der Stich oder

das Textheft aktualisiert. [...] Das Textheft erschien in Deutsch, Englisch oder Französisch. [...] Der Verlag wurde nach Delkeskamp Tod 1872 von seinen Erben noch mindestens zehn Jahre weitergeführt. Des Meisters Panoramen bildeten weiterhin das Verlagsprogramm« (Sattler 1993, S. 30f.).<sup>5</sup> Folgt man Sattler (1993, S. 33ff.), so kamen nach Delkeskamp die »Vereinfacher« auf den Markt, die eine simple Rheinlaufkarte zeichneten und sie mit Randbildern versahen; dabei wurde auf eine Zeichnung »nach der Natur« verzichtet.

Die Popularität von Rheinreisen schlug sich neben den Panoramen in einer nun unüberschaubaren Vielzahl an Reisebeschreibungen, Illustrationen und Bildern nieder. So heißt es bei Karl Simrock (zit. in Schmitt 1996, S. XXVI), »[...] daß zwischen Mainz und Köln kaum ein Haus, kaum ein Baum gefunden wird, der nicht schon eine Feder oder einen Grabstichel in Bewegung gesetzt hätte«. Im rhein-fernen Berlin wurde 1833 als perfekte Illusion einer Rheinreise ein Pleorama, ein Vorläufer der virtuellen Realität, installiert. »Bei dieser ›Ersatzreise‹ saß man in einem großen überdachten und mechanisch geschaukelten Boot, während zu beiden Seiten die Uferpanoramen von Mainz bis St. Goar synchron vorbeigezogen wurden – eine Stunde lang. Lichteffekte und Geräuschkulisse – kulminierend in Unwettern – perfektionierten die Illusion einer Rheinreise, mit dem Vorteil, nicht ›der Gefahr zu ertrinken unterworfen‹ zu sein, wie man werbend garantierte« (Schmitt 1993, S. 42; s. auch Tümmers 1994, S. 260).<sup>6</sup>

#### 4 Realität und Illusion

Drei Rheinpanoramen aus den 1950er (Suder-Verlag, Mainz), 1970er (Stollfuss-Verlag, Bonn) und den 2000er Jahren (Rahmel-Verlag, Pulheim) waren der Ausgangspunkt der vorstehenden Bemerkungen. Vergleicht man die Kartendarstellungen mit der Realität zum Zeitpunkt ihrer jeweiligen Veröffentlichung, so fallen bei genauerem Hinsehen ca. 30 Ungereimtheiten alleine im Streckenabschnitt Köln–Koblenz in den beiden älteren Panoramen auf. So ist in der Karte aus den 1950er Jahren noch die Brücke von Remagen funktionstüchtig eingezeichnet oder die Mündung der Sieg in den Rhein so dargestellt, wie sie seit den 1850er Jahren nicht mehr existierte. Es sind Rheininseln zu sehen und Bergbahnen, die es zu diesem Zeitpunkt nicht mehr gab. Auch in dem Panorama aus den 1970er Jahren passen wichtige Straßen- und Fährverbindungen nicht mit den Realitäten aus der Zeit der Veröffentlichung überein.

Fehlende Aktualisierungen mögen wirtschaftlichen Überlegungen der Verlage geschuldet sein, ist doch eine Überarbeitung der Karten und Texte mit Kosten

5 Einen Nachruf auf Delkeskamp findet sich unter dem Titel ›Der Meister der Panoramen‹ in: Die Gartenlaube, Jahrgang 1872, Heft 40, S. 668 ([https://de.wikisource.org/wiki/Der\\_Meister\\_der\\_Panoramen](https://de.wikisource.org/wiki/Der_Meister_der_Panoramen), zuletzt abgerufen am 21.01.2018).

6 Zur Wirkung von Pleoramen s. auch Straßmann, Burkhard: Die reine Illusion. – In: Die ZEIT vom 4. April 2016 (<http://www.zeit.de/2016/13/virtuelle-reality-ausstellung-august-kopisch-pleorama>, zuletzt abgerufen am 21.01.2018).





Abb. 5:  
Der Rhein  
nördlich von  
Koblenz o.J.  
© Der Rheinlauf  
von Mainz bis  
Köln. o.J.,  
Stollfuss-Verlag  
(mit freund-  
licher Geneh-  
migung)



Abb. 6:  
Das Rheintal  
nördlich von  
Koblenz, 2016  
Foto: Verfasser

den vorbeifahrenden Touristen präsentieren. Nichts ist zu sehen von der geschlossenen Gewerbegebietslandschaft zwischen Koblenz und Andernach oder gar einem Atomkraftwerk. Vielmehr haben alle abgebildeten Orte eine Kirche und überhaupt keine Neubaugebiete!

Rheinpanoramen werden in der klassischen Leporelloform bis heute gedruckt. Veränderte Drucktechniken, die Nutzung von Luftaufnahmen und Satellitenbil-

dern sowie die über das Internet verfügbaren Karten und Aufnahmen haben Überarbeitungen und Aktualisierungen der Panoramakarten einfacher, aber nicht unbedingt realistischer gemacht. So hält die neueste Karte denn auch in ihrer Legende fest: »Die Darstellung des Rheinlaufes entspricht nicht immer den wirklichen geographischen Gegebenheiten [...]«. Es ist ein ›geschöntes‹ Bild, in dem Hochhäuser und Ortserweiterungen, Industrie und Gewerbe weitgehend ausgeblendet sind, damit – so liegt es nahe – die Idylle einer romantischen ›Rhein-Wein-Reise‹ nicht durch ein Zuviel an Realismus gestört wird. So waren und sind die Panoramakarten bis heute Teil einer letztlich auf Illusion angelegten Tourismusindustrie.

Und trotz oder vielleicht auch wegen aller Desillusionierung, die wir in unserer täglichen Realität erfahren, geben wir uns auch zweihundert Jahre nach *Schlegel* und *Byron*, *Adlerflycht* und *Delkeskamp* immer noch gerne der Illusion einer romantischen Idylle hin. »Don't part with your illusions. When they are gone you may still exist but you have ceased to live.«<sup>7</sup> Vielleicht wollen wir gerne getäuscht werden – zumindest manchmal. Vielleicht ist es aber auch einfach schön am Rhein – zumindest mancherorts.

## 5 Zusammenfassung

Ungenauigkeiten in drei Panoramakarten vom Rhein zwischen Mainz und Köln waren Ausgangspunkt für diesen Beitrag. Während bis in die frühe Neuzeit die meisten Personen, die unterwegs waren, sich mit realen Reisehindernissen abmühen mussten, wurde das Reisen im ausgehenden 18. Jahrhundert zunehmend zu einem Phänomen der Freizeit und Muße. Besonders das Mittelrheintal avancierte zu einer Landschaft romantischer Illusion. Durch den kurze Zeit später einsetzenden Massentourismus und die landschaftliche Überprägung durch neue Verkehrsmittel und Industrie war nun bei den Reisenden weniger diese Wirklichkeit, sondern vielmehr das Klischee vom romantischen Rhein gefragt. Diese Entwicklung lässt sich bis heute in den Rheinpanoramen nachvollziehen, die als Souvenir Teil der Tourismusindustrie sind und ein geschöntes Landschaftsbild vermitteln.

---

<sup>7</sup> *Twain Mark*: Quotes from *Following the Equator*, chapter LIX. Hartford, Connecticut, American Publishing Co. – 1897.

## Summary

Rhine Romanticism – Rhine Travel – Rhine Panoramas.  
Remarks on reality and illusion

Inaccuracies in three panorama maps of the Rhine between Mainz and Cologne were the author's starting point for this article. Up to the early Modern Age most people on the move had to struggle with real travel obstacles. After that travelling in the late 18<sup>th</sup> century became increasingly a phenomenon of leisure. The Middle Rhine Valley in particular was a landscape of romantic illusion. Due to mass tourism, which developed shortly afterwards, and the changes in landscape caused by new means of transport and the settlement & development of new industry, the actual site, the visual reality, of the Rhine panorama was less popular among travellers than the cliché of the romantic Rhine. Today this phenomenon is still present, when one looks at the idealised Rhine panoramas on postcards and souvenirs used by the tourist industry. It conveys a landscape much too beautiful and its origins can be traced back to the Rhine romanticism of the late 18<sup>th</sup> century.

## Literatur

*Camusso, Lorenzo (1990):* Reisebuch Europa 1492. – München.

*Crom, Wolfgang (2013):* Von Impulsen, Kontinuitäten und Brüchen in der Kartengeschichte. – In: Geus, Klaus u. Rathmann, Michael [Hrsg.]: Vermessung der Oikumene. Berlin, S. 321–348.

*Enzensberger, Hans Magnus (1962):* Eine Theorie des Tourismus, 1958. – In: Einzelheiten I, Bewußtseins-Industrie. Frankfurt (Suhrkamp TB 63), S. 179–205.

*Eser, Thomas (2014):* Über-Blick. Die kartographische Perspektive. – In: Doosry, Yasmin [Hrsg.]: Von oben gesehen. Die Vogelperspektive. Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (20.11.2014–22.02.2015). Nürnberg, S. 71–95.

*Hood, Thomas (1842):* The Schoolmistress abroad. An Extravaganza. – In: The new monthly Magazine and Humorist. London 1842, S. 305–314, 449–456 (<https://books.google.de/books?id=DCI8AQAAMAAJ&pg=PA315&lpg=PA315&dq=a+to+wer+up+the+rind&source=bl&ots=j1COMqMDSD&sig=UQT58oaIpeKZx2QM-xx9O7F7K1o&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwjYtue9qoTOAhWqJJoKHSfBAmEQ6AEIHZA#v=onepage&q=a%20tower%20up%20the%20rind&f=false>, zuletzt abgerufen am 21.01.2018).

*Löschburg, Winfried (1997):* Und Goethe war nie in Griechenland. Kleine Kulturgeschichte des Reisens. – Leipzig.

*Meyer-Doeringhaus, Ulrich (2015):* Am Zauberfluss. Szenen aus der rheinischen Romantik. – Springe.

*Ohler, Norbert (1991):* Reisen im Mittelalter. – München.

- Sattler, Alfred (1993)*: Rheinpanoramen. Reisehilfen und Souvenirs. Katalog zu der Ausstellung in der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln 7. Mai–24. Juli 1993. – Köln (Schriften der Universitäts- und Stadtbibliothek, 3).
- Schmitt, Michael (1993)*: »Quod vidi, pinxi«. Die Kommerzialisierung der Rheinlandschaft in der Druckgraphik des 19. Jahrhunderts. – In: Schäfke, Werner u. Bodsch, Ingrid [Hrsg.]: Der Lauf des Rheines. Der Mittelrhein in illustrierten Reisebeschreibungen, Alben, Panoramen und Karten des 17. bis 19. Jahrhunderts aus den Beständen der Bibliothek und der Graphischen Sammlung des Kölnischen Stadtmuseums, der Stadthistorischen Bibliothek Bonn und des Stadtmuseums Bonn. Köln u. Bonn, S. 41–61.
- Schmitt, Michael (1996)*: Die Illustrierten Rhein-Beschreibungen. Dokumentation der Werke und Ansichten von der Romantik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. – Köln.
- Schwarz, Uwe (1993)*: Die Rheinpanoramen. Ausdruck der Rheinromantik und Reiselust im 19. Jahrhundert. – In: Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Ausstellungskataloge, Neue Folge 6, Flüsse im Herzen Europas, Rhein-Elbe-Donau, Kartographische Mosaiksteine einer europäischen Flußlandschaft. Berlin, S. 29–36.
- Steckner, Cornelius (1993)*: Das erste Rheinpanorama, Elisabeth von Adlerflycht und Friedrich Wilhelm Delkeskamp. – In: Schäfke, Werner u. Bodsch, Ingrid [Hrsg.]: Der Lauf des Rheines. Der Mittelrhein in illustrierten Reisebeschreibungen, Alben, Panoramen und Karten des 17. bis 19. Jahrhunderts aus den Beständen der Bibliothek und der Graphischen Sammlung des Kölnischen Stadtmuseums, der Stadthistorischen Bibliothek Bonn und des Stadtmuseums Bonn. Köln u. Bonn, S. 33–39.
- Thieme, Ulrich [Hrsg.] (1907ff.)*: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. – Leipzig.
- Tümmers, Horst Johannes (1994)*: Der Rhein. Ein europäischer Fluss und seine Geschichte. – München.
- Wieland, Rainer (2015)*: Das Buch des Reisens. – Berlin.

## Karten

- Verlag W. Suder: Der Rhein. Führer-Panorama von Mainz bis Köln. – Mainz, o.J.
- Verlag Stollfuss: Rheinlauf mit Beschreibung von Mainz bis Köln. – Bonn, o.J.
- Verlag Rahmel: Rheinlauf. Mittelrhein von Mainz bis Köln. Das romantische Stromtal entdecken! – Pulheim, o.J.

Johannes Hofmeister

## Die Fotografien des Naturschutzpioniers Dr. Hermann Reichling (1890–1948) als Zeugnisse des Landschaftswandels<sup>1</sup>

Mit 5 Abbildungen

### Einleitung

Historische Landschaftsfotografien können den vergangenen Zustand einer Landschaft im Vergleich zu schriftlichen Überlieferungen erheblich lebensnaher vermitteln. Sofern die Aufnahmen auf Augenhöhe angefertigt wurden, kommen die fotografischen Abbildungen den menschlichen Sehgewohnheiten bei der Landschaftsbetrachtung recht nahe. Dennoch wurden zumindest innerhalb der Geschichtswissenschaften Landschaftsfotografien als Bildquellen lange Zeit gegenüber den Schriftquellen stark vernachlässigt. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert waren systematische fotografische Erfassungen von Landschaften, um deren Wandel zu dokumentieren, eine Seltenheit und hatten überwiegend einen städtebaulichen Hintergrund. Ein Fotografieprojekt, das eindeutig die Landschaft in den Mittelpunkt stellte, wurde beispielsweise von der Farm Security Administration in den Vereinigten Staaten in den 1930er Jahren durchgeführt, um die Folgen der Dürre zu dokumentieren (*Haefeli* 1997, S. 69 u. 73). Eine wertvolle umweltschichtliche Quelle für den Landschaftswandel im 20. Jahrhundert in Nordwestdeutschland stellt die Fotosammlung des Münsteraner Naturforschers und Naturschutzpioniers Dr. *Hermann Reichling* (1890–1948) dar. Ein großer Teil dieser Fotografien, die zum einen aus seinem privaten Nachlass stammen und sich zum anderen im Bestand des LWL-Museums für Naturkunde in Münster befanden, sind Landschaftsaufnahmen, wovon wiederum ein Teil menschliche Eingriffe und deren Folgen zeigt. Inzwischen ist die über 5 000 Glasplattennegative umfassende Sammlung im Bildarchiv des LWL-Medienzentrums für Westfalen gesichert und deren Digitalisate werden in einer frei recherchierbaren Online-Datenbank zur Verfügung gestellt.<sup>2</sup>

- 
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.
  - 2 In einem gemeinsamen Projekt des Westfälischen Heimatbundes (federführend), des LWL-Medienzentrums für Westfalen, des LWL-Museumsamtes für Westfalen, des LWL-Museums für Naturkunde, des Westfälischen Naturwissenschaftlichen Vereins und der Stiftung Naturschutzgeschichte wird die Fotosammlung digitalisiert, erschlossen, dokumentiert und der Öffentlichkeit in Form einer Online-Bilddatenbank, eines Bildbandes und einer Wanderausstellung präsentiert. Gefördert wird das Projekt durch die Nordrhein-Westfalen-Stiftung Natur – Heimat – Kultur.

### Leben und Werk des Naturschutzpioniers Hermann Reichling

*Hermann Reichling* wurde 1890 im thüringischen Heiligenstadt geboren und kam 1896 mit seiner Familie nach Münster. Nach dem Abitur im Jahr 1909 studierte er dort Naturwissenschaften und Philosophie, wobei er sich auf die Ornithologie spezialisierte. 1913 wurde er mit einer Arbeit über Flügelfederkennzeichen nordwestdeutscher Vögel promoviert. Für den Druck seiner Dissertation fertigte er die Fotografien der präparierten Flügel selbst an. Nach einer Anstellung am Zoologischen Institut der Universität Münster wurde er 1919 zum Direktor des Westfälischen Provinzialmuseums für Naturkunde ebendort ernannt, zu dieser Zeit war er der jüngste Museumsdirektor Preußens. Zum Geschäftsführer des Westfälischen Provinzialkomitees für Naturdenkmalpflege wurde er 1926 berufen und war in dieser Funktion für die Ausweisung von weit über fünfzig Naturschutzgebieten in Westfalen verantwortlich. *Reichling* gilt heute als ein Vorreiter des flächenbezogenen Naturschutzes, während zuvor der objektbezogene Naturschutz vorherrschend war, z.B. der Schutz herausragender Einzelbäume. In der Anfangszeit des behördlich organisierten Naturschutzes in Deutschland hatte es in diesem Punkt divergierende Haltungen zwischen den Wegbereitern, dem Museumsdirektor *Hugo Conwentz* und dem Abgeordneten *Wilhelm Wetekamp* gegeben. Während *Conwentz* am Prinzip des objektbezogenen Naturschutzes festhalten wollte und damit bei der Naturschutz- und Heimatschutzbewegung vielfach auf Kritik gestoßen war (*Hermann Löns* sprach vom »*conwentzionellen Naturschutz*«), war *Wetekamp* ein Befürworter des flächigen Naturschutzes (*Oberkrome* 2004, S. 51ff.).

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten führten interne Spannungen zu einem Amtsenthebungsverfahren, sodass *Reichling* im April 1934 seinen Posten als Direktor des Naturkundemuseums verloren hatte. Zwei Monate später äußerte er sich in einem Wirtshaus negativ über die NS-Regierung, worauf er



*Abb. 1:*  
*Hermann Reichling*  
beim Fotografieren  
eines Milanhorstes  
1929

Fotosammlung  
*Hermann Reichling*,  
© LWL-Medien-  
zentrum für West-  
falen

denunziert und im Konzentrationslager Esterwegen inhaftiert wurde. Unter Berufung auf *Reichlings* Bedeutung für den Naturschutz konnte er jedoch im September des Jahres aus dem KZ entlassen werden. Durch körperliche Misshandlungen in der Haft hatte *Reichling* schwere Verletzungen erlitten. Auf den Direktorenposten des Naturkundemuseums konnte er allerdings nur kurzzeitig zurückkehren. 1936 wurde *Reichling* erneut seines Postens enthoben und schließlich für ein Forschungsprojekt an den Dümmer in Niedersachsen versetzt, wo er bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in der Isolation mit zoologischen und botanischen Untersuchungen beschäftigt war. Nach Ende des Krieges wurde *Reichling* erneut zum Museumsdirektor berufen und darüber hinaus zum Direktor des Münsteraner Zoos, bis er 1948 unter anderem an den Spätfolgen der KZ-Haft starb (*Ditt* 1992, S. 15ff. u. *Tenbergen* 2016).

#### Hermann Reichlings fotografische Aktivitäten

*Reichling* hatte als junger Mann bereits ein privates Interesse an der Fotografie, was unter anderem seine in den Jahren 1913 und 1914 entstandenen Aufnahmen des Münsteraner Wochenmarktes zeigen. Das älteste überlieferte, von *Reichling* selbst angefertigte Foto in der Sammlung zeigt allerdings eine Landschaftsaufnahme und stammt aus dem Jahr 1912. Darauf zu sehen ist das Petersvenn bei Westbevern, ein heute nicht mehr existierendes Moor. Die große Masse der Fotografien entstand in den 1920er und 1930er Jahren, wobei die Standorte der Motive zum Großteil in der damaligen preußischen Provinz Westfalen (insbesondere im Münsterland) sowie im westlichen Teil des heutigen Bundeslandes Niedersachsen (vor allem im Emsland und der Grafschaft Bentheim) lagen. In wesentlich geringerem Umfang liegen Fotografien aus anderen Regionen vor, darunter der Darß, die niederländische Insel Rottumeroog und das schwedische Lappland. Jene Fotografien, die außerhalb Westfalens und Niedersachsens angefertigt wurden, entstanden im Rahmen von ornithologischen Feldstudien. Allgemein nehmen Vogelfotografien einen sehr großen Raum in der Sammlung ein, wobei diese häufig in die umgebende Landschaft eingebettet sind. Die Gründe hierfür waren technischer Natur, da diese Aufnahmen häufig aus einiger Entfernung (aus Tarnzelten) ohne hohe Brennweiten erfolgten. Neben sehr zahlreichen, reinen Landschaftsaufnahmen sowie Fotografien der Flora und Fauna sind auch ländliche und städtische Siedlungen sowie deren Bewohner als Motive in der Fotosammlung vertreten. Als Anhänger der Heimatschutzbewegung stellten insbesondere die aus heutiger Sicht ärmlich erscheinenden ländlichen Siedlungen, Bauernhöfe und Behausungen in Nordwestdeutschland für *Reichling* ein vermeintliches Idealbild ländlichen Lebens dar.

Seit 1926 wurde *Reichling* von *Georg Hellmund*, der als Fotograf am Provinzialmuseum für Naturkunde angestellt war, umfangreich unterstützt. Nach *Reichlings* Anleitung und im Sinne seiner Naturschutzvorstellungen fertigte *Hellmund* eine große Anzahl an Landschaftsaufnahmen, hauptsächlich in Westfalen an. Auch nach *Reichlings* Tod war *Hellmund* noch bis Anfang der 1960er Jahre in seinem Sinne fotografisch aktiv, die Fotos aus dieser Zeit sind ebenfalls Bestand-



Abb. 2: Der ›Freiwillige Arbeitsdienst‹ bei Bauarbeiten zur Emsregulierung bei Greven 1934  
Fotosammlung Hermann Reichling, © LWL-Medienzentrum für Westfalen

teil der Sammlung. Überwiegend wurden diese Fotografien in den westfälischen Naturschutzgebieten angefertigt und in den Bestand des Naturkundemuseums übernommen. Eine öffentliche Naturschutzausstellung wurde in diesem Museum auf Initiative *Reichlings* erstmals 1926 veranstaltet. Fotografien von den Ausstellungsräumen zeigen, dass Naturfotografien einen großen Raum darin einnahmen, die übrigens als ›Naturkunden‹ bezeichnet wurden. Neben seinen eigenen Fotografien wurden Aufnahmen des Naturschutzvereins Münster und der Bayerischen Ministerial-Forstabteilung vorgestellt. Im folgenden Jahr veröffentlichte *Reichling* unter dem Titel »Die Schönheit der niedersächsischen Landschaft« einen Bildband mit einer Auswahl seiner Fotografien, größtenteils von Standorten aus der Provinz Westfalen. In seinem Vorwort äußerte er dazu: »Das Antlitz der niedersächsischen Heimat dürfte nämlich durch die Eingriffe der modernen Kultur, insbesondere durch die bevorstehenden Entwässerungen, Meliorierungen und Industrialisierungen gar vielerorts in Bälde von Grund auf verändert, wenn nicht zur völligen Unkenntlichkeit entstellt werden.« (*Reichling* 1927, S. 10). Eine weitere Naturschutzausstellung in Münster folgte im Jahr 1928. Diese Aktivitäten zeigen, dass *Reichling* die Naturfotografie nicht nur als Methode zur wissenschaftlichen Dokumentation betrachtet hatte, sondern auch als Möglichkeit, die Idee des Naturschutzes einer breiten Bevölkerungsschicht zu vermitteln. Im 19. Jahrhundert hatte sich der Einsatz der Fotografie zur Etablierung des Naturschutzdankens bereits in den USA bewährt. So hatten die Fotografien des Yosemite

Valley von *Carleton E. Watkins* aus dem Jahr 1861 einen bedeutenden Anteil daran, die US-amerikanische Regierung 1864 zur Einrichtung eines Nationalparks zu bewegen (*Sagurna* 2016, S. 25f.).

Aus kulturlandschaftshistorischer Sicht besonders bemerkenswert sind jene Fotografien in der Sammlung, welche die Menschen beim aktiven Umgestalten der Landschaft zeigen. So wurde beispielsweise eine Vielzahl von Aufnahmen entlang der oberen Ems von der Quelle bei Hövelhof bis Rheine angefertigt. Dabei wurden auch die Regulierungsarbeiten in den 1930er Jahren dokumentiert, unter anderem ist der sogenannte ›Freiwillige Arbeitsdienst‹ bei der Schaffung eines neuen Flussbetts zu sehen. Während die Fotos des obersten Emsabschnittes noch einen naturnahen, leicht mäandrierenden Fluss zeigen, wirkt das neu geschaffene, erheblich verbreiterte Emsbett mit seinem trapezförmigen Grundriss beinahe wie ein künstlicher Schifffahrtskanal.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass *Hermann Reichling* auch als ein Pionier des Naturfilms gilt. Zu seinen Werken gehörten beispielsweise Filme über das Gildehauser Venn oder die Dülmener Wildpferde. Im Gegensatz zu seiner sehr umfangreichen fotografischen Sammlung sind von seinen Filmaufnahmen nur wenige Fragmente erhalten.

Im Folgenden werden die Landschaftsfotografien aus der *Reichling*-Sammlung anhand ausgewählter Beispielthemen im Kontext des Kulturlandschaftswandels betrachtet.

#### Fotografien von Moor- und Heidelandschaften

Moor- und Heidegebiete haben einst die Landschaft Nordwestdeutschlands entschieden geprägt und sind unter den Landschaftsfotografien in der *Reichling*-Fotosammlung in sehr großem Umfang vertreten. Neben dem Münsterland liegen räumliche Schwerpunkte auf dem früheren Bourtanger Moor, dem Hümmling und dem Gildehauser Venn. Einige Fotografien vermitteln einen Eindruck über die einstigen Ausdehnungen der Moorflächen im frühen 20. Jahrhundert und zeigen teilweise baumlose Flächen bis zum Horizont, beispielsweise im Dalumer Feld bei Wietmarschen 1925. Eine Aufnahme aus dem Zwillbrocker Venn, welche direkt an der deutsch-niederländischen Grenze entstanden war, führt den Landschaftswandel in den Moor- und Heidegebieten besonders deutlich vor Augen. Während das Land auf der deutschen Seite noch nicht kultiviert war, wurde es auf der niederländischen Seite bereits landwirtschaftlich genutzt.

Auf den zahlreichen Fotografien von Heidelandschaften stehen oftmals die Wacholder im Blickpunkt, beispielsweise im Haselünner Wacholderhain, der mit zahlreichen Aufnahmen in der Sammlung vertreten ist. Seit einiger Zeit ist der Wacholder innerhalb der Heidegebiete jedoch rückläufig, was unter anderem auf Verbiss durch angewachsene Kaninchenpopulationen, aber auch auf Lichtmangel durch Schattenwurf der umgebenden Vegetation zurückgeführt wird (*Frey u. Lösch* 2010, S. 463f. u. mündliche Mitteilung *Bernd Tenbergen*, 12.4.2016). Ebenfalls in Heidegebieten fand Anfang des 20. Jahrhunderts im Münsterland noch der Krammetsvogelfang statt. Zahlreiche Aufnahmen *Reichlings* aus der Umge-



Abb. 3: Die deutsch-niederländische Grenze im Zwillbrocker Venn 1935  
Fotosammlung Hermann Reichling, © LWL-Medienzentrum für Westfalen

bung von Kattenvenne und Holzhausen bei Lienen sowie aus Vadrup bei Telgte aus den Jahren 1916 bis 1924 dokumentieren akribisch den Ablauf vom Aufbau der Fanganlage, dem sogenannten ›Vogelherd‹, bis zum erfolgreichen Fang der Wacholderdrosseln.

Der Börgerwald im Hümmling tritt auf den Fotografien als offene Heide Landschaft mit lockerem Buchenbestand Erscheinung, allerdings verrät bereits der Name die ursprüngliche Vegetation. Durch die jahrhundertlange Nutzung der Wälder als Waldweide ist die Waldfläche in Nordwestdeutschland stark zurückgegangen und Heiden traten als Sekundärvegetation an ihre Stelle. Dass auch die Heiden nicht von Veränderungen durch Übernutzung verschont wurden, zeigen unter anderem Fotos von den Sanddünen bei Elte und Itterbeck. Die Plaggenwirtschaft war in der ganzen Region verbreitet, der Heideboden wurde dazu abgestochen und als Stallstreu für das Vieh sowie als Dünger verwendet. Sandflächen kamen dadurch zum Vorschein, die durch Verwehung auch zu einem Problem für die Landwirtschaft oder teilweise sogar für die Emsschifffahrt wurden (Pott 1999, S. 211f.).

Der Torfabbau, der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in der Region noch von wichtiger Bedeutung war, wurde ebenso fotografisch porträtiert. Dokumentiert wurde sowohl der Torfstich von Hand als auch der spätere maschinelle Abbau mit Torfbaggern. Aufnahmen vom Süd-Nord-Kanal bei Georgsdorf zeigen einen mit Torfblöcken beladenen Kahn und Torfwerke an dessen Ufer. Weitere Fotografien dokumentieren ebenfalls den technischen Fortschritt in der Landbearbeitung. Ein Dampfpflug der Firma Ottomeyer ist auf einer Aufnahme aus dem Andruper Feld bei Haselünne aus dem Jahr 1931 zu sehen. Diese Land-

maschinenfirma wollte in den folgenden Jahren einen großen Auftrag zur Moorkultivierung des Emslandes ausführen, was ihr von der nationalsozialistischen Regierung jedoch untersagt wurde. Die ›Eroberung des Emslandes‹ sollte ausschließlich durch die Kultivierung von Hand erfolgen. Im südlichen Teil des Emslandes wurde hierfür der Reichsarbeitsdienst eingesetzt, wobei die körperliche Ertüchtigung der Kriegsvorbereitung dienen sollte, während im nördlichen Teil die Häftlinge der Straf- und Konzentrationslager (Emslandlager) in der Moorkultivierung Zwangsarbeit leisten mussten. Dementsprechend zeigen Aufnahmen aus der Region um Dalum im südlichen Emsland noch im Mai 1938 die Bearbeitung der Moorfläche von Hand bzw. mit dem Pferdepflug, während zur gleichen Zeit in der Umgebung neue Siedlungen im modernen Stil entstanden und neue Straßen mit Hilfe von Lokomobilen angelegt wurden. Auch die Moorbrandkultur, bei der die obere Moorschicht abgebrannt und Buchweizen in die Asche eingesät wurde, war zu dieser Zeit in der Region noch verbreitet, was ebenso fotografisch dokumentiert wurde. Dafür spielte der ostwestfälische Landmaschinenhersteller Ottomeyer in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine große Rolle, als im Rahmen des ›Emslandplans‹ in den 1950er bis 1970er Jahren große Moorflächen in Kulturland umgewandelt worden (*Kaiser* 1982, S. 113ff. u. mündliche Mitteilung *Heinz Kleene*, 27.8.2016). Durch diese groß angelegten Kultivierungsmaßnahmen sind große, zusammenhängende Moorflächen in Nordwestdeutschland heute eine Seltenheit geworden. So wurde für die Esterweger Dose 1959 eine Abbaulizenz erteilt. Die Tinner Dose ist mit ca. 3 500 ha heute das größte zusammenhängende lebende Hochmoor des Emslands. Darüber hinaus existieren nur noch wenige Moore, die einige hundert Hektar an Fläche aufweisen (z.B. das Gildehauser Venn und das Syen Venn) und in der Regel unter Naturschutz stehen, ein großer Teil der Moore bedeckt sogar jeweils nur einige Hektar Fläche. Ursprünglich bedeckte das Bourtangener Moor in der Zeit seiner größten Ausdehnung eine Fläche von ungefähr 3 000 km<sup>2</sup> (*Pott* 1999, S. 28ff., 83f. u. 141).

#### Fotografien des Dümmers

Der Dümmer ist nach dem Steinhuder Meer das zweitgrößte Binnengewässer Niedersachsens. Die große Rolle, die das Gewässer im naturschützerischen und wissenschaftlichen Wirken *Reichlings* spielte, schlägt sich auch in der Fotosammlung durch eine entsprechend sehr große Anzahl an Aufnahmen nieder. Als er 1925 seine Denkschrift »*Die Erhaltung des Dümmer – Eine Ehrenpflicht*« veröffentlichte, hatte er dort bereits einige Jahre zoologische Studien betrieben. Neben der Vogel- und Pflanzenwelt waren auch die umgebenden Moore und Heiden für Reichling von wichtiger Bedeutung, die zu jener Zeit noch weitgehend von der Kultivierung verschont wurden. In der Denkschrift fordert *Reichling* eine Einschränkung des Bade- und Segelbetriebs sowie ein teilweises Bebauungsverbot, um Flora und Fauna zu schützen. Ein totales Nutzungsverbot befürwortete er nicht, der Segelsport am Dümmer ist Gegenstand einiger Fotografien, die außerdem zeigen, dass auch *Reichling* selbst sich daran beteiligt hatte.

Die Fischerei und die Reeternte wurde ebenso im Bild festgehalten, ein großer Teil der Fotografien vom Dümmer und seiner Umgebung zeigt jedoch überwiegend reine Landschaftsaufnahmen. Neben der Wasserfläche und insbesondere der dort befindlichen Pflanzen gehören auch die Uferregionen, die neben Heide und Moor auch Grünland mit Viehhaltung zeigen, zu den häufigen Motiven. Insbesondere das östliche Ufer war einem stärkeren Nutzungsdruck ausgesetzt, während das von Sumpfland geprägte Westufer noch in einem naturnaheren Zustand war. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich das Erscheinungsbild des Dümmer deutlich verändert. Eine Eindeichung wurde vorgenommen und die Hunte, welche den Dümmer durchfließt, wurde reguliert. Die dadurch deutlich geringe Überschwemmungsgefahr führte dazu, dass in den Uferregionen wesentlich mehr Fläche für Ackerbau genutzt wurde. Zuvor war die Grünlandnutzung eindeutig dominierend. Am Ostufer hatte darüber hinaus die Bebauung nach ca. 1950 stark zugenommen (Evers 1966, S. 21ff.). Ein Vergleich von Pflanzenkartierungen aus den Jahren 1947/1948 und 1987 ergibt außerdem, dass sich die Zusammensetzung der Grünlandvegetation verändert hatte (Ganzert u. Pfadenhauer 1988, S. 40ff.).

#### Fotografien von Wäldern

Neben zahlreichen Aufnahmen aus Waldgebieten im relativ walddreichen Süd- und Ostwestfalen sind eine Vielzahl von Fotografien aus den Hudewäldern im waldärmeren Westniedersachsen wie dem Bentheimer Wald, dem Ahlhorner Wald oder dem Neuenburger Urwald in der Sammlung enthalten. Diese über lange Zeit als Waldweide genutzten Waldstandorte, die im Gegensatz zu den meisten anderen früheren Wäldern der Region noch nicht zu Heiden degradiert wurden, zeichnen sich durch ein relativ urwüchsiges Erscheinungsbild aus und wurden oft fälschlicherweise als Urwald bezeichnet. Verschiedene Baumarten auf engem Raum, eine unregelmäßige räumliche Verteilung der Bäume und das Auftreten von Sträuchern sind auf zahlreichen Fotos erkennbar und vermitteln einen vermeintlich naturnahen Eindruck. In der heutigen Zeit wirken einige Hudewälder sogar noch naturnaher als zu *Reichlings* Zeiten, als die Hudewirtschaft bereits nicht mehr üblich war. Die Hudewälder hatten in der Zwischenzeit die Möglichkeit, sich zu regenerieren. Ein deutlicheres Anzeichen für menschliche Eingriffe sind dafür die beschnittenen Baumkronen (Schneitelwirtschaft), die auf einigen Aufnahmen ebenso zu sehen sind. Häufiger wurden auch Einzelbäume wegen ihrer bizarren Form oder ihres hohen Alters in den Blickpunkt gerückt. Hierzu gehörte unter anderem die Amalieneiche im Hasbruch im Oldenburger Land, die weit über tausend Jahre alt war und 1987 gefallen war (Pott 1999, S. 152ff. u. 189ff.) oder die als ›Parapluie-Buchen‹ bezeichneten Süntelbuchen bei Salzkotten, die angeblich ca. 300 Jahre alt waren und in den 1970er Jahren für den Bau einer Straße gefällt wurden (<http://www.suentelbuchen.de/21702.html> u. <http://www.suentelbuchen.de/10657.html>, gesehen am 24.02.2018).

Forst mit akkurat in gleichen Abständen gepflanzten Bäumen stellt einen starken optischen Kontrast zu den eben erwähnten, urwüchsig anmutenden Hude-



Abb. 4: Verkümmerter Buchenstamm vor Fichtenkultur im Langenbruch 1936  
Fotosammlung Hermann Reichling, © LWL-Medienzentrum für Westfalen

wäldern dar und war ebenso ein fotografischer Gegenstand in der *Reichling*-Sammlung. Ein Beispiel hierfür ist eine Aufnahme aus dem Forst von Neuenheerse im Eggegebirge, die in einer als Jagdgrünfläche angelegten Schneise entstanden war. Ein im Forst bei Freeden angefertigtes Foto zeigt auf einem Hang zahlreiche parallel liegende Baumstämme, was auf eine Hiebmaßnahme hindeutet. Besonders eindrücklich erscheint der Landschaftswandel auf einer Aufnahme aus dem Langenbruch bei Hallenberg. Vor dem Hintergrund einer Fichtenkultur ist ein verkümmerter Stamm einer Buche als Relikt der vorherigen Vegetation zu sehen. Im Sauerland hatte man die Heiden, welche durch die dort ebenfalls verbreitete Waldweide entstanden waren, im 19. Jahrhundert vielfach mit Fichten wiederaufgeforstet (Landschaftsverband Rheinland; Landschaftsverband Westfalen-Lippe 2009, S. 148).

#### Fotografien von Wallhecken

In der Region um Münster wurden zahlreiche Aufnahmen von Wallhecken angefertigt, insbesondere bei Gelmer, einem heutigen Stadtteil von Münster. Vor allem ab dem 19. Jahrhundert fanden Wallhecken im Münsterland eine starke Verbreitung. Anlass hierfür waren die Markenteilungen, wodurch die Bauern dazu verpflichtet wurden, ihre Grundstücke einzufrieden. Neben ihrem Zweck als Begrenzung von Grundstücken dienten Wallhecken außerdem als Schutz vor

Winderosion und Sandanwehungen. Darüber hinaus dürften die Wallhecken für den Ornithologen *Reichling* nicht nur als regionales Kulturlandschaftsmerkmal, sondern auch als Habitat für bestimmte Vogelarten von großem Interesse gewesen sein. Die älteste Aufnahme einer Wallhecke aus Gelmer wurde bereits 1917 angefertigt, der Großteil stammt allerdings aus den 1930ern und zeigt vor allem mit Eichen- und Hainbuchenknubben bepflanzte Hecken. Die Zerstörung einer Wallhecke an diesem Ort im April 1934 wurde ebenfalls fotografisch dokumentiert, wenngleich im folgenden Jahr dort noch intakte Wallhecken abgelichtet werden konnten. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Wallhecken in Deutschland nach und nach entfernt, da sich der Stacheldrahtzaun immer mehr zum Begrenzen von Grundstücken durchsetzte. Um 1880 betrug die geschätzte Gesamtlänge der Wallhecken in Deutschland (bezogen auf Angaben aus Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern) noch ca. 500 000 km, während es um 1925 lediglich noch ungefähr 350 000 km waren. Zwar hatte das 1935 verabschiedete Reichsnaturschutzgesetz den Schutz von Wallhecken vorgesehen, faktisch wurde deren Zerstörung jedoch weiterhin häufig geduldet. Dennoch zeigt zumindest eine Aufnahme die Neuanpflanzung einer Wallhecke bei Gelmer im März 1939. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging der Bestand der Wallhecken in noch größerem Maße zurück, im Münsterland wurden vor allem durch Flurbereinigungsmaßnahmen zahlreiche Wallhecken entfernt, sodass der Bestand



Abb. 5: Zerstörte Wallhecke bei Gelmer 1934  
Fotosammlung *Hermann Reichling*, © LWL-Medienzentrum für Westfalen

an manchen Orten auf unter 30 % des Vorkriegsniveaus gesunken ist (Müller 2013, S. 371ff.; Tenbergen 2002, S. 116). Allerdings sind die verbliebenen Wallhecken heute z.B. im Stadtgebiet von Münster generell ein geschützter Landschaftsbestandteil und dürfen weder gerodet noch beschädigt werden (<http://www.stadt-muenster.de/ms/umweltamt/umweltwegweiser/index.php?keywordID=289&task=searchByID>, gesehen am 08.11.2016).

### Fazit

Der Landschaftswandel, der sich in Nordwestdeutschland in den vergangenen Jahrzehnten in zum Teil in drastischer Weise vollzogen hat, insbesondere in der Zeit nach *Reichlings* Tod, wird in der *Reichling*-Fotosammlung in mehrfacher Hinsicht augenscheinlich. Zum einen wurden Landschaften porträtiert, die vielfach heute in dieser Form nicht mehr existieren, zum anderen wurde das Eingreifen in die als schützenswert betrachtete Landschaft und deren Umgestaltung im Bild festgehalten. Die Motivauswahl untermauert außerdem *Reichlings* (sowie Hellmunds) Geisteshaltung im Bezug auf den Naturschutz, der in der damaligen Zeit eng mit der Heimatschutzidee verknüpft war. Zahlreiche der Landschaftsfotografien sollen Idealbilder einer vermeintlich ungestörten Natur darstellen, wenn es sich auch tatsächlich um Kulturlandschaften handelte. Ein Teil der Fotografien zeigt außerdem vorindustrielle Methoden, Natur und Landschaft zu gestalten und urbar zu machen, die durch die Industrialisierung und Technisierung verdrängt wurden. Somit eignet sich diese Fotosammlung nicht nur zur Rekonstruktion historischer Kulturlandschaften und als Bildquelle zur Geschichte der wissenschaftlichen Naturfotografie und der Naturschutzgeschichte, die Aufnahmen gewähren außerdem Einblicke in die Sozial-, Mentalitäts- und Technikgeschichte der nordwestdeutschen ländlichen Räume im frühen 20. Jahrhundert.

### Summary

The photograph collection of nature conservationist Hermann Reichling (1890–1948) as a visual source of landscape change in Northwest Germany

*Hermann Reichling* was an ornithologist, director of the natural history museum in Münster and also head of the nature conservation department of the Prussian province Westphalia. Today *Reichling* is renowned as a pioneer in establishing large-scale nature conservation areas in Germany. An important part of his scientific legacy is a large collection of nature photographs that mainly consists of landscape photographs from the early 20<sup>th</sup> century taken in Westphalia and the western part of recent Lower Saxony. For *Reichling* photography was not only a means for scientific documentation; he also used it to proliferate the concept of nature conservation to a non-scientific audience. Especially heath and moorland landscapes are represented to a high degree in the collection, but also regional cultural landscape types like e.g. hedge landscapes in Münsterland. A part of the collection also documents the human impact on landscapes like peat reclamation or

river regulation. Many of those former landscapes changed their appearance massively during the past decades, due to conversion into agriculture. So, these historical photographs can be regarded as a highly valuable visual source for landscape reconstruction and the history of nature conservation.

## Literatur

- Ditt, Karl (1992):* Natur wird Kulturgut. Das Provinzialmuseum für Naturkunde in Münster 1892 bis 1945. – In: Hendricks, Alfred [Hrsg.]: 1892–1992. Festschrift. 100 Jahre Westfälisches Museum für Naturkunde. Münster, S. 5–50.
- Evers, Hans-Rolf (1996):* Landschaftspflege am Dümmer. Erläuterungsbericht landschaftspflegerischer Vorschläge zur Flächennutzung am Dümmer, Kreis Grafschaft Diepholz. – Hannover.
- Frey, Wolfgang u. Lösch, Rainer (2010):* Geobotanik. Pflanze und Vegetation in Raum und Zeit. – 3. Aufl. Heidelberg.
- Ganzert, Christian u. Pfadenhauer, Jörg (1988):* Vegetation und Nutzung des Grünlandes am Dümmer. – Hannover (Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen, Heft 16).
- Haefeli, Ueli (1997):* Rekonstruktion historischer Landschaftsfotografien. Der Beitrag einer neuen Methode zum umweltgeschichtlichen Diskurs. – In: *Traverse – Zeitschrift für Geschichte* 4, S. 69–82.
- Kaiser, Hermann (1982):* Dampfmaschinen gegen Moor und Heide. Ödlandkultivierung zwischen Weser und Ems. – Cloppenburg (Materialien zur Volkskultur – nordwestliches Niedersachsen, Heft 8).
- Landschaftsverband Rheinland u. Landschaftsverband Westfalen-Lippe [Hrsg.] (2009): *Lebendiges Erbe. Kulturlandschaft in Nordrhein-Westfalen.* – Regensburg.
- Müller, Georg (2013):* Europas Feldeinfriedungen. Wallhecken (Knicks), Hecken, Feldmauern (Steinwälle), Trockenstrauchhecken, Biegehecken, Flechthecken, Flechtzäune und traditionelle Holzzäune. Band 1. – Ganderkesee.
- Oberkrome, Wilhelm (2004):* »Deutsche Heimat«. Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen 1900 bis 1960. – Paderborn.
- Pott, Richard (1999):* Nordwestdeutsches Tiefland zwischen Ems und Weser. – Stuttgart.
- Reichling, Hermann (1925):* Die Erhaltung des Dümmer – Eine Ehrenpflicht. – In: *Osnabrücker Heimatbuch* 2, S. 19–24.
- Reichling, Hermann (1927):* Die Schönheit der niedersächsischen Landschaft. – Münster.
- Sagurna, Stephan (2016):* Reichling und die Fotografie. – In: Hofmeister, Johannes; Sagurna, Stephan; Gilhaus, Ulrike u. Tenbergen, Bernd: *Naturschutzpionier und Naturfotograf. Die Fotosammlung Dr. Hermann Reichling (1890–1948).* Steinfurt, S. 22–29.
- Tenbergen, Bernd (2002):* Westfalen im Wandel. Von der Mammutsteppe zur Agrarlandschaft. Veränderung der Tier- und Pflanzenwelt unter Einfluss des Menschen. – Gütersloh.
- Tenbergen, Bernd (2016):* Museumsdirektor Dr. Hermann Reichling (1890–1948). Ein westfälischer Pionier des Naturschutzes und der Naturfotografie in Deutschland. – In: Hofmeister, Johannes; Sagurna, Stephan; Gilhaus, Ulrike u. Tenbergen, Bernd: *Naturschutzpionier und Naturfotograf. Die Fotosammlung Dr. Hermann Reichling (1890–1948).* Steinfurt, S. 10–21.

Klaus Fehn

## Freizeit und Erholung inmitten von konkurrierenden Landschaftsnutzungsansprüchen am Beispiel der nördlichen Stadtrandzone von München im 20. Jahrhundert

Historisch-geographische Studien  
mit familienbiographischem Hintergrund<sup>1</sup>

Mit 17 Abbildungen

### Einleitung

In den letzten Jahren habe ich mich intensiv mit der Entwicklung des »*Münchner Nordens*« beschäftigt, wo ich geboren wurde, und 30 Jahre meines Lebens verbracht habe. Auch in den folgenden 50 Jahren habe ich die Entwicklung in diesem Raum mit Interesse mehr oder minder intensiv verfolgt. Einige vorläufige Erkenntnisse habe ich in einem Vortrag mit dem Titel »*Umweltqualität und Heimatgefühl im Münchner Norden. Wahrnehmungsgeographische und familienbiographische Studien zu den Bewertungswandlungen am Großstadtrand 1916 bis 2016*« im Rahmen des historisch-geographischen Kolloquiums der Universität Bonn im April 2016 vorgetragen (Fehn, K. 2016).

### Sozialgeographische Untersuchungen zum »Münchner Norden«

Der 1988 verstorbene Münchner Geographieprofessor *Hans Fehn*, mein Vater (geb. 1903), konstatierte in seinem Kommentar zum Luftbild »*München-Freimann – der nördliche Stadtrand der Millionenstadt*« im 1973 erschienenen Luftbildatlas Bayern: »*Der Stadtrand läßt den enormen Flächenbedarf bei den Grunddaseinsfunktionen der Millionenstadt Wohnen, Arbeiten, Verkehr und Erholung erkennen. Deutlich wird auch der Widerstreit im Flächenanspruch des Staates mit*

---

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 43. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Bad Wildbad, 21.–24. September 2016) gehalten wurde.



*Abb. 1:  
Der nördliche Stadt-  
rand von München  
im Luftbild*  
Luftbildatlas Bayern,  
hrsg. von Hans Fehn  
1973, Bild Nr. 48

*den Interessen bestimmter Sozialgruppen und der Wirtschaft. Die Kulturlandschaft als anthropogenes Kräftefeld wird gerade am Stadtrand in einmaliger Weise erkennbar« (Fehn, H. 1973).*

Unter nachdrücklicher Bezugnahme auf die einschlägigen Forschungen meines Vaters zum Münchner Norden, der dort mit seiner Familie über ein halbes Jahrhundert lebte, veröffentlichten 1983 zwei Geographen aus dem Institut für Sozialgeographie der Technischen Universität München, *Jürgen Pohl* und *Robert Geipel*, eine Untersuchung mit dem Titel »Umweltqualität im Münchner Norden. Wahrnehmungs- und Bewertungsstudien« (Pohl u. Geipel 1983). Die Verfasser wollten mit ihrem Buch vor allem »die Vollgepacktheit des Containers Raum« und »die hohe Konzentration von Objekten sperriger Infrastruktur« aufzeigen. Der Ausgangspunkt der sozialgeographischen Untersuchungen von 1983 war ein auffälliger Befund: die erheblichen Unterschiede in der Wahrnehmung und Bewertung des Münchner Südens und des Münchner Nordens. In den 1970er Jahren hatte die Disparitätenforschung im Rahmen der Sozialgeographie erheblich an Bedeutung gewonnen. Dementsprechend war das Hauptthema der Arbeit nicht die Beschreibung der konkreten Unterschiede der Räume und auch nicht die Kennzeichnung der spezifischen Beeinträchtigungen z.B. durch Lärm oder Gerüche, sondern die Auswirkungen auf die »Lebensqualität«. Hierzu gehörten vor allem der Wohnwert und aber auch der raumbezogene Sozialstatus. Dabei war besonders darauf zu achten, die unterschiedlichen Bewertungssysteme verschie-



*Jürgen Pohl und Robert Geipel räumen am Ende ihrer Ausführungen von 1983 ein, dass über viele Seiten ihres Buches ein negativer Eindruck vermittelt worden ist, obwohl der Münchner Norden keine Horrorlandschaft sei. Es wird daran erinnert, dass dieser Raum einmal ein Arkadien für bestimmte Schichten gewesen ist. »Der Münchner Norden war das Gebiet der kurfürstlichen Hofmarken; die bayerischen Herrscher errichteten hier ihre prunkvollen Schlösser, gingen zur Jagd und veranstalteten auf den Kanälen Lustfahrten; die Schotterflächen des Südens waren demgegenüber nur zur Aufforstung brauchbar. Auch heute noch finden wir an vielen Stellen den herben Reiz des Moores, Au- und Lohwälder, zahlreiche ökologisch wertvolle Gebiete mit einem großen Artenreichtum«.*

Sehr aufschlussreich sind die im Kapitel 6.1 aufgeführten »Bestimmungsgründe für die Entwicklung des Münchner Nordens zu seiner derzeitigen Situation aus der Sicht der Befragten«. »In fünf nicht überschneidungsfreien Antwortkategorien wird ein breiter Fächer von Argumenten vorgestellt, der zur Interpretation einlädt. Zunächst wird die Behauptung, der Norden der Region sei an sich unattraktiv und habe es gewissermaßen »nicht besser verdient« durch dieses Ergebnis zwar zunächst einmal hingestellt, aber nur schwach gestützt. Malerkolonien, deren es in München immer zur Genüge gab und gibt, haben den Münchner Norden immer wieder in seinem herben Reiz entdeckt und als ein süddeutsches Worpsswede verklärt. Die beiden nächsten Argumentgruppen der historischen und »geodeterministischen« Gründe gehen von einer Art Kumulationshypothese aus. Weil das Terrain eben und sumpfig war, konnte nur der Staat (Moorkolonisation) hier meliorierend eingreifen oder Reste (Truppenübungsplätze) verwerten. Eine individuelle Aneignung und Gestaltung (der Ausbau einer kleingekammerten Kulturlandschaft) unterblieb zugunsten der großen Grundherren, und wo erst einmal Kiesgruben, Klärwerke mit dem Vorfluter Isar, Schießplätze und Mülldeponien sind, kommen immer wieder neue flächenintensive Einrichtungen der nächsten »technologischen Generation« hinzu: der Schießplatz auf der Fröttmaninger Heide zieht eine Kruppsche Geschützgießerei nach sich, die in den Besitz der Reichsbahn übergeht, die ein großes Ausbesserungswerk errichtet usw. Wo finden sich 500 Hektar zusammenhängende und finanziell erschwingliche Fläche mit Sicherheitsabstand zu den nächsten Siedlungen für einen Forschungsreaktor? Im Norden. Weil nun aber Bedeutungsabsicherung und weiteres Wachstum der Zentralstadt München solche Einrichtungen benötigt oder vielleicht auch nur damit Massenanziehungskraft an sich bindet, muss irgendwo ein »Raumopfer« gesucht und dort gefunden werden, wo sich keine Lobby wehrt. So weit der Gang von unten nach oben durch die Liste der von den Befragten genannten Gründe der Massierung von Einrichtungen sperriger Infrastruktur im Norden der Region München«.

Die beigegebene Karte trägt den Titel: »Urban-industrielle Landnutzung im Münchner Norden (mit Erholungsflächen)«. Der Zusatz in Klammern bietet einen guten Einstieg in das spezielle Themenfeld der vorliegenden Studie: »Freizeit und Erholung inmitten von konkurrierenden Landschaftsnutzungsansprüchen«.

In der Studie von Pohl und Geipel wird festgestellt, dass es erhebliche Unterschiede in der Wahrnehmung und Bewertung des Münchner Nordens und des

Münchner Südens gebe. Bedeutsam sind darüber hinaus folgende Hinweise: »Das überregionale Image von München scheint sich überwiegend aus dem Freizeit- und Wohnwert des Südens zu speisen« und »Der Norden ist nicht von Haus aus unattraktiv, sondern durch die kontinuierliche Zuweisung von ›urban-industrieller Nutzung‹ in der Sprache vieler Zeitgenossen der ›Hinterhof Münchens‹ geworden«. Die Verfasser stellen selbstkritisch fest, dass ihr Buch zwei wesentliche Defizite aufweise. Einerseits seien die Bewohner des Gebiets nicht zu Wort gekommen und andererseits fehle die nötige historisch-geographische Vertiefung. In Hinblick auf die langjährige Verbundenheit mit dem Raum und die historisch-geographische Ausrichtung meines Forschungsinteresses habe ich dieses Statement nach meiner Emeritierung als Anregung aufgegriffen, diese Aufgabe zu übernehmen. Die folgenden Ausführungen versuchen die bisher gewonnenen Erkenntnisse für das Tagungsthema fruchtbar zu machen. Es hat sich deutlich gezeigt, wie ergiebig es ist, diesen Teilaspekt mit einer Kombination von historisch-geographischen und familienbiographischen Methoden zu erforschen.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch die bemerkenswerte These von Burkhard Bleyer in seinem Aufsatz (Bleyer 1988b) mit dem Titel »Süd-Nord-Gefälle in München« zitieren: »Da in den zahlreichen historischen Arbeiten über Münchner Stadtgeschichte kaum Entstehungsursachen für ein teilräumliches Auseinanderrücken von Sozialschichten und die unterschiedliche Zuordnung der Raumnutzungsfunktionen zu entnehmen sind, muss sich eine Münchner Stadtgeographie auch als historische Sozialgeographie verstehen«. (An wichtiger allgemeiner Literatur ist an dieser Stelle in Auswahl zu nennen Wagner 1931; Megele 1951; Megele 1958; Fehn, H. 1958a; Fehn, H. 1963; Ganser 1968; Landmann 1968; Fehn, H. 1968; Fehn, H. 1970; Bauer u. Graf 1968; Klingbeil 1987; Bauer 1992; Fehn, K. 2007).

Folgende Hauptfragen sollen gestellt und möglichst weitgehend beantwortet werden. 1. Hatte der Münchner Norden immer schon ein schlechtes Image, was eine Nutzung in Hinblick auf die Grunddaseinsfunktion »Erholung« unmöglich machte oder zumindest erschwerte? 2. Welche Rolle spielte bei der Raumplanung der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg im Münchner Norden die Grunddaseinsfunktion »Erholung«? 3. Welche Gründe haben meine Eltern, ein Akademiker-ehepaar, in den frühen 1930er Jahren veranlasst, sich in Freimann anzusiedeln? 4. Wie habe ich als Einheimischer das komplizierte Funktionengeflecht in Freimann unter besonderer Berücksichtigung der Grunddaseinsfunktion »Erholung« in meinen Jugend- und Studentenjahren (1936–1966) erlebt?



Abb. 3:  
Hans Fehn und Sohn Klaus Fehn  
während einer von Prof. Hans  
Fehn geleiteten Exkursion im  
Venter Tal (Ötztaler Alpen,  
Österreich) 1954  
Foto: Archiv Klaus Fehn

### Zum Begriff »Naherholung«

In dem Beitrag zum Sammelband: »Stadtgeographie in einem neuen Curriculum. Dargestellt am Beispiel Münchens« stellt Barbara Kreibich »Phänomene des Naherholungsverhaltens« dar (Kreibich 1973). Dieser Begriff war in den 1960er Jahren erstmals verwendet worden. Kreibich definiert ihn folgendermaßen: »Unter »Naherholung« wird vom Geographen jenes Erholungsverhalten verstanden, das sich außerhalb der Wohnung des einzelnen und außerhalb einer größeren Urlaubsreise in seiner Freizeit abspielt«. Die Verfasserin weist darauf hin, dass sich die allgemeine Planungsproblematik auch im Infrastrukturbereich der Naherholung spiegelt. In dem Aufsatz finden sich interessante Beispiele für verortete Infrastruktureinrichtungen mit Hinweisen auf Entstehung, Blüte, Stagnation und Verfall. Wichtig sind ihre Warnung vor der unreflektierten Gleichsetzung einer »schönen Landschaft« mit einer »Erholungslandschaft« und der Hinweis auf die oft widerstreitenden Interessen bei der Gestaltung einer Erholungslandschaft.

In neueren geographischen Veröffentlichungen finden sich verschiedene Definitionen zum Begriff der Erholung. Bruno Benthien unterscheidet in seinem Beitrag zum »Perthes Geographie Kolleg« mit dem Titel »Geographie der Erholung und des Tourismus« (Benthien 1997) zwischen der Erholung im Wohnbereich (Hausgarten, Grünanlagen, Parks, Sportstätten), im Naherholungsbereich (Kleingärten, Freizeithäuser, Seen, Wälder, Sehenswürdigkeiten) und im Fernerholungsbereich (Meeresküste, Seen, Wälder, Gebirge, Städte). Der Verfasser betont, dass im Mittelpunkt seines Buches die mit der Erholung als Daseinsgrundfunktion verbundenen räumlichen Zusammenhänge und Probleme stünden. Im »Lexikon der Geographie« (2002) ist unter dem Stichwort »Naherholung« zu lesen, dass der Begriff seit der Mitte der 1960er Jahre zur Kennzeichnung des stadtnahen Ausflugsverhaltens angewandt wird. Es handle sich dabei um inner- und außerstädtische Erholungsarten von der stundenweisen Erholung bis zur Wochenend- und teilweise Feiertagserholung. Wichtig für die Definition ist das außerhäusliche Freizeitverhalten ohne Übernachtung, unabhängig ob inner- oder außerörtlich. Unter dem Stichwort »Naherholungsgebiet« wird ergänzend folgendes ausgeführt: »Die Attraktivität von Naherholungsräumen ist abhängig vom touristischen Potential, d.h. von der Struktur des ursprünglichen und abgeleiteten Angebotes. Landschafts- und wasserorientierte Aktivitäten wie z.B. Spazierengehen und Wandern, Baden u.Ä. liegen an der Spitze der Beliebtheit«. Weiterhin ist noch auf die Aussage im Stichwort »Naherholungsverhalten« hinzuweisen. »Von Bedeutung ist der Koppelungseffekt, d.h. dass sehr häufig im Verlauf eines Ausflugs mehreren Aktivitäten nachgegangen wird, beispielsweise Koppelung von Spaziergang und Gastronomiebesuch oder von Radfahren und Besichtigungen. Diese Koppelungen sind besonders im Zusammenhang mit dem ökonomischen Effekt der Naherholung bedeutsam«. Schließlich findet sich im Stichwort »Daseinsgrundfunktionen« die These, dass in den Raumansprüchen der sog. Funktionsgesellschaft die sieben raumwirksamen Daseinsgrundfunktionen des Menschen erkennbar sind und zwar Wohnen, Arbeiten, Sich-Versorgen, Sich-Bilden, Sich-Erholen, Verkehrsteilnahme, In Gemeinschaft leben.

Hubert Job u.a. unterscheiden in ihrer Geographie des Tourismus (Job u.a. 2004) »Typen von Freizeit und Tourismus: 1. Freizeit in Wohnung und Haus (-garten): Innerhäusliche Freizeit. 2. Freizeitverkehr im direkten Wohnumfeld, fußläufig erreichbar. 3. Freizeitverkehr im weiteren Wohnumfeld. 4. Freizeitverkehr außerhalb des Wohnumfeldes ohne Übernachtung: Tagesausflugsverkehr, Naherholungsverkehr. 5. Freizeitverkehr mit 1–4 Übernachtungen: Kurzzeittourismus. 6. Freizeitverkehr mit mehreren Übernachtungen. Darüber hinaus gibt es noch Tourismus mit gewisser Freizeitkomponente sowie Tourismus ohne bzw. mit geringer Freizeitkomponente.«

#### Fremdenverkehrsmöglichkeiten im Münchner Norden vor 1960

Im »Kriegsjahr 1916« veröffentlichte der »Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im Bayerischen Hochland« eine Broschüre von Fritz von Ostini mit dem Titel »München und das bayerische Hochland« (von Ostini 1916). Dort findet sich folgende für die Bestimmung des Inhalts der damals verwendeten Begriffe sehr aussagefähige Passage: »Motto: Reist in die Heimat! Mehr als je wird mit dem kommenden Frühling im Herzen des deutschen Großstädtlers die Sehnsucht nach Erholung in der freien Natur erwachen, das Verlangen nach einer grünen und stillen, an Schönheiten reichen Welt, in die das furchtbare Dröhnen des Krieges weniger dringt, als in die aufgeregten Städte. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse stehen zum Glück so, daß der größte Teil derer, die ihre Erholung sonst im Reisen suchten, auf dieses Glück auch jetzt nicht zu verzichten braucht, und es ist wohl nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit, daß unsere Reise- und Touristenwelt jetzt lieber ihre Ziele in der Heimat sucht als anderswo. Wieviel haben wir Deutsche in der Heimat noch zu entdecken!« Hier wird der Begriff »Erholung« sowohl in Richtung auf Reisen als auch vor allem für den Aufenthalt in der »freien Natur« verwendet. Wenn man andere Veröffentlichungen aus dieser Zeit durchmustert, findet man vorwiegend Formulierungen wie »Spaziergänge«, »Ausflüge«, »Vergnügungsreisen«, »Fremdenverkehr« und dazugehörend auch »Ausflugsorte«, »Reisegebiete« und »Fremdenverkehrsziele«.

Im Dritten Reich kümmerte sich erstmals die Raumplanung auch um die »Erholungsflächen« (Nerdinger 1993). Für München und seine Umgebung wurde ein Plan mit dem Titel »Erholungsraum der Hauptstadt der Bewegung und Begrenzung der Siedlungsgebiete« erarbeitet, der jedoch nicht realisiert wurde. Unter der Überschrift »Arbeitsweg zur Sicherung des künftigen Erholungs- und Siedlungsraumes« sind 1935 folgende drei Ziele aufgelistet worden. »1. Feststellung des Bedarfs an Erholungsflächen. 2. Sicherung der Erholungsräume: Flußtäler, Berghänge, Seeufer, Waldgebiete, offene Landschaft in bäuerlicher Nutzung, Verkehrsstreifen, Radfahr- und Wanderwege. 3. Sicherung zukünftiger Siedlungsräume durch planmäßige Lenkung und Zusammenfassung der allgemeinen Siedlungstätigkeit«.

Ein engagiertes Plädoyer für die Anlage von Erholungsgelände im Norden Münchens stellte die 1958 erschienene Streitschrift von Leo Freiherr von Ow dar

(von Ow 1958). Er leugnet nicht, dass auch der Englische Garten als Landschaftspark Erholungsmöglichkeiten biete. Er plädiert aber mit Nachdruck dafür, die im Norden anschließenden Isarauen umzuwandeln und dort zeitgemäße Erholungsmöglichkeiten zu schaffen. Nach seiner Meinung wäre »*der erholungshungrigen Bevölkerung nur wenig damit gedient, wenn wir den Englischen Garten in bisheriger Art nach Norden erweitern wollten, Parkwärter anstellen, und den Menschen auf gepflegte Parkwege verbannen. Was nottut, sind Bademöglichkeiten, Sport- und Spielstätten, Liegewiesen und Auslaufmöglichkeiten für Kinder*«. Im Vorwort zum Buch von Fritz Lutz über »*Land um die Großstadt*« (Lutz 1962) wird eine ganz andere Vorstellung von Erholung vermittelt: »*Doch im Stillen wächst die Gemeinde jener Großstadtstadtbürger, die sich dem Hang nach sonntäglichen Langstreckenfahrten widersetzen und sich im Umkreis einer Bahn- oder Autostunde stille Plätzchen der Erholung suchen. Ihnen bleibt dann Muße zum Landschaftsgenuß und zu besinnlichen Betrachtungen. Diesen Wanderern drängt sich die Frage auf: Was weiß ich wirklich vom Land um München?*«

#### Negative Beurteilungen des Münchner Nordens

In den sozialgeographischen Untersuchungen der 1980er Jahre findet sich der Hinweis, dass der Begriff vom Hinterhof Münchens für den Münchner Norden vor ca. 30 Jahren, also in den 1950er Jahren aufgetaucht sei. Wenn man diese Spur verfolgt, wird man sowohl in historischen als auch in ökologischen Veröffentlichungen fündig. In einer emotionalen Streitschrift mit dem Titel »*Erholungsgebiete im Norden Münchens*« verwendet der Verfasser Leo Freiherr von Ow (von Ow 1958) erstmals den Begriff »*Hinterhof Münchens*« und begründet dies mit den dort konzentrierten Anlagen für die Abwässerentsorgung und die Müllverwertung, die Degradierung der Isar zur »*Flußleiche*« durch die Abzweigung des Kanals und den zahlreichen Fabriken. Während von Ow die Benachteiligung des Münchner Nordens gegenüber anderen Stadtregionen wie auch Fritz Lutz in seinen Ausführungen zur Münchner Stadtkunde aus derselben Zeit (Lutz 1962) nicht akzeptieren will, sieht das der Historiker Walther Kiaulehn in seinem Beitrag »*Ein Wort zum heutigen München*« in der Festschrift zum 800jährigen Bestehen Münchens ganz anders (Kiaulehn 1958). Er formulierte folgende bemerkenswerten Sätze: »*Die Industrie gehört in das geschichtslose Niemandsland des Nordostens. Allein der Respekt vor den Schlossanlagen von Schleißheim und Nymphenburg sollte den Westen unantastbar machen. Bahndämme, Gleisanlagen, Reparaturwerkstätten der Bundesbahn, Abwässer, Industriekamine gehören in den Nordosten verlegt. Die Sanierung des Westens also hätte das erste Ergebnis der Münchner Bilanz zu sein*«. Interessanterweise veränderte sich die Sichtweise bei den Historikern in den folgenden Jahrzehnten grundlegend, was vor allem das Vorwort des Leiters des Münchner Stadtarchivs Richard Bauer zum Buch von Marion Maurer mit dem Titel: »*Freimann, eine Gemeinde im Schatten der Großstadt*« (Maurer 1985) beweist. Es heißt dort: »*Freimann – auf keinen anderen Ort des Münchner Umfeldes haben sich seit dem Beginn unseres Jahrhunderts längere*

*Schatten der wachsenden Großstadt gelegt; kein anderer Stadtteil hat mehr Folgekosten unserer urbanen ›Lebensqualität‹ aufgebürdet bekommen. Mit diesem Stadtteil sind so viele negative Vorstellungen und Vorbehalte verknüpft«. In der Münchner Presse finden sich zu derselben Zeit Überschriften wie »Zur Rumpelkammer Münchens degradierter Norden«, »Stiefkind Freimann« und »Eine Landschaft von traurigem Anblick. Ist dem Münchner Norden noch zu helfen?«.*

#### Landschaftspläne für den Münchner Norden

Von *Ow* monierte in seiner Streitschrift mit dem Titel: »*Erholungsgelände im Norden Münchens*« von 1958, dass im Norden Münchens viele Möglichkeiten einer schönen Landschaftsgestaltung in Diensten der Volksgesundheit und -wohlfahrt nicht genutzt wurden. Man habe auf die Unberührtheit des Isartals und die Erhaltung der Waldlandschaft im Süden Münchens geachtet sowie Villenviertel und städtische Anlagen verschönert und nicht die Gestaltung einer schönen Seen- und Wassersportlandschaft im Norden Münchens angestrebt. Der Verfasser kritisierte die Pläne, eventuell verfügbare Erweiterungsflächen des Englischen Gartens nach Norden als Park zu nutzen und nicht Bademöglichkeiten, Sport- und Spielflächen, Liegewiesen und Auslaufmöglichkeiten für Kinder zu schaffen.

Interessanterweise schlägt *von Ow* hierzu den Ausbau der durch den Auwald fließenden Bäche und die Aufschüttung einer Hügellandschaft vor. Diese Vorstellungen standen eindeutig im Widerspruch zur Intention des Raumordnungsplans für den Nordraum von 1963. Dort heißt es: »*Seine Besiedlung würde nicht nur zur wesentlichen Auflockerung der Innenstadt beitragen, sondern auch den Bevölkerungsdruck aus den bisher bevorzugten südlichen Siedlungsgebieten ableiten. In Zukunft müsse unbedingt verlangt werden, dass in den sog. Naherholungsgebieten südlich und westlich der Stadt München keine größeren Siedlungen oder Industrieanlagen mehr genehmigt werden*«. Immerhin wurden auch forstwirtschaftliche Zukunftsaufgaben für den Münchner Norden erwähnt. Es sei besonders wichtig, in jenem waldarmen Gebiet zusammenhängende Flächen aufzuforsten, die Naturschutzgebiete zu erhalten sowie Grünzüge, Parks und Windschutzstreifen anzulegen.

Der Grünflächenplan von 1969 hatte das Ziel, die entstandenen Großsiedlungen landschaftlich einzubinden und zusammenhängende Grünzüge und Grünsysteme zu schaffen. Dieser Plan verbesserte die Erholungsmöglichkeiten innerhalb der Stadt und bewies, dass ein freiraumbetonter Flächennutzungsplan das Freizeitimage verbessern kann.

Als das Militär 1971 das Oberschleißheimer Flugplatzgelände räumte, wurde die ältere Planung einer Satellitenstadt nicht wieder aufgegriffen. Der Landrat hielt eine derartige Entwicklung im Norden Münchens unter regionalplanerischen Gesichtspunkten nicht für erstrebenswert. Er schlug deshalb vor, dort ein großzügiges Erholungsgebiet für den in dieser Hinsicht unterentwickelten Münchner Norden zu schaffen. Dabei könnten die vorhandenen Baggerseen zu Badeplätzen ausgebaut werden. 1972 forderte der Geograph *Geipel* in seinem

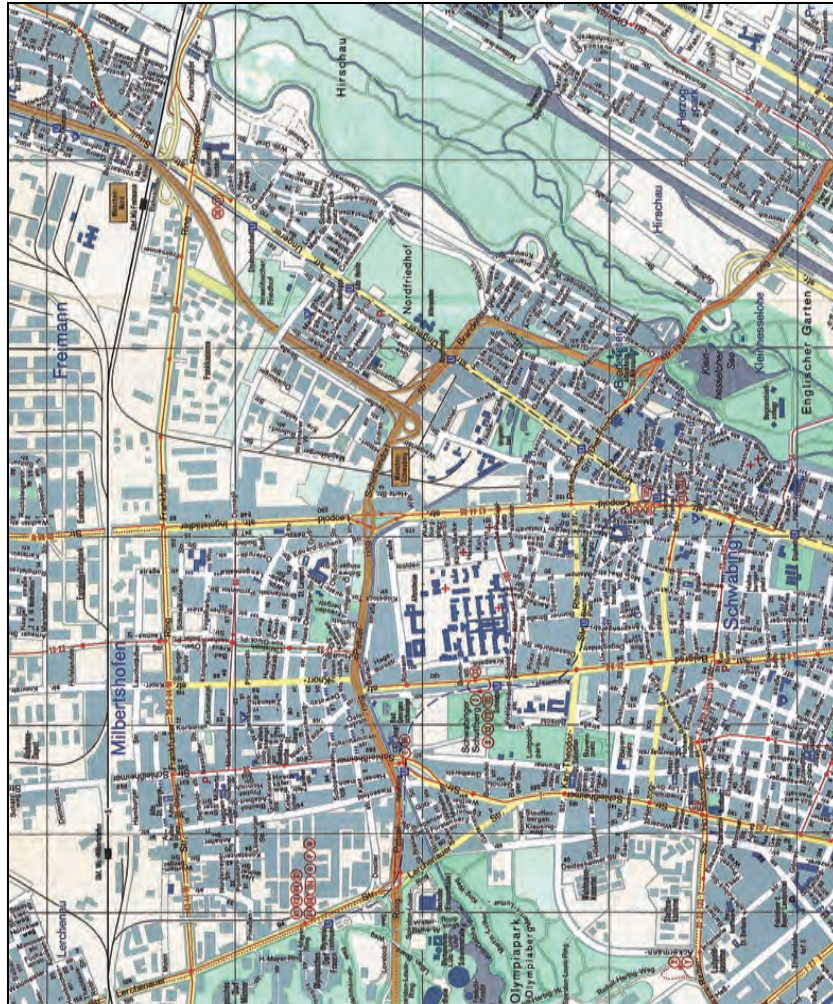


Abb. 4: Ausschnitt aus der Verkehrskarte mit Sportsymbolen 1972 im Maßstab 1 : 45 000  
 Ausschnitt des offiziellen Olympia Stadtplans München 1972. Kompass-Karte, H.  
 Fleischmann KG Starnberg in Zusammenarbeit mit dem Organisationskomitee

Beitrag zur Verlegung von Teilen der Technischen Universität München in die Nähe des Standorts des Atomreaktors in Garching eine völlige Umwertung des äußeren Nordens von München (*Geipel* 1972). Die gesamte Energie der nacholympischen Stadtentwicklungsplanung sollte in diesen Raum gelenkt werden, um die faktische und psychische Barriere zu durchbrechen. Bedauerlicherweise hätten sich im Nordwesten und Nordosten der Stadt Sektoren bevorzugter Wohnanlagen nur selten ausgebildet, weil die günstige Gestaltung des Wohnumliegens immer wieder beeinträchtigt worden sei. In seinem Aufsatz spricht *Geipel* expressis verbis die Freimanner Gartenstadt an, wozu er folgendes ausführt: »Die durch-

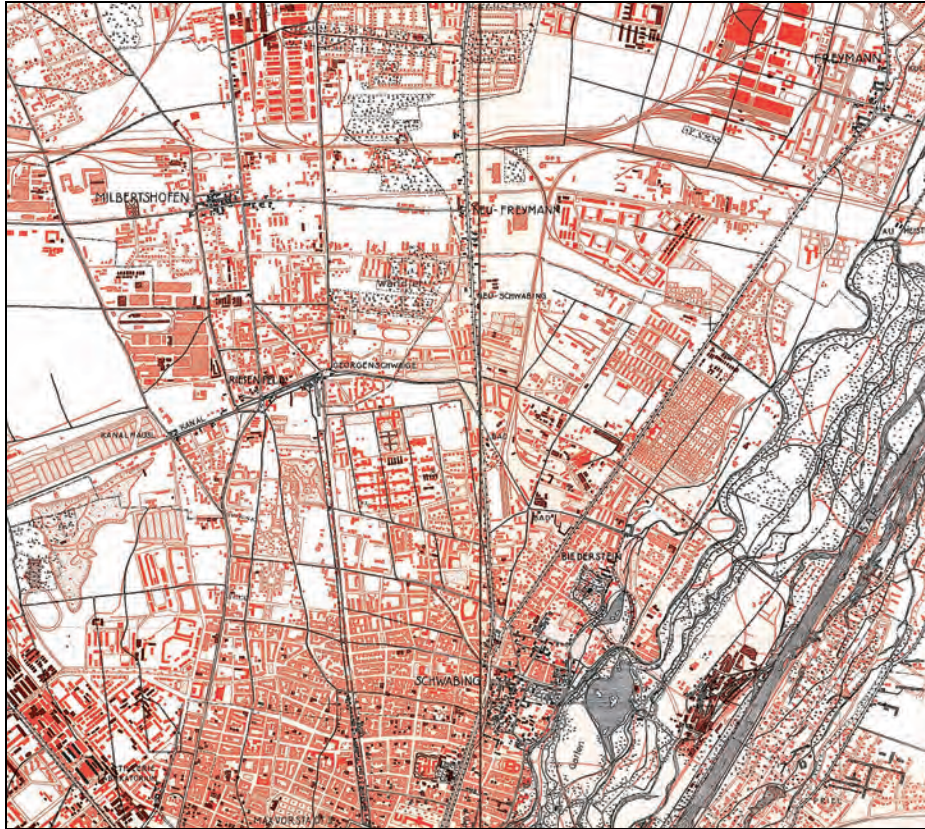


Abb. 5: Ausschnitt aus der Karte München 100 Jahre 1858–1958  
Beilage aus Megele 1958

grünen Wohnviertel Freimanns (Grohplatz) stellen das Bild vor Augen, wie es sich auch im Münchner Norden längs einer Achse entlang der Isarauen hätte entwickeln können«. Durch die Olympischen Sommerspiele in München im Jahre 1972 wurde das innerstädtische Freizeitangebot der nahegelegenen Stadtbereiche wesentlich erweitert. Eine besonders nachhaltige Idee war die Neumodellierung des Schuttbergs auf dem Oberwiesenfeld zu einer Hügellandschaft in dem flachen Gelände der Münchner Ebene.

#### Imageprobleme des Münchner Nordens

Burkhard Bleyer forderte in seinen Studien zum Münchner Norden Ende der 1980er Jahre (Bleyer 1988a; 1988b), dass es in der Stadt- und Regionalplanung der Zukunft stärker um eine ausgewogene Entwicklung zwischen Wohnen und Arbeiten, Versorgen und Erholen in städtischen und regionalen Teilräumen gehen müsse. Er war damals der Meinung, dass der Münchner Norden noch Chan-

cen für eine ausgewogene Aufwertung habe. Vom gegenwärtigen Standpunkt aus gesehen hat sich seitdem tatsächlich im Erholungs- und Freizeitbereich vieles positiv verändert. Als Beispiele seien vor allem die Standortentscheidung für die Allianzarena, der Ausbau der Isarinsel Oberföhring als Freizeitgelände oder der Bau der Großwohnanlage »Am Mühlbach« genannt. Bedauerlich bleibt, dass das allgemeine Image des Münchner Nordens immer noch nicht zumindest in einem mittleren Niveau angesiedelt ist. Umgekehrt hat das positive Image des Münchner Südens als Ausflugsgebiet noch nicht wesentlich gelitten, obwohl schon 1973 sehr kritische Feststellungen zu den Naherholungsmöglichkeiten im Münchner Süden angestellt worden sind (Stadtgeographie 1973). Entscheidend blieb sicherlich der hohe Wert des Wohnumfeldes, dem auch der Bedeutungsverlust der bekannten Ausflugslokale aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wenig anhaben konnte. Auf die Freizeitgestaltung im Münchner Norden wirkten sich in erheblichem Umfang auch die Anlage des Münchner Großflughafens und die damit verbundenen Veränderungen in der Verkehrsinfrastruktur aus. Nun konnten hier auch überregional bedeutsame Großanlagen wie die Erdinger »Badelandschaft« entstehen.

Bei einer regional und historisch differenzierten Betrachtung zeigt sich rasch, wie wichtig die Berücksichtigung von verschiedenen Maßstabebenen ist. Sehr aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die von Jürgen Pohl für das Buch von 1983 (Pohl u. Geipel 1983) entworfene mehrfarbige Übersichtskarte zum Thema: »Urban-industrielle Landnutzung im Münchner Norden (mit Erholungsflächen)«. Der Begriff »Münchner Norden« ist hier sehr weit gefasst; er weist folgende Randpunkte auf: München-Sendling, Dachau, Freising und Erding. Wenn es schon schwer fällt, für einen kleineren Raum wie z.B. Freimann zu Erkenntnissen zu gelangen, die für das ganze Gebiet zutreffen, so ist dies für einen so großen und differenzierten Raum wie den »Münchner Norden« (im Sinne der Pohl'schen Karte) nur in einer sehr groben Form möglich. Es bleibt aber festzuhalten, dass die sogenannte Freimanner Gartenstadt am Anfang des 20. Jahrhunderts mit hohen Erwartungen gegründet wurde, danach erhebliche Rückschläge erleben musste (Zeppenfeld 1944), heute aber wieder ein anspruchsvolles und gepflegtes Wohngebiet ist. Trotzdem lässt sich das Faktum nicht wegdiskutieren, dass das Image des Münchner Nordens insgesamt nach wie vor wesentlich schlechter ist als das anderer Stadtteile. Das größte Gegensatzpaar bleibt: Norden – Süden.

Pohl und Geipel kommen in ihrem Buch für den Stand 1983 eindeutig zu dem Ergebnis, dass der München Norden »widrige Umweltbedingungen« aufweist und deshalb das Imagegefälle zwischen dem Süden und dem Norden Münchens verständlich ist. Sie sehen die Aufgabe des »engagierten Geographen« darin möglichst zahlreiche Facetten des komplexen Umweltproblems aufscheinen zu lassen. Dies hat das Buch sicherlich geleistet. Auf der anderen Seite hinterlassen die Schlusssätze den Leser ziemlich ratlos, da er Aussagen zur »Lebensqualität« der Bewohner vermisst. »Auch wenn über viele Seiten dieses Textes ein anderer Eindruck entstand sein mag, der Münchner Norden ist keine Horrorlandschaft. Gerade weil wir die Bedrohung sehen und eine Entwicklung von mehr als hundert Jahren überschauen, haben wir uns für den Münchner Norden engagiert«. Wie

schon mehrmals betont, fehlt hier sowohl die detailorientierte, kleinregional differenzierte Sicht des Bewohners als auch die historisch-geographische Vertiefung.

#### Die Freimanner »Gartenstadt« und ihr Umfeld

Aus der Sicht eines Bewohners der sogenannten Freimanner Gartenstadt werde ich versuchen, einige konkrete Antworten zu geben. Hier handelt es sich zweifelsohne um einen Sonderfall im Münchner Norden, da derartige Siedlungstypen meist nur im Süden und gelegentlich im Westen Münchens anzutreffen waren. Dies zeigt deutlich ein Blick in die Untersuchung von *Margret Szymanski* zum Thema »Wohnstandorte am nördlichen Stadtrand von München« (Szymanski 1977). Sie nennt die unterschiedlichsten Nutzungen in Wechsellagerung: »Wohnquartiere der unterschiedlichsten Prägung, Kasernen, militärisches Übungsgelände, Industrie- und Gewerbebetriebe, Kleingartenanlagen, landwirtschaftlich genutzte Flächen, Genossenschafts- und Werksiedlungen der 30er Jahre, Siedlungen des sozialen Wohnungsbaues, Obdachlosenunterkünfte, geplante oder aufgrund spontaner Siedlungstätigkeit entstandene Eigenheimsiedlungen, Landfahrerlager, Arbeiterwohnheime im Werksgelände«.

Die von den Gründern der Gartenstadt festgestellten Standortvorteile zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen durch gravierende Entwicklungen in den folgenden Jahrzehnten nicht recht zur Geltung. Hier sind vor allem die Erbauung der Eisenbahnringstrecke, die Anlage der Geschützgießerei, deren Gelände später zum Reichsbahnausbesserungswerk umgenutzt wurde, die Kanalisation der nahen Isarstrecke und der Aufbau der Fröttmaninger Kläranlage zu nennen. Während der Erholungswert der Isarauen im Laufe der Zeiten schwankte, blieb der



Abb. 6: Postkarte von Freimann 1931, im Hintergrund das Reichsbahnausbesserungswerk Maurer 1983, S. 41



Abb. 7: Stimmungsbilder aus dem Freimann der 1930er Jahre (Altbauten aus dem Dorfzentrum, Wohnblocks des Reichbahnausbesserungswerks, Reichsbahnsiedlung (2 x), alter Verbindungskanal Isar–Schleißheimer Schloss, Isarauen, Blick auf Unterführung, Isar und Isarseitenkanal)

Fotos: Archiv Klaus Fehn

nahe Englische Garten mit der Ausflugsgaststätte Aumeister ein dauerhafter Pluspunkt. Eine große Rolle spielten im Münchner Norden auch die ausgedehnten militärischen Bauten der NS-Zeit. Es entwickelte sich geradezu ein Kasernenring gekoppelt mit ausgedehntem militärischem Übungsgelände.

Der engere Freimanner Bereich war schon in der Vorkriegszeit sehr unterschiedlich bebaut und genutzt. Zahlreiche Zwischengebiete wurden in der Nachkriegszeit umgenutzt und vor allem dichter bebaut. Flächenintensive Großanlagen entstanden jedoch nur selten, da genügend ausgedehntes unproblematisches Ge-

lände nicht mehr zur Verfügung stand. In dieser Situation verlegte sich die Planung in zunehmendem Umfang auf die Möglichkeiten der Umnutzung belasteten Geländes, also auf die Konversion. So entstanden auf ehemaligen Truppenübungsplätzen und Schießplätzen Wohnsiedlungen, in ehemaligen Kasernen Bildungseinrichtungen, in kontaminierten Zonen Sportstadien sowie Einkaufszentren auf ehemaligem Industriegelände. Sehr problematische Zonen wie das Gelände um die Kläranlage Fröttmaning und den Müllberg wurden grundlegend aufgewertet. Neue Akzente kamen in den Raum durch die Ansiedlung wichtiger Bildungsinstitutionen. Dem Naherholungsraum wurde eine große Bedeutung zugemessen, wofür vor allem die Gestaltung der Kiesabbaugruben zu Badeseen und die systematische Gestaltung des Isarufers sprechen. Sehr wertvoll ist die ausgezeichnete Verkehrsanbindung an Schwabing und die Münchner Innenstadt durch eine eigene U-Bahn-Linie.



Abb. 8: Frühe Forschungen des wissenschaftlichen Assistenten am Geographischen Institut der Universität München Dr. Hans Fehn bei Unterführung im Frühjahr 1930  
Foto: Archiv Klaus Fehn

#### Die »Gartenstadt« Freimann

Meine Eltern, beides Akademiker, haben sich 1933 gezielt in der Freimanner Gartenstadt angesiedelt und sich dort unter Inkaufnahme von drei Umzügen innerhalb von fünf Jahren Schritt für Schritt von Mietern in verschiedenen Wohnungstypen bis zu Besitzern eines Einfamilienhauses 1938 hochgearbeitet. Der Hauptgrund war das dort mögliche Leben in der Nähe von Grünanlagen und Wasserläufen fern der Innenstadt, aber verkehrsmäßig gut an den Arbeitsplatz meines Vaters, die zwischen dem Zentrum und Schwabing gelegene Universität, angebunden. (Wesentliche Aussagen finden sich im Nachlass meiner Mutter *Erika Fehn*, geb. 1902, gest. 1988). Zu diesem Zeitpunkt war aber zumindest Stadtplanungsexperten längst klar geworden, dass der Standort für die Gartenstadt trotz der Nähe zum Englischen Garten und zum Ausflugsrestaurant Aumeister falsch gewählt worden war. Die Großraumlage und die damit verbundene allgemeine Bewertung waren hier wesentlich schlechter als im Münchner Süden. Bemerkenswerterweise finden sich jedoch in den hinterlassenen Unterlagen meiner Eltern nahezu keine Beschwerden über die seit der Jahrhundertwende der Siedlung Freimann aufgebürdeten Belastungen. Das tägliche Leben funktionierte

offensichtlich in der gewünschten Weise, wobei die Teilelemente Haus, Garten, Siedlung und naturnahes Umland die größte Rolle spielten. Große Teile von Freimann nahmen meine Eltern gar nicht oder nur als neutrale Raumelemente zur Kenntnis, die ebenso wenig Einfluss auf ihr Leben hatten, wie die meisten übrigen Teile Münchens und die angrenzenden Umlandgemeinden. In den Wohnungen zwei und drei habe ich zwar als Kleinstkind gelebt, die Erinnerungen setzen aber erst für das Einfamilienhaus ein. Sowohl das Haus als auch der Garten waren hervorragend für eine kinderreiche Familie geeignet, der auf eine intensive Verbindung zur Natur allergrößte Wert legt. Die von den Gründern der Gartenstadt festgestellten allgemeinen Standortvorteile kamen aber durch gravierende Entwicklungen in den folgenden Jahrzehnten nicht recht zur Geltung. Mein Leben im Münchner Norden bewerte ich im Rückblick trotzdem insgesamt als eine harmonische und erfüllte Jugend- und Studentenzeit.

Als meine Eltern 1933 ihre Etagenwohnung in der Königinstraße im Stadtzentrum aufgaben und sich in Freimann niederließen, gehörte der Ort erst seit zwei Jahren formal zum Münchner Stadtgebiet und besaß noch ganz den Charakter eines Vorortes, denn zwischen der Bebauungsgrenze des Münchner Kernbereichs und Freimann lagen noch ausgedehnte Freiflächen. Der Umzug in den Vorort Freimann entsprang eindeutig dem Wunsch nach einem Wohnsitz in einem naturnahen Umfeld. Ausschlaggebend für die Wahl Freimanns als Wohnort waren weiterhin die guten Verkehrsverhältnisse in Gestalt der Straßenbahnverbindung. Die drei Wohnungen, die das Ehepaar bzw. ab 1935 die Familie *Fehn* von 1933 bis 1938 als Mieter bewohnte, lagen nicht weit entfernt voneinander in der Freimanner Gartenstadt. Im Juli 1938 erwarben meine Eltern das 1928 erbaute Einfamilienhaus in der Hortensienstraße 5. Das dem Haus angehörende und zweifellos wichtigste Einzelelement der wohnräumlichen Einheit machte der eigene Garten aus. Vergleichbar dem Haus als Zentrum der Familie besaß der Garten u.a. die Funktion eines gesellschaftlichen Mittelpunktes, in dem der Kontakt zwischen der Familie und der Nachbarschaft stattfand. Im räumlichen Bewusstsein meiner Eltern stellte der Garten folglich eine Art Bindeglied zwischen dem Haus und der Nachbarschaft her, mit der Folge, dass das Haus nicht als eine nach außen isolierte Einheit angesehen wurde, sondern sich zum aktiven Bestandteil eines kleineren Raumes, hier des Wohnviertels, entwickelte.

Der hohe Grad der Akzeptanz des Wohnortes Freimann in der raum-zeitlichen Orientierung meiner Eltern beruhte zum wesentlichen Teil auf dem naturnahen Charakter der Umgebung. Besonders der Bereich der Isarauen östlich der Gartenstadt bot vielfältige Naherholungsmöglichkeiten. In einem Rückblick zum Jahr 1937 legte meine Mutter die Vorzüge dar, die sie mit dem Raum Freimann verband. *»Wenn man in der großen Stadt immer weiter nach Norden geht, dann kommt man nach Freimann. Da stehen die Häuser in Gärten und nicht mehr so dicht aufeinander wie in der Stadt. Grüne Wiesen breiten sich aus mit alten Baumgruppen. Hohe Pappeln ragen, ein lustiges Bächlein schlängelt sich durch die Wiesen und nicht weit entfernt dehnen sich die Isarauen und der Englische Garten aus«*. In ihren Tagebüchern und Briefen schildert meine Mutter eine Vielzahl von Ausflügen und Spaziergängen, auf die sich ihre räumliche Verbundenheit mit



Abb. 9: Hans Fehn und Erika Fehn nach ihrem Umzug in ihr neues Lebensumfeld Freimann 1933

Foto: Archiv Klaus Fehn



Abb. 10: Die erste Mietwohnung (ab 1933) und das eigene Haus (1938) der Familie Fehn in Freimann

Foto: Archiv Klaus Fehn

Freimann begründet. Neben der naturnahen Attraktivität beinhaltete der Raum der Isarauen weitere Naherholungselemente wie das Familienbad Floriansmühle und den Restaurationsbetrieb »Zum Aumeister«. Freimann und seine Umgebung verschmolzen in der raum-zeitlichen Orientierung meiner Mutter zu einem einheitlichen räumlichen Gebilde, in das Elemente aus dem Bereich des Hauses und des Gartens, der Nachbarschaft, des Wohnviertels und des landschaftlichen Umfeldes eingeflossen waren.



Abb. 11: Das leerstehende ehemalige Wagnerhäuschen neben dem Eisenbahnerblock unmittelbar vor dem Abbruch 1978

Foto: Archiv Klaus Fehn

### Frühe persönliche Umwelteindrücke

In der Wahl des Wohnstandortes hatten meine Eltern besonders auf eine reizvolle naturnahe Umgebung geachtet. Diese stellten einerseits der Englische Garten und andererseits die Isarauen dar. Hinzu kamen die ausgedehnten freien Wiesenflächen, die in meinen Kinderjahren noch in fast allen Teilen Freimanns bestanden. In einer solchen Situation wurde der Begriff Naherholung gar nicht verwendet. Die genannten Räume standen dauerhaft zur Nutzung zur Verfügung und wurden auch intensiv genutzt. Dazu zählten auch zahlreiche selbständige unbeaufsichtigte Ausflüge der Kinder in den Isarauen oder in den Englischen Garten. Dort gab es interessante Spielplätze mit unterschiedlichen Bäumen und Gebüsch, aber auch die Nebenbäche der Isar. Das Isarbett war wegen starker Verschmutzung ab dem Oberföhringer Wehr nicht recht zum Spielen geeignet, obwohl das Wasser ja in den parallellaufenden Kanal abgeleitet war und es zahlreiche Kiesinseln gab. Von der Isarbrücke konnte man an klaren Tagen sehr gut Teile der Alpen mit der Zugspitze sehen, wodurch eine gewisse emotionale Verbindung zwischen der extremen Flachlandschaft des Münchner Nordens und dem Hochgebirge zustande kam. Besonders beliebt waren Familienunternehmungen in den Nordteil des Englischen Gartens um die Gaststätte »Zum Au-meister« herum und in das Familienbad Floriansmühle, das am Mühlbach, einem der Isarbäche, betrieben wurde.

Die Auseinandersetzungen um die Erweiterung bzw. Einengung des Englischen Gartens wurden besonders deutlich am Fernsehgelände. Hier zeigten sich

sehr deutlich die Auswirkungen eines politisch gewollten Standorts auf die spätere Raumplanung. Noch weiter nördlich gelangte man in den Raum, für den schon in den 1950er Jahren umfassende Pläne zum Ausbau einer vielgestaltigen Erholungslandschaft entwickelt worden waren. In dieses Gebiet kam ich nur selten, da es ziemlich abgelegen und verkehrsmäßig schlecht erschlossen war. Auf der anderen Isarseite entstanden im Zusammenhang mit dem Kiesabbau zahlreiche Baggerseen, die später die Kernsubstanz des sogenannten Fünfseenlandes werden sollten. Die Diskussionen über die Ausweisung bestimmter Gebiete als Naturschutz- oder Landschaftsschutzgebiete bekam ich nur sehr am Rande mit. Trotzdem waren mir die erheblichen landschaftlichen Unterschiede entlang eines SW-NO-Profiles sehr deutlich. So wies das erste Nachbardorf im Norden, Dirnsmanning, noch einen stark ländlichen Charakter auf. Ebenso war dies für Garching links und Ismaning rechts der Isar zu konstatieren. Die Kanalanlagen der Mittleren Isar AG und die damit verbundenen Fischteiche erregten ebenso meine Aufmerksamkeit wie die zahlreichen Ziegeleien in dem Lehmgebiet östlich der Isar (*Heilmayer 1924*).

Bei den Ausflügen nach Norden kam man auch an der immer ausgedehnter werdenden Kläranlage der Stadt München vorbei und man sah den Müllberg kontinuierlich anwachsen. Beeindruckend war das damit verbundene Verschwinden des alten Dorfes Fröttmanning, dessen Gesamtanlage mit den Höfen und Kleinanwesen ich noch kennenlernte. Das Ab und Auf der Entwicklungen in diesem Gebiet von einem Bauerndorf über eine sehr problembeladene städtische Randzone zu einem großstädtischen Sportschwerpunkt war damals noch nicht abzusehen. Durch die Beendigung der Müllaufschüttung und die folgende Abdeckung ist im Raum Freimann ein Hauptproblem beseitigt worden: die extreme Geruchsbelästigung, die mir vor allem gegen Ende der 1950er Jahre sehr zuge-setzt hat.

#### Veränderungen in der Nachbarschaft

Die Verlagerung von Wissenschaftseinrichtungen in den Münchner Norden erlebte ich erstmals mit der Erbauung des Max-Planck-Instituts für Atomphysik in Freimann-Süd (*Geipel 1972*). Großen Eindruck machte die Errichtung des ersten Atomreaktors der Bundesrepublik Deutschland auf einem Freigelände nahe Garching. Es folgten ausgedehnte Institutsverlagerungen der Technischen Hochschule aus München heraus ebenfalls nach Garching. Mit großem Interesse verfolgte ich die Diskussionen über die Umgestaltung des Dorfes und seiner Flur, wobei die Brisanz dieser Auseinandersetzung durch die Verwendung des Schimpfwortes von den »*Garchinger Millionenbauern*« deutlich wird. Von den späteren wichtigen Entwicklungen im Münchner Norden habe ich sehr intensiv die Vorbereitung und Durchführung der Olympischen Sommerspiele 1972 erlebt, die zwar hauptsächlich andere Bezirke Münchens betrafen, den engeren Münchner Norden aber auch durch Straßenbauten, Anlage neuer Verkehrslinien wie vor allem der U-Bahn und Erbauung von Sportstätten wie der Schießanlage und dem

See für die Ruderwettbewerbe berührten. Einen Hinweis verdient auch die Nutzung des Englischen Gartens für einen Teil des Olympischen Marathonlaufes mit dem Wendepunkt beim Aumeister.

Südlich der Bahnlinie lag die Endhaltestelle der Straßenbahn, die Freimann mit Schwabing und der Innenstadt verband (*Böddrich* 1958). An dieser Achse von Freimann nach Schwabing und der Innenstadt reihten sich im Nordabschnitt zahlreiche wichtige Anlagen auf, wie das Tennisstadion Iphitos, der Hochschulsportplatz und das Ungererbad. In dieser Gegend überquerte auch noch das Industriegleis der aufgelassenen Lokomotivfabrik der Krauss-Maffei-Werke in der Hirschau die Ungererstraße. Weite Teile des Bereichs zwischen Schwabing und Freimann waren aber in meiner Kinderzeit noch nicht bebaut. Es dehnten sich dort noch weite Wiesen aus, die vor dem Krieg teilweise auch als Golfplatz genutzt worden waren. Erhebliche Veränderungen brachte die Anlage der Studentenstadt, der der Hochschulsportplatz aus den 1920er Jahren weichen musste. Für meine Eltern war Freimann von Anfang an ein Vorort, der von der eigentlichen Stadt getrennt war. Sie lebten bewusst »*hier außen*« und fuhren »*in die Stadt*«, legten aber großen Wert auf Bindungen zum Zentrum. Meine speziellen Kenntnisse der Innenstadt konzentrierten sich in den frühen Jahren stark auf den Einzugsbereich der Straßenbahnlinie 6, also auf Schwabing, die Leopold- und Ludwigstraße, den Odeonsplatz und den Marienplatz. Auch später blieb diese Achse für mich prägend, auch nachdem durch die Standorte des Instituts für bayerische Geschichte in der Arcisstraße und des neuen Geographischen Instituts in der Luisenstraße das Gesamtfeld ausgedehnt worden war. Sehr genau erinnere ich mich an die intensiven Diskussionen über die Anlage einer Fußgängerzone und die Konzeptionen des Denkmal- und Ensembleschutzes. Bereits 1958 konfrontierte mich das 800jährige Stadtjubiläum neben einem umfassenden Rückblick zur Stadtgeschichte auch mit grundlegenden Überlegungen zu Stadtplanungsfragen (*Fehn* 1958b). Freimann war ja seit dem Ersten Weltkrieg in steigender Intensität von der Industrie, dem Militär, dem Verkehr und der Entsorgung bestimmt worden, worauf ich schon mehrmals hingewiesen habe.

#### Ausflugs- und Reiseziele

Die beliebtesten Ausflugsgebiete auch für meine Familie befanden sich eindeutig im Münchner Süden. Ziele waren u.a. Grünwald, Pullach, Höllriegelskreuth, Schäftlarn im Isartal sowie Gauting und Stockdorf im Würmtal (*Borcherdt* 1957). Bei diesen Touren beeindruckten mich besonders das dort intensiv erlebbare Relief und der Charakter der Isar als großer Fluss. Besonders zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang meine Aufenthalte im Kinderheim Schlederloh, das auf einem Steilhang 140 m oberhalb der Isar bei Ebenhausen etwas 22 km südlich von München mitten im Wald liegt. Es besitzt einen der schönsten Aussichtspunkte über Wiesen und Wälder des Alpenvorlandes und die Alpenkette. In der Nähe liegt das naturbelassene Isargelände der sogenannten Pupplinger Au, wo bei Hochwasser der Fluss sich ungehindert seinen Weg suchen kann. Ausflüge wur-

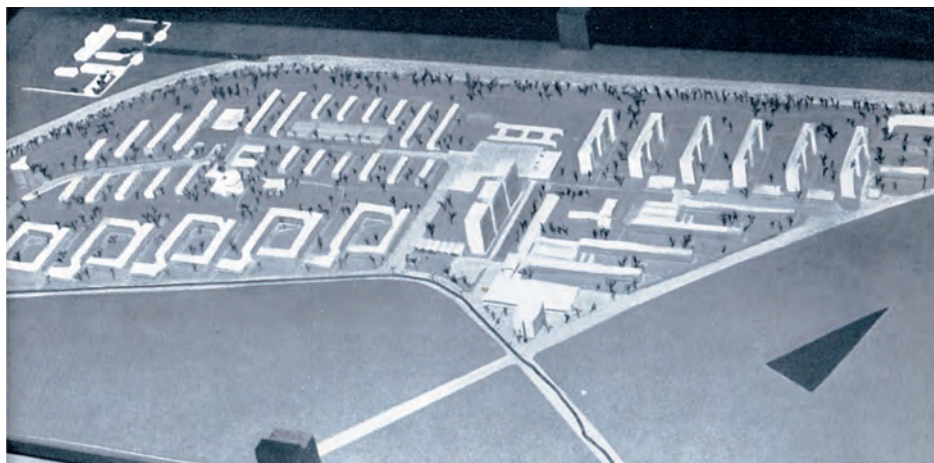


Abb. 12: Modell der geplanten Großsiedlung auf dem Schleißheimer Flugplatz  
(im Hintergrund die Schlossanlage mit Park)  
Lutz 1962, Abb. 236 und 237

den in meiner Kindheit auch an den Starnberger See, den Ammersee, den Wörthsee und den Chiemsee durchgeführt. Besonders nachhaltigen Eindruck hinterließen einige Tagesausflüge in der Kriegszeit mit meinem Vater und meinen Brüdern nach Garmisch-Partenkirchen mit Kabinenfahrten auf den Wank und das Kreuzeck mit Besuch des Höllentals sowie zum Chiemsee mit einer Dampferfahrt zu den Inseln. Für die unmittelbare Nachkriegszeit ist ein mehrtägiger Aufenthalt in Fischen im Allgäu verbunden mit eindrucksvollen Bergtouren sowie Ausflüge auf den Wendelstein und die Zugspitze zu vermerken.

Weitere Reisen führten mich in die Heimatorte meiner Eltern Kassel und Nürnberg. Von beiden Orten habe ich noch deutliche Erinnerungen an die frühe Kriegszeit, als die Fliegerangriffe mit ihren verheerenden Flächenzerstörungen noch nicht eingesetzt hatten. Die Haupterinnerungen beziehen sich in beiden Fällen auf die eigentlichen Lebenszentren der Großeltern bzw. der Großmutter. Besonders die Nürnberger Mühle mit dem von der Pegnitz betriebenen Wasserrad hat mich sehr beeindruckt. Genauso war es mit dem Schlosspark von Kassel-Wilhelmshöhe mit seinen Baumgruppen, Wiesenflächen und Großskulpturen. Bei meinem ersten Nachkriegsbesuch in Kassel wurde meinem Bruder und mir ein längerer Aufenthalt in dem kleinen Dorf Dissen bei meiner Tante ermöglicht, der mir wichtige Einblicke in die fremde dörfliche Welt vermittelte. Ich konnte dabei gewisse Vergleiche ziehen zu den drei Wochen, die ich mit meiner Familie im Sommer 1944 im Fichtelgebirge verbracht hatte. Hier wohnten wir in einem Bauernhof in einem winzigen Weiler. Der Grund für diesen Aufenthalt war die immer stärker werdende Bedrohung durch Fliegerangriffe in München. In der unmittelbaren Nachkriegszeit spielten Fahrten mit Jugendgruppen die Hauptrolle. Sie führten z.B. nach Eichenau in der westlichen Umgebung von München, nach Ortenburg in Niederbayern und nach Hallthurm im Berchtesgadener Land. Die

weiteste Fahrt innerhalb Deutschlands in dieser Zeit führte nach Heidkate an der Kieler Förde und von dort auch an die Nordseeküste Schleswig-Holsteins. Sie vermittelte mir die ersten bleibenden Eindrücke vom Meer in seinen verschiedenen Formen. Erfreulicherweise wurden seit den frühen 1950er Jahren auch Auslandsreisen wieder möglich, auf die ich hier nicht eingehen werde. Sie führten noch während meiner Schulzeit nach England, Frankreich und Italien, in die Beneluxländer und in den Alpenraum.

#### Auswirkungen auf die individuelle problemorientierte Raum- und Zeitprägung

Die Jahre in dieser vielgestaltigen Stadtrandzone begründeten auch in erheblichem Umfange meine problemorientierte Raum- und Zeitprägung für meine spätere akademische Tätigkeit als Historischer Geograph (*Haffke 2011; Schulte 1997*). Die individuellen Unterschiede in der räumlichen Situation auf den verschiedenen Maßstabebenen wie Wohnung, Garten, Nachbarschaft, Block, Viertel wurden mir schon sehr früh bewusst. Daneben wurde ich aber auch mit den Konsequenzen festgefügtter räumlicher Sozialstrukturen konfrontiert.

Noch mehr als die Sozialstrukturen interessierten mich schon in frühen Jahren die Siedlungsverhältnisse, die Kulturlandschaften und die natürlichen Gegebenheiten, soweit sie für Siedlung und Kulturlandschaft von Bedeutung waren. Dabei orientierte ich mich in erheblichem Maße an der Süd-Nord-Achse vom Münchner Stadtzentrum über das früh eingemeindete Schwabing nach dem später eingemeindeten Freimann und schließlich dem Dorf Garching. Innerhalb dieser Abfolge von der City über ein weltbekanntes Stadtviertel und eine städtische Randzone bis zu einer noch weitgehend agrarisch bestimmten Umlandgemeinde fesselten mich besonders die unterschiedlichen Standrandphänomene. Ich erlebte noch ausgedehnte Freiflächen, die aber nicht selten schon im Sinne einer Sozialbrache umgestaltet waren oder nur temporär genutzt wurden. In der Freimanner Stadtrandzone stießen aber die Interessen des Wohnungsbaus mit denjenigen von Industrie, Gewerbe, Rohstoffgewinnung, Verkehr und Militär zusammen. Pioniere bei der Standortbesetzung waren gelegentlich Friedhöfe sowie Sport- und Freizeitanlagen.

Ganz außergewöhnliche Ereignisse mit besonderen Auswirkungen stellten singuläre oder periodische Großveranstaltungen (*Fehn, K. 2003*) wie z.B. der Eucharistische Kongress 1960 und die Olympischen Sommerspiele 1972 dar. Die Unterschiede von Ideologie, Planung und Planverwirklichung konnten im Münchner Norden auch sehr gut am Beispiel der Bauten und Anlagen der NS-Zeit studiert werden; dieser Raum war in erheblichem Umfange für militärische Zwecke umgestaltet worden (*Nerdinger 1993*).

Die Umwandlung verschiedener Naturräume zu Kulturlandschaften, die Erhaltung von Natur- und Landschaftsschutzgebieten, die Erschließung von Erholungsgebieten, aber auch die Schädigung und Zerstörung von wichtiger Substanz konnte von Freimann aus gut verfolgt werden. Die Umgestaltung des Isarbettis und der Isarauen durch den Ausbau der »Mittleren Isar«, die durch die



Abb. 13: Die Allianz-Arena von München neben der Kirche des wüst gefallenen Dorfes Fröttmanning  
 Aus: Süddeutsche Zeitung 2007, Nr. 52, S. VI

Kiesgewinnung entstehenden Baggerseen, die Abtragung der Lehmschichten für die Ziegeleien, der Ausbau der Kläranlagen und die Abholzung von Heidegebieten gehören alle zum historisch-geographischen Thema: Wirtschaftsentwicklung und Umweltbeeinflussung. Dem forcierten Ausbau der Münchner Entsorgungsanlagen musste ein ganzes Bauerndorf, nämlich Fröttmanning, weichen. Diese allmähliche Entstehung einer Dorfwüstung im Stadtgebiet von München konnte ich ebenso beobachten wie das Aufwachsen des Müllberges, der immer größere Umweltprobleme vor allem durch die enorme Geruchsbelästigung verursachte. Übrig blieb die alte Kirche von Fröttmanning, auf die später der Neubau der Allianzarena Rücksicht nehmen musste.

Der Münchner Norden war bis weit in die Neuzeit hinein durch Moore, Heiden und Auwälder gekennzeichnet. Dort hatten die bayerischen Kurfürsten prachtvolle Schlösser wie Nymphenburg und Schleißheim mit einem eindrucksvollen Kanalsystem erbaut (Fehn, K. 1999). Die Kanalanlagen standen mit der Isar und der Würm in Verbindung, wobei einer dieser Kanäle in Freimann von einem Isarseitenbach abzweigte. Er existierte noch in den späten 1930er Jahren, wurde aber 1940 wegen des Baus einer Umgehungsstraße im Zusammenhang mit der Verlängerung der Autobahn zugeschüttet.

Die Autobahn und die Überlandstraßen spielten für mich in meinen Jugendjahren keine große Rolle. Umso wichtiger war die Straßenbahn für die kontinuierlichen Kontakte nach Schwabing und zur Innenstadt. Ohne diese Verbindung hätten sich meine Eltern bestimmt nicht für den Wohnstandort Freimann entschieden, da nur so das tägliche Pendeln zum Geographischen Institut im Universitätshauptgebäude möglich war.

Nochmals betont werden soll an dieser Stelle die große Bedeutung des Englischen Gartens (200 Jahre Englischer Garten 1989; *Wanetschek* 1971), der mit seinem nördlichen Ausläufer ja bis zur Ausflugsgaststätte »Zum Aumeister« reichte, sowie des Auengeländes der Isar. Der Unterschied zwischen dem Münchner Norden und dem Münchner Süden wurde mir immer wieder während der vielen Ausflüge deutlich, die meine Mutter mit mir und meinen Geschwistern in die bekannten Tagesausflugsgebiete im Süden der Stadt unternahm.

Insgesamt lässt sich auch für die Gegenwart nicht wegdiskutieren, dass das Image des Münchner Nordens nach wie vor wesentlich schlechter ist als das des Münchner Südens. Immerhin sind für die letzten Jahrzehnte einige hoffnungsvolle Entwicklungen zu konstatieren. Als ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist der Neubau des Münchner Fußballstadions, der sogenannten Allianz-Arena, neben dem ehemaligen Müllberg, und die Wahl eines Standortes im Münchner Norden für die Anlage eines ausgedehnten sehr anspruchsvollen Ausbildungs- und Trainingsgeländes durch den FC Bayern, der bisher ausschließlich im Münchner Süden angesiedelt war, zu nennen.

Meine Einbindung in das Gesamtgefüge von Freimann wurde nach Beendigung der Volksschulzeit 1946 und dem Übergang auf ein Gymnasium in Schwabing wesentlich schwächer. Vor diesem Zeitpunkt an bestand mein Orientierungsraum aus den drei Teilräumen der Gartenstadt Freimann, dem Münchner Stadtteil Schwabing und dem Zentrum der Großstadt München.

#### Grundzüge der Entwicklung der nördlichen Stadtrandzone von München seit dem 17. Jahrhundert

Als 1632 der schwedische König *Gustav Adolf* von Norden kommend in München einzog, verglich er die Stadt mit einem goldenen Sattel auf einem mageren Pferd. Im Vergleich zu den europäischen Weltstädten wies die nähere Umgebung der Stadt damals tatsächlich weder im Süden noch im Norden größere freizeitrelevante Attraktionen auf. Dies änderte sich in den nächsten 150 Jahren vor allem durch den Bau der großen Schlossanlagen Nymphenburg und Schleißheim mit ihren aufwändigen Parks und Kanalsystemen. Die Heiden, Auwälder und Moore des Nordens waren hierzu als Ausgangslandschaften weit besser geeignet als die dichten Wälder des Südens. Auch nach der Aufhebung des Festungscharakters von München 1792 erwies sich der Norden als die wichtigere Entwicklungsrichtung und zwar für ganz verschiedene Funktionsbereiche. Neben den zahlreichen Gewerbebetrieben und frühen Industriewerken gehörte hierzu auch das epochale Freizeitgelände des Englischen Gartens. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts siedelten sich auch Malerkolonien am Rande des Tertiärhügellandes an, um von Norden aus München mit der Alpenkette darstellen zu können. Auch als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Isartal südlich von München und die Voralpenseen immer mehr das Ziel des sich entwickelnden Ausflugsverkehrs wurden, entwickelten sich die Räume zunächst noch nicht dramatisch auseinander. Im Staffelbauplan von 1904 sind zwar bereits die meisten



Abb. 14: Karte aus dem Reisetatlas von Adrian von Riedl, 1796 im Maßstab von rund 1 : 1 000 000

Aus: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft München, Bd. 57, 1972

Gartenstädte für den Süden und den Westen vorgesehen, es finden sich aber auch noch Planungen für den Norden in Anbindung an den Englischen Garten und die Isarauen. In dieser Zeit entstand auch die Gartenstadt Freimann, wo ich aufgewachsen bin. Meine Eltern haben sich ganz gezielt in den frühen 1930er Jahren dort angesiedelt.

Um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert wurden die Interessenkonflikte zwischen den unterschiedlichen Landschaftsnutzungsansprüchen der wachsenden Großstadt immer deutlicher. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen. 1916 wurde an der neuen Eisenbahnlinie eine Geschützfabrik gebaut. Unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde eine große städtische Kläranlage angelegt. In der NS-Zeit kamen ausgedehnte Militäranlagen hinzu. Die durchaus vorhandenen Ansätze für Erholungslandschaften traten weitgehend in den Hintergrund. Im Gegensatz dazu boomte der Ausflugsverkehr in den Münchner Süden.

Die schon früh einsetzenden Bemühungen um die Schaffung von Naherholungsmöglichkeiten im Münchner Norden brachten über einen längeren Zeitraum nur geringe Erfolge. So gab es schon 1958 einen detaillierten Plan für



Abb. 15: Ausschnitt aus der Karte des Deutschen Reiches 1894, berichtigt 1915  
im Maßstab von rund 1 : 100 000

Aus: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft München, Bd. 57, 1972

die Umwandlung der nördlichen Isarauen zu einer vielgestaltigen Erholungslandschaft und auch einen sehr rührigen Verein zur Sicherstellung überörtlicher Erholungsgebiete in den Landkreisen um München (von Ow 1958). Insgesamt weisen die Untersuchungen der 1970er und 1980er Jahre noch ein fast unentwirrbares Problemgemenge im Münchner Norden auf.

Immerhin waren aber in dieser Zeit bereits wichtige Neuansätze zu konstatieren wie die Olympiaanlagen, die von Anfang an die Erweiterung des innerstädtischen Freizeitangebots berücksichtigten. Durch die Beseitigung von großflächigen störenden Fremdnutzungen wie z.B. durch die Begrünung des Müllbergs und die Aufgabe von Großbetrieben wie dem Bundesbahnausbesserungswerk wurden Flächen und Standorte frei. Ein Beispiel ist die Allianz-Fußball-Arena. Dem Naherholungsraum wurde eine zunehmend größere Bedeutung zugemessen, was zur Anlage von Grünachsen, dem Ausbau von Kiesabbaugebieten zu einer Seenplatte für Erholungszwecke, der Errichtung eines Systems von Fuß- und Radfahrwegen und zu Aufforstungen führte. Besonders wichtig wurde aber die allmähliche Wiederaufwertung des Raumes als Wohngebiet als Folge der erheblichen Verbesserung des Wohnumfeldes.



Abb. 16: Berg, See, Fluss – Die schönsten Tages-touren

Aus: Merian München 2013, S. 129

## Ausblick

Meine Eltern haben sich ganz gezielt wegen der Wohnqualität in der sogenannten Freimanner Gartenstadt angesiedelt, wobei die »wachsende Konzentration von Objekten sperriger Infrastruktur« (im Sinne von Pohl und Geipel) keine Rolle spielte. Unser Haus bildete über Jahrzehnte hinweg eine Art Insel mit eigenem Garten, angrenzenden locker bebauten und begrünten Grundstücken, nahem Erholungsgelände in Gestalt der Isarauen und dem Nordteil des Englischen Gartens mit der bekannten Ausflugsstätte »Zum Aumeister« und einem Familienfreibad. Die Tagesausflüge führten hauptsächlich in den Münchner Süden mit dem attraktiven Isartal und den Ausflugsstätten sowie ins weitere Alpenvorland.

Den Aufbau der modernen Freizeitstrukturen des Münchner Nordens habe ich nicht mehr als Bewohner erlebt. Die bemerkenswerten Veränderungen in der Gewichtung der Grunddaseinsfunktion »Freizeit und Erholung« in diesem Raum inmitten der übrigen konkurrierenden Landschaftsnutzungsansprüche verfolgte ich aber kontinuierlich mit großem Interesse. Weiterhin erbrachten meine historisch-



Abb. 17: Karte aus München. Die Isarmetropole

Aus: Dumont Bildatlas Nr. 190. Osterfilern 2017, S. 6

geographischen Untersuchungen wesentliche Erkenntnisse über erhebliche Verschiebungen in der Gesamtbewertung des Münchner Raumes und seiner Teilbereiche während der vergangenen drei Jahrhunderte in Hinblick auf den Aspekt »Muße, Freizeit und Erholung«.

Abschließend möchte ich noch einige wichtige Forschungsfelder benennen, die im Verlauf der Tagung gar nicht oder nur randlich angesprochen wurden. Genauer untersucht werden sollte m.E. vor allem das Verhältnis zwischen Erholung im Wohnbereich und im Naherholungsbereich, zwischen inner- und außerörtlichem Erholungsraum, zwischen Naherholung und stadtnahem Ausflugsverhalten, zwischen Persistenzen und Konversionen, zwischen räumlichen Ressourcen und neugestalteten Erholungsplätzen und Erholungslandschaften. Weiterhin wäre über folgenden Satz im Lexikon der Geographie im Artikel Daseinsgrundfunktionen, Grunddaseinsfunktionen zu meditieren (Lexikon der Geographie 2001). »Die Raumplanung soll für jede Funktion in ausgewogenem Maße Flächen zu ihrer Befriedigung (normativ) festlegen«. Schließlich müsste der Wandel der Wahrnehmungen und Bewertungen häufiger auf der Basis persönlicher Erinnerungen betrachtet werden.

#### Zusammenfassung

Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit den Möglichkeiten für Freizeit und Erholung inmitten von unterschiedlichen Landschaftsnutzungsansprüchen am nördlichen Rande der in raschem Tempo wachsenden Großstadt München. Dabei werden einerseits die verschiedenen Planungsaktivitäten vor allem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts analysiert und andererseits die Wahrnehmung dieser Vorgänge durch eine betroffene Familie vorgestellt.

Bei dieser Familie handelt es sich um die Eltern des Autors und den Autor selbst; aus diesem Sachverhalt leitet sich der Untertitel des Aufsatzes »Historisch-geographische Studien mit familienbiographischen Hintergrund« ab. Im Hinblick auf die langjährige Verbundenheit mit dem Raum und die historisch-geographische Ausrichtung des Autors wurde es möglich, einige wesentliche Lücken in der wissenschaftlichen Erforschung des Phänomens »Freizeit und Erholung« im großstädtischen Umfeld am Beispiel von München zu schließen, die bereits mehrfach, u.a. in der grundlegenden Untersuchung von Pohl und Geipel 1983 beklagt wurden. Weiterhin glaubt der Autor auf diese Weise einen spezifischen Beitrag zur Tagungsthematik geleistet zu haben, wie es sich normalerweise in diesem Zusammenhang nicht findet.

#### Summary

Leisure and recreation among competing requirements in using the landscape on the example of the northern rural-urban fringe of Munich in the 20<sup>th</sup> century

The present study deals with the possibilities for leisure and recreation within the different demands in using the landscape on the northern border of the rapidly growing city of Munich. The author presents on one hand the different planning activities for leisure, especially the ones at the end of the 19th century, and on the other hand the observations made about these activities using an appropriate

family as an example, which is in this case the author's own family, his parents and himself. These circumstances allow for the subtitle of the article "*Historic-geographical studies with a family biographic background*". With reference to the long-standing affinity to the area and the historic-geographical orientation of the author it was possible to close some essential gaps in the scientific research of the phenomenon "*leisure and recreation*" in the surrounding areas of large cities by taking the example of Munich. The complaints about these gaps were already manifold – take as an example the basic investigation of *Pohl and Geipel* 1983. Furthermore, the author believes to accomplish a specific contribution to the theme of the conference, which is normally not found in this context.

#### Literatur

- Bauer, Richard und Graf, Eva (1986):* Stadt im Überblick. München im Luftbild 1890–1935. – München.
- Bauer, Richard [Hrsg.] (1972):* Geschichte der Stadt München. – München.
- Benthien, Bruno (1997):* Geographie der Erholung und des Tourismus. – Gotha (Perthes Geographie Kolleg).
- Bleyer, Burkhard (1988a):* Verlauf einer Stadtteilkariere München-Milbertshofen. – Kallmünz u. Regensburg (Münchner Geographische Hefte, 58).
- Bleyer, Burkhard (1988b):* Süd-Nord-Gefälle in München? – In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München 73, S. 121–165.
- Böddrich, Jürgen (1958):* Der Strukturwandel von München-Schwabing seit 1850. – In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München 43, S. 45–102.
- Borcherdt, Christoph (1957):* Die Wohn- und Ausflugsgebiete in der Umgebung Münchens. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde 19, S. 173–187.
- Fehn, Hans (1958a):* Münchens Weg vom Klosterhof zur Millionenstadt. – In: Geographische Rundschau 10, S. 201–214.
- Fehn, Hans [Hrsg.] (1958b):* Beiträge zur Stadtgeographie von München. – München (Landeskundliche Forschungen, 38).
- Fehn, Hans u.a. (1963):* Luftbilder aus Bayern. – Konstanz u. München.
- Fehn, Hans (1968):* Bauliche Entwicklung der Münchner Kernstadt 1808 bis 1958. Karte 114. – In: Topographischer Atlas Bayern. München, S. 238–239.
- Fehn, Hans u.a. (1970):* Topographischer Atlas Bayern. – 1. Aufl. München 1968, 2. Aufl. München.
- Fehn, Hans (1973):* München-Freimann – der nördliche Stadtrand der Millionenstadt. Bild Nr. 48. – In: Fehn, Hans [Hrsg.]: Luftbildatlas Bayern. München, S. 114–115.
- Fehn, Klaus (1999):* Wasserbauliche Anlagen für die Schloßparks in den Wittelsbachischen Territorien Kurköln (Raum Köln-Bonn) und Kurbayern (Raum München)

- während des 17. und 18. Jahrhunderts. – In: Der Riss im Himmel Band III. Köln, S. 177–189.
- Fehn, Klaus (2003)*: Singuläre und periodische Großveranstaltungen in ihrer Auswirkung auf die historische Kulturlandschaft. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 21, S. 7–26.
- Fehn, Klaus (2007)*: Das Land Bayern und seine Bevölkerung seit 1800. – In: Das Neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart: Innere Entwicklung und kulturelles Leben. München (Handbuch der bayerischen Geschichte vierter Band, zweiter Teilband), S. 1–71.
- Fehn, Klaus (2016)*: »Umweltqualität« und »Heimatgefühl« im Münchner Norden. Wahrnehmungsgeographische und familienbiographische Studien zu Bewertungswandlungen am Großstadtrand 1916 bis 2016. – München (Masch.-Schr.).
- Ganser, Karl (1968)*: München. Sozialgeographische Betrachtungen zur baustrukturellen Vierteltgliederung in ihrer aktuellen Entwicklungsproblematik. – In: Topographischer Atlas Bayern. München, S. 234–235.
- Geipel, Robert (1972)*: Probleme der Universitätsstadt München. – In: Die Landeshauptstadt München im Jahr der Olympischen Spiele 1972. München (Landeskundliche Forschungen, 44).
- Heilmeyer, Alexander (1924)*: Das Gebiet der Mittleren Isar. – München (Wanderbücher der Münchner Neuesten Nachrichten, 4).
- Haffke, Jürgen (2011)*: Ein Konzept für die Historische Geographie. Klaus Fehn und sein Beitrag zu einer komplexen Aufgabe. – In: Historische Geographie. Konzepte und Fragestellungen gestern-heute-morgen. Festschrift für Klaus Fehn zum 75. Geburtstag. Bonn (Colloquium Geographicum, 33), S. 241–259.
- Job, Hubert u.a. (2004)*: Geographie des Tourismus. – In: Allgemeine Anthropogeographie. Gotha, S. 581–628.
- Kiaulehn, Walther (1958)*: Ein Wort zum heutigen München. – In: Lebendiges München 1158–1958. München, S. 73–134.
- Klingbeil, Detlev (1987)*: Epochen der Stadtgeschichte und der Stadtstrukturentwicklung. – In: München. Ein sozialgeographischer Exkursionsführer. Kallmünz u. Regensburg, S. 67–100.
- Kreibich, Barbara (1973)*: Phänomene des Naherholungsverhaltens. – In: Stadtgeographie in einem neuen Curriculum. Dargestellt am Beispiel Münchens. Kallmünz u. Regensburg (Münchner Geographische Hefte, 37), S. 29–48.
- Landmann, Heinz-Dieter*: München-Nord. Karte 113. – In: Topographischer Atlas Bayern. München, S. 236–237.
- Lexikon der Geographie. Artikel: Daseinsgrundfunktionen, Naherholung, Naherholungsgebiet, Naherholungsverhalten. – Berlin 2001–2002.
- Lutz, Fritz (1962)*: Land um die Großstadt Band I: Von der Naturlandschaft zum modernen Wirtschaftsraum (Münchner Stadtkunde). – München.
- Maurer, Marion (1985)*: Freimann, eine Gemeinde im Schatten der Großstadt. – Buchendorf.
- Megele, Max (1951)*: Baugeschichtlicher Atlas der Landeshauptstadt München. – München (Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München, 3).
- Megele, Max (1958)*: Baugeschichtlicher Atlas der Landeshauptstadt München. Die Stadt im Jubiläumsjahr 1958. – München (Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München, 10).
- Nerdinger, Winfried [Hrsg.] (1993)*: Bauen im Nationalsozialismus. Bayern 1933–1945. – München.
- Ostini, Fritz von (1916)*: München und das bayerische Hochland. – München.
- Ow, Leo Freiherr von (1958)*: Erholungsgelände im Norden Münchens. – München.

- Pohl, Jürgen u. Geipel, Robert (1983):* Umweltqualität im Münchner Norden. Wahrnehmungs- und Bewertungsstudien. – Kallmünz u. Regensburg (Münchner Geographische Hefte, 49).
- Schulte, Andree (1997):* Wandlungen der individuellen und kollektiven raum-zeitlichen Orientierung im 20. Jahrhundert als Forschungsfeld der Historischen Geographie. – In: Perspektiven der Historischen Geographie. Bonn, S. 209–217.
- Stadtgeographie in einem neuen Curriculum. Dargestellt am Beispiel Münchens. – Kallmünz u. Regensburg 1973 (Münchner Geographische Hefte, 37).
- Szymanski, Margret (1977):* Wohnstandorte am nördlichen Stadtrand von München. Sozialgeographische Planungsgrundlage. – Kallmünz u. Regensburg (Münchner Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeographie, 14).
- Wagner, Ludwig (1931):* München. Eine Großstadtuntersuchung auf geographischer Grundlage. – Diss. München.
- Wanetschek, Margret (1971):* Die Grünanlagen in der Stadtplanung Münchens von 1790–1860. – München (Miscellanea Bavarica Monacensia, 35).
- 200 Jahre Englischer Garten München 1789–1989. – München 1989.
- Zeppenfeld, Ruth (1944):* Gartenstadtbildung im Münchner Raum. – Diss. Staatswirtschaftliche Fakultät der Universität München (Masch.-Schr.).

#### Manuskripte und Archivalien

- Fehn, Klaus (2016):* »Umweltqualität« und »Heimatgefühl« im Münchner Norden. Wahrnehmungsgeographische und familienbiographische Studien zu Bewertungswandlungen am Großstadtrand 1916 bis 2016. 180 Seiten. – München (Masch. Schr.)
- Erika Fehn, geb. von Lewinski:* Nachlass. – Geheimes Staatsarchiv. Preußischer Kulturbesitz Berlin GStA PK, VI. HA Familienarchive und Nachlässe, NI Erika Fehn, geb. von Lewinski.

---

## Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

### Autoren und Herausgeber

*Drs. Peter Burggraaff:* Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn. E-Mail: peter.burggraaff@t-online.de

*Prof. Dr. Dietrich Denecke:* Merkelstraße 22, D-37085 Göttingen. E-Mail: dietdnck@aol.com

*Prof. Dr. Andreas Dix:* Professur für Historische Geographie, Geographisches Institut, Universität Bamberg – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg. E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de

*Dipl.-Geogr. Volkmar Eidloth:* Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – Berliner Straße 12, D-73728 Esslingen am Neckar. E-Mail: volkmar.eidloth@rps.bwl.de

*Prof. Dr. Klaus Fehn:* Fridtjof-Nansen-Straße 11, D-53127 Bonn. E-Mail: k.fehn@uni-bonn.de

*Dr. Johannes Hofmeister:* Bahnhofstraße 58, D-48301 Nottuln. E-Mail: kontakt@johanneshofmeister.de

*Prof. Dr. Franz Irsigler (Trier):* Falkensteinerhof 2, D-54329 Konz-Niedermennig. E-Mail: irsigler@uni-trier.de

*Dr. Kilian Jost:* Klassik Stiftung Weimar, Abteilung Neues Museum – Burgplatz 4, D-99423 Weimar. E-Mail: Kilian.Jost@klassik-stiftung.de

*Prof. Dr. Claus-Joachim Kind:* Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – Berliner Straße 12, D-73728 Esslingen/Neckar. E-Mail: claus-joachim.kind@rps.bwl.de

*Dipl.-Ing. Petra Martin M.A. (Esslingen a.N.):* Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – Berliner Straße 12, D-73728 Esslingen/Neckar. E-Mail: petra.martin@rps.bwl.de

*Ass.-Prof. Dr. Gilbert Norden:* Institut für Soziologie Universität Wien – Rooseveltplatz 2, A-1090 Wien. E-Mail: gilbert.norden@univie.ac.at

*Marcus Mogk:* Bachstraße 68, D-53639 Königswinter. E-Mail: mmogkbn@hotmail.com

*Prof. Dr. Folker Reichert:* Universität Stuttgart Historisches Institut Abteilung Mittlere Geschichte – Keplerstraße 17, D-70174 Stuttgart. E-Mail: folker.reichert@gmx.de

*Prof. Dr. Johannes Renes:* Departement Sociale Geografie en Planologie, Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL-3584 CS Utrecht. E-Mail: j.renes@geo.uu.nl

*Prof. Dr. Peter Rückert:* Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart. E-Mail: peter.rueckert@la-bw.de

*Lic. phil. Andrea Schaer:* Archaeokontor GmbH – Amthausgasse 1, Postfach, CH-3001 Bern. E-Mail: andrea.schaer@archaeokontor.ch

*Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

Dipl.-Ing Katrin Schulze M.A.: Freie Landschaftsarchitektin – Schäftlarnstraße 106, D-81371 München. E-Mail: katrin.schulze@gartendenkmalpflege.net

*Dr. Andreas Thiel: (Esslingen a.N.):* Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – Berliner Straße 12, D-73728 Esslingen/Neckar. E-Mail: andreas.thiel@rps.bwl.de

### Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises (2017)

*Dr. Rudolf Bergmann:* Westfälisches Museum für Archäologie – Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Mittelalter und Neuzeitarchäologie – An den Speichern 7, D-48157 Münster. E-Mail: rudolf.bergmann@lwl.org

*Prof. Dr. Vera Denzer:* Institut für Geographie, Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig. E-Mail: denzer@rz.uni-leipzig.de

*Prof. Dr. Andreas Dix:* Professur für Historische Geographie, Geographisches Institut, Universität Bamberg – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg. E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de

*Prof. Dr. Matthias Hardt:* Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. an der Universität Leipzig (GWZO) – Specks Hof (Eingang A) Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig. E-Mail: hardt@rz.uni-leipzig.de

*Dr. Klaus-Dieter Kleefeld:* LVR-Abteilung Kulturlandschaftspflege – Ottoplatz 2, D-50679 Köln. E-Mail: klausdieter.kleefeld@lvr.de

*Prof. Dr. Thomas Meier:* Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg. E-Mail: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

*Dr. Haik Thomas Porada:* Abt. Kartographie und visuelle Kommunikation, Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. – Schongauerstraße 9, D-04328 Leipzig. E-Mail: H\_Porada@ifl-leipzig.de

*Prof. Dr. Johannes Renes:* Departement Sociale Geografie en Planologie, Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL-3584 CS Utrecht. E-Mail: j.renes@geo.uu.nl

*Prof. Dr. Peter Rückert:* Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart. E-Mail: peter.rueckert@la-bw.de

*Prof. Dr. Winfried Schenk:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

*Prof. Dr. Rolf Peter Tanner:* Institut Sekundarstufe I und II der Pädagogischen Hochschule Bern – Fabrikstraße 2E, CH-3012 Bern, E-Mail: rolf.tanner@phbern.ch

Umschlagabbildung:

Badeszene im Wildbad, Titelblatt von *Hans Foltz*, um 1840

## Contents

### Places and landscapes of muse, recreation and leasure

*Volkmar Eidloth*

- Spas and landscapes of Spa resorts in Central Europe until  
the Great War ..... 9  
With 25 figures  
Summary

#### Recreation and health

*Andreas Thiel*

- Places of recreation in the Roman South Western Germany ..... 49  
With 8 figures  
Summary

*Peter Rückert*

- The counts of Württemberg in Wildbad. Recreation and politics  
in the late medieval Black Forest ..... 73  
With 6 figures  
Summary

*Andrea Schaer*

- The therapeutic baths of Baden in Switzerland with regard on  
the actual archaeological and art historical research ..... 91  
With 18 figures  
Summary

*Dietrich Denecke*

- Structure and development of a touristic hiking trail network  
in the German middle mountain areas – enclosure and change of  
the recreation landscapes ..... 125  
With 1 table  
Summary

## Sport and leisure

*Franz Irsigler*

- Soccer and development of settlements, the money match tennis and the heroes of sport in Cologne in the High and Late Middle Ages . . . 161  
 With 7 figures  
 Summary

*Volkmar Eidloth and Hans Renes*

- The pall mall as a 17<sup>th</sup> century innovation in urban and landscape planning . . . . . 179  
 With 15 figures  
 Summary

*Gilbert Norden*

- Vienna, an urban historical geography of sports. . . . . 201  
 With 6 figures  
 Summary

*Katrin Schulze*

- Horse Racing, Oktoberfest and inline skating: the »Theresienwiese« in Munich – a traditional site of urban amusement . . . . . 225  
 With 18 figures  
 Summary

## Leisure and inspiration

*Claus-Joachim Kind*

- Muse and art of Old Stone Age hunters and gatherers on the Schwäbisch Alb . . . . . 253  
 With 13 figures  
 Summary

*Folker Reichert*

- “Free time at your disposal”. Pilgrims to the Holy Land between package tourism and personal experience . . . . . 271  
 With 5 figures  
 Summary

*Kilian Jost*

- The domesticated high mountains – Alps motifs in the English landscape garden . . . . . 285  
 With 32 figures  
 Summary

*Petra Martin*

- »[...] banished in the landscape« – The peninsula HÖri in the Lake of Constance as an artists’ colony . . . . . 319  
 With 18 figures  
 Summary

---

 Short articles

*Marcus Mogk*

- Rhine Romanticism – Rhine Travel – Rhine Panoramas.  
 Remarks on reality and illusion..... 343  
 With 6 figures  
 Summary

*Johannes Hofmeister*

- The photograph collection of nature conservationist  
 Hermann Reichling (1890-1948) as a visual source of  
 landscape change in Northwest Germany ..... 357  
 With 5 figures  
 Summary

*Klaus Fehn*

- Leisure and recreation among competing requirements in  
 using the landscape on the example of the northern rural-urban  
 fringe of Munich in the 20<sup>th</sup> century. Historic-geographical studies  
 with a family biographical background ..... 369  
 With 17 figures  
 Summary

- Addresses of authors, editors and board members  
 of the working group ..... 401

- Contents..... 403



Schwerpunktthemen der bisher erschienenen Bände der Zeitschrift  
Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie

Schwerpunktthemen der Siedlungsforschung

Band 1, 1983, S. 15–166

STADTRANDPHÄNOMENE

Mit Beiträgen von: Busso von der Dollen, Burkhard Hofmeister, Winfried Schich,  
Felix Escher, Wolfgang Hofmann, Eberhard Bohm, Franz Irsigler, Henriette  
Meynen.

Band 2, 1984, S. 7–185

MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE SIEDLUNGSENTWICKLUNG  
IN MOOR- UND MARSCHENGEBIETEN

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille, Hans-Jürgen Nitz, Hendrik van der  
Linden, Guus J. Borger, Ekkehard Wassermann, Klaus Brandt, Rosemarie  
Krämer, Dietrich Hoffmann, Hans Joachim Kühn und Bodo Higelke.

Band 3, 1985, S. 7–85

METHODISCHE UND KONZEPTIONELLE WEITERENTWICKLUNGEN IN DER HISTORISCH-  
GEOGRAPHISCHEN SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Dietrich Denecke, Helmut Hildebrandt und Neek  
Maqsud, Hans-Jürgen Nitz.

Band 4, 1986, S. 9–184

VERKEHRSWEGE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Karlheinz Willroth, Birgitta Hardh, Svend Gissel, Franz  
Irsigler, Karel A.H.W. Leenders, Ulrich Troitzsch, Frank Norbert Nagel, Gerhard  
Oberbeck.

Band 5, 1987, S. 9–204

STÄDTISCHES WOHNEN

Mit Beiträgen von: Wilfried Krings, Günter P. Fehring, Miroslav Richter und  
Zdenek Smetánka, Pavel J. Michna und Vladimír Nekuda, Herbert Knittler,  
Jürgen Ellermeyer, Josef Ehmer, Renate Banik-Schweitzer.

Band 6, 1988, S. 9–214

FRÜHE UMWELTEN

Mit Beiträgen von: Helmut Jäger, Walter Janssen, Jens Lüning und Arie J. Kalis,  
Karl-Ernst Behre, Helmut Bender, Ulf Dirlmeier, Christian Pfister, Jürgen Hagel,  
Engelbert Schramm, Achim Rost, Reinhard Mook und Helge Salvesen, Günter  
Bayerl, Hubert Mücke.

Band 7, 1989, S. 9–216

SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG AM UNTERLAUF GROSSER STRÖME AM BEISPIEL DES RHEIN-MAAS-DELTAS

Mit Beiträgen von: Guus J. Borger, J.H.F. Bloemers, W.J.H. Willems, H. A. Heidinga, Peter Henderikx, Herbert Sarfatij, Adriaan Verhulst, Jan Bieleman, J.D.H. Harten, Jelier A. J. Vervloet, Johannes Renes und Gerard P. van der Ven.

Band 8, 1990, S. 9–206

SIEDLUNGSPROZESSE AN DER HÖHENGRENZE DER ÖKUMENE. AM BEISPIEL DER ALPEN

Mit Beiträgen von: Klaus Aerni, Hans-Rudolf Egli, René Wyss, Jürg Rageth, Paul Gleirscher, Werner Kreisel, Werner Meyer, Werner Bätzing, Hans Becker, Susanne Pacher.

Band 9, 1991, S. 9–227

DER EINFLUSS POLITISCHER GRENZEN AUF DIE SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Hermann Parzinger, Helmut Bender, Vladimír Nekuda, Armin Ratusny, Hans-Jürgen Nitz, Winfried Schich, Ludwig Schober, Johann-Bernhard Haversath, Klaus Fehn.

Band 10, 1992, S. 9–210

DIE BESIEDLUNG DER HÖHEREN MITTELGEBIRGE

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Wolf-Dieter Sick, Uwe Kühl, Jörg Stadelbauer, Rainer Graafen, Heiko Steuer, Eike Gringmuth-Dallmer, Gerhard Billig und Volkmar Geupel, Wolfgang Schwabenicky.

Band 11, 1993, S. 9–291

ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG KLEINERER STÄDTE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Hans Losert, Hans-Georg Stephan, Gabriele Isenberg, Miroslav Richter und Tomáš Velímský, Lieselott Enders, Michel Pauly, Ronald Flückiger-Seiler, Ernst Pleßl, Martina Stercken, Gerhard Henkel, Alois Mayr.

Band 12, 1994, S. 9–233

WÜSTUNGSPROZESSE – WÜSTUNGSPERIODEN – WÜSTUNGRÄUME

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Rudolf Bergmann, Manfred Balzer, Günter Mangelsdorf, Vladimír Nekuda, Rostislav Nekuda, Ervín Černý, Alojz Habovštiak, Hans Krawarik, Peter Rückert, Peter Čede, Johannes Renes.

Band 13, 1995, S. 9–249

BRÜCHE IN DER KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Hans-Jürgen Nitz, Georg Kossack, Walter Janssen, Karlheinz Blaschke, Felix Escher, Frank Hering, Dieter Scholz, Heinz Günter Steinberg,

---

Thomas Wölker, Luise Grundmann, Heinz Schürmann, Horst Förster, Jörg Stadelbauer.

Band 14, 1996, S. 7–313

KULTURLANDSCHAFTSMUSTER UND SIEDLUNGSSYSTEME

Mit Beiträgen von: Eike Gringmuth-Dallmer, Günter Löffler, Harm Tjalling Waterbolk, Theo Spek, Wim A. Ligtendag, Johannes A. Mol und Paul Noomen, Johannes Ey, Dirk Meier, Hans-Rudolf Egli, Carl-Hans Hauptmeyer.

Band 15, 1997, S. 9–220

MARITIME KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL DES OSTSEERAUMES

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille, Christer Westerdahl, Winfried Schich, Andreas Dix, Achim Leube, Axel Priebes, Rolf Plöger, Bruno Benthien, Susanne Schumacher-Gorny, Gerd Hoffmann, Walter Dörfler, Michael Müller-Wille und Jörn Thiede.

Band 16, 1998, S. 9–362

BERGBAU- UND INDUSTRIELANDSCHAFTEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON STEINKOHLENBERGBAU UND EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Wolfgang Wegener, Hans-Werner Wehling, Rolf Plöger, Johannes Biecker und Heinrich Otten, Michael Hartenstein, Horst Kranz, Jörg Wiesemann, Johannes Renes, Georg Römhild, Günther Hein, Christoph Willms.

Band 17, 1999, S. 9–318

DÖRFER IN VORINDUSTRIELLEN ALTSIEDELLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Werner Rösener, Johann-Bernhard Haversath, Mathias Austermann, Norbert Gebauer, Udo Recker, Birgitta Vits, Ulrich Reuling, Reinhard Bauer, Jürg Tauber, Friedrich Eigler, Hans Krawarik, Armin Ratusny, Eike Gringmuth-Dallmer, Matthias Hardt, Hans-Jürgen Nitz.

Band 18, 2000, S. 9–261

ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER GENETISCHEN SIEDLUNGSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Winfried Schenk, Peter Rückert, Klaus-Dieter Kleefeld, Hermann Parzinger, Perdita Pohle, Dirk Meier, Karl Martin Born, Matthias Koch, Günther Moosbauer, Hansjörg Küster, Renate Gerlach, Bernhard Selter, Gabriele Recker, Ulrich Stanjek, Oliver Karnau, Josef Mangold, Franz Maier, Helmut Flachenecker, Jürgen Vollbrecht, Heinrich Otten. Die Beiträge von Dietrich Denecke und Rudolf Bergmann finden sich in Band 19, 2001.

Band 19, 2001, S. 9–270

WALD UND SIEDLUNG

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Günter Moosbauer (mit einem Beitrag von Matthias Leopold und Jörg Völkel), Chrystina Häuber, Hansjörg Küster, Christoph Morissey, Peter Rückert, Bernd-Stefan Grewe, Aline Kottmann und Reinhold Schaal, Bernward Selter, Anton Schuler, Richard Pott und Holger Freund, Franz Schmithüsen, Per Grau Møller.

Band 20, 2002, S. 9–237

RELIGION UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Leszek Paweł Stupecki, Jerzy Strzelczyk, Izabela Skierska, Ralf Gebuhr, Winfried Schich, Rudolf Bergmann, Jerzy Piekalski, Krzysztof R. Mazurski, Peter Čede, Oliver Karnau, Zoltán Ilyés, Klaus Fehn, Dietrich Denecke.

Band 21, 2003, S. 7–215

SINGULÄRE UND PERIODISCHE GROSSVERANSTALTUNGEN IN IHRER AUSWIRKUNG  
AUF DIE HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Karl-Heinz Willroth, Hans-Wilhelm Heine, Hauke Jöns, Caspar Ehlers, Christoph Bartels, Monika Meyer-Künzel, Dieter Rödel und Franz Kümmerle, Klaus Fesche, Olaf Mußmann, Siegfried Zelnhefer.

Band 22, 2004, S. 7–202

KERNRÄUME UND PERIPHERIEN

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Günter Mangelsdorf, Heiko Steuer, Christian Lübke, Hans Rudolf-Egli, Klaus Fehn, Reinhard Zölitz-Möller, Helmut Klüter, Reinhold E. Lob.

Band 23, 2005, S. 9–294

NATURKATASTROPHEN UND NATURRISIKEN

Mit Beiträgen von: Thomas Glade, Karl-Ernst Behre, Guus J. Borger, Elke Freifrau von Boeselager, Manfred Jakobowski-Tiesen, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Birgit Heuser-Hildebrandt, Martin Gudd, Christian Rohr, Lukas Clemens, Mathias Deutsch und Karl-Tilman Rost, Christian Stolz, Thomas Meier, Klaus Fehn.

Band 24, 2006, S. 9–312

HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IM SPANNUNGSFELD VON ÄLTEREN  
ANSÄTZEN UND AKTUELLEN FRAGESTELLUNGEN UND METHODEN

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Klaus Fehn, Ute Wardenga, Sebastian Brather, Eike Gringmuth-Dallmer, Fred Ruchhöft, Rainer Schreg, Udo Recker, Rudolf Bergmann, Theo Spek, Johannes Renes und C.A. Kolen, Peter Rückert, Axel Posluschny.

---

Band 25, 2007, S. 9–312

FLÜSSE UND FLUSSTÄLER ALS WIRTSCHAFTS- UND KOMMUNIKATIONSWEGE

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Stephan Freund, Eike Gringmuth-Dallmer, Vladimír Salač, Thomas Fischer, Matthias Hardt, Peter Ettel, Roman Grabolle, Petra Weigel, Christian Zschieschang, Hans Friedrich Kniehase, Horst-Günter Wagner, Volker Kaminske, Klaus-Dieter Kleefeld, Johannes Ey, Jette Anders, Pierre Fütterer, Max Linke, Stefan Baumeier und Thomas Küntzel.

Band 26, 2008, S. 7–286

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN UND IHR UMLAND

Mit Beiträgen von: Susanne Siewers, Donat Wehner, Pim Kooij, Thomas Küntzel, Franz Irsigler, Ragnhild Berge, Renger E. de Bruin, Rolf Peter Tanner, Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld, Peter Rückert, Annika Björklund, Klaus Fehn, Raf Verbruggen, Michael Kriest, Orsolya Heinrich-Tamáska, Rainer Schreg.

Band 27, 2009, S. 7–244

SEEN ALS SIEDLUNGS-, WIRTSCHAFTS- UND VERKEHRSRÄUME

Mit Beiträgen von: Matthias Hardt, Hans-Rudolf Egli, Albert Hafner und Christian Harb, Orsolya Heinrich Tamáska und Sylvia Hipp, Heidemarie Hüster Plogmann, Thomas Meier, Hans-Ulrich Schiedt, Armand Baeriswyl, Rolf Tanner, Roland Flückiger-Seiler.

Band 28, 2010, S. 7–212

KONSUM UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Gunzelmann, Andreas Dix, Thomas Eißing, Peter Rückert, Hans Becker und Helmut Hildebrandt, Volkmar Eidloth, Manuel Schramm, Klaus Fehn.

Band 29, 2011, S. 9–392

HOMOGENISIERUNG UND DIVERSIFIZIERUNG VON KULTURLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt und Haik Thomas Porada, Anngret Simms, Orsolya Heinrich-Tamáska, Matthias Hardt, Marcin Wołoszyn, Christian Schneider, Christian Zschieschang, Christofer Herrmann, Wieland Carls, Vera Denzer, Anne Dietrich und Haik Thomas Porada, Anton Schindling, Johannes Meier, Jürgen Lafrenz, Andreas Dix, Gerhard Gabel, Jan Erik Steinkrüger, Rolf Peter Tanner, Winfried Schenk, Rainer Luick, Verena Gawel.

Band 30, 2012/13, S. 7–236

ROHSTOFFGEWINNUNG UND STADTENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Ulrich Müller, Uwe Meyerdirks, Frederik Heinz, Götz Goldammer, Hansjörg Rümelin, Antje Seidel, Martin Pries, Peter Welke.

Band 31, 2014, S. 9–394

OFFENE LANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Manfred Rösch, Johannes Renes, Jens Schneeweiß und Natalya Ryabogina, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Tim Soens, Dries Tys und Erik Thoen, Orsolya Heinrich-Tamáska, Ágnes B. Tódt, Ilona Bede und Csaba Szalontani, Márta Tóber und Andrea Kiss, István Petrovics, Máté Tamáska, Franz Maier, Edit Pocsik, Andrea Kiss und Zoltán Karancsi, Máté Tamáska, Peter Čede.

Band 32, 2015, S. 9–481

JAGDLANDSCHAFTEN IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Anngret Simms, Haik Thomas Porada, Stefan Klotz und Winfried Schenk, Haik Thomas Porada und Martin Heinze, Werner Konold, Heiko Laß, Helmut Witticke, Mario Küßner, Manfred Rösch, Thomas Westphalen, Werner Rösener, Thomas Eißing, Martin Knoll, Katharina Winkler, Annett Steinert, Andreas Zechner, Sabine Bock, Haik Thomas Porada, Claudia und Rainer Hohberg, Christoph Hinkelmann, Inge Gotzmann, Axel Armbruster, Roswitha Kirsch-Stracke, Holger Reinhardt und Daniel Rimbach, Erik Borg und Bernd Fichtelmann.

Band 33, 2016, S. 9–387

TOD UND GEDENKEN IN DER LANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Meier, Jürgen Hasse, Gernot Meier, Stefan Brauckmann, Wolfgang Wegener, Hauke Kenzler, Max Linke, Zoltán Ilyés †, Pavel Vařeka und Zdeňka Vařeková, Lucyna Przybylska, Karen M. de Vries, Alexander Holthuis und Maarten G.J. Duijvendak, Klaus Fehn, Claudia Binder und Thomas Meier, Nicolas Schroeder.

Band 34, 2017, S. 9–411

LANDSCHAFT ALS RESSOURCE. ENERGIE, ÖKONOMIE, DEMOGRAPHIE

Mit Beiträgen von: Norbert Kühn, Winfried Schenk, Klaus-Dieter Kleefeld, Elke Janßen-Schnabel, Martin Vollmer-König, Martin Knoll, Michael Kamp, Martina Gelhar, Bernward Selter, Wolfgang Hassenpflug, Thomas Büttner, Hans-Rudolf Egli, Franz Irsigler, Stefan Sonderegger, Andreas Weigl, Markus Zbroschzyk, Viktoria Baur, Maurice Paulissen, Christina Mauelshagen und Eva-Maria Jakobs, Anje Gillich, Michael Tempel und Jörn Schultheiß, Christina Vossler-Wolf, Winfried Schenk und Klaus Fehn.

Band 35, 2018, S. 9–400

ORTE UND LANDSCHAFTEN DER MUSSE, FREIZEIT UND ERHOLUNG

Mit Beiträgen von: Volkmar Eidloth, Andreas Thiel, Peter Rückert, Andrea Schaer, Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Volkmar Eidloth und Hans Renes, Gilbert Norden, Katrin Schulze, Claus-Joachim Kind, Folker Reichert, Kilian Jost, Petra Martin, Marcus Mogk, Johannes Hofmeister, Klaus Fehn.

Die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift Siedlungsforschung sind zu beziehen bei: Selbstverlag Arkum e.V., Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn, % Geographisches Institut / Historische Geographie. Tel. 02 28 – 73 58 71 und 73 76 52, Fax 02 28 – 73 76 50

